This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

708.

Soc. 3977 e. 178

1844(3)

Göttingiſche

gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufſicht

der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

Der dritte Band

auf das Jahr 1844.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichſchen Univ.-Buchdruckerey.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.

Den 2. September 1844.

Paris.

Librairie encyclopédique de Roret, Rue Hautefeuille, Nr. 10 bis. 1843. Nouvelles Suites à Buffon. Histoire naturelle des Zoophytes. Acalèphes, par René-Primevère Lesson, membre correspondant de l'Institut etc. Ouvrage enrichi de douze planches. VIII und 596 Seiten in Octav.

Ref. trug anfangs Bedenken, das angeführte Werk in diesen Blättern anzuzeigen, da schon die flüchtigste Durchsicht hinreicht, den Unwerth desselben zu erkennen, so daß man hoffen kann, es werde bald einer verdienten Vergessenheit anheim fallen. Doch sind auf der anderen Seite die Suites à Buffon, von denen die vorliegende Naturgeschichte der Akalephen einen Band bildet, fast überall verbreitet und der Name des Verfs ist den Fachgenossen zu bekannt, als daß man sich nicht dadurch bestechen und zum Ankauf des Buches verleiten lassen sollte. Wenn wir daher unternehmen, einige Worte über das, was uns in diesem Werke geboten wird, zu veröffentlichen, so leitete uns nur

der Wunsch, im voraus aufmerksam gemacht zu haben, welches Material für die Naturgeschichte der Akalephen uns hier vorgelegt wird und in welcher Form. Dabey müssen wir bekennen, daß wir nicht von jenem revolutionären Geiste beseelt sind, welcher in blinder Hast nieder reißt, was Andere aufgebauet haben, sondern daß wir vielmehr lieber aufbauen helfen, als nieder reißen, insbesondere wo es gilt, auf einem unsicheren, schwankenden Boden ein Gebäude aufzurichten.

Das Ziel, welches sich die Verf. und der Herausgeber der Suites à Buffon gesetzt haben, ist bekanntlich die Lieferung einer vollständigen allgemeinen Naturgeschichte. Es versteht sich von selbst, daß sowohl das ganze Unternehmen, als auch die einzelnen Abtheilungen eine vollständige Entwickelung des Gegenstandes bis zu der Zeit der respectiven Publication in einer nutzbaren und genießbaren Form geben. Wir können mit Recht verlangen, daß uns die Naturgeschichte der einzelnen Thierclassen in dem Zustande vorgeführt werde, bis zu welchem sie durch die vereinten Kräfte aller Naturforscher ausgebildet worden sind. Auch darf in einer allgemeinen Uebersicht, wie sie uns in den Suites à Buffon geboten werden soll, das Material nicht formlos auf einander gehäuft oder mit einem schwachen Faden schlotterig zusammen geflickt, sondern muß nothwendig gesichtet, geordnet und zu einem Ganzen verbunden seyn. Von diesen beiden Anforderungen hat der Verf. keiner auch nur annäherungsweise Genüge geleistet. In der Vorrede sowohl, als auch auf S. 242 bekennt der Verf., daß er die deutsche Sprache nicht versteht und daß er keinen Uebersetzer habe finden können, der ihm die Benutzung deutscher Arbeiten möglich gemacht hätte (?). Wir ehren ein so offenes Geständnis; um so mehr, weil der Verf. da, wo er

deutsche Arbeiten durch französische Uebersetzungen oder Bearbeitungen kennen lernte, immer gewissenhaft die Quellen citiert. Aber wir erlauben uns doch die Frage: konnte sich der Verf. unter solchen Verhältnissen berufen fühlen, die Bearbeitung eines Gebietes zu übernehmen, zu dessen Ueberwältigung die Deutschen nicht eben den geringsten Theil beygetragen haben? Ferner wie kommt es denn, daß der Verf. in der geschichtlichen Uebersicht dennoch viele deutsche Werke, welche nie ins Französische übersetzt worden sind, anführt und über ihre Bedeutung für die Ausbildung der Naturgeschichte der Akalephen spricht? — Dem sey doch, wie ihm wolle; aber dagegen müssen wir uns feyerlichst verwahren, wenn der Vf. sagt, das, was in Meckels vergleichender Anatomie Bd. VII über die Medusen gesagt ist, sey der Ausdruck der Kenntnisse, welche die Deutschen von den Akalephen haben. Ich darf wohl nur an die Arbeiten von Ehrenberg (die der Verf. nur zum Theil kennt) von v. Siebold, R. Wagner, Kölliker u. A. erinnern, um den völligen Irrthum des Verfs hinreichend darzuthun. Ist denn nicht gerade durch die Entdeckung der Duplicität des Geschlechtes der Medusen, durch die Beobachtung ihrer ersten Entwickelung, ferner durch die Auffindung von Sinnesorganen und durch die Untersuchung der Gewebe Wesentliches für die Naturgeschichte der Akalephen geleistet worden? — Dies Wenige mag wohl genügen, um darzuthun, daß der Verf. der ersten Anforderung, die man an sein Buch stellen kann, nicht Genüge geleistet hat, denn er kennt ja nicht einmahl den Stand der Disciplin. Eben so wenig kann uns aber die formelle Behandlung dessen, was uns geboten wird, befriedigen. Alle allgemeinen Uebersichten über die Organisation der verschiedenen Familien fehlen entwe-

der ganz, oder bestehen aus einigen längst verbrauchten Phrasen. Dafür gibt uns der Verf. mit der größten Gewissenhaftigkeit bey jeder Art die anatomischen Details, welche einer oder der andere Naturforscher gerade von dieser Art publiciert hat. So kommt es denn, daß wir alle möglichen Ansichten, alte und neue, richtige und falsche, nach einander wörtlich zu lesen bekommen. Dabey ist noch der große Uebelstand, daß erstens auch das minder Wichtige aufgenommen ist, so daß die Excerpte über Gebühr lang sind und nicht selten ganze Bogen umfassen, zweytens, daß Alles ohne Ordnung durch einander läuft und daher das Nachschlagen sehr schwierig, ja fast unmöglich ist und drittens, daß kaum Spuren einer Critik der heterogensten Ansichten zu finden sind. Es ist, um es kurz zu sagen, die Behandlung der Anatomie so formlos, daß wir bey der Durchsicht kaum den Gedanken unterdrücken konnten, der Verf. biete uns nur die Studien, die er mit Hilfe eines seiner Eleven für die Ausarbeitung einer Naturgeschichte der Akalephen gemacht habe; wir hatten immer Mühe, den Gedanken fest zu halten, daß wir uns mitten in einem ausgearbeiteten Werke befinden. Dies Urtheil dürfte vielleicht zu hart scheinen, wenn wir aber sehen, daß fast Alles, was in den letzten Jahren in Frankreich über Akalephen publiciert wurde, sey es als Originalarbeit, sey es als Uebersetzung vom Anfang bis zum Ende abgedruckt ist, wenn wir sehen, daß drey- und viermahlige Wiederholungen derselben Gegenstände nicht eben selten vorkommen, (so hat z. B. der Verf. die Beschreibung von Strobila, von der doch Sars selbst sagt, daß es nur ein Entwickelungszustand der Medusa aurita sey, dreymahl gegeben, zweymahl mit den lateinischen Worten von Sars, und einmahl französisch, S. 351 und 481),

wenn wir sehen, daß trotz der von den ersten Beobachtern zugestandenen Unsicherheit in Bezug auf die Feststellung einer Art, wie es z. B. bey Cydippe dimidiata Eschsch. der Fall ist, dennoch nicht nur die Species unbedenklich aufgenommen, sondern sogar mit einem neuen Namen versehen und zur Gattung erhoben wird, wenn wir sehen, daß trotz der gründlichsten Nachweise eines Beobachters über die Identität zweyer oder mehrerer Arten der Verf. mit einem einfachen 'wir glauben es nicht' oder 'es ist uns nicht wahrscheinlich,' was doch nicht als Widerlegung betrachtet werden kann, auf seiner Speciesmacherey beharrt, so können wir nur bey dem oben ausgesprochenen Urtheil stehen *bleiben*.

Wenn der Verf. in Bezug auf die Anatomie sagt, daß es schwer sey, aus den Angaben der einzelnen Beobachter allgemeine Resultate zu ziehen, so stimmen wir ihm gern bey, halten es aber dennoch für möglich, solche allgemeine Darstellungen zu geben, was denn auch bereits Eschscholtz, Blainville, Brandt u. A. durch ihre Arbeiten hinreichend bewiesen haben. Ja gerade die jüngsten Arbeiten zeigen eine entschiedene Tendenz, die Organisation der Akalephen nach ihrer typischen Entwickelung zu erkennen. Es ist gegenwärtig z. B. gewis nicht unmöglich, aus den Beobachtungen von Eschscholtz, Mertens, delle Chiaje und Milne Edwards über die Rippenquallen, Resultate zu ziehen, welche der Wahrheit sehr nahe kommen. Und wir wiederholen, daß uns solche Resultate das Ziel eines allgemeinen Werkes über die Naturgeschichte einer Thierclasse zu seyn scheinen.

Der Verf. hat wohl, als er S. VI und VII die Hoffnung aussprach, daß sein Werk 'das Nachschlagen von hunderten von Büchern erspare' und 'daß es ein unentbehrliches Handbuch für reisende

Naturforscher werden werde', nicht bedacht, wie nutzlos der Abdruck von Originalabhandlungen über die Anatomie der Akalephen ohne Hinzufügung der treffenden Abbildungen sey, weil der bey weiten größte Theil ohne die letzteren gar nicht zu verstehen ist. Was hilft uns z. B. ein Abdruck der vortrefflichen Abhandlung von Milne Edwards über Lesueuria, Beroe ovatus u. s. w., sammt der Bezifferung, welche Lesson beyzufügen nicht unterlassen hat, wenn wir die Abbildungen nicht zur Hand haben, auf welche sich die Ziffern beziehen? Wir sind demnach genöthigt, das Original nachzusehen, wenn wir vergleichen, wenn wir uns belehren wollen. Was nützt es, wenn wir ohne Führer die einzelnen Abhandlungen durchgehen? Wir stoßen auf Widersprüche, die wir, ohne selbständig gearbeitet und uns damit ohnedies ein selbständiges Urtheil gebildet zu haben, nicht lösen können.

Was nun den zoologischen Theil der Arbeit betrifft, so verspricht der Verf. 'eine neue Anordnung der Familien und Gattungen zu geben' und hält dies für das einzige, eigene Verdienst seines Werkes. Es ist wohl verzeihlich, wenn uns bey der totalen Vernachlässigung des anatomischen Materials im voraus die neue Classificationsmethode etwas verdächtig vorkommt, denn so sehr wir auch in der Zoologie den Werth äußerer Kennzeichen anerkennen, so kann doch eine natürliche Abtheilung und Anordnung größerer Gruppen nur auf anatomische Charaktere gegründet werden. In der That aber hat der Verf. seine 8 großen Familien nur durch äußere Kennzeichen charakterisiert, die weder durchaus stichhaltig sind, noch eine natürliche Aneinanderreihung gestatten. Es sind z. B. die Diphyiden zu weit getrennt von den Velellen, obgleich beide einander durch ihre vielen Mägen sehr nahe stehen; auf der anderen Seite

sind die Velellen mit den Porpiten vereinigt, während sie doch durch die Beschaffenheit ihrer Verdauungsorgane weit genug aus einander liegen, und dergl. m. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Unhaltbarkeit der Anordnung in ihrer ganzen Ausdehnung nachweisen. Es genüge zu bemerken, daß uns hiermit zwar eine dem Verf. eigenthümliche Anordnung, aber keineswegs eine natürliche, eine zwingende vorgelegt wird. Durch einige geringe Abänderungen könnte man eben so leicht nicht nur eine, sondern wohl noch mehrere solcher Classificationen schaffen, gegen oder für die sich eben so viel oder eben so wenig, als gegen oder für die vorliegende sagen läßt. In der Charakteristik der Gattungen gibt uns der Verf. ebenfalls vieles Eigenthümliche, aber wir müssen gestehen, daß uns auch hier sehr oft die nöthige Begründung zu fehlen, daß vielmehr eine große Vorliebe für die Aufstellung neuer Gattungen oder für die Umänderung der alten Namen hervorzustechen scheint. Ref. hält es z. B. für rein unmöglich, die Gattungen Chiaja, Bolina und Eucharis generisch von einander zu trennen und findet eben so wenig die von dem Verf. aufgestellten Gattungen Eschscholtzia und Mertensia hinreichend charakterisiert, um sie von Cydippe zu scheiden. Ref. weiß sehr gut aus eigener Erfahrung, daß eine treffende Charakteristik der Akalephen keine leichte Arbeit und daß man sich dabey öfter als einmahl versucht fühlt, den gordischen Knoten, welcher durch die unzureichenden Beschreibungen früherer Beobachter geschürzt wurde, mit dem Schwerte entzwey zu hauen; aber durch unbegründete Aufstellung neuer Gattungen und Arten wird der Uebelstand eher vermehrt, denn vermindert. Die Synonyme sind ohnedies schon zu einer solchen Höhe gediehen, daß sie eben kein erfreuliches Bild gewähren.

Der beygegebene Atlas besteht aus 12 Tafeln, welche gegen 40 Abbildungen von Akalephen aus den verschiedenen Abtheilungen und einige Detailfiguren enthalten. Die Ausführung der Figuren bleibt weit hinter der zurück, welche wir sonst in französischen Werken zu finden gewohnt sind und läßt sehr viel zu wünschen übrig.

Schließlich können wir nicht umhin zu bemerken, daß wir uns bey der Durchsicht des vorliegenden Werkes vergeblich bemüht haben, demselben eine vortheilhafte Seite abzugewinnen. Je weiter wir in derselben fortschritten, desto klarer trat es hervor, daß die vorliegende Naturgeschichte der Akalephen unter allen Abtheilungen der Suites à Buffon, die wir kennen, sowohl in Bezug auf den Text, als auf die Abbildungen weitaus die schwächste ist. Wir begreifen nicht, wie Vf. und Verleger ihre Reputation und ihr Interesse nicht besser zu wahren verstehen. Friedrich Will.

Berlin,

bey Trowitzsch 1843. Züge aus dem Leben des heiligen Nilus, oder: Das Christenthum, ein Licht auch in den Zeiten der größten Finsterniß. Von Dr August Neander. 16 Seiten in Quart.

Zur Feyer der Stiftung der Bibelgesellschaft zeichnet der ehrwürdige Vf. das Bild eines frommen Mönches in Calabrien, im 10. Jahrhundert, der eben, erfüllt von dem Geiste des wahren Evangeliums, 'ein Licht auch in den Zeiten der größten Finsterniß' war. Die kleine Schrift soll ein Beytrag seyn, das Bewußtseyn des großen Leibes, dem alle, die zu dem einen Glauben an Jesus, als unseren Heiland, in allen Jahrhunderten und an allen Orten sich bekannt haben, als Glieder angehören, und das Bewußtseyn des einen diesen Leib zu allen Zeiten, an allen Orten beseelenden Geistes immerdar in uns zu erhalten, und immer von neuem in uns anzufrischen, und hat in ihrem Resultate, daß die evangelisch-katholische Kirche alle die Träger des wahren Geistes Christi als die Ihrigen ansieht, wenn sie auch äußerlich einer anderen Gemeinschaft angehören, große Bedeutung nicht nur für die Gläubigen der evangelischen, sondern auch der römischen, misbräuchlich so genannten katholischen Kirche. Man hat neuerlich in römischen Journalen von Trübungen der Kirchengeschichte durch unseren Neander gesprochen, hat man vielleicht die Trübung gemeint, die, wenn volles Licht auf dunkle Stagnationen fällt, der Ab- und Aufklärung vorangeht? Köllner.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. 143. Stück.

Den 5. September 1844.

Hamburg,

Verlag bey Friedr. Perthes. 1842. Beleuchtung der Gesangbuchsbesserung, insbesondere aus dem Gesichtspunkte des Cultus. Von Gerh. Chryno Hermann Stip. In zwei Abtheilungen. VI und 606 Seiten in Octav. — Musikbeilagen vom Ritter Siegmund Neukomm. VII und 77 Seiten in Octav.

Man kann es eine besondere Gunst des Zufalls nennen, daß in dem Vaterlande dieser Blätter das s. g. alte Kirchengesangbuch nur wenig Zeichen jener Entstellung und Erniedrigung trägt, über welche in anderen Provinzen und ganzen Landeskirchen neuerdings so viel Klage geführt wird. Aber man hat nicht bloß geklagt. Berufene und Unberufene wetteiferten nach Kräften auch zu beßern. Viel Gutes ist dadurch schon geschehen oder doch in Anregung gebracht; viel Uebles ist aber auch ärger geworden. Jedenfalls gibt es gegenwärtig eine ganze Literatur über Gesangbuchsreform, die nicht selten an Alexandrinische und Byzantinische Zustände er-

innert. Man kann sich nur schwer darin orientieren und ist für die darauf gewandte Mühe nicht immer erfreulich belohnt. Um so mehr Dank verdient der Verf. des vorliegenden Werkes, dessen Absicht es ist, von den neueren Bestrebungen, die Gesangbücher zu bessern, eine Geschichte und Critik zugleich zu geben und dabey eigene Ansichten aufzustellen und zu begründen. Es fehlt dem Werke nicht an erfreulicher und erbaulicher Gelehrsamkeit, nicht an treffender (nur bisweilen zu derber) Polemik, nicht an kirchlicher Erfahrung, endlich vorzüglich nicht an Geist und Glauben. Wenn wir noch hinzu fügen, daß der Verf. äußerlich und innerlich Bunsen nahe steht, so geschieht es, weil auch dadurch für das Werk ein günstiges Vorurtheil erregt wird. Dürfen wir freylich nicht verschweigen, daß sich bisweilen große Einseitigkeit zeigt und daß der Vf. im Glauben mehr das ältere Einheitliche herstellen, als das gegenwärtige Gemeinsame aufsuchen will, so ist uns doch eine solide Einseitigkeit lieber, als eine wäßerige Flachheit. Und das gläubige Herz ist in dieser Zeit immer ein Schatz, auch wenn man darin nicht Altes und Neues, sondern nur jenes fände. — Indem wir den Inhalt des Werkes besprechen, wird sich Gelegenheit finden, unser Urtheil zu begründen.

Der Verf. datiert den Anfang der Gesangbuchbeßerung aus dem Jahre 33, in welchem das Bunsensche Gesang- und Gebetbuch erschien. Das Stiersche Buch über Gesangbuchsnoth bildet eine zweyte Epoche, weil es, nachdem die Beßerung auf dem practischen Gebiete, die Bunsen anfing, nicht durchgreifen wollte, einen Ueberblick des Verderbnisses zu gewinnen trachtete. Wackernagels Nationalwerk endlich zeigt den Reichthum der Vergangenheit, bey der die Armuth der Gegenwart

Rath und That findet. Auf diesem thatsächlichen Fundament der 'Beßerung' erhebt sich unser Werk, um den Wald der Literatur, die sich in den letzten 7 Jahren mit den Gesangbüchern beschäftigt, zu lichten und zu lüften. Auswahl der Lieder, Beßerung des Textes, Anordnung der Gesangbücher sind die leitenden Gesichtspuncte, wonach das Werk in drey Abschnitte zerfällt. Die innere Oeconomie der Haupttheile basiert nicht immer auf strenger Disposition, oft verwickelt sich der Faden in episodischen Expectorationen; doch lassen sich meist folgende drey Fragen heraus finden, wenn schon nicht immer in derselben Reihenfolge: wie stand es einst? wie jetzt? wie soll es seyn?

S. 23—186 wird von der (I) Auswahl der Lieder gehandelt. Unter einer Zahl von beynahe 100,000 geistlichen Liedern, deren sich die deutsche Kirche zu rühmen hat *), ist es zunächst schwer, die für ein Gesangbuch nöthigen Principe der Sparsamkeit zu finden. Aber welche Verschiedenheit schon darin! Bunsen hat noch nicht 700, Knapp kann sich mit 3500 noch nicht begnügen. Der Verf. thut wohl, nach den Ursachen der Zahlen- und Massenliebhaberey zu forschen. Zunächst wollte man recht viele 'Rubriken' ausfüllen können und machte eher ein Lied für eine leere Rubrik, als daß man die letztere wegließ. Selbst der Würtemberg. Gesangbuchsentwurf bringe unter der Rubrik 'Fürst und Vaterland' wenig mehr, als den Unsinn eines 'reimvergnügten Schulmeisters.' —

*) Wenn der Verf. ein 'goldenes Zeitalter' der kirchlichen Lieder aufzufinden trachtet, so ist es doch mindestens sehr unpoetisch, daß er dasselbe 'die glückliche Zeit' nennt, 'wo man das kirchliche Gesangbuch noch nicht zum Abtritt machte, auf dem jeder Poet seine geistige Nothdurft verrichten müsse.' S. 31.

Man will ferner der 'subjectiven Sentimentalität,' die unsere neuere Poesie durchweg charakterisiert, auch in den Gesangbüchern Raum geben. Endlich will man bey Auswahl der Lieder selbst die Glaubensdifferenzen thunlichst berücksichtigen, daß Jeder für den Gaumen seines Glaubens eine Speise finde. Manche Gesangbücher sind deshalb nicht weit entfernt von den Andachtsbüchern, denen ihre Verleger zu besonderem Lobe nachsagen, daß sie für 'Christen aller Confessionen' seyen. — Der Vf. will nun, daß ein Lied sich dadurch fürs Gesangbuch entscheide, daß es einen kirchlichen Charakter habe, also auch eine Geschichte. Denn das Gesangbuch sey kirchlich d. h. für den Cultus bestimmt. Was ist aber Cultus? Die ref. Kirche wolle nur das Wort d. h. die Predigt; daher ihre Liederscheu, ihr fast epischer Cultus. Die lutherische Kirche fasse dagegen alle Theile des Cultus als gleich berechtigt in ihrer 'großen Idee des sacramentum und des sacrificium im Gottesdienste' S. 56 ff. Beides ist der Begriff des evang. Gottesdienstes: 'der Dienst, damit Gott uns dienet, wie der Dienst, damit wir Gotte dienen.' So die Predigt, so der Gesang. Dieser hebt da an, wo sacram. und sacrif. in einander eingehen. Eins kann über das andere vorherrschen, aber ohne Eins von Beiden kann ein geistlich Lied nicht seyn. Und in der luther. Kirche herrscht der sacramentale Charakter des Liedes vor. 'Himmelan geht das Gebet, hernieder kommen die heiligen Lieder.' Sonach ist das kirchliche Lied auf Seiten der Gemeinde, was ihr gegenüber die Predigt ist. Es ist die Gemeindepredigt, deren Berechtigung in dem allgemeinen Priesterthume Aller gegeben ist, — die Gesangspostille des Volkes.

Der Verf. hat diese Gedanken sehr ausführlich

behandelt und sowohl aus den Schriften der älteren Theologen als aus seinem eigenen Glaubenszusammenhange nachgewiesen. Dadurch kommen wir oft weitab von der Liederauswahl, um die es sich handelt. Denn die Ergebnisse der Verhandlung über das Charakteristische des Cultus unserer Kirche werden nicht zum Zweck der Liederauswahl schließlich klar genug zusammengefaßt. Nur so viel ist uns deutlich, daß die älteren Lieder in Beziehung auf ihren Inhalt und noch mehr in Betreff ihrer Geschichte befragt werden sollen, ob sie reich sind an sacramentum und sacrificium. Aber weiter kommen wir nicht. Entweder nun will der Verf. keine neue Lieder — er begünstigt allerdings die älteren sichtlich — oder sein Auswählungsprincip reicht für die Lieder der Gegenwart nicht aus. Das möchten wir in der That dagegen einwenden, daß dies Princip der Auswahl zu eng ist und zu weit. Denn es duldet an sich als Ergänzung kein Geschmacks- oder anderes äußeres Criterium. Davon will der Verf. so gut wie nichts wissen. Und doch glauben wir dabey beharren zu müssen, daß bey der Gesangbuchsredaction neben der Theologie als erster Instanz auch die Beachtung der Form, Sprache und Qualificierung zur Musik vertreten sey. Der Verfasser nimmt jedes Lied, dessen Geschichte oder Inhalt es zeigt, daß die Gläubigen darin den Ausdruck des sacram. und sacrif. finden können. Und so ist dies Princip auch zu weit, wenn keine Häßlichkeit der Form den wohlgemeinten Gedanken aus dem Liederbuche der Christen verbannen darf. — Wir wollen dem Verfasser die Trefflichkeit seines Principes als solchen nicht verkürzen, aber die Ausschließlichkeit desselben müssen wir bestreiten. So wie es ist, ist es einseitig und unpractisch, bedarf also der Ergänzung. Diese ist

freylich nicht unmöglich, nur würde sie uns hier zu weit abführen. Manches modificiert sich auch noch bey Feststellung des Textes der Lieder.

Noch ein anderer Einwand darf hier nicht übergangen werden. Auch wenn man nämlich das Wesen des Cultus als eine Verschmelzung des sacram. und sacrif. zugeben will, obschon dies aus der heil. Schrift meist sehr allegorisch und typisch nachgewiesen wird, so scheint diese Zweyheit von Elementen doch für die heiligen Lieder nicht auszureichen. Ψαλμοί, ὕμνοι, ᾠδαί u. s. w. sind doch immer poetisch-musicalische Ergüsse des frommen Gefühles und insofern wird die von dem Verf. beliebte Ausschließung aller Geschmackscriterien, sofern diese nicht bloß das rohe Belieben ausdrücken, nicht völlig zu rechtfertigen seyn. Das geistliche Lied in aller Willkür der Form wird nicht viel beßer seyn, als die Glossolalie des N. T. ohne ἑρμηνεία.

Wir fühlen uns indessen noch besonders gedrungen, auf treffliche Einzelnheiten aufmerksam zu machen. Alles über das Wesen des Cultus Gesagte würde selbständig noch bedeutsamer auftreten, als hier, wo es sich um eine Folgerung daraus handelt, die ihrer Seits durch das Gewicht der Prämisse fast erdrückt wird. Außerdem ist die Darstellung so reich mit interessanten historischen Belegen durchwebt, daß sie fast mehr anregt als hinreißt. Endlich theilen wir folgende Stelle mit als Beweis, wie schön und warm der Verf. seinen Gegenstand erfaßt hat. 'Mit ihren Liedern sowohl, als mit ihrem Katechismus hat sie (die lutherische Kirche) die Hausväter und das Gesinde gesegnet. Mit ihren Liedern hat sie begleitet die Reisenden, besucht die Kranken, mit ihren Liedern hat sie Wunder gethan an Sündern und an begnadigten

Seelen; Morgens und Abends ist sie gekommen mit ihren Liedern zu Allen, die der Opfer begehrten, und noch an die Betten, darauf ihre Kinder zum Sterben sich anschickten, ist sie mit Liedern getreten und hat die Heimgehenden mit Mutterliebe in den letzten Schlaf gesungen und dahinaus geführt, von wo die ewigen Lieder erklingen, wo die ewigen Harfen stehen und goldene Schalen voll Rauchwerk. Sie hat Kinder wehrhaft gemacht mit ihren Liedern, Lämmer zu Löwen, aus Löwen Lämmer. Sie hat den Schächer nicht verlassen, ist nicht vom Helden gewichen, wenn er sein Schlachtroß bestieg, und mit ihren süßen Himmelsliedern hat sie selbst der Hölle Opfer weggelockt. Sie hat von Gottes Gnaden das Eine sacrif. Christi zum sacramentum; und hinwiederum opfert sie in ihren Liedern sacrificia laudis, die fast zu Gnadenmitteln werden. Wie die Bibel ihr in Wort Gottes und Predigt Christi und der Apostel übergeht, wie ihre Predigt ein Opfer ist und dennoch von dem Herrn gesegnet, den Glauben zu wirken, so opfert sie auch in den Liedern nicht ohne zu segnen. — Vielleicht hat sie nicht so eifrig und ernst in den Privatschriften ihrer Theologen das Opfer im Cultus festgehalten, als es die Theologen ihrer reformierten Schwester, die auch hier oft wie eine treue Martha verfuhr und oft Ursache fand, sich ihres Dienstes zu rühmen, gethan haben. Sie hat sich stille zu Jesu Füßen gesetzt und da ein Theil empfangen, das nicht allein nicht wieder von ihr genommen ist, sondern sich auch als das gute dargestellt und bewährt hat.' S. 60 f.

S. 187—386 behandelt den (II.) Text der Lieder. Der Verf. geht historisch zu Werke und führt uns an gut gewählten Beyspielen das Besserungsverfahren der neueren Gesangbücher critisch

vor. Doch werden auch allgemeine Grundsätze aber nur gelegentlich besprochen. So reich nun diese historische Musterung ist, so hätten wir doch gewünscht, daß sie mehr als Grundlage für allgemeine Sätze (Canones) benutzt wäre, wie Bunsen dazu den Versuch gemacht hat (Anhang III, S. 552 ff.). — Um die neuere Textescritik der Gesangbücher zu charakterisieren sind zwey Wege möglich, je nachdem man entweder ein Gesangbuch (auch wohl mehrere) im Zusammenhange durchgeht, oder einzelne Lieder in Betreff ihrer Textesschicksale durch viele oder alle Gesangbücher begleitet. Der Verf. hat den letzteren Weg gewählt. Hätte er nur daneben den ersteren wenigstens so weit beschritten, um zu zeigen, wie die meisten Gesangbücher der neuesten Zeit so oft ihre eigenen Grundsätze verleugnen, d. h. inconsequent werden. Aber freylich die ganze Arbeit der Textcritik nach allen Seiten ist so unermeßlich, daß dem Verf. für den Reichthum und die Umsicht, die wir doch bey ihm finden, der beste Dank gebührt. Zunächst wird an einzelnen, allgemein gebräuchlichen Liedern gezeigt, welch ein Babel die deutsche singende Kirche sey. Die Soldatenuniformen, die Münzen, die Maße und Gewichte, die Titel — nichts kann so bunt und verschieden seyn in Deutschland, als die Gesangbuchtexte, so daß der Evangelische Brandenburger anders singt, als der in Schwaben oder am Rhein; ja Städter von nur wenig Stunden Entfernung loben Gott in ganz verschiedenen Zungen. Und doch sollen es dieselben Lieder seyn, die Alle haben. Wie glücklich sind doch unsere neueren Dichter daran, die bloß nachgedruckt werden. Schadet das auch ihrem Geldbeutel, es nimmt doch nicht vom Blut und Leben ihrer Dichterader. Wer möchte Schiller umdichten oder Göthe durch eine

Commission redigieren lassen! Aber Klopstock, Paul Gerhard, Luther — ei! da ist fast Keiner so sehr Consistorialrath oder Generalsuperintendent, daß er nicht aus seinem Leder ein Paar Riemlein und Reimlein an den Kopf und Zopf der Alten binden dürfte. Selbst dem alten Arndt hilft es nichts, daß er noch nicht todt ist — er wird schon gesangbucht (S. 207 f.) — Der Verf. führt uns namentlich 10 Lutherische Lieder vor, die verhältnismäßig am wenigsten gelitten haben und doch in einzelnen Schönfärbereyen so appretirt sind, daß man sie — nicht wieder erkennt. — Diese Critik ist interessant und belehrend, aber sie führt zu keinem festen Abschlusse. Wo das Unrecht ist und wie groß — das bleibt nicht zweifelhaft; aber wie muß es nun seyn? Aesthetische oder poetische Criterien läßt der Verf. nicht zu, sprachliche nur selten, dogmatische immer. Aber diese kommen doch nicht immer in Frage. Mit einem Worte: es zeigt sich hier, daß das obige Princip der Auswahl in seiner jetzigen Gestalt und in seiner Alleinigkeit nicht ausreicht. Außerdem fehlt die Erörterung der Frage: wann und wie weit sind Aenderungen eines gegebenen Textes überhaupt zulässig?

Das Dogmatische kommt besonders in Frage bey dem Christologischen. Der Verf. will sich das 'Gott wird gefangen' oder 'Gott selbst ist todt' nicht nehmen lassen. Er führt sogar die Concordienformel an. Gottlob hat der Glaube an die Gottheit Christi noch stärkere Stützen als die Concordienformel, und um den allein handelt es sich hier nach dem Verf. Aber das glauben wir nicht. Kann nicht ein Gedanke dogmatisch gerechtfertigt, poetisch nicht unerlaubt und für das Kirchengesangbuch des Volkes doch unangemessen seyn? Wer

möchte Christum des Teufels Teufel nennen? Ich habe es zwar Alles Macht, sagt der Apostel, aber es frommt nicht Alles. Mehr als der dogmatische Gedanke hat hier die poetische Form gegen sich, in die er eingekleidet ist. 'Den aller Welt Kreis nie beschloß, der liegt in Marien Schooß' ist dogmatisch derselbe Gedanke, poetisch ohne Anstoß. Ganz anders ist es mit dem 'Teufel'. Wer möchte sich das: 'Und wenn die Welt voll Teufel wär' — nehmen lassen? Der Teufel ist eben so sehr und noch mehr eine poetische Figur, als er ein dogmatischer Gedanke ist. Denn mehr als in der Dogmatik kann er im Gesangbuche die Eigenthümlichkeit seiner neutestamentlichen Stellung beybehalten.

Eine ausführliche und höchst interessante Geschichte finden wir von dem Lutherschen 'Kinderlied': Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort — S. 249—382. Für das 16. und 17. Jahrhundert hatte dies Lied größere Bedeutung, als selbst die 'feste Burg'. Es ward jedesmahl nach der Predigt oder Communion gesungen, eben so in den täglichen Wochenbetstunden, ja in den Schulen als alltägliches Schlußlied. Es war das Streit- und Bundeslied der evangelischen Kirche; daher auch die Gegner nicht geringen Grimm dagegen äußerten. Als im Jahre 1558 der Gesandte einer großen katholischen Macht bey Herzog Ernst von Braunschweig und Lüneburg dem Gottesdienste mit beygewohnt hatte, wollte er das Lied abgeschafft wissen. 'Aber der fromme christliche Fürst gab diese merckliche Antwort: 'Ey, mein Prediger ist nicht darauff berufen, daß ich ihm sagen soll, was er predigen und singen solle, sondern darzu ist er beruffen, daß er an Gottes Statt und aus seinem Worte, mir und allen den meinen sa-

gen soll, was wir gläuben und thun sollen, daß wir selig werden —'. Wir enthalten uns bey solch fürstlicher Frömmigkeit der Vorzeit jeglicher Bemerkung.

Bis in das 18. Jahrhundert reicht der allgemeine Gebrauch dieses Liedes, das jetzt von keiner Gemeine mehr gesungen werden könnte, auch wenn man wollte, da die Melodie nicht mehr bekannt ist. Der Verf. gibt häufige Auszüge aus älteren Kirchenordnungen, die von noch allgemeinerem Interesse sind, als für die Geschichte dieses Liedes. Da sieht man, wie das Lied selbst nicht fortzubringen ist; denn der Protestantismus ist zäher als die Protestanten. Aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fängt man an, die Lesarten zu ändern. Erst bleibt der 'Kaiser' fort, dann der 'Papst' endlich der 'Teufel'. 1782 ist das Lied so zahm, daß es nur bittet: 'Und steure deiner Feinde Mord, die gleichsam Christum deinen Sohn vom Throne frech zu stürzen drohn!' das war 'Aufklärung' nach dem 'Bedürfnisse des Zeitgeistes.' Bey den Pietisten und Herrnhutern, die damahls die Reste des Protestantismus aufbewahrten, beschränkte sich der Gesichtskreis zu sehr auf das fromme Ich, um die objective Macht dieses Liedes würdigen zu können. So kommt endlich das 'Publicum' an die Stelle der 'Kirche'. Als neuerdings in der Gesangbuchredaction eine Reaction eintritt, will man zwar Luthers Gesänge als 'historische Denkmähler unverändert belassen', thuts aber doch nicht. Als wenn, sagt unser Verf. stark aber wahr, Einer, der den Löwen von Waterloo in einen Hasen oder Esel redigierte, behaupten dürfte, das historische Denkmahl sey von ihm unverändert belassen. — Wir sind so sehr der Ansicht, daß Luthers Gesänge unverändertes

Eigenthum unserer kirchlichen Liederbücher bleiben müssen, daß wir das Erhalt uns, Herr, bey deinem Wort — auch dann nicht möchten fahren lassen, wenn längst kein Papst und keine Türken mehr seyn werden. Denn diese Lieder sind ein gut Theil des Bewußtseyns der Reformation in unserem deutschen Volke, sind die Leitfäden, die unsere Jugend immer wieder zu der großen That Gottes im 16. Jahrhundert hinführen und dabey festhalten. Sie sind für unsere Kirche, was für eine Nation die Muttersprache ist.

Die zweyte Abtheilung unseres Werkes redet von der (III) Anordnung des Gesangbuches, S. 387 — 504. Zunächst erfolgt ein historischer Ueberblick; sehr gründlich und lehrreich. Die ersten Gesänge unserer Kirche stellte das Bedürfnis oder der Zufall auf fliegenden Blättern zusammen. Aber bald kommt bewußte Ordnung, nach den Theilen entweder des Gottesdienstes oder des Katechismus. Erst die Lieder für Privatverhältnisse bringen Rubriken hervor und diese endlich haben neue Lieder zur Folge. So wird aus dem Gesangbuche ein 'Gesängebuch.' Dies Gebrechen ist zum Theil auch Folge der immer mehr zerfahrenden Predigt. Denn der Gesang sollte den Predigtinhalt gleichsam 'wiederkauen', wie man naiv genug war einzugestehen. Dies Rubrikenwesen verhält sich zum rechten Gesangbuche, wie die Casuistik zur gesunden Moral. Die gründliche Beßerung der Gesangbuchsanordnung läßt der Verf. mit Bunsen beginnen, dessen leitendes Princip das Kirchenjahr ist. Schleiermacher hat sich dagegen, Marheineke dafür ausgesprochen. Die Praxis seit 1833 ist auf Schleiermachers Seite. Bevor wir urtheilen, wollen wir den Verf. vernehmen.

'Wie das Kirchenjahr eine Darstellung der großen

Zeiten ist, in denen sich der Dreyeinige Gott mittheilt und offenbart, so ist das Gesangbuch insbesondere die Darstellung des gesungenen annus Dei, aus einem Gusse und rein gegliedert. Der ewig reiche, sich selber offenbare Gott wird in der Zeit offenbar, und wie es in dieser Zeitlichkeit auch zu einem Reiche des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes kommt, so wiederholt sich alljährlich, in Hoffnung immer wachsenden Reichthums an Liebe und Erkenntnis, die Darstellung des Einen göttlichen Jahres in den drey Zeiten, Advent, Christzeit und Trinitatis, die wir die Zeiten des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes nennen können.' Hiernach schlägt der Verf. folgenden Schematismus vor:

I. Zeit des Vaters, Rüstzeit zum Reiche Gottes auf Erden.
   A. Von der Zurichtung der Welt.
      1. Schöpfung, Regierung. 2. Ehe. 3. weltliches Regiment.
   B. Buße. C. Zukunft Christi.

II. Zeit des Sohnes; die Eintheilung ergibt sich durch das Kirchenjahr von Weihnachten bis Himmelfahrt.

III. Zeit des heil. Geistes, Kirchenzeit für das Reich Gottes.
   A. Erbauung der Kirche; Pfingstlieder, Trinitatislieder, von der Rechtfertigung durch den Glauben.
   B. Leib der Kirche; vom Haupte und den Gliedern, von den Gliedern unter einander.
   C. Opfer und Gottesdienst der Kirche; bey den heiligen Handlungen der Kirche, zu gewissen Zeiten, im Allgemeinen d. h. im ganzen Leben.
   D. Streit der Kirche; Streit unter gewissen

Verhältnissen, im ganzen Leben, mit dem letzten Feinde.

E. Sieg der Kirche; Gericht, Seligkeit.

Obschon wir in dieser Anordnung eine gewisse Tiefsinnigkeit und selbst Wahrheit nicht verkennen, so halten wir doch die Ausführung derselben nicht für rathsam. Zunächst weil sie auf einer Scheidung des kirchlichen und häuslichen Gesangbuches basiert. Jenes will der Verfasser einem 'Kirchenbuche' einverleibt wissen, nach Art des englischen Common Prayer-Book. Müssen wir nun bey dieser ganzen Erörterung das Volk nicht aus dem Auge verlieren, — bey dem der Gebildete immer geistig zu Tische gehen kann, aber nicht umgekehrt, — so fragt sich zuerst: kann und wird es sich zwey Bücher anschaffen? Man bedenke doch, aus welcher Noth unsere Bibelgesellschaften entstanden sind. Sodann unterstützt diese Scheidung das Vorurtheil, als sey die Religion der Kirche eine andere, als die des Lebens, des Sonntags eine andere, als in der Woche. Diese Verdrehtheit steckt unbewußt tief im Volke, und nicht bloß in dem ungebildeten. — Doch die Anordnung des Verf. basiert ferner auf einer besonderen Ansicht von den kirchlichen Perikopen. In ihnen sollen die oben gegebenen Grundgedanken des Gesangbuches für das Kirchenjahr vorliegen, ja der Verf. nennt sie 'ein Wunderwerk, kunstlos gefügt zu einem unvergleichlichen Ganzen.' Ist auch die Geschichte der kirchlichen Perikopen noch keinesweges genügend aufgeklärt, so viel wissen wir doch, daß sie weder zu einer Zeit noch nach einem Plane ausgewählt sind. Daß sie auch nicht immer oder nicht für immer passend seyen, scheint wenigstens von denen angenommen zu werden, die neuerdings andere Perikopen in Vorschlag gebracht oder eingeführt

haben. Hieraus dürfen wir gewiß so viel schließen, daß in unserm Perikopensysteme kein solider Grund für ein Gesangbuch gegeben ist. — Doch wir haben noch ein letztes Bedenken gegen des Verfassers Anordnung und nicht das unwichtigste. Soll das Gesangbuch die Laienbibel seyn, so muß die Anordnung gänzlich durchsichtig und verständlich seyn, sich wie von selbst ergeben, auch in dem einfachsten Verständnisse haften. Gesteht man dies zu — und ich weiß in der That nicht, was sich Erhebliches dagegen sagen läßt — so müssen wir des Verfassers abstract speculatives System aufgeben. Der Bauer, dem Buße und Vertrauen auf Gottes Gnade in Christo nicht zu trennen gelehrt ist, wird es nicht einsehen, wie die 'Buße' in die 'Zeit des Vaters' fallen könne, auch wenn er damit Unrecht hat. Eben so wird es ihm unverständlich seyn, warum die Ehe nicht zu den heiligen Handlungen der Kirche gestellt ist. Um es kurz zu sagen: wir halten die vorgeschlagene Anordnung für unpractisch. Sie ist ein neuer Beweis, wie schwer es ist, dem Gesangbuche eine nach allen Seiten genügende Disposition zu geben.

Diese Schwierigkeit ist so sehr anerkannt, daß man die Gesänge sogar nach dem ABC zusammen gestellt hat. Will man eine sachliche Ordnung — und dafür scheint nicht weniger denn Alles zu sprechen — so empfiehlt sich die des Katechismus am meisten, weil sie dem Volke schon geläufig ist. Aber leider gibt es eben so wenig für den Katechismus eine absolute Anordnung, als für das Gesangbuch. Und neuerdings zumahl wird es alsbald eine Katechismusnoth geben, wenn sie nicht schon da ist. Auch ist die Trennung der Glaubens- und Sittenlehre, die der Katechismus sich gestatten darf, für das Ge-

sangbuch fast schlechthin unthunlich. Sonach scheint es, daß wir zu dem apostolischen Glaubensbekenntnisse zurück müssen. In der That sind wir nicht abgeneigt, danach das Gesangbuch anzuordnen. Wir finden dann die wesentlichen Gedanken unsers Verfassers wieder und sind frey von der Sorge um Misverständnis oder Misdeutung, die bey der obigen scheinbaren Theilung des göttlichen Wesens nach gewissen Zeiten so leicht sind. Was aber die Uebersichtlichkeit und Behaltbarkeit, mit einem Worte die Popularität gewinnt, darf nicht erst erörtert werden.

In vier Anhängen S. 505—606 wird noch Folgendes mitgetheilt: 1 und 2. Die beiden ersten Anhänge aus Bunsens Gesangbuche. Dies ist ganz erwünscht, theils weil der Verf. sich sehr oft darauf bezieht, theils weil das Bunsensche Buch vergriffen ist und nicht wieder aufgelegt werden soll, S. 442. — 3. Vom Opfer im Cultus. Hier wäre mehr zu erwarten gewesen als eine Zusammenstellung aus Symbolen und Theologen für die Ansicht des Verfs, die wir oben wenigstens angedeutet haben und die neuerdings in der Theologie doch nicht gerade die herrschende ist. 4. Ein Abschnitt aus der Oesterreich. Agende von 1561 über liturgische Handlung. Die vielfachen Mittheilungen aus älteren Agenden auch im Werke selbst sind sehr dankenswerth. — Ueber die musicalischen Beygaben des Ritter Neukomm erlauben wir uns kein Urtheil. Correct gedruckt sind sie nicht. Unangenehm auffallend sind außerdem zwey Druckfehler im Motto des Titels: infirmitis st. infirmitatis und oppresseri, st. oppresseris. S. 4. Z. 5 v. u. steht Schneider st. Schmieder.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 7. September 1844.

Göttingen.

Am 21. August d. J. wurde die Universität eines ihrer ältesten und rühmlichst bekannten Mitglieder, des Hofraths George Friedrich Benecke, Inhabers des königl. Guelphen-Ordens vierter Classe, durch den Tod beraubt. Geboren zu Mönchsroth im Oettingischen 10. Junius 1762, seit 1792 Secretair der hiesigen Bibliothek, deren ersten Vorstand er später abgeben sollte, gewann derselbe als Begründer des wissenschaftlichen Studiums der mittelhochdeutschen und als feiner Kenner der englischen Sprache, vor allen Dingen als Vorgesetzter der Bibliothek, in deren Verwaltung er sich durch eine seltene Umsicht und Treue und das liebenswürdigste Eingehen auf alle billigen Wünsche von Fremden und Einheimischen auszeichnete, einen weit verbreiteten Namen, der selbst den Ruf nach einer der ersten englischen Hochschulen zur Folge hatte.

Hamburg.

Schluß der Anzeige: 'Beleuchtung der Gesangbuchsbesserung, insbesondere aus dem Gesichtspunkte des Cultus. Von Gerh. Chryno Hermann Stip. In zwei Abtheilungen.'

Dürften wir bey diesem lehrreichen Werke noch länger verweilen, so würden wir besonders den gelegentlichen Wunsch angelegentlicher befürworten, daß auf den Universitäten besondere Vorlesungen über die Gesangbücher gehalten werden möchten, vergl. S. 25. 177. 383 ff. Der Prediger hat nächst der Bibel für die Gemeine nichts nöthiger, als Kenntnis des Gesangbuches und der Liedergeschichte. Sie ist ihm, was dem Arzte die materia medica. Und dennoch ist dem jungen Theologen, wenn er ins Amt kommt, das Gesangbuch nicht viel mehr, als eine unbekannte Welt. Oft wird er vor den Bauern seines Dorfes, vor den Missethätern eines Gefangenhauses zu Schanden. — Ferner zeigt dies Werk Jedem, der Ohren hat zu hören, daß eine Gesangbuchsreform nicht übereilt werden darf, daß, wenn noch so viele und wichtige Fragen schweben, nicht sofort ins Blaue redigiert und corrigiert werden darf. In der That gibt es sonst nur allzu viele 'Verbeßerungen', die jener bekannten Fibel ähnlich sind. — Nicht weniger endlich warnt dies Buch davor, die Aenderungen des Gesangbuches unbefugten Händen zu überlassen. Wenn demnächst die deutschen Bibelgesellschaften auch dem Texte der lutherischen Bibel einige Aufmerksamkeit zuwenden werden, so wird sich zeigen, was dabey heraus kommt, wenn die Bücher fürs Volk dem guten Willen und Verständnisse der Buchdrucker überlassen bleiben, die abgenutzte Typen noch einmahl nutzen, um —

Gesangbücher zu drucken. — Hiermit glauben wir dem Verfasser unsern Dank und unsere Achtung bezeugt zu haben. Sein Werk hat nicht alle Zweifel erledigt und nicht allen Streit beseitigt und nicht alle Bedürfnisse befriedigt, aber es ist mehr, als was es seyn will — 'ein vorüber gehendes Blatt' S. 504 — es ist von bleibendem Werthe. Wir wünschen ihm unter den Predigern aller deutschen Länder die weiteste Verbreitung. K. Kd.

London,

bey Baillière 1840 — 1843. Sir W. J. Hooker Icones plantarum or Figures with brief descriptive characters and remarks of new or rare plants, selected from the author's herbarium. Vol. II — VI. Jeder Band mit 100 Steindrucktafeln in Octav.

Der würdige Verfasser dieses bereits zu dem Umfange von 600 Tafeln fortgeführten Werkes, in Verbindung mit eifrigen Pflanzensammlern und Forschern auf der ganzen Erdkugel, an reichern Quellen schöpfend als jemahls irgend einem Botaniker zu Gebote gestanden haben, bedient sich rasch gezeichneter Steindrucktafeln, um die bedeutendsten unter den im Ganzen nicht mehr von einem Einzelnen zu überwältigenden Entdeckungen seiner Reisenden und Correspondenten, namentlich aus dem Gebiete sämmtlicher englischer Colonien, sofort bekannt zu machen. Wir dürfen die Form des Werkes als bekannt, den Gehalt desselben als im voraus zugestanden voraus setzen und beabsichtigen nur einzelne Gegenstände zu besprechen, welche theils ein allgemeineres Interesse vom systematischen Standpuncte verdienen, theils zu einer criti-

schen Betrachtung in höherm Maße auffordern, als bey Publicationen von neu entdeckten Pflanzenarten sonst der Fall zu seyn pflegt.

Drey Steinplatten sind der Magnoliacee Talauma gewidmet, von welcher Gardner eine prächtige Art auf den Orgelbergen bey Rio sehr vollständig gesammelt hat. Diese Gattung unterscheidet sich von Magnolia durch die Frucht, die unreif einem Coniferenzapfen gleicht, an welchem die Carpelle verwachsen sind. Später reißt die obere Seite sämmtlicher Carpidien im Zusammenhange ab und läßt die untern Theile mit dem Samen zurück, die nun wie in Alveolen dem Receptaculum aufsitzen. Die Aehnlichkeit in der Frucht der Coniferen und Magnoliaceen ist bisher zu wenig berücksichtigt worden. Auch die Nebenblätter der letzt genannten Familie deuten mit Bestimmtheit auf eine Verwandtschaft mit weniger entwickelten, dicotyledonischen Formen hin. Hooker bemerkt in der Beschreibung von Talauma ausdrücklich, daß die axillären Stipulen ursprünglich die Terminalknospe einhüllen. Ganz dieselbe Bestimmung hat das axilläre Nebenblatt von Houttuynia, welches der Ochrea bey den Polygoneen in seiner Entwickelung entspricht. Diese ist allerdings früher da, als das Blatt, welches aus dem Rande derselben erst hervor wächst, während sie alle jüngern Knospentheile als röhrige Scheide noch umschließt. In andern Familien entstehen die Nebenblätter gleichzeitig mit den Blättern und sehr häufig später, indem sie, als die letzte Bildung aus dem basilaren Vegetationspuncte des Blattes, sich alsdann zu diesem gerade so verhalten, wie die Seitenblättchen des zusammen gesetzten Blattes zu den über dem Petiolus liegenden Vegetationspuncten. Das Vorkommen der Nebenblätter bey den Magnolia-

ceen ist daher in dem Verwandtschaftskreise der Ranunculaceen keine Abnormität, weil sie hier eigentlich nur als scheidenartig erweiterte Blattstiele anzusehen sind. Sie verhalten sich zu den Blattstielen von Ranunculus, wie die von Houttuynia zu Saururus. Ueberhaupt gehört der von de Candolle an die Spitze des Systems gestellte Typus der Ranunculaceen nicht bloß zu den natürlichsten, sondern die Formen, welche er umschließt, sind auch größtentheils leicht als solche einzuschalten. Indessen ist es dem Verf. doch begegnet, eine solche Form zu verkennen, indem er die von Gunn in Van Diemens Land entdeckte Gattung Tetracarpaea zu den Cunoniaceen zählt. Endlicher hat sie unserer Ansicht zufolge mit Recht zu den Dilleniaceen gebracht. Sie besitzt zwar nur 8 Staminen, aber eine analoge Abweichung zeigt Myosurus. Die 4 völlig getrennten Carpelle, so wie die hypogynische Insection sprechen bey jener Gattung entscheidend für Endlicher, so schwer es übrigens hält den Typus der Saxifrageen auf eine bestimmte Weise zu charakterisieren.

Diese Schwierigkeit ist durch mehrere neue Entdeckungen bedeutend vermehrt worden. Namentlich sind es Formen aus der Verwandtschaft der Escallonien, welche den Systematiker gegenwärtig hart bedrängen. Hooker bildet eine von Berlandier in Mexico gefundene Pflanze unter dem Namen Microsperma ab, welche er zu den Loaseen rechnet. Endlicher hat dieselbe mit der Loasee Mentzelia vereinigt. Diese Pflanze gleicht im Habitus einer Saxifrage, von der sie der einfache Griffel zunächst unterscheidet. In dieser Rücksicht stimmt sie mit Escallonia überein. Endlicher hat bereits die Vermuthung geäußert, daß die Loaseen innig in die Nähe der Cucurbitaceen gestellt seyen.

Bey keiner andern parietalen Familie finde man eine septicide Dehiscenz der Kapsel. Er halte die Loaseen den Papaveraceen näher verwandt. Von hier bis zu den Saxifrageen ist der Abstand nicht mehr so groß, wie bisher. Der Syncarpie liegt wahrscheinlich nicht in allen Familien dieselbe Entwickelung des Ovariums zu Grunde. Sonst würde sie schwerlich in den parietalen Familien so einförmig und in dem Kreise der Saxifrageen so veränderlich seyn. Wenn Chrysosplenium oder Drummondia den einfachen Griffel von Escallonia besäßen, so würden sie mit Microsperma im Fruchtbau sehr nahe übereinstimmen. Die einfachen, nebenblattlosen Blätter würden den Saxifrageentypus auch dann noch von jenen parietalen Familien mit unterm Ovarium unterscheiden, wenn man die Loaseen in jenen Kreis aufnähme. Denn die interpetiolaren Stipulen der Cunoniaceen scheinen uns mit Unrecht so genannt zu seyn. Derselbe von den Blättern hergenommene Charakter bleibt auch von einer andern Seite fast allein übrig, um die Escallonien von dem Typus der Celastrineen abgesondert zu erhalten. Zwey neue Familien, welche aus der Schwierigkeit diese Typen zu unterscheiden entstanden sind, die Legnotideen und die Carpodeteen, finden wir hier erläutert, die erstere durch eine von Imrey aus Dominique eingesandte Cassipourea. Hooker trennt diese Aubletsche Gattung zwar noch nicht von den Rhizophoreen, aber schon R. Brown hat deren Verwandtschaft mit den Cunoniaceen angegeben. Der hier abgebildete Baum stimmt in den Structurverhältnissen großentheils mit Weinmannia überein, nur daß der Griffel einfach ist, wie bey den Escallonien. Die Insertion auf der Außenseite eines mit der Basis des Kelchs verbundenen Ringes rings um ein freyes

Ovarium deutet eine wirkliche Verwandtschaft beider Gattungen an. Daß Carpodetus zunächst an die Escallonien grenze, hat Fenzl in einer scharfsinnigen Abhandlung dargethan. Hooker, welcher die von Colenso neuerlich in Neu-Seeland wiedergefundene Gattung abbilden läßt, bekennt sich zu der Ansicht, daß sie zu den Celastrineen gehöre. Denn bey den Rhamneen, wohin sie de Candolle bringt, bemerkt er, können sie nicht bleiben, weil, wie Fenzl schon nachwies, die Staminen mit den Petalen abwechseln. Aber schon wegen der fehlenden Nebenblätter müßte man der so gründlichen Auseinandersetzung Fenzls beytreten; auch wenn man seine Carpodeteen als besondern Typus nicht anerkennt, sondern bewogen durch den übereinstimmenden Habitus sie geradezu als australische Escallonien betrachtet, gebührt ihm das Verdienst diese Verwandtschaft geltend gemacht zu haben. — Auch mit der Stellung von Pappea unter den Sapindaceen können wir uns nicht einverstanden erklären. Diese von Ecklon und Zeyher am Cap entdeckte Gattung stimmt im Habitus, namentlich in der Blattbildung, ganz mit Erythroxylon überein und ist als eine dialinische Form der aus dieser Gattung gebildeten Familie anzusehen.

Zu dem Verwandtschaftskreise der Hypericineen scheinen uns zwey australische Gattungen zu gehören, deren Stellung bisher als völlig zweifelhaft betrachtet ist. Ein blattloser Strauch, den v. Hügel an King George Sund entdeckte und Macarthuria genannt hat, ist auch von Drummond am Swan River gefunden und auf Taf. 408 abgebildet. Endlicher brachte diese ausgezeichnete Gattung, von welcher er nur durch Zufall die Blätter verloren glaubte, anfangs zu den Byttneriaceen, worin ihm auch Sir W. Hooker gefolgt ist. Allein

in der Folge hat Endlicher selbst diese Meinung aufgegeben und die Stellung unter den Gattungen unbekannter Verwandtschaft gewählt. Die Frucht, welche v. Hügel noch nicht hatte, ist eine Kapsel mit loculicider Dehiscenz. Ihr Bau erinnert an die Hypericineen und wir würden kein Bedenken tragen, diese Pflanze neben die Gruppe von Reaumuria zu stellen, so wie auch in der Unterdrückung der Blätter eine Aehnlichkeit mit Tamarix ausgesprochen ist. Dagegen scheint uns die zweyte Gattung, welche wir mit den Hypericineen vergleichen, als erstes Glied einer besondern Familie gelten zu müssen, die wir Ixerbeaceen nennen. Die Gattung Ixerbea, sagt Hooker mit Recht (Taf. 577. 578), ist eine der merkwürdigsten Entdeckungen im Gebiete der Flora von Neu-Seeland. Cunningham kannte nur die Blüte dieses Baumes und hielt dessen Verwandtschaft mit Brexia für gewis. Später war Colenso so glücklich Früchte anzutreffen und diese sind es, welche die Stellung neben den Hypericineen rechtfertigen. Zwar ist die Narbe einfach, aber durch loculicide Dehiscenz zerreißen die 5 Griffeltheile, welche bis zur Narbenspitze verbunden sind, in 10 Stücke und auf diese Weise stehen zuletzt ein- bis zweyfamige Placenten auf der Mitte der Valven, wie es in parietalen Familien der Fall zu seyn pflegt. Auch die quirlförmig gestellten, nebenblattlosen, ungetheilten Blätter sind merkwürdig. Das Laub hat selbst in der Bildung der Sägezähne freylich eine große Aehnlichkeit mit Callicoma, aber demohngeachtet halten wir die Stellung neben den Escallonien, welche Endlicher dieser Gattung nebst Brexia gegeben hat, nicht für gerechtfertigt, wie schon die hypogynische Insertion, die geringe Zahl der Eyer, besonders aber der Fruchtbau dagegen sprechen. Gehört Ixerbea

in die Reihe der parietalen Familien, wie wir annehmen, so ist sie vielleicht die Gattung, welche hier den höchsten Grad der Symmetrie erreicht. Die Glieder der vier Blütenwirtel entsprechen den Zahlen 5, 5, 5, 5 und unter diesen sind nur die Carpelle verbunden und ruhen auf einem Discus, alles Uebrige steht getrennt auf einem flachen Torus.

Die interessantesten Formen dieser Sammlungen stammen überhaupt aus Australien. Eine besondere Erwähnung verdient die neue Gattung Milligania aus Van Diemens Land, welche unmittelbar an Gunnera grenzt. Endlicher hatte die letztere in die Reihe der Urticeen gestellt, Hooker zählte sie zu den Haloragеen und später ist Endlicher dieser Ansicht in so fern beygetreten, als er seine neu gebildete Familie der Gunneraceen in die Classe der Calycifloren bringt. Das untere Ovarium und die nebenblattlosen Blätter erlauben eine Verbindung mit den Urticeen hier eben so wenig, als bey Garrya, wovon Macfadyan eine neue Art in Jamaica entdeckt hat (Taf. 333). Die Verwandtschaft der Garryaceen scheint bisher noch nicht erkannt zu seyn, indem sie Endlicher gleichfalls zu den Urticeen stellt und Lindley eine Vergleichung mit den Cupuliferen, ja sogar mit den Chloranthеen versucht. Uns scheinen sie deutliche Calycifloren zu seyn, charakterisiert durch gegenüber stehende, exstipulierte Blätter, einfaches Carpell mit zwey hängenden Eyern und Kelchinsertion. Da die Staminen mit den Sepalen wechseln, so wären sie zunächst mit den Elaeagneen zu vergleichen, von denen sie durch Diclinie und unteres Ovarium sich unterscheiden.

Die Urticeen, welche einem ganz verschiedenen Verwandtschaftskreise angehören, scheinen durch gewisse Mittelformen an die Synanthereen zu gren-

zen, so entfernt diese Beziehung auch übrigens liegen mag. Dahin rechnen wir noch immer die viel bestrittene Stellung von Cevallia, wovon Hooker nun auch seine von Berlandier aus Texas eingesandten Exemplare darstellt. Er bringt sie nach Arnotts Urtheil zweifelhaft zu den Thymelaeen und erwähnt A. Grays Ansicht von der Verwandtschaft dieser Gattung mit den Loaseen, welche uns durchaus unbegründet erscheint. Fenzl hat diese Meinung zwar mit ungemeiner Sachkenntnis verfochten, aber er beschränkt die Verschiedenheit von den Synanthereen doch nur auf drey, in der That unwesentliche Puncte: auf die einfache Narbenbildung, welche wir auch bey den Dipsaceen finden, auf das hängende Ey, worin Cevallia mit den Calycereen übereinstimmt, und auf die Eyweißlosigkeit des Samens, wodurch sie von diesen abweicht, aber gerade den Synanthereen selbst genähert wird. Der durchaus einfache Bau des Fruchtknotens gestattet keine Vergleichung mit den Cucurbitaceen. Die Cevalliaceen bilden eine besondere Familie neben den Calycereen, aber wegen ihrer fehlenden Corolle können sie auch als ein Bindeglied zu den Cannabineen angesehen werden, von denen sie der Pappusähnliche Kelch, bedingt durch die Synanthereen-Inflorescenz, so wie der Hermaphroditismus und der Mangel von Nebenblättern also gerade die Charaktere unterscheiden, auf welchen die Eigenthümlichkeit des Synanthereentypus am wesentlichsten beruht.

Auf die Entwickelung der Blätter wird bey der Begrenzung der natürlichen Verwandtschaftskreise noch viel zu wenig Werth gelegt. Im ausgebildeten Zustande läßt sich oft nur wenig mehr davon wahrnehmen; alsdann beschränken sich die wesentlichsten Differenzen am einzelnen Blatte auf die

Foliolar- und Stipular-Bildung, so wie auch der basilare Vegetationspunct in enger Beziehung zu dem Stengel umfassenden Knoten steht. Aber diese Erscheinungen können auf manigfaltige Weise hervor gebracht seyn. Wer würde in der chilesischen Fabiana, welche Taf. 340 dargestellt ist, ohne Blüten eine Solanacee erkennen? Dieser Strauch gleicht ganz einer Erika. Die kleinen cylindrischen Blätter, spiralig gestellt und dachziegelförmig über einander liegend, stehen auf einem punctförmigen Knoten und sind unterhalb desselben produciert, wie bey Sedum. Dennoch gehört die Blattbildung der Solanaceen zu denjenigen, bey welchen der basilare Vegetationspunct sich erweitert. Um so abweichende Erscheinungen begreifen zu können, müssen wir sie von ihrem Ursprunge zu verfolgen Gelegenheit haben. Aber es gibt andere Familien, bey denen auch im ausgebildeten Zustande der Blätter ein sicherer Maßstab für die Verwandtschaft gefunden wird. Dies ist z. B. bey den Gentianeen der Fall und gerade diesen zu erwähnen, findet sich Anlaß in Bezug auf eine der interessantesten Entdeckungen Burkes, eines Sammlers des Earl von Derby, welcher im Innern von Süd-Afrika unter dem 26sten Breitengrade weithin landeinwärts von der De Lagoa Bay viele merkwürdige Formen und namentlich eine neue Bolivariacee gefunden hat (Taf. 586). A. de Candolle hat sich zwar kürzlich gegen die Verschiedenheit dieser Gruppe von den Jasmineen ausgesprochen, jedoch die Gründe, welche zu deren Aufstellung führten, wie uns scheint, nicht zu widerlegen vermocht. Die Annahme eines eigenthümlichen Fruchtbaues bey Bolivaria stützt sich nicht bloß auf die Zahl der Eyer, sondern insbesondere auf die Bemerkung Richards, daß die Eyer der Jas-

mineen urſprünglich wie bey den Oleineen hängend ſind und daß auch bey jenen immer eine wenn auch geringe Eyweißbildung Statt findet. Das Letztere iſt bey den Bolivariaceen gewis nicht der Fall. Aber alles dies iſt von geringer Bedeutung, in Vergleich mit der Blattbildung, welche bey allen Jasmineen und Oleineen ihrer Anlage nach eine zuſammen geſetzte iſt, ein Verhältnis welches ſo oft nur durch gewiſſe Articulationen ſpäterhin ausgedrückt iſt. Die Bolivariaceen aber haben ſcheidende Blätter, wie die Scrophularineen und Gentianeen, deren Entwickelung von dem baſilaren Vegetationspuncte allein ausgeht. De Candolle hat ferner angegeben, daß er die Aeſtivation des Corollenlimbus imbricativ finde, wir ſahen ſie contorquiert bey Bolivaria und ſo iſt ſie auch in der Hookerſchen Abbildung von Menodora africana dargeſtellt, einer Pflanze, die übrigens als Typus einer dritten Gattung gelten muß, indem ſie in jedem Fache der durch Dehiscentia circumscissa aufſpringenden Kapſel 3 Samen, alſo wahrſcheinlich 4 Eyer, wie Bolivaria, enthält. Im Habitus gleicht ſie Bolivaria weit mehr als Menodora, kann jedoch durch den Calyx multifidus von den zuerſt beſchriebenen Bolivarien unterſchieden werden. G.

Paris,

bey Fortin 1844. De Candolle Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis. Editore et pro parte auctore Alph. de Candolle. Pars octava. 684 Seiten in Octav.

Die nach dem Tode des berühmten Verfaſſers von deſſen Sohne verſprochene Fortſetzung des Pflanzenſyſtems, wovon die erſte Lieferung unter

dem obigen Titel erschienen ist, wird erst nach einer langen Reihe von Jahren vollendet werden können. Die Polypetalen, welche beynahe die Hälfte der Phanerogamen bilden, wurden zwar in einem Zeitraume von 6 Jahren von 1824 bis 1830 bearbeitet, allein seitdem wurde der Plan des Werkes sehr erweitert und die Materialien hatten sich ungemein angehäuft. In dem gegenwärtig erschienenen Bande werden nur ungefähr 3000 Gewächse beschrieben und eben so viel Raum erforderten auch die monopetalischen Familien, welche von 1830 bis 1839 bey Lebzeiten de Candolles, des Vaters, in 3 Bänden heraus gegeben wurden. Hieraus läßt sich berechnen, daß die zweyte Hälfte der Phanerogamen eine Anzahl von wenigstens 18 Bänden erheischen wird, nachdem von den Polypetalen nur 4 Bände gefüllt worden waren. Rechnet man nun, daß im günstigsten Falle jährlich von jetzt an ein Band gedruckt wird, so ist die Vollendung des Ganzen, selbst abgesehen von den Cryptogamen, doch nicht vor 1858 zu erwarten. Es dürfte daher wohl an der Zeit seyn, daß sich schon jetzt eine Gesellschaft von Systematikern verbände, die polypetalischen Familien aufs Neue zu bearbeiten. Denn nur auf diese Weise wäre es möglich, daß zu Ende des nächsten Jahrzehnts ein gleichmäßiger Codex des Pflanzenreichs ins Leben träte, gleich wie es gerade vor hundert Jahren durch Linné geleistet ward.

Der größte Theil des vorliegenden Bandes ist von Alph. de Candolle selbst bearbeitet. Die Primulaceen von Duby und die Asclepiadeen von Decaisne bilden ungefähr ein Drittheil. Eine specielle Critik solcher Arbeiten wird nur durch die Fortbildung der Wissenschaft selbst herbey geführt. Sie in critischen Zeitschriften versuchen zu wollen, ist ganz unstatthaft und würde hier noch weniger

am Orte seyn. Nur die Umgrenzung der natürlichen Familien kann als der allgemeinste Gegenstand, der in solchen Specialwerken abgehandelt wird, uns zu einigen Bemerkungen Anlaß geben. Der Verwandtschaftskreis der Primulaceen ist besonders durch seine Decandrie bestimmt. Für diesen Satz hat Alph. de Candolle eine interessante Beobachtung bey den Lentibularien angeführt. Er erklärt diese Familie für monandrisch, die beiden dem mittleren Lappen der Unterlippe opponierten Staubgefäße für dimidiirt. Hierdurch ist die gewöhnlich angenommene Verwandtschaft mit den Scrophularineen beseitigt und die Lentibularien müssen künftig eine Tribus der Primulaceen bilden. Denn die asymmetrische Blüte findet sich auch bey Coris, das anatrope Ey bey Hottonia. Der einzige Charakter der Gruppe beschränkt sich demzufolge darauf, daß von den fünf Primulaceen-Staubgefäßen die vier oberen verloren gehen. Auf der andern Seite entwickeln sich bey gewissen Primulaceen auch die äußern Staminen, die in den übrigen fehlen, indem sie zwar nicht abortieren, aber doch als unterdrückt angesehen werden müssen. So verhält sich Samolus und die Section von Lysimachia longifolia, welche Duby von den europäischen Lysimachien gehörig zu unterscheiden unterlassen hat. Betrachtet man nun die Myrsineen, so findet sich in ihnen dieselbe Neigung, den unterdrückten Staminen-Wirtel auszubilden, wieder. Aus diesem Grunde können wir die von de Candolle hier neu aufgestellte Familie der Theophrastaceen nicht anerkennen, weil sie sich ganz ähnlich zu den Myrsineen, wie Samolus zu den Primulaceen, verhalten. Eben so wenig erscheint uns die Aufstellung der Aegicereen begründet, deren Unterschied von den Myrsineen nur auf dem Standorte dieser Bäume beruht. Sie haben kein Albu-

men, weil der Embryo schon im Samen keimt und die Placente verwandelt sich in einen Arillus des einzigen Samens, der zur Reife kommt, um diesem Raum zur Entwickelung zu gewähren. Ueber die Scheidewände der Antherenfächer kann erst ihre Bildungsgeschichte Aufschluß geben. — Die Styraceen erkennt de Candolle gewis mit Recht als eigene Familie an, aber wenn er sie nach Jussieu und Bentham zunächst mit den Olacineen vergleicht, so ist zu bemerken, daß, wenn Browns Behauptung, die letztere Familie stehe neben den Santalaceen, naturgemäß ist, ihr Kelch wie bey den Loranthaceen als Involucrum betrachtet werden müßte.

London,

bey John Murray 1844. Spain under Charles the second; or, extracts from the correspondence of the Hon. Alexander Stanhope. Selected from the originals at Chevening by Lord Mahon. Second edition, enlarged. XVI und 216 Seiten in Octav.

Der Vf. dieser Briefe, jüngster Sohn des ersten Grafen von Chesterfield und während der Jahre 1689—1699 englischer Gesandte in Madrid, hat, laut des kurzen Vorworts, eine noch nicht veröffentlichte Abhandlung über die Ursachen des Verfalles von Spanien unter den Königen aus dem Hause Oestreich hinterlassen, welcher der große Lord Chatham das Lob einer scharfen und glücklichen Auffassung beylegt. Die hier mitgetheilten Schreiben sind, mit wenigen Ausnahmen, an hoch gestellte englische Staatsmänner gerichtet, als an die Staatssecretaire Grafen Shrewsbury, Nottingham und Jersey, an die Unterstaatssecretaire Warre, Hopkins und Vernon und an die Gesandten Wilhelms III. in Wien und dann auch in Paris.

Der Inhalt dieser meist sehr kurz gehaltenen

Correspondenzen, von denen einige als völlig unerheblich hätten ausfallen können, bewegt sich um Politik, Hofgeschichten, Persönlichkeiten, Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten Spaniens im Allgemeinen. Ueberall stößt man auf Schilderungen über die Geldnoth des Königs, die Rathlosigkeit des Hofes, die Unmöglichkeit, in Mailand und Flandern den Krieg mit einigem Nachdruck fortzusetzen, oder zur See zu handeln, indem Spanien, trotz der gegebenen Zusage 22 Kriegsschiffe zu stellen, deren kein einziges werde aufbringen können, falls es sich nicht der nach der neuen Welt bestimmten Flotte bedienen wolle. Mit Mittheilungen dieser Art wechseln Nachrichten vom Kriegsschauplatze in Catalonien, in denen überall des Prinzen von Darmstadt ehrenvoll Erwähnung geschieht, Klagen über das ewige, höchstens durch ein Stiergefecht unterbrochene, Einerley des Lebens am Hofe zu Madrid, Erzählungen von der stäts wachsenden Krankheit des Königs, obgleich von den Hofzeitungen täglich das Gegentheil verkündigt werde und von den Parteyungen in der Residenz. Our court, schreibt der Gesandte im Merz 1698, is in great disorder; the Grandees all dog and cat, Turk and Moor. In der zweyten Hälfte der Briefe herrschen besonders die Successionsangelegenheiten vor, bey welcher Gelegenheit wiederholt versichert wird, daß die Stimmung im Volke für einen Bourbon sey, vorausgesetzt, daß durch diesen Spanien und Frankreich nie unter einen Herrscher kämen.

Im Allgemeinen wird man diesen Berichten das durch Lord Chatham der oben genannten Abhandlung beygelegte Lob nicht spenden können.

Hav.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stück.

Den 9. September 1844.

Göttingen.

Als Nachtrag zu den im 121. Stück dieser Anzeigen mitgetheilten chemischen Untersuchungen hat Prof. Wöhler der königl. Societät der Wissenschaften die folgenden Beobachtungen über das Asaron, von Dr Schmidt aus Kurland, vorgelegt.

Die Wurzeln von Asarum europaeum enthalten eine so genannten Kampher, d. h. einen mit Wasserdämpfen flüchtige krystallisierbare Substanz, die schon früher von Görtz, Lassaigne, Feneulle, Gräger und Blanchet u. Sell theilweise untersucht worden ist und auch in Bezug auf Krystallbildung einiges Interesse darbietet.

Die Krystalle gehören dem klinorhombischen Systeme an. Der Verfasser wird sich im Folgenden der Bezeichnungsweise von Naumann, die ihm die kürzeste zu seyn scheint, bedienen.

Genau gemessen wurden:

1. $\infty P : \infty P = 121^{0}51'$
2. $\infty P \infty : 0P = 73^{0}47'$.

Die Combinationen wurden nach dem Kantenparallelismus und approximativen Messungen berechnet. Es ergab sich

a. Axenverhältnis der Grundform P:

$a : b : c = 0{,}53267 : 1 : 0{,}53391$

b. Verhältnis der Diagonalen:

α. des Prismas $\infty P = 0{,}55604 : 1$

β. der schiefen Endfläche

$0P = 0{,}53391 : 1 = c : b$

(wenn a Hauptaxe, b Klinodiagonale, c Orthodiagonale).

Beobachtet wurden:

1. Combination des Prismas der Grundform ∞P mit der schiefen Endfläche 0P

deren Winkel: $0P : \infty P = 82^{0}12'$ u. $97^{0}48'$

$\infty P : \infty P = 121^{0}51'$

2. Combination 1 mit dem orthodiagonalen Flächenpaar $\infty P \infty$ als gerade Abstumpfung der schärferen Kante der Grundform, demnach das Combinationszeichen $\infty P . 0P . \infty P \infty$ (häufig).

Winkel $\infty P \infty : \infty P = 119^{0}4\frac{1}{2}'$

$\infty P \infty : 0P = 73^{0}47'$

Ferner die Flächenwinkel von $0P = 123^{0}48'$ und $56^{0}12'$.

3. Combination 2 mit dem klinodiagonalen Flächenpaar ($\infty P \infty$) als gerader Abstumpfung der stumpfen Kanten der Grundform, die allmählich durch Ausdehnung der beiden Flächenpaare $\infty P \infty$ und ($\infty P \infty$) immer mehr zurücktritt, bis endlich bloß die Combination besagter Flächenpaare mit 0P resultiert; sämmtliche Uebergänge nicht selten, letztere (abgeleitete) Primitivform namentlich an den durch unmittelbare Destillation mit Waßer erhaltenen Krystallen.

Combinationszeichen:
$\infty P . 0P . \infty P \infty . (\infty P \infty)$ und
$0P . \infty P \infty . (\infty P \infty)$.
Winkel: $0P : \infty P \infty = 73^{0}47'$
$0P : (\infty P \infty) = 90^{0}$.

4. Combination 2 mit dem Klinoprisma $(P \infty)$ als Abstumpfung der Combinationsecke zwischen 0P und dem stumpfen Winkel des Prismas ∞P.
Zeichen der Combination:
$\infty P . 0P . \infty P \infty . (P \infty)$.
Winkel: $0P : (P \infty) = 135^{0}4'$
$\infty P : (P \infty) = 128^{0}7'$.

5. Combination 2 mit einer Pyramide der Hauptreihe und zwar der positiven Hemipyramide $\frac{1}{2}P$ als Abstumpfung der Combinationskanten von ∞P und 0P, demnach das Zeichen derselben: $\infty P . 0P . \infty P \infty \frac{1}{2}P$. Die Flächen parallel der Combinationskante mit 0P oder ∞P durch Aufeinanderfolge unzähliger Combinationen mit 0P gestreift.
Winkel: $0P : \frac{1}{2}P = 150^{0}23'$
$\infty P : \frac{1}{2}P = 111^{0}49'$

6. Combination 2 mit der Grundform P als Abstumpfung der Combinationskante von 0P und ∞P und zwar, wie in der vorigen Combination die positiven Hemipyramide; ferner mit dem orthodiagonalen Hemiprisma $P \infty$ als Abstumpfung der Combinationskante von $\infty P \infty$ und 0P, letztere Fläche parallel diesen Kanten schwach gestreift. Combinationszeichen:
$= \infty P . 0P . \infty P \infty . P . P \infty$
Winkel $= P : 0P = 128^{0}5\frac{1}{2}'$
$P : \infty P = 134^{0}6\frac{1}{2}'$
$P \infty : \infty P \infty = 104^{0}47'$.

Die Krystalle schienen rein zu seyn, die Analyse ergab:

C = 69,50
H = 7,68
O = 22,82

etwas abweichend von Blanchet und Sells früheren Resultaten; der Verf. erwärmte sie daher mit starkem Alkohol bis zum Sieden des letzteren, um sie durch Umkrystallisieren zu reinigen. Letzteres mochte etwa 10 Minuten gedauert haben, als ein interessantes Phänomen eintrat: die Masse färbte sich nämlich zusehends gelb, röthlich, roth; über Nacht war nur ein Theil heraus krystallisiert, der Rest, 4 Wochen lang unter einer Glocke dem freywilligen Verdunsten überlassen, bildete eine rothe, amorphe, harzartige Masse, die, in Alkohol gelöst, wieder amorph eintrocknete, durch Wasser aus jener Lösung in amorphen, stark lichtbrechenden, lebhafte Molecularbewegung zeigenden Kügelchen gefällt wurde, zwischen Uhrgläsern erhitzt, ohne zu sublimieren, verkohlte, demnach ihre früheren Eigenschaften fast vollständig eingebüßt hatte. Die Analyse ergab dennoch gleiche Zusammensetzung der Krystalle mit der amorphen Modification und zwar im Mittel mehrerer Analysen:

	1. Krystall.	2. Amorph. Modific.
C	= 69,37	69,11
H	= 7,66	7,65
O	= 22,97	23,24

Die rothe Substanz scheint ein in sehr geringer Menge als färbende Materie gebildetes Oxydationsproduct zu seyn, wie die späteren Versuche mit Salpetersäure, Chromsäure und anderen Oxydationsmitteln direct bestätigten, das Wesentliche dieses Processes möchte aber nicht in einer den Aldehyden, Cyansäuren, Chloralen ähnlichen Umsetzung der Elemente als Bedingung des Ueberganges in den amorphen Zustand zu suchen seyn. Erhält

man nämlich die Krystalle für sich längere oder kürzere Zeit bey einer 120° mehr oder weniger übersteigenden Temperatur, so erstarren sie proportional der Zeitdauer und dem Temperaturgrade viel langsamer wieder, war beides zu hoch getrieben, gar nicht mehr; ein Beweis, daß hier die Lageveränderung der kleinsten Theilchen gegen einander nicht plötzlich, sondern allmählich mit zahlreichen Uebergängen eintrat. Der Verf. fand die Angabe seiner Vorgänger, daß der Siedepunct dieser Substanz von 280° bis 300° steige, wo Zersetzung erfolgt, bestätigt, obschon es auf den ersten Anblick paradox erscheint, da die Krystalle zwischen Uhrgläsern leicht und vollständig flüchtig sind. Es beruht jene Erscheinung auf dem allmählichen Uebergang der krystallisierbaren in die amorphe Modification, wie der Verfasser sich durch das Mislingen einer Dampfbestimmung direct überzeugte, wo nämlich bey einer Temperatur des Metallbades von 290° leider nur der kleinste Theil der Substanz in Dampfform entwich, der Rest in dem Ballon jedoch, erst nach 4 Tagen theilweise erstarrend, offenbar aus einem Gemenge der 2 Modificationen bestand.

In Salpetersäure lösten sich die Krystalle leicht, die amorphe Modification schwerer unter anfänglicher Bildung des vorhin erwähnten rothen Harzes, beide gaben Oxalsäure ohne krystallisierbares Zwischenproduct. Mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure erfolgte unter Reduction der Chromsäure Bildung desselben rothen Harzes, das nicht weiter verändert wurde, dasselbe Product lieferte Manganhyperoxyd und Schwefelsäure, während Bleyhyperoxyd mit Säuren ohne Einwirkung war.

Durch Schmelzen in schwefligsaurem oder Chlorwasserstoff-Gas wurde das erwähnte rothe Harz

C = 69,50
H = 7,68
O = 22,82

etwas abweichend von Blanchet und Sells früheren Reſultaten; der Verf. erwärmte ſie daher mit ſtarkem Alkohol bis zum Sieden des letzteren, um ſie durch Umkryſtalliſieren zu reinigen. Letzteres mochte etwa 10 Minuten gedauert haben, als ein intereſſantes Phänomen eintrat: die Maſſe färbte ſich nämlich zuſehends gelb, röthlich, roth; über Nacht war nur ein Theil heraus kryſtalliſiert, der Reſt, 4 Wochen lang unter einer Glocke dem freywilligen Verdunſten überlaſſen, bildete eine rothe, amorphe, harzartige Maſſe, die, in Alkohol gelöſt, wieder amorph eintrocknete, durch Waßer aus jener Löſung in amorphen, ſtark lichtbrechenden, lebhafte Molecularbewegung zeigenden Kügelchen gefällt wurde, zwiſchen Uhrgläſern erhitzt, ohne zu ſublimieren, verkohlte, demnach ihre früheren Eigenſchaften faſt vollſtändig eingebüßt hatte. Die Analyſe ergab dennoch gleiche Zuſammenſetzung der Kryſtalle mit der amorphen Modification und zwar im Mittel mehrerer Analyſen:

	1. Kryſtall.	2. Amorph. Modific.
C . .	= 69,37	. . 69,11
H . .	= 7,66	. . 7,65
O . .	= 22,97	. . 23,24

Die rothe Subſtanz ſcheint ein in ſehr geringer Menge als färbende Materie gebildetes Oxydationsproduct zu ſeyn, wie die ſpäteren Verſuche mit Salpeterſäure, Chromſäure und anderen Oxydationsmitteln direct beſtätigten, das Weſentliche dieſes Proceſſes möchte aber nicht in einer den Aldehyden, Cyanſäuren, Chloralen ähnlichen Umſetzung der Elemente als Bedingung des Ueberganges in den amorphen Zuſtand zu ſuchen ſeyn. Erhält

man nämlich die Krystalle für sich längere oder kürzere Zeit bey einer 120° mehr oder weniger übersteigenden Temperatur, so erstarren sie proportional der Zeitdauer und dem Temperaturgrade viel langsamer wieder, war beides zu hoch getrieben, gar nicht mehr; ein Beweis, daß hier die Lagenveränderung der kleinsten Theilchen gegen einander nicht plötzlich, sondern allmählich mit zahlreichen Uebergängen eintrat. Der Verf. fand die Angabe seiner Vorgänger, daß der Siedepunct dieser Substanz von 280° bis 300° steige, wo Zersetzung erfolgt, bestätigt, obschon es auf den ersten Anblick paradox erscheint, da die Krystalle zwischen Uhrgläsern leicht und vollständig flüchtig sind. Es beruht jene Erscheinung auf dem allmählichen Uebergang der krystallisierbaren in die amorphe Modification, wie der Verfasser sich durch das Mislingen einer Dampfbestimmung direct überzeugte, wo nämlich bey einer Temperatur des Metallbades von 290° leider nur der kleinste Theil der Substanz in Dampfform entwich, der Rest in dem Ballon jedoch, erst nach 4 Tagen theilweise erstarrend, offenbar aus einem Gemenge der 2 Modificationen bestand.

In Salpetersäure lösten sich die Krystalle leicht, die amorphe Modification schwerer unter anfänglicher Bildung des vorhin erwähnten rothen Harzes, beide gaben Oxalsäure ohne krystallisierbares Zwischenproduct. Mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure erfolgte unter Reduction der Chromsäure Bildung desselben rothen Harzes, das nicht weiter verändert wurde, dasselbe Product lieferte Manganhyperoxyd und Schwefelsäure, während Bleyhyperoxyd mit Säuren ohne Einwirkung war.

Durch Schmelzen in schwefligsaurem oder Chlorwaßerstoff-Gas wurde das erwähnte rothe Harz

nicht verändert, eben ſo wenig jedoch die reinen Kryſtalle.

Chlor wirkte ſehr energiſch, im Momente des Daraufſtrömens ſchmolz Alles an den Wänden unter ſo heftiger Reaction, daß ſcheinbares Kochen eintrat, ſpäter, nachdem die erſte heftige Einwirkung vorüber war, erfolgte die Abſorption ruhiger, die, anfangs roth gewordene Maſſe wurde grün und der Verf. unterbrach die Operation, nachdem von 3,114 Gr. angewandter Subſtanz 1,440 Chlor aufgenommen. Für die vollſtändige Subſtitution des Waßerſtoffes durch Chlor hätte jetzt die Analyſe dieſes grünen Productes geben müſſen:

C = 47,4
H = 4,3

wäre die Abſorption des Chlors jedoch ohne Austritt einer äquivalenten Menge Waßerſtoff erfolgt, ſo hätten erhalten werden müſſen:

C = 47,4
H = 5,2

der Verſuch gab aber:

C = 47,22
H = 4,41

es war demnach der letztere Fall eingetreten.

Von dieſem Austritte des Waßerſtoffes in Form von Chlorwaßerſtoff kann der Verf. jedoch nicht allein die heftige Reaction im Anfange der Operation herleiten, da jener Proceß (das Austreten von Cl H nämlich) noch ein Paar Stunden in gleicher Weiſe, doch ganz ruhig fortdauerte, — es ſcheint demſelben vielmehr ein, die Lagenveränderung der Elementartheilchen gegen einander, beym Uebergange aus dem kryſtalliſierten in den amorphen Zuſtand charakteriſierendes Phänomen zu ſeyn, wie wir dieſen Umſetzungsproceß z. B. beym Alde-

hyd, Chloral, den Cyansäuren ꝛc. erfolgen sehen. Durch die Störung des Gleichgewichtes in einem Massendifferential dieses Körpers in Folge der chemischen Einwirkung des Chlors war so der Anstoß zur allgemeinen Umsetzung gegeben, — die folgenden Antheile Chlor wirkten nun auf die amorphe Modification, und, war die Erklärung richtig, so mußten sämmtliche Producte dieser Substitution gleichfalls isomorph, d. h. amorph seyn. Der directe Versuch bestätigte diese Voraussetzung vollkommen; die Darstellung der analogen krystallisierbaren Chlorverbindungen gelang dem Verf. nicht, da bey äußerer Abkühlung von vorn herein keine Einwirkung des Chlors erfolgte. Die amorphen Chlorverbindungen waren sämmtlich nicht flüchtig, grünen Harzen ähnlich, aus der alkoholischen Lösung in Waßer getropft, zahllose $\frac{1}{100}''' - \frac{1}{800}'''$ Durchmesser haltende Kügelchen von starkem Lichtbrechungsvermögen in lebhafter Molecularbewegung zeigend, die selbst nach Wochen keine krystallinische Structur wahrnehmen ließen. Die trockene Destillation dieser Chlorverbindungen gab Salzsäure, verschiedene gasförmige Producte, ein grünes dickflüssiges Chlor haltiges Oel und Kohle im Rückstande. Das bey $220^0 - 224^0$ bey Destillation dieses Oels für sich Uebergegangene gab bey der Analyse:

C = 49,48
H = 4,85
Cl = 28,80
O = 16,87

Die Einwirkung von concentrierter Schwefelsäure und von waßerfreyer SO^3 gab sehr complicierte Producte, in allen Regenbogenfarben spielend, zu deren weiterer Untersuchung es dem Verfasser an Material fehlte. Da diese Substanz einerseits im krystallinischen Zustande dem Laurineen Kampher, andererseits im amorphen den Harzen sich anschließt,

so hält sich der Vf. für berechtigt eine Formel mit 20 Aeq. Kohle als Basis dafür aufzustellen; die Formel C^{20} H^{15} O^5 entspricht vollkommen den gefundenen Zahlen, überein stimmend mit der Chlorverbindung, deren Analyse der Formel C^{20} H^{11} Cl^2 O^5 entspricht.

Die Substanz enthielte danach die Elemente von 2 Atom. der so genannten waßerfreyen Kampherſäure minus 1 Aeq. HO oder ihre Formel ist aus der vieler Harze = C^{20} H^{16} O^2 dadurch empirisch ableitbar, daß man 3 Aeq. H durch 3O vertreten ließe; ob rationell, kann der Verfasser nicht entscheiden, da directe Versuche in dieser Beziehung fehl schlugen, doch scheint es ihm aus eben diesem Grunde unwahrscheinlich.

Bey dieser Gelegenheit machte der Verfasser einige Beobachtungen über Krystallogenesis, die ihm für die Theorie der Krystallbildung ꝛc. im Allgemeinen so wichtig scheinen, daß er hier nur die nackten Facta mittheilen, die Folgerungen sich jedoch auf umfassendere Untersuchungen versparen will; es sind folgende:

Löst man eine größere Quantität dieser Substanz in Alkohol und überläßt sie der freywilligen Verdunstung, so erhält man nur Combinationen (2, 4, 5, 6); in keinem Falle glückt es z. B. die Primitivform 1 zu erhalten.

Mischt man die alkoholische Lösung mit Waßer, so erhält man eine milchige Flüssigkeit, die, in demselben Moment auf ein Papierfilter gebracht, als Ganzes durchläuft; — bey genauerer mikroskopischer Untersuchung sieht man zahllose $\frac{1}{500}'''$ — $\frac{1}{600}'''$ große sphärische, das Licht stark brechende, kleinen Oeltröpfchen sehr ähnliche Körper in starker Molecularbewegung.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. 147. Stück.

Den 12. September 1844.

Göttingen.

Schluß der Anzeige: 'Ueber das Asaron von Dr Schmidt.'

Hat man, um rasche Verdunstung zu verhüten, den Tropfen mit einem Glasplättchen bedeckt, so sieht man nach 5 — 10 Minuten diese Kügelchen an den durch feine Risse, Staubtheilchen ꝛc. uneben gewordenen Stellen des Glases sich gruppenweise sammeln, die Molecularbewegung wird schwächer und hört endlich ganz auf.

Aehnlich den regelmäßig geordneten Partien, die sich beym Herumfahren mit dem Magnet unter mit Eisenfeile bestreuten Papierbogen bilden, oder der regelmäßigen Vertheilung der Staubtheilchen auf dem mit geladenen Kleistischen Flaschen bezeichneten Electrophorkuchen, sieht man jetzt die Kügelchen in den anfangs regellos zusammen gehäuften Massen sich zu regelmäßigen Gruppen ordnen, wie man wohl in Arsenalen die Kugeln aufzustellen pflegt.

Beobachtet man die einzelnen Gruppen genau,

so findet man immer jede in dieser Weise: $\overset{o}{o}\overset{o}{o}$ an einander gelagert.

Die optische Differenz der Zwischenwände verschwindet allmählich, d. h. also, der Durchmesser der sphärischen Oberfläche der einzelnen zusammen getretenen Individuen wird immer größer und die Gruppe gewinnt das Ansehen eines schief abgeschnittenen Prismas, das an sämmtliche Kanten gleichmäßig abgerundet worden.

Wird endlich der Durchmesser der Einzelindividuen $= \infty$ d. h. übersehen wir statt der 4 Halbkugelebenflächen eine Ebene, so hat der Proceß sein Ende und der Krystall steht fertig da.

Es geht diese Verwandlung mit großer Schnelligkeit vor sich — mit einem Blick übersieht man alle möglichen Uebergänge, bis in Zeit einiger Minuten alle regellosen Haufen verschwunden, und durch zahllose, sämmtlich die Primitivform (oP. ∞ P) repräsentierende Krystalle ersetzt worden.

Doch nicht alle in dem milchigen Tropfen schwebende Molecule sammeln sich so rasch an den bezeichneten Stellen des Glases — viele schwimmen, wenn das Zerfallen in Gruppen — (es erinnert wirklich in mancher Beziehung an das Zerfallen des homogenen Dotters beym Fruchtungsproceß) — erst begonnen, rasch isoliert in der Flüssigkeit — sie zeigen so lange Molecularbewegung, bis sie in eine gewisse Nähe des werdenden Krystalls gelangt sind.

Ist dieser schon vollendet, so findet keine Verschmelzung Statt — wenigstens beobachtete der Verfasser unter Hunderten kein Beyspiel der Art — war er noch in der Bildung begriffen, so lagert sich eine gewisse Anzahl Molecule regelmäßig

um denselben, die Primitivform verschwindet und wenige Augenblicke darauf erkennt man deutlich die Configuration einer Combination, unter denen meist die unter 2 beschriebene oP. ∞ P. ∞ P. ∞, zuweilen dieselbe mit dem klinodiagonalen Flächenpaar (∞P∞) beobachtet wurden. Destilliert man die amorphe Modification mit Waßer, so gehen Oeltröpfchen über, die zu kleinen regelmäßigen Krystallen erstarren. Auch diese zeigen sämmtlich eine Elementarform (Nr. 3 = oP. ∞ P ∞. (∞P∞)) d. h. sie sind durch Zusammentreten der drey Hauptabschnitte der Primitivform entstanden.

Läßt man diese Krystalle auf dem Objectträger in Alkohol und verlangsamt die Verdunstung durch Bedecken mit einem zweyten Glasplättchen, so erhält man Combinationen, — bey rascher Verdunstung eine amorphe Masse, in der sich allmählich gewisse Puncte der Anziehung, der Anhäufung der Materie zu regelmäßigen, anfangs einfachen, dann complicierten Formen zeigen, Krystalle, wie sie sich nach dem Schmelzen der Substanz im Erstarrungsmomente bilden.

War der Alkohol waßerhaltig, so erfolgt nach dem Verdunsten dasselbe Phänomen, wie beym Mischen einer alkoholischen Lösung mit Waßer, — nach abgelaufenem Krystallisationsproceß sieht man keinen Krystall der Elementarform 3, sondern, wie bemerkt, anfangs lauter Primitivformen 1, dann auf die erwähnte Weise entstandene Combinationen (Nr. 2 und die Mittelformen zwischen 2 und 3).

Der Verfasser glaubt, die Darstellung dieser Erscheinungen so gegeben zu haben, daß sich von

selbst manche theoretische Schlüsse über die Erscheinungsformen der Materie im Allgemeinen aufdrängen, — dem Princip streng wissenschaftlicher Induction getreu, will er sich jedoch, wie erwähnt, auf nahe liegende Folgerungen hier noch nicht einlassen; so bald ihm eine Anzahl sicherer Beobachtungen zu Gebote stehen, hofft er wieder auf diesen Punct zurück zu kommen.

Berlin.

Verlag von August Hirschfeld 1843. Die Krankheiten und Mißbildungen des menschlichen Auges und deren Heilung von Dr Karl Himly, Königl. Großbritannisch-Hannoverschem Hofrath, ordentl. Professor der Heilkunde an der Georg-August-Universität zu Göttingen, Director des akademischen Hospitals daselbst ꝛc. — Nach den hinterlassenen Papieren desselben herausgegeben und mit Zusätzen versehen von Dr C. A. W. Himly, Professor der Heilkunde zu Göttingen. Zwei Theile in klein Quart mit dem Bildnisse des Verfassers und mit 5 Steindrucktafeln. Der erste Theil enthält 585 und der zweyte 521 Seiten.

Von Galens Zeiten bis ins 18. Jahrhundert blieb die Augenheilkunde fast ausschließlich in den Händen ungebildeter Menschen und gewinnsüchtiger Charlatans. Obgleich Galen den Bau und die Verrichtungen des Auges, und Celsus die Krankheiten desselben genauer als ihre Vorgänger beschrieben hatten, obgleich in den nachfolgenden Jahrhunderten die Augenheilkunde von einzelnen ausgezeichneten Männern vervollkommnet wurde und dieselbe besonders im 18. Jahrhundert sich einer allgemeineren Theilnahme und wissenschaftlicheren Bearbeitung erfreute, so blieb sie doch noch größ-

tentheils in den Händen roher Empiriker. Namentlich wurde Deutschland nach allen Richtungen von französischen Staarstechern und Charlatans durchzogen und in Deutschland selbst die Augenheilkunde häufig von Solchen ausgeübt, die keine andere ärztliche Kenntnis als nur die Fertigkeit den Staar zu stechen und Zähne auszuziehen besaßen. In Deutschland wurde im 18. Jahrhundert eine glänzende Periode der Augenheilkunde herbey geführt, indem Richter in Göttingen durch Verpflanzung der fremden und namentlich französischen Leistungen in der Ophthalmologie auf deutschen Grund und Boden und Barth, als erster Lehrer der Augenheilkunde in Wien durch die Bildung ausgezeichneter Augenärzte ein gründliches und ausgebreitetes Studium der Augenheilkunde ins Leben riefen. Aus Barths Schule ging der berühmte J. A. Schmidt hervor, der mit Himly, dem Nachfolger Richters, die ophthalmologische Bibliothek heraus gab, wodurch beide einen mächtigen Einfluß auf die wissenschaftliche Begründung und allgemeine Ausbreitung der Ophthalmologie ausübten. Schmidt sowohl als Himly waren beide gleich ausgezeichnet als scharfsinnige und tiefdenkende Aerzte, beide bearbeiteten für den Druck nur einzelne Gegenstände, aber auf eine bis auf ihre Zeit nicht gekannte Weise, und zeigten dadurch, wie überhaupt die Augenheilkunde bearbeitet werden müsse.

Noch mehr als durch ihre Schriften nützten beide durch ihre practische Wirksamkeit und ihre Lehrvorträge. Himly stellte in seinen Vorträgen den Satz des Hippokrates, des Vaters der Medicin, oben an: daß so wie das Auge sich auch der ganze Körper verhalte. Er bewies dies auf eine eben so geistreiche, als wahre Weise. Das Auge

des Menschen stehe, ungeachtet es gleichsam in dem Gesammtorganismus vermöge seiner hohen organischen Ausbildung wieder einen sehr selbständigen und vollkommenen Organismus im Kleinen ausmache, durch seinen ausgezeichneten Nervenreichthum mit den übrigen Systemen des Körpers in einem so innigen Wechselverhältnisse, daß sich in keinem Organe des Körpers die Veränderungen des Lebens in allen seinen Formen so schnell und deutlich aussprächen, als eben im Auge, daß demnach die krankhaften Affectionen in den Systemen des Körpers auf manigfache Weise auf die Augen wirkten und diese wiederum nicht erkrankten ohne einen Reflex auf jene und Störungen in denselben zu veranlassen.

Das Auge, sagte er, sey der redendste Theil des Menschen, redender als die Zunge, denn auch des Menschen Geist liege im Auge. Die Augen seyen daher die einzigen Sinnesorgane, welche, zugleich gebend und empfangend, stark nach innen und stark nach außen wirkten. Demnach sey die Augenheilkunde ein Zweig der Heilkunde überhaupt. Die allgemein geltenden Grundsätze der Nosologie und Therapie fänden auf das Auge ihre vollständige Anwendung. Himly drang daher schon im Anfange dieses Jahrhunderts darauf, daß die Augenheilkunde, dieser bis dahin noch sehr vernachlässigte Zweig der Heilkunde, gründlicher, wissenschaftlicher und in Verbindung mit der allgemeinen Nosologie und Therapie betrieben werden solle. Bis an sein Ende strebte er unablässig, die Augenheilkunde durch Vorlesungen und practische Anleitung in seiner Clinik als einen integrierenden Theil der Heilkunde darzustellen, ihr eine echt wissenschaftliche Form zu geben und sie ihrer Vollkommenheit entgegen zu führen. Daß ihm dies bis zu einem

hohen Grade gelungen ist, dafür bürgt der europäische Ruf, in welchem er als Augenarzt stand, dafür spricht die Liebe und Achtung, die seine zahllosen Schüler noch jetzt für ihn hegen, und vor allem dies von seinem würdigen Sohne heraus gegebene Werk.

Der verdienstvolle Herausgeber sagt mit vollem Rechte in der Vorrede: 'Das Werk, welches ich aus dem Nachlasse meines Vaters der literarischen Welt übergebe, wird hoffentlich in derselben eine willkommene Erscheinung seyn. Die ehemahligen Zuhörer werden sich freuen, ihren alten Lehrer wieder zu finden. Denjenigen, welche nicht seine Zuhörer gewesen, möchte das Buch lieb seyn, weil es sie einigermaßen mit dem Geiste, sicher mit den ophthalmiatrischen Ansichten und Leistungen des wegen seiner Verdienste um die Wissenschaft hoch geschätzten Verfassers vertraut machen wird. Es war Grundsatz desselben, mehr durch das lebendige Wort, als durch den todten Buchstaben, thätig zu seyn. Darum widmete er seinen Vorträgen und practischen Anleitungen alle Sorgfalt. Darum lehrte er durch geist- und gemüthvolle, kurze, treffende, eindringliche, allhinreißende Worte selbst denken. Darum strebte er, aufgeweckte, scharf blickende, für ferneres Studium der hehren Wissenschaft und Kunst begeisterte Schüler zu bilden, deren viele mit warmem Danke, ja mit Verehrung seiner sich erinnern, welche in der Praxis erkennen lernten, was er ihnen war. Schriftsteller-Eitelkeit war Himly fremd.' Der Herausgeber hat sich daher ein großes Verdienst erworben, daß er sich der mühevollen Arbeit unterzogen hat, die Ansichten, die wissenschaftlichen und practischen Forschungen seines verstorbenen Vaters auf dem weiten Felde der Augenheilkunde der Nach-

welt im Druck zu überliefern. Er hat dieſe Aufgabe mit großem Glücke gelöſt. Er hat uns ein Lehrbuch geliefert, das durch ſeine vortrefflichen Eigenſchaften die volle Aufmerkſamkeit der Practiker verdient und jedem gebildeten Arzte in faſt jeglichem Falle ein nützlicher Rathgeber ſeyn wird. Daſſelbe enthält nämlich außer den ſelbſtändigen, oft eigenthümlichen, oft neuen Anſichten, den einfachen Heilmethoden und der reichen Erfahrung Himlys, auch die beſten Anderer, welche der Verſtorbene ſtäts beachtete und beachten lehrte, und welche der Herausgeber durch eine ſorgfältige und geiſtvolle Benutzung der neueſten Literatur vervollſtändigte. Geeigneten Ortes gibt das Buch ferner kurze Krankengeſchichten. Es ſchildert gleichmäßig die mediciniſche und die chirurgiſche Seite der Wiſſenſchaft und wägt für die einzelnen Fälle häufig die Kräfte der Arzeneyen, auch den Werth der Operations-Methoden und Inſtrumente ab, deren es die meiſten beſchreibt. Auf die beſten Abbildungen von Krankheitsformen und Inſtrumenten wird überall hingewieſen. Pathologiſche Anatomie, die Lehre von den Bildungsfehlern des Auges werden in ihm mehr als in irgend einem anderen Lehrbuche berückſichtigt. Ueber die durch die Schuld der Practiker ſo zahlreich gewordenen Synonyme findet der Leſer die nöthigen Aufſchlüſſe. Demjenigen, welcher einzelne Krankheiten tiefer ſtudieren will, gibt es an den zweckmäßigen Orten literariſche Nachweiſungen und hiſtoriſche Skizzen, auf welche der Verſtorbene etwas hielt. Alles dies ſtellt es, mit möglichſter Vermeidung überhäufter, an verſchiedenen Stellen daſſelbe ſagender Schilderungen, in derjenigen einfachen Weiſe dar, die des Verfaſſers Vortrag auszeichnete. Alles dies iſt endlich, theils nach dem augenärztlichen, theils

nach dem anderweitigen Nachlasse, theils nach diesen conformen Gruppierungen des Herausgebers, eigenthümlich und so eingetheilt, geordnet, mit Inhaltsverzeichnis, Columnentiteln und Register versehen, daß der Leser sich leicht zurecht finden kann.

Muß Referent auch zugeben, daß hier und da Einzelnes in dem Werke vorkommt, womit er nicht vollständig überein stimmt, so kann er doch aufrichtig und vorurtheilsfrey gestehen, daß wir bis jetzt kein beßeres systematisches Werk über die Augenheilkunde besitzen und daß er es mit vollkommenem Rechte einem jeden wissenschaftlichen Arzte empfehlen darf. Ruete.

Paris.

Librairie encyclopédique de Roret 1842—1843. Nouveau manuel complet de l'observateur au microscope, par F. Dujardin. 1843. IV und 330 Seiten in 18. Ouvrage accompagné d'un atlas renfermant 30 planches gravées sur acier. 1842. in Octav.

Mit der immer mehr um sich greifenden Anwendung des Mikroskopes tritt auch das Bedürfnis nach Lehrbüchern zum Gebrauch desselben stärker hervor. Wenn auch bereits von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Sprachen Lehr- und Handbücher über das Mikroskop erschienen sind, so läßt sich doch bey dem großen Umfange des Gebietes, in welchem dasselbe in Gebrauch genommen wird, leicht noch ein neuer Standpunct gewinnen, von welchem aus einzelne Theile oder das Ganze genauer beleuchtet werden kann. Mit wenigen Ausnahmen sind die Schriften, welche bisher über das Mikroskop erschienen, mehr oder weniger für einen bestimmt umgrenzten Theil der Mikroskopie berechnet;

der Vf. dagegen hat sich, wie er selbst in der Vorrede sagt, bey der Herausgabe seines Buches ein dreyfaches Ziel gesetzt. Er will erstens den Gebrauch des Mikroskopes lehren, zweytens durch zahlreiche Abbildungen zeigen, wie man mit dem Instrumente sehen muß, wenn es gut ist und wenn man gelernt hat, es gut zu gebrauchen, und drittens nachweisen, welchen Grad der Vollkommenheit unsere Hilfsmittel zur Beobachtung gegenwärtig erreicht haben. Wir wollen mit dem Vf. nicht darüber rechten, wie weit es möglich ist, in dem Umfange eines Lehrbuches nach den drey bezeichneten Seiten hin in allen Theilen der Mikroskopie eine erträgliche Vollständigkeit zu erreichen und nicht zu Gunsten des einen Theiles den anderen zu verkürzen, sondern wollen vielmehr in seinen Plan eingehen und zusehen, wie er sein Ziel erreicht. Wir würden, auch ohne daß uns der Vf. ausdrücklich die Entstehung der vorliegenden Schrift schildert, dieselbe bey der Durchsicht leicht errathen haben. Es lag nämlich dem Vf. eine große Anzahl mikroskopischer Abbildungen, die Früchte lang fortgesetzter und wiederholter Beobachtung, vor. Eine Auswahl aus diesen Abbildungen in einem Atlas, auf den man sich in der Histologie berufen könnte, zu vereinigen, und denselben mit einer zusammen hängenden Erklärung zu begleiten, war wohl der Grundgedanke, dem die Schrift ihre Entstehung verdankt. Deshalb ist es auch natürlich, daß mitunter der Atlas über den Text hervor ragt und seine Erstgeburt geltend macht. Dies gewährt uns aber zugleich den richtigen Standpunct, von welchem aus die Schrift beurtheilt werden muß.

Das ganze Buch zerfällt in 4 größere Abtheilungen, in deren erster (S. 1—74) die Mikroskope mit dem Zubehör und die Anwendung derselben

beschrieben und durch 2 Tafeln erläutert werden. Die Theorie des zusammen gesetzten Mikroskopes ist ganz weg gelassen und die Geschichte von seiner allmählichen Vervollkommnung ist so kurz, daß der Vf. selbst in einem Nachtrage, der jedoch auch kaum das Allernothwendigste enthält, diesem Mangel abzuhelfen sucht. Erschöpfend sind die Beleuchtungsapparate und die Blendungen beschrieben (S. 15–24). Von den übrigen Apparaten wie Mikrometer, Compressorien, Chambre claire u. s. w. sind die gebräuchlichen mit hinreichender Genauigkeit beschrieben und abgebildet. In einem besonderen Kapitel bespricht der Vf. die Apparate zur Polarisation des Lichtes, so wie die zu chemischen Untersuchungen, und die Prismen zur Umkehrung des Bildes, ohne jedoch des pankreatischen Mikroskopes zu gedenken. In dem zweyten Abschnitte (S. 48—74) der ersten Abtheilung werden nach einer treffenden Hervorhebung der Hauptmomente über die Art und Weise der Beobachtung mit dem Mikroskope die möglichen Teuschungen, so wie die Vorbereitung, Zergliederung, Aufbewahrung und Abbildung mikroskopischer Gegenstände und einige einfache chemische Reagentien besprochen. Als Zugabe sind einige Worte über die Brownsche Molecularbewegung eingefügt.

Die zweyte Abtheilung, welche von der Anwendung des Mikroskopes zum Studium der thierischen Organisation handelt, zerfällt ebenfalls in zwey Abschnitte. Im ersten werden die allgemeinen Beobachtungen gegeben d. h. die Beobachtungen über die Gewebe im engeren Sinne, über Blut, Sperma, Eyer, Keime, Embryonen, Krystalllinse, Knochen, Zähne, Haut und Haare, Federn, Schuppen der Fische, Integumente der Gliederthiere und endlich über Secrete wie Eiter, Milch, Schleim und Seide.

Im zweyten, welcher die beſonderen Beobachtungen enthält, iſt das erſte Kapitel den Unterſuchungen an Inſecten im Allgemeinen, das zweyte der Structur des Flohes, das dritte der von Acarus exulcerans, das vierte den Molusken, das fünfte den Würmern, das ſechste den Zoophyten, das ſiebente den Räderthieren, Tardigraden u. ſ. w., das achte endlich den Infuſorien gewidmet. Aus dieſer kurzen Inhaltsanzeige läßt ſich ſchon entnehmen, wie reich dieſe Abtheilung ſey. Der Vf. hat ſich überall einer treffenden Kürze befleißigt. Man ſieht deutlich, daß ſeine Beſchreibungen und Angaben auf ſelbſtändige Anſchauung baſiert ſind. Doch vermiſſen wir zwey Dinge, die wir nicht unerwähnt laſſen können. Erſtens die Schwannſche Zellentheorie iſt in dem hiſtologiſchen Abſchnitte zwar hiſtoriſch aufgeführt, aber in der ganzen Hiſtologie wird kein Gebrauch davon gemacht. Der Vf. weicht vielmehr mittelſt ſeiner 'Sarcode' der Zellentheorie aus. Daher kommt es denn auch, daß der Entwickelungsformen der Gewebe nirgends gedacht iſt. Zweytens ſcheint uns der Vf. zu feſt an der bloß äußeren Auffaſſung der mikroſkopiſchen Bilder zu hängen und die Deutung derſelben ſehr oft zu umgehen. Mag auch dieſe objective Behandlungsweiſe einen ſehr großen Vortheil gewähren und namentlich ein heilſames Mittel gegen vorſchnelle Deutungen ſeyn, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß bey der Unterſuchung mit dem Mikroſkope die Deutung eines Bildes nicht weniger, ja gewis mehr Kunſtfertigkeit verlangt, als die bloß äußere Auffaſſung. Aber auch dieſe Kunſtfertigkeit muß ſich der angehende Beobachter aneignen; und man kann ihm darin durch Andeutungen über Licht und Schatten u. dgl. in einem Leitfaden zum Gebrauch des Mikroſkopes recht gut behilflich ſeyn.

In derſelben Weiſe, wie das Thierreich behandelt iſt, wird in der dritten Abtheilung das Pflanzenreich nach den verſchiedenen Seiten, die es der mikroſkopiſchen Unterſuchung bietet, beſprochen. Nachdem der Vf. in XXVII Kap. (S. 167—266) die Elementartheile der Pflanzen, die Structur der Organe, die Gefäße und die Saftcirculation in denſelben, die Structur des Stammes u. dgl. m. in gedrängter Kürze erläutert hat, gibt er in einem zweyten Abſchnitt Beobachtungen über Chara und die Saftcirculation in derſelben, über Mooſe im Allgemeinen und über Sphagnum insbeſondere, über Conferven (Zygnema und Vaucheria), Oscillatorien, Noſtoc, Ulven, Cloſterien und Desmidien, Bacillarien, über Schwämme, Schimmel, über die Muscardine, die Hefenpflanzen, die Prieſtleyſche Materie, über farbige Waßer und über den rothen Schnee. Wie ſich der Vf. in der vorigen Abtheilung von jeder Theorie frey zu halten ſuchte, ſo that er es auch hier. Er benutzt, was er nothwendig braucht, um verſtändlich zu werden und ſchiebt zur Seite, was ihm noch nicht völlig eruiert zu ſeyn ſcheint. In vielen einzelnen Dingen hat er beſtätigende oder berichtigende Beobachtungen geliefert, die jedoch aufzuführen und zu beſprechen nicht der Zweck dieſer Anzeige ſeyn kann.

In der letzten Abtheilung, welche die Ueberſchrift 'Gebrauch des Mikroſkopes zu verſchiedenen Zwecken' führt, iſt der Vf. dem bisher befolgten Plane untreu geworden. Er faßt nämlich in derſelben die Angaben über den Gebrauch des Mikroſkopes beym Studium der Mineralogie, mit Einſchluß der Petrefactenkunde, ferner die Anwendung desſelben in der Chemie, in der gerichtlichen Medicin und endlich in der Induſtrie und im Handel zuſammen. Abgeſehen davon, daß die einzelnen Abſchnitte verhältnis-

mäßig sehr kurz erscheinen, sind diejenigen, welche die Anwendung des Mikroskopes in der gerichtlichen Medicin, in der Industrie und im Handel enthalten, im Grunde nur Wiederholungen oder beßer gesagt, die practische Anwendung dessen, was in der zweyten und dritten Abtheilung und in den beiden ersten Kapiteln der vierten Abtheilung abgehandelt wird. Es erschiene uns daher natürlicher, die nöthigen Angaben über diese specielle Anwendung des Mikroskopes sogleich den treffenden Abtheilungen einzuverleiben. Was z. B. über die fossilen Infusorien und Pflanzen gesagt wird, stände doch weit natürlicher bey den Angaben über thierische und pflanzliche Organisation, als in dem Kapitel über mikroskopische Mineralogie. Was ferner in Bezug auf den Gebrauch des Mikroskopes im Handel angeführt ist, bezieht sich hauptsächlich auf Fälschungen und Nachahmungen von Rohstoffen oder Kunstproducten. Alle Fälschungen können aber nur durch Stoffe Statt finden, die einem der drey Naturreiche angehören. Die Untersuchung irgend eines verdächtigen oder nachzuahmenden Objectes muß sich also auf dem einen oder dem anderen dieser drey Gebiete bewegen. Darum kann sie auch, was uns naturgemäßer erscheint, sogleich in den treffenden Abtheilungen abgehandelt werden. Indessen hat es wohl auch manchen Vortheil, wenn auf diese oder jene Seite der Mikroskopie speciell aufmerksam gemacht wird und wir wollen deshalb unsere eben ausgesprochene Ansicht nicht als einen Tadel, sondern nur als unsere Meinung, wie der Ungleichheit in der Bearbeitung und unvermeidlichen Wiederholungen hätte vorgebeugt werden können, betrachtet wissen.

Als einen wirklichen Mangel müssen wir dagegen anführen, daß der Vf. eine Seite der Mikro-

skopie nicht erwähnt, mit welcher sich gerade gegenwärtig wenn nicht mehr, doch gewis eben so viele Beobachter wie mit den Gegenständen, die uns hier vorgeführt werden, beschäftigen. Wir meinen die Untersuchungen in der pathologischen Anatomie oder die Anwendung des Mikroskopes zur Diagnose der Krankheiten. Zwar hat der Vf. in dem Kapitel, welches von den Secreten handelt, einige Worte über Eiter gesagt, aber da er den Eiter mitten unter die normalen Secrete stellt und der pathologischen Histologie nicht weiter gedenkt, so dürfen wir wohl sagen, daß diese Seite der Mikroskopie völlig ausgeschlossen ist. Wir gestehen sehr gern zu, daß ein Grundriß der pathologischen Histologie keine leichte Aufgabe ist und vielleicht in weiterem Umfange nicht in einen solchen Leitfaden, wie er uns vorliegt, gehört, aber da der Vf. in der Vorrede verspricht, die verschiedenen Seiten der Mikroskopie zu behandeln, so konnten wir wenigstens eine Andeutung über den Gebrauch des Mikroskopes in der Pathologie erwarten. Auch mußte nach der ganzen Anlage des Werkes ein Artikel über diesen Gegenstand eben so gut Platz finden, wie das Kapitel über gerichtliche Medicin.

Uebrigens aber ist es dem Vf. gelungen, den doppelten Ansprüchen, welche man an ein solches Werk machen kann, Genüge zu leisten. Es wird uns eine große Reihe sehr sorgfältig und genau ausgeführter Abbildungen vorgelegt, die mit wenigen Ausnahmen als Vorbilder für mikroskopische Zeichnungen gelten können. Wie schon erwähnt, enthalten die beiden ersten Tafeln Abbildungen von Mikroskopen und den dazu gehörigen Apparaten; auf der 3ten bis 14ten sind Blutkörperchen, Muskeln, Zoospermen, Cilien, Eyer, Haare, Insectenschuppen, Fischschuppen, Nerven, Eiter, Zähne, Wolle, Seide, Federn u. s. w. freylich in einer ziemlich bunten

Reihenfolge, auf der 15ten ist ein Floh, auf der 16ten und 17ten Acarus exulcerans und A. domesticus abgebildet. Die übrigen 13 Tafeln sind der Phytotomie gewidmet und enthalten Abbildungen des Amylums, verschiedener Durchschnitte von Pflanzenstämmen, der Gewebe der Blumen und Früchte, des Pollens und verschiedener Cryptogamen, denen auf der letzten Tafel einige fossile Infusorien beygefügt sind. Wir finden überdies sehr lobenswerth und dem Zwecke eines Leitfadens entsprechend, daß fast durchgängig Objecte gewählt sind, die sich der Anfänger leicht verschaffen und daran seine Fertigkeit in der mikroskopischen Beobachtung prüfen kann.

So wie der Vf. sowohl durch die, gewis nicht leichte, passende Auswahl der Zeichnungen, als auch durch die gedrängte, alles Nothwendige berücksichtigende Darstellung dem practischen Zwecke seiner Schrift genügt; eben so hat er durch Bestätigung oder Berichtigung vieler Details der Mikroskopie selbst nicht unbedeutenden Vorschub geleistet. Wenn wir uns auch oben dahin aussprachen, daß der Vf. mitunter zu sehr an der bloß äußeren Auffassung der Bilder hängt und die theoretischen Einigungspuncte zu ängstlich meidet, so verkennen wir dabey doch nicht den Vortheil, den die Untersuchungen eines rein objectiven Beobachters gewähren. Es ist vielmehr erfreulich, wenn die auf verschiedenem Wege gewonnenen Resultate zusammen fallen oder eine wiederholte Prüfung des Gegenstandes veranlassen.

Wir sind überzeugt, daß dem angehenden Beobachter die Benutzung dieses Leitfadens sehr förderlich werden kann und daß die Fachgenossen uns in der Anerkennung desselben nach Form und Inhalt beystimmen werden. So viel wir gehört haben, wird auch eine englische Bearbeitung desselben erscheinen.

Friedrich Will.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 14. September 1844.

Göttingen.

Verzeichnis der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen Professoren und von den Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst voraus geschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 21. October beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 10. Merz beginnenden Woche geschlossen werden.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem Universitäts-Gebäude, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet: Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr, Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemählde-

ſammlung, die Sammlung von Maſchinen und Modellen, der phyſicaliſche Apparat, und das chemiſche Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche ſich gehörigen Ortes melden, beſucht werden.

Vorleſungen.

Theologiſche Wiſſenſchaften.

Eine allgemeine Einleitung in das Studium der Theologie gibt Hr Lic. Hänell Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr, unentgeltlich;

Eine Einleitung in ſämmtliche Bücher des A. T., Hr Prof. Wüſtenfeld, um 2 Uhr.

Exegetiſche Vorleſungen über das Alte Teſtament. Hr Prof. Redepenning erklärt ausgewählte Weiſſagungen des Jeſaias, 4 St. wöch. um 3 Uhr, öffentlich; Hr Prof. Bertheau, den Jeſaias, um 10 Uhr; Hr Prof. Wüſtenfeld, die Pſalmen, um 8 Uhr; Hr Prof. Wieſeler, die Pſalmen, 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Lic. Holzhauſen, den Pentateuch, um 10 Uhr.

Die Geſchichte des iſraelitiſchen Volkes, mit Berückſichtigung der wichtigſten Gegenſtände der bibliſchen Archäologie, trägt Hr Prof. Bertheau um 2 Uhr vor.

Eine hiſtoriſch-critiſche Einleitung in die canon. Bücher des Neuen Teſtamentes gibt Hr Prof. Reiche 5 St. wöch. um 11 Uhr.

Exegetiſche Vorleſungen über das Neue Teſtament. Hr Conſiſt.-R. Abt Lücke erklärt die Briefe des Ap. Paulus an die Corinther und den Brief an die Hebräer, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, das Evangelium und die Briefe des Johannes, 6 St. wöch. um 9 Uhr; die Paſtoralbriefe des Ap. Paulus, Mont. und Donnerst. um 2 Uhr, öffentlich; Hr Prof. Köllner, die drey erſten Evangelien, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Wieſeler, die Apoſtelgeſchichte, Dinst. und Freyt. um 3 Uhr, öffentlich; Hr Lic. Matthäi, die Briefe des Ap. Paulus an die Corinther und den Brief an die Hebräer, 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Das Leben und die Lehre Jeſu, nach den vier Evangelien mit Berückſichtigung der neueſten Critiker, wird Hr Prof. Wieſeler 4 St. wöch. um 2 Uhr vortragen. —

Die Hauptabschnitte aus dem Leben Jesu erläutert Hr Lic. Matthäi, Mont. Dinst. Donnerst. um 2 Uhr.

Die Lehre Jesu vom Staate und der Fürstenmacht erläutert Hr Lic. Matthäi, Mittw. um 1 Uhr unentgeltlich, mit Berücksichtigung von Eylerts 'Charakterzügen aus dem Leben Friedrich Wilhelms des Dritten.'

Die Apologetik trägt Hr Lic. Hänell anfangs 3 St., späterhin 4 St. wöch. um 4 Uhr vor.

Die Geschichte der christlichen Dogmen handelt Hr Consist.-R. Gieseler 5 St. wöch. um 4 Uhr ab; Dogmengeschichte (Fortsetzung und Schluß der Vorlesung) Hr Prof. Duncker, in 2 den Zuhörern passenden Stunden, öffentlich;

Die christliche Dogmatik, Hr Consist.-R. Abt Lücke, nach seinem 'Grundrisse der evangel. Dogmatik, als handschriftliche Mittheilung für Vorlesungen', 6 St. wöch. um 11 Uhr.

Eine vergleichende Darstellung der dogmat. Systeme der lutherischen und katholischen Kirche, der Reformierten und der Socinianer gibt Hr Prof. Köllner, nach Plancks 'Abriß einer histor. und vergleichenden Darstellung der dogmat. Systeme unserer versch. christl. Hauptparteyen. Göttingen 1822', 4 St. wöch. um 11 Uhr, öffentlich.

Die dogmat. Beweisstellen erläutert Hr Lic. Holzhausen um 2 Uhr, unentgeltlich.

Kirchliche Archäologie oder Ursprung und Geschichte der vorzüglichsten kirchlichen Einrichtungen und Gebräuche trägt Hr Repet. Wolde 3 St. wöch. um 8 Uhr vor.

Vorlesungen über Kirchengeschichte. Hr Consist.-R. Gieseler trägt den ersten Theil der Kirchengeschichte 6 St. wöch. um 8 Uhr vor, und öffentlich 5 St. wöch. um 5 Uhr den dritten Theil derselben; Hr Prof. Duncker, den zweyten Theil der Kirchengeschichte, 6 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Lic. Holzhausen, den ersten Theil der Kirchengeschichte, in Verbindung mit Repetitorien, 6 St. wöch. um 8 Uhr.

Zu Examinatorien über die theolog. Wissenschaften erbietet sich Hr Lic. Holzhausen.

Homiletik und Pastoralrechtslehre trägt Hr Prof. Redepenning 4 St. wöch. um 2 Uhr vor;

Homiletik, Hr Prof. Köllner, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 2 Uhr.

Uebungen in der practischen Behandlung der Perikopen stellt Hr Lic. Hänell privatissime an.

Die Uebungen der Mitglieder des Königl. homiletischen Seminars werden unter der Aufsicht des Herrn Prof. Redepenning Mittw. um 2 und 3 Uhr ihren gewöhnlichen Fortgang haben.

Die Theorie der religiösen Katechetik trägt Hr Generalsuperint. Dr. phil. Rettig, nach s. 'Grundrisse zu academischen Vorlesungen über religiöse Katechetik, Gött. bey Vandenhoeck u. Ruprecht 1843,' in Verbindung mit den ersten practischen Uebungen, 4 St. wöch. um 1 Uhr vor. — Die practischen Uebungen seiner Zuhörer wird derselbe Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr leiten.

Die exegetischen und dogmatischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Consist.-R. Abt Lücke, sowie der von Hn Consist.-R. Gieseler errichteten theologischen Gesellschaft werden ferner fortgesetzt werden.

Hr Prof. Redepenning wird die Uebungen der Mitglieder der exegetischen Gesellschaft ferner leiten.

Hr Prof. Bertheau wird die Uebungen der Mitglieder der exegetischen Gesellschaft Freytag Abends wie bisher leiten.

Die theolog. Gesellschaft des Hrn Prof. Köllner, die exegetische Gesellschaft des Hrn Prof. Wieseler, die theolog. Gesellschaft des Hrn Lic. Hänell, sowie die exeget. Gesellschaft des Hrn Repet. Wolde werden ihren Fortgang haben, letztere Dinst. Abends von 8 — 10 Uhr.

In dem Repetenten-Collegium erläutert Hr Repetent Wolde den Propheten Joel, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr; Hr Repetent Dr. phil. Lünemann, den Brief des Ap. Paulus an die Colosser, Dinst. und Freyt. um 3 Uhr.

Rechtswissenschaft.

Die Encyclopädie des gesammten Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der 8. Ausgabe seines Lehrb., um 8 Uhr vor; Hr Prof. Zachariä, 4 St. wöch. um 2 Uhr; Encyclopädie der Rechts- und Staatswissenschaften, nebst einer kurzen Litterär-

geſchichte dieſer Wiſſenſchaften, Hr Aſſeſſor Dr Unger, 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, Hr Aſſeſſor Dr Unger, 5 St. wöch. um 4 Uhr; Geſchichte des deutſchen Staats- und Privatrechts, Hr Dr Wolff, 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Das Staatsrecht des deutſchen Bundes und der einzelnen Bundesſtaaten, Hr Prof. Kraut, 5 St. wöchentl. um 11 Uhr; deutſches Staatsrecht, Hr Aſſeſſor Dr. Unger, 5 St. wöchentl. um 10 Uhr; Hr Dr Wippermann, mit Rückſicht auf ſeine 'Beyträge zum Staatsrechte, Gött. 1844', um 3 Uhr;

Das Forſt- und Jagd-Recht, Hr Dr Rothamel, privatiſſime;

Das allgem. deutſche Criminalrecht, mit einer Vergleichung der neuern Strafgeſetze, vorzüglich des neuen hannover. Strafgeſetzbuches, Hr Prof. Zachariä, 6 St. wöchentl. um 11 Uhr;

Die Geſchichte des römiſchen Rechtes, Hr Geh. J. R. Hugo, nach der 11. Ausg. ſeines Lehrb. um 10 Uhr; die Geſchichte und die Alterthümer des römiſchen Rechtes, Hr Hofr. Ribbentrop, um 9 Uhr; die Geſchichte des römiſchen Rechtes, Hr Dr Leiſt, um 9 Uhr.

Die Inſtitutionen des Gajus erläutert Hr Dr Benfey, 4 St. wöchentl. um 3 Uhr.

Hr Dr Leiſt hält Mont. Dinst. Donnerst. um 4 Uhr ein exeget. Collegium, in welchem er zur Erläuterung der Theorie des heutigen römiſchen Rechts die ſchwierigern Stellen aus den Quellen erläutern wird.

Die Inſtitutionen des römiſchen Rechtes trägt Herr Hofr. Ribbentrop, um 11 Uhr vor; Hr Dr Wippermann, nach Mühlenbruchs Lehrbuche, um 11 Uhr; Hr Dr Leiſt, um 10 Uhr;

Die Pandecten, Hr Hofr. Francke, um 8 und 10 Uhr; Hr Dr Rothamel, privatiſſime;

Das Erbrecht, Hr Hofr. Ribbentrop, 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Ein Civil-Practicum hält Hr Prof. Duncker, Mont. Dinst. u. Donnerst. um 2 Uhr; Hr Dr Wolff, Mont. Mittw. Donnerst. um 5 Uhr.

Zu einem Privatiſſimum über das römiſche Recht iſt Hr Dr Benfey erbötig.

Das Kirchenrecht der Katholiken ſo wohl als der Proteſtanten trägt Hr Prof. Kraut 5 St. wöch. um 3 Uhr vor; Hr Dr Rothamel, um 2 Uhr; Hr Dr Mejer, nach ſ. nächſtens erſcheinenden Lehrbuche, 4 St. wöch. um 9 Uhr;

Das deutſche Privatrecht ſammt dem Lehen- und Handelsrechte, Hr Prof. Duncker, 12 St. wöch. um 8 und 10 Uhr;

Das Lehen- und Handelsrecht, Hr Dr Wolff, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Das Hannoverſche Landesrecht, Hr Dr Grefe, 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Das Naſſauiſche Landesrecht, Hr Prof. Duncker, um 11 Uhr;

Die Theorie des deutſchen Criminal-Proceſſes, mit Vergleichung der Verhältniſſe in England und Frankreich, Hr Dr Mejer, um 2 Uhr.

Eine Darſtellung merkwürdiger Criminalfälle wird Hr Dr Mejer Mittw. um 2 Uhr geben, unentgeltlich.

Die Grundſätze des Civil-Proceſſes trägt Hr Hofr. Francke um 2 Uhr vor; die Theorie des Civil-Proceſſes, Hr Dr Benſey, privatiſſime; die Theorie des Civil-Proceſſes, ſowohl des ordentl. als des ſummariſchen, Hr Dr Grefe, 6 St. wöch. um 11 Uhr.

Ein practiſches Collegium über den Proceß hält Hr Geh. JR. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, derſelbe, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweiſung auf ſeine 'Beyträge zur Einleitung in die Praxis der Civil-Proc.' und 'Anleitung zum Referieren. 2. Aufl.'

Die Extrajudicial-Jurisprudenz, d. h. die Lehre von der ſ. g. freywilligen Gerichtsbarkeit und der Cautelar-Jurisprudenz, handelt Hr Stadt-Synd. Dr Oeſterley 4 St. wöch. um 9 Uhr ab; Notariatskunſt, derſelbe, 2 St. wöch. um 3 Uhr, unentgeltlich.

Hr Dr Wolff wird die Uebungen der von ihm jüngſt gegründeten juriſtiſchen Geſellſchaft leiten.

General-Examinatoria über alle Rechtstheile, ſo wie auch Special-Examinatoria, und Repetitoria in deutſcher oder lateiniſcher Sprache, hält Hr Dr Rothamel; zu Privatiſſimis erbietet ſich Hr Dr Mejer, zu Examinatorien und Repetitorien über das röm. Recht, das deutſche Privatrecht und den Civil-Proceß Hr Dd Zimmermann.

Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Histologie und Anthropochemie, erläutert durch mikroskopische Demonstrationen und chemische Experimente, trägt Hr Prof. Vogel 4 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Anatomische Demonstrationen gibt Hr Ob. Med. Rath Langenbeck mit Hinweisung auf seine anatomischen Kupfertafeln um 1 Uhr; Osteologie und Syndesmologie trägt derselbe Mont. Mittw. und Freyt. um 11 Uhr vor und bedient sich zur Erläuterung dabey seiner osteologischen Kupfertafeln. — Practischen Unterricht im Zergliedern ertheilt Hr Ob. Med. R. Langenbeck und Hr Prosector Pauli von 10 — 12 Uhr und von 2 — 4 Uhr.

Die vergleichende Anatomie handelt Hr Prof. Barkhold um 11 Uhr ab;

Die pathologische Anatomie, Hr Dr Krämer, 5 St. wöch. um 8 Uhr.

Geschichte der Physiologie trägt Hr Prof. Herbst 4 St. wöch. um 8 Uhr vor;

Menschliche und vergleichende Physiologie mit Entwickelungsgeschichte, erläutert durch Demonstrationen und Experimente, Hr Prof. Wagner nach s. 'Lehrbuche der Physiologie. 2. Aufl. Leipz. 1843.', 6 St. wöch. um 10 Uhr;

Ausgewählte Kapitel aus der Physiologie und allgemeinen Pathologie des Nervensystems, derselbe, Mittw. zu einer passenden Stunde;

Den Bau und die Verrichtung der Lymphdrüsen, Hr Prof. Herbst, Mont. um 2 Uhr, öffentlich.

Ueber Auscultation und Percussion hält Hr Dr Krämer Mont. Dinst. und Mittw. um 6 Uhr Abends einen Vortrag, und verbindet damit practische Uebungen.

Allgemeine Pathologie lehrt, nach der sechsten Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, Hr Hofr. Conradi um 3 Uhr; allgemeine Pathologie und allgemeine Therapie, Hr Hofr. Marx, 4 St. wöch. um 2 Uhr.

Die Lehre von den Wirkungen u. dem Gebrauche der Heilmittel (Pharmakodynamik oder Materia med.) so wie die Kunst, Arzneymittel zu verschreiben, trägt Hr Hofr. Marx 5 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Materia medica, die Kunst Recepte zu schreiben und die Arzneyen zu dispensieren, Hr Prof. Rüete, um 4 Uhr;

Medicinische Zoologie, verbunden mit Demonstrationen im academischen Museum, Hr Prof. Berthold, Mittw. Donnerst. und Freyt. um 10 Uhr;

Medicinische Botanik, Hr Prof. Grisebach, Mont. Mittw. Freyt. um 3 Uhr.

Zu Privatissimis über Pharmacie erbietet sich Hr Dr Stromeyer, so wie auch Hr Dr Wiggers.

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie u. Therapie, die Fehler der Ausleerungen, die Cacherien, Nervenkrankheiten, Seelenkrankheiten ꝛc. enthaltend, trägt Hr Hofr. Conradi, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches um 5 Uhr vor;

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, Hr Prof. Fuchs, nach s. Lehrbuche. Götting. 1844, 6 St. wöch. um 2 Uhr; den dritten Theil der spec. Nosologie und Therapie oder die Lehre von den Nerven- und Formkrankheiten (Neurosen und Morphonosen), derselbe, 4 St. wöchentl. um 5 Uhr;

Humoralpathologie, Hr Prof. Vogel, Mittw. um 3 Uhr, öffentlich;

Die Formkrankheiten des menschlichen Körpers, Hr Dr Langenbeck, um 8 Uhr, unentgeltlich;

Physiologie der Augen und Ohren und den theoretischen Theil der Krankheiten der Augen, Hr Prof. Rüete, um 8 Uhr;

Die zweyte Hälfte der Chirurgie, Hr Ob. Med.-R. Langenbeck um 6 Uhr Abends;

Den practischen Theil der Krankheiten der Augen und des Gehörs, mit Demonstrationen an Kranken und Abbildungen, trägt Hr Prof. Rüete, um 2 Uhr vor; Anleitung zur augenärztlichen Praxis gibt Hr Dr Langenbeck um 2 Uhr, und Diagnose der chirurg. Krankheiten, derselbe.

Anleitung zu Operationen bey Augen- und Gehörkrankheiten gibt Hr Prof. Rüete, privatissime; Anleitung zu Operationen bey Augenkrankheiten und zu chirurgischen Operationen, Hr Dr Langenbeck um 3 Uhr, privatissime.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbande handelt Hr Dr Pauli Abends um 7 Uhr ab, und gibt zugleich eine Anleitung zu practischen Uebungen;

Die bey Zahnkrankheiten vorkommenden Opera-

tionen so wie auch die Verfertigung und Einsetzung einzelner Zähne und ganzer Gebisse aus Email, derselbe, privatissime.

Die Lehre der Geburtshilfe trägt Hr Hofr. von Siebold 5 St. wöch. um 8 Uhr vor, und gestattet seinen Zuhörern zugleich den Besuch der clinischen Stunden so wie die Beobachtung der im Entbindungshause vorkommenden Geburten; zu den geburtshilflichen Operationen am Fantome, in Verbindung mit Explorations- und Auscultationsübungen an Schwangeren und Beobachtung der vorfallenden Geburten gibt er um 3 Uhr und in anderen passenden Stunden Anleitung; die practischen Uebungen setzt er in den clinischen Stunden wie bisher fort. — Hr Prof. Osiander lehrt die Entbindungskunst und Therapie der Weiberkrankheiten, 5 St. wöch. um 9 Uhr. — Hr Prof. Trefurt trägt die Geburtslehre 6 St. wöch. um 8 Uhr vor. Für die Anleitung zu den geburtshilflichen Operationen bestimmt er die Stunde von 4 bis 5 Uhr. Auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshilfe zu geben.

Die gerichtliche Medicin lehrt Hr Hofr. von Siebold, 4 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Prof. Bergmann, für Studierende der Rechte, 4 St. wöch. um 1 Uhr.

Für die chirurgischen und augenärztlichen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Ober-Med.-R. Langenbeck die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Praxis in dem academischen Hospitale und der damit verbundenen ambulatorischen Clinik gibt Hr Hofr. Conradi täglich um 10 Uhr.

Für die clinischen Uebungen unter der Aufsicht des Hrn Prof. Fuchs sind die Stunden von 11 bis 1 Uhr täglich angesetzt.

Zu Examinatorien u. Repetitorien in verschiedenen Zweigen der practischen Medicin erbietet sich Hr Dr Krämer.

Die Anatomie u. Physiologie der landwirthschaftlichen Hausthiere trägt Hr Director Dr Lappe 5 St. wöch. um 1 Uhr vor; die allgemeine Pathologie der Hausthiere, derselbe, 4 St. wöch. um 2 Uhr. Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hn Director Dr Lappe untergebenen Königlichen Thier-Hospitale werden 6 St. wöch. um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält der Universi-

täts-Stallmeister, Hr Rittmeister Auwers, eine Vorlesung; die Reitkunst lehrt derselbe, 6 St. wöch. — Der Unterricht und die Uebungen in der niederen und höheren Reitkunst werden auf der Königl. Reitbahn wie bisher unter seiner Aufsicht fortgesetzt werden.

Philosophische Wissenschaften.

Encyclopädie und Methodologie der Philosophie trägt Hr Hofr. Ritter 5 St. wöch. um 5 Uhr vor;

Den zweyten Theil der Geschichte der alten Philosophie, Hr Prof. Krische, 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Eine unentgeltliche Vorlesung über die Grundlage der Hegelschen Philosophie hält Hr Assessor Dr Lott, Dinst. und Freyt. um 10 Uhr.

Logik und Einleitung in die übrigen Theile der Philosophie, trägt Hr Dr Lott, 5 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Metaphysik, Hr Prof. Lotze, 4 St. wöch. um 2 Uhr;

Natürliche Theologie und Religions-Philosophie, Hr Hofr. Ritter, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 3 Uhr; Religions-Philosophie, Hr Prof. Bohtz, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 11 Uhr;

Allgemeine Physiologie, Hr Prof. Lotze, Mont. Mittw. Donnerst. um 3 Uhr;

Psychologie, Hr Prof. Bohtz, Mont. Dinst. Donnerst. u. Freyt. um 3 Uhr; Hr Prof. Lotze, 5 St. wöch. um 8 Uhr.

Philosophische Disputationen stellt Hr Prof. Lotze an in näher zu bestimmenden Stunden.

In dem pädagogischen Seminarium trägt Hr Prof. Hermann die Geschichte und Einrichtung der Gymnasien, insbesondere der Gymn. in Deutschland, vor und leitet die Uebungen der Mitglieder des Seminars Mont. Dinst. Mittw. um 11 Uhr.

Staatswissenschaften und Gewerbswissenschaft.

Politik und Staatsrecht der europäischen Staaten, mit einer kurzen Uebersicht der Polizey und des Völkerrechts trägt Hr Prof. Roscher um 4 Uhr vor;

Practische Politik, mit einer kurzen Darstellung des Völkerrechts, Hr Prof. Schaumann, um 2 Uhr;

Ausgewählte Kapitel der Polizey, Hr Prof. Roscher, Mont. um 1 Uhr, öffentlich;

National-Oeconomie u. Finanzwissenschaft, derselbe, nach seinem 'Grundrisse zu Vorlesungen über die

Staatswirthschaft. Nach historischer Methode. Göttingen, bey Dieterich 1843,' um 3 Uhr; National-Oeconomie, Hr Dr Tögel.

Die Uebungen der staatswirthschaftlichen Gesellschaft wird Hr Prof. Roscher in passenden Stunden leiten, öffentlich.

Encyclopädie der gesammten Forstwissenschaft, umfassend: deutsche Forstgeschichte und forstliche Literatur, Forstverjüngung und Anbau, Forstbenutzung und Technologie, Forstschutz, Forstabschätzung und Einrichtung; Staats-Forstpolizey und Staats-Forstverwaltung (Staats-Forstlehre) mit Hinsicht auf das neue hannoversche Forstverwaltungs-Reglement, trägt Hr Hofr. Meyer um 11 Uhr vor;

Die Agricultur, nach Liebig, Hr Prof. Grisebach, Dinst. und Donnerst. um 5 Uhr;

Die Technologie, Hr Dr Köhler, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 2 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr vor; Hr Dr Focke, in passenden Stunden; Hr Dr Köhler, nach 'Lorenz Grundriß der reinen Mathematik', 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Stern, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Theorie der Auflösung der Zahlengleichungen, Hr Dr Stern, 4 St. wöch. um 11 Uhr;

Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung, Hr Dr Goldschmidt, um 10 Uhr;

Analysis des Endlichen und die Elemente der analytischen Geometrie, Hr Prof. Ulrich, um 2 Uhr; Analysis und die Anfangsgründe der analyt. Geometrie, Hr Dr Stern, um 2 Uhr;

Die ebene und sphärische Trigonometrie, und die Stereometrie, Hr Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 4 Uhr;

Die Methode der kleinsten Quadrate, und die Anwendung derselben in der Astronomie, höheren Geodäsie und Naturwissenschaft, Hr Hofr. Gauß, um 10 Uhr;

Populäre Astronomie, Hr Dr Goldschmidt, Dinstags und Freytags.

Die practische Astronomie lehrt Hr Hofr. Gauß, privatissime;

Maschinenkunde, Hr Prof. Listing, privatissime;

Die bürgerliche Baukunst, Hr Dr Focke in pa
senden Stunden; die bürgerliche Baukunst, verbun
den mit architectonischem Zeichnen, Hr Dr Köhler, Mont
Dinst. Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen de
theoretischen so wohl als practischen Mathematik erbiete
sich Hr Dr Köhler.

Naturlehre.

Entwickelungsgeschichte der Thiere, vorzüg
lich der Wirbelthiere, trägt Hr Prof. Bergmann
Sonnabends um 2 Uhr öffentlich vor.

Ueber die polypetalischen Pflanzen-Familien
hält Hr Prof. Bartling Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr
eine öffentliche Vorlesung. Zur Kenntnis der seltener
in den Gewächshäusern des botanischen Gar
tens befindlichen Pflanzen gibt derselbe gleichfalls
öffentlich Mittw. um 11 Uhr Anleitung. Die Organo
graphie und Physiologie der Pflanzen handelt
Hr Prof. Bartling, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um
3 Uhr ab; die cryptogamischen Pflanzen, Mont.
Dinst. Donnerst. Freyt. um 1 Uhr. Botanische Ex
cursionen werden von ihm wie bisher angestellt werden.

Die Anatomie u. Physiologie der Pflanzen
trägt Hr Prof. Grisebach 4 St. wöch. um 4 Uhr vor, und
verbindet damit Sonnab. um 2 Uhr oder in einer andern
passenden Stunde mikroskopische Demonstrationen im phy
siologischen Institute;

Die Mineralogie, vorzüglich in Bezug auf Metallur
gie, Ackerbau, Forstwissenschaft und Pharmaceutik, Hr
Hofr. Hausmann, nach der 2. Ausg. seines Handbuches,
Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 10 Uhr; Crystallo
graphie, derselbe, Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr.
Practisch-mineralogische Uebungen stellt derselbe
Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr an.

Die Theorie des Erdmagnetismus trägt Hr
Dr Goldschmidt 5 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Die Experimental-Physik lehrt Hr Prof. Listing
5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Prof. Himly, 5 St. wöch.
um 2 Uhr.

Practisch-physicalische Uebungen stellt Hr Prof.
Listing im acad. Laboratorium Freyt. von 10—12 Uhr an.

Untersuchungen und practische Uebungen in
den Gebieten der Photographie, Galvanopla-

stik u. Galvanometallotik (der Kunst, Metalle mit andern Metallen auf electrischem Wege zu überziehen) wird Hr Prof. Himly privatissime anstellen.

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erläutert, handelt Hr Prof. Wöhler 6 St. wöch. um 9 Uhr ab. Die practischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Zu Repetitorien und Examinatorien über theoretische Chemie ist Hr Dr Stromeyer, Hr Dr Wiggers erbötig.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine vergleichende Geographie trägt Hr Assessor Dr Wappäus 4 St. wöch. um 11 Uhr vor;

Eine Geschichte der alten Geographie verbindet Hr Dr Lion jun. mit seiner Erklärung des Dionysius Periegetes, um 11 Uhr.

Die Geschichte des israelitischen Volkes trägt Hr Prof. Bertheau um 2 Uhr vor;

Die Geschichte des Mittelalters, Hr Prof. Havemann, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 3 Uhr;

Die Geschichte Deutschlands, mit Beziehung auf die zweyte Ausgabe der 'Quellenkunde der deutschen Geschichte von Dahlmann', Hr Prof. Schaumann, 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Braunschweig-Lüneburgische Geschichte, Hr Prof. Havemann, Mont. Dinst. Donnerst. Freytag um 11 Uhr;

Die Geschichte der öffentlichen Wirksamkeit Georg Cannings, Hr Prof. Schaumann, Mittw. um 2 Uhr, öffentlich.

Die Uebungen der histor. Gesellschaft wird Hr Prof. Schaumann wie bisher leiten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär-Geschichte.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Die Geschichte der griechischen Literatur trägt Hr Prof. Hermann 6 St. wöch. um 9 Uhr vor;

Die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Hr Assessor Dr Müller, 5 St. wöch. um 5 Uhr;
Die Geschichte der französischen Literatur, Hr Prof. Cesar in französischer Sprache, 4 St. wöchentl. um 4 Uhr.
Mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren wird Hr Lector Dr Melford s. Erklärung v. Byrons Mazeppa eröffnen.

Schöne Künste.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.
Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst und Baukunst trägt Hr Prof. Oesterley mit Benutzung der Königl. Gemählde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 4 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen, so wie auch Mont. und Donnerst. von 6—8 Uhr Ab., zur Leitung academischer Uebungen erbötig. — Hr Eberlein wird fortfahren Unterricht im Landschaftszeichnen zu geben.
Für die Sing-Academie bestimmt Hr Musik-Director Dr Heinroth den Abend jedes Donnerstags von 6 Uhr an; in näher zu bestimmenden Stunden erläutert er die Theorie der Musik und übt Gesänge des Predigers am Altare ein. Auch erbietet er sich zum Privat-Unterricht im Gesange und Clavierspiele.

Alterthumskunde.

Die römischen Antiquitäten trägt Hr Prof. Hoeck um 4 Uhr vor;
Die griech. und römische Kunstmythologie, Hr Prof. Wieseler, 5 St. wöch. um 4 Uhr;
Die Mythologie und Religionsformen der alten Völker, Hr Dr Eckermann, 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Orientalische und alte Sprachen.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theolog. Wissenschaften.
Die arabische Sprache lehrt Hr Prof. Bertheau, Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr öffentlich.
Die Erklärung arabischer Schriftsteller setzt Hr Prof. Wüstenfeld in passenden Stunden fort, öffentlich.
Vergleichende Grammatik der griech. und

latein. Sprache und des Sanskrit trägt Hr Dr Benfey 4 St. wöch. um 2 Uhr vor;

Die Grammatik des Sanskrit, derselbe, Mont. Dinst. und Mittw. um 1 Uhr, unentgeltlich.

In dem philolog. Seminarium wird Hr Prof. Hermann die Mitglieder des Seminars Ciceros Rede gegen Vatinius erklären lassen, Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr; Hr Prof. Schneidewin die Disputations-Uebungen leiten, Mittw. um 11 Uhr; Hr Prof. von Leutsch, das 4. Buch des Thucydides erklären lassen, Mont. und Dinst. um 11 Uhr.

Vorlesungen über die griechische Sprache und über griechische Schriftsteller. Hr Geh. Just. R. Mitscherlich erläutert des Apollonius Argonautica und Pindars 4. Pyth. Hymnus, in passenden Stunden; Hr Prof. Hermann, Platos und Xenophons Symposien, 5 St. wöch. um 10 Uhr. Hr Prof. Schneidewin trägt die Syntax der griechischen Sprache 4 St. wöch. um 8 Uhr vor; erläutert Aristophanes Wolken, nach einer Einleitung über die griech. Komödie, 5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Prof. von Leutsch, die Reden im Thucydides, 3 St. wöch. um 8 Uhr oder in einer andern gelegenen Stunde; Hr Prof. Krische, Platos Theätet, nach einer ausführlichen Untersuchung über Platos Dialoge und seine Sokratische Kunst, 5 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Assessor Dr Bode, des Sophokles Oedipus auf Kolonos, nach vorangeschickter Einleitung über die dramat. Kunst der Griechen, um 4 Uhr; Hr Dr Lion jun. den Dionysius Periegetes, mit einer Geschichte der alten Geographie, um 11 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion jun.

Vorlesungen über die lateinische Sprache u. über lateinische Schriftsteller. Hr Prof. v. Leutsch erläutert die Elegien des Propertius, 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Lion, Virgils Aeneide, um 1 Uhr; Hr Dr Thospann, das 1. Buch der Historien des Tacitus, 5 St. wöch. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion jun.

Hr Prof. Schneidewin wird Philologie Studierende in der Critik u. Auslegung alter Schriftsteller üben, privatissime.

Die Uebungen der philolog. Gesellschaft des Hn Prof. Wieseler werden fortgesetzt werden.

Ausgewählte Stücke des Gothischen u. Althochdeutschen wird Hr Ass. Dr Müller erklären, privatissime.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die französische Sprache, in Hinsicht auf Sprechen so wohl als Schreiben, lehrt Hr Prof. Cesar, theils für Geübtere 5 Stunden wöch. um 5 Uhr, theils für weniger Geübte um 6 Uhr Abends. Auch ist derselbe zur Erläuterung eines beliebigen französischen Schriftstellers erbötig. Privatissima, und unter anderen über den diplomatischen Stil, werden gleichfalls von ihm gegeben werden. Zum Unterricht im Französischen erbietet sich auch Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Lion.

Die Anfangsgründe der englischen Sprache trägt Hr Lector Dr Melford, nach seiner 'vereinfachten englischen Sprachlehre (1841)', 4 St. wöch. um 7 Uhr vor; Uebungen im Sprechen und Schreiben stellt derselbe 3 St. wöch. um 5 Uhr an.

Die Synonyme der englischen Sprache wird Hr Lector Dr Melford nach Anleitung s. 'synonymischen Handwörterbuches der englischen Sprache. Brschw. 1841', erläutern und damit practische Uebungen verbinden, 3 St. wöch. um 2 Uhr.

Sheridans Lustspiel, the School for Scandal, wird Hr Assess. Dr Bode mit Rücksicht auf englische Grammatik erklären um 2 Uhr. Nach einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren erklärt Hr Lector Dr Melford Byrons Mazeppa und Sardanapalus, 3 St. wöch. um 1 Uhr.

Zum Privat-Unterricht im Englischen erbietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Lion sen.

Die italiänische Sprache lehrt Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Lion sen.;

Die spanische Sprache, Hr Lector Dr Melford.

Die Fechtkunst lehrt der Universitäts-Fechtmeister Hr Castropp; die Tanzkunst, der Universitäts-Tanzmeister, Hr Pölzke.

Bey dem Logis-Commissär, Pedell Huch, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, so wohl über die Preise als andere Umstände Nachricht erhalten, und auch durch ihn im voraus Bestellungen machen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. Stück.

Den 16. September 1844.

Neufchatel.

Aux frais de l'auteur. Imprimerie d'O. Petitpierre 1842. Histoire naturelle des poissons d'eau douce par L. Agassiz. — Embryologie des Salmones par C. Vogt. — 326 Seiten in Octav. Mit 7 ausgeführten und 7 Umrißtafeln in Steindruck.

Herr Vogt, über dessen interessante Entwickelungsgeschichte des Alytes obst. schon früher von uns in diesen Blättern berichtet worden ist, hatte schon zur Zeit der Beobachtungen an jener Kröte auch die Entwickelung von Coregonus palaea seiner Untersuchung unterworfen. Verschiedene Ergebnisse dieser Forschungen waren darum auch in jenem früheren Werke schon angedeutet und in unserer Anzeige berücksichtigt, weshalb wir in Betreff dieser Puncte uns hier auf jene Anzeige beziehen können. Wir müssen jedoch erinnern, daß seit dem Erscheinen dieser Vogtschen Arbeiten die Richtigkeit mancher Beobachtungen über die Zellenmetamorphose, namentlich das Auflösen von Zel-

len im Blastem und neues Bilden von Zellen in letzterem, die spätere Bildung von Kernen in Zellen und die erste Bildung der Zellen im befruchteten Dotter von Kölliker (s. die Anzeige von dessen Entwickelungsgeschichte der Cephalopoden in diesen Blättern) theils bezweifelt, theils durch Aufstellung anderer Gesichtspuncte mehr aufgeklärt worden sind. — Das vorliegende Werk enthält aber außerdem viel schätzbare Beobachtungen, es berücksichtigt die schwierigsten und wichtigsten Puncte der Morphologie und es scheint daher angemessen eine kurze Uebersicht des Inhaltes zu geben.

Eine Eigenthümlichkeit, welche den Untersuchungen des Herrn Vogt nur zum Vortheil gereichen konnte, ist die Langsamkeit, mit welcher die Metamorphose bey der Palée vor sich geht. Die Eyer dieses Fisches entwickeln sich im Winter. Er verläßt das Ey um den sechzigsten Tag. Auch dann würde die Untersuchung noch fortzusetzen seyn, da die bleibende Form in mancher Beziehung beym Ausschlüpfen noch nicht erreicht ist. Es gelang aber nicht die Thierchen längere Zeit nach diesem Zeitpuncte lebendig zu erhalten. — Ein anderer besonderer Umstand ist die Verfolgung der Untersuchung ohne Oeffnung der Eyer, zu welcher sich der Vers. wenigstens eine Zeit lang genöthigt sah, weil der Eyervorrath durch Absterben so zusammen geschmolzen war, daß nicht zu jeder Beobachtung ein Ey geopfert werden durfte. Auch das hat, neben begreiflichen Nachtheilen, natürlich gewisse Vortheile, da das richtige Aneinanderreihen der verschiedenen Entwickelungsstufen zu den Schwierigkeiten der Entwickelungsgeschichte gehört, wenn man jede neue Beobachtung an einem neuen Individuum macht.

Im ersten Kapitel die Beschreibung des unbefruchteten Eyes. Der Dotter enthält wenige Körnchen, welche sich an das Keimbläschen legen. Sie sind wahrscheinlich Oel, da sie mit der Ausbildung größerer Oeltropfen verschwinden. Da sie das Keimbläschen einhüllen, ist das Verschwinden desselben nicht beobachtet worden, dasselbe hat 6—12 Keimflecke. Die reifen Eyer (⅓‴) fallen in die Bauchhöhle. Die Schalenhaut umgibt die Dotterhaut unmittelbar, bis die Eyer gelegt werden. Die Flüssigkeit, welche sich dann zwischen beiden ansammelt, wirkt auf den Dotter, wenn sie damit in Berührung kommt, eben so coagulierend wie reines Waßer.

Kap. 2. Fécondation; conditions du développement; maladies de l'oeuf; méthode d'observation. Kap. 3. De l'oeuf fécondé et du germe. Die ersten Veränderungen des Dotters treten bey unbefruchteten Eyern, welche die Bauchhöhle verlassen haben, eben so ein, wie bey befruchteten, bald aber halten sie inne. Wie sich der Verf. den Zusammenhang zwischen den im Keime vorhandenen Zellen und der gleichzeitig geschehenden Furchung denkt (p. 36), ist mir völlig unverständlich. Köllikers umfassende Beobachtungen und klare Darstellung entschädigen indes hierfür. Ausgenommen daß Kölliker die Identität der Embryonalzellen mit den Keimflecken, welche Bischoff und Vogt annehmen, leuguet, lassen sich seine Ansichten sehr wohl zur Aufklärung von Vogts Beobachtungen anwenden. Es scheinen bey der Palée nämlich nicht die durch Furchung entstandenen Dotterabtheilungen sich mit Zellenmembranen zu umgeben, sondern von den in ihnen enthaltenen primären Zellen resorbiert zu werden. Nach der Furchung ist der Keim hemisphärisch, sehr erhaben, flacht sich dann

mehr ab und breitet sich aus. Eine Stelle, nicht im Centrum gelegen, bildet nun eine Verdickung, welche sowohl äußerlich als gegen den Dotter hervor ragt. Eine andere Stelle des Keimes wird sehr durchsichtig. Der Keim besteht aus körnigen Zellen, welche nur eben an dieser durchsichtigen Stelle fehlen, während dieselbe eben so wie der übrige Keim von einer mehrfachen Schicht durchsichtiger platter Zellen überzogen ist.

IV. L'embryon jusqu'à la fermeture du sillon dorsal. Die verdickte Stelle des Dotters dehnt sich rasch der Länge nach aus und Vogt betrachtet sie dann als identisch mit Bärs Primitivstreifen. Die durchsichtige Stelle nennt er véssie vitellaire, (Dotterblase; vgl. Erklärung der Abbildungen h) nicht zu verwechseln mit dem Dottersack. — Die Rückenfurche. [Sie scheint sich in den Primitivstreifen Vogts einzusenken]. Am Gehirnende unterscheidet man bald einen vorderen schmalen, einen mittleren weiten und einen hintern, weniger ausgeschweiften Theil, prosencephale, mésencephale, épencephale. Die Deckung der Rückenfurche und dieser Hirnhöhlen, so wie auch der Ausstülpungen des mésencephale, welche zu Augen werden, geschieht zunächst indem sich die Schicht flacher Zellen, welche früher erwähnt wurde, von dem Boden dieser Vertiefungen löst, sich erhebt und so zu einer Decke wird. Man unterscheidet einen Streifen von Zellen besonderer Art, welche die Chorda dors. andeuten. Ohren. Die gland. pin. erscheint auf der Mittellinie zwischen mesencephalon und prosencephalon und steht längere Zeit in innigen Verbindung mit der Schädelwand (p. 116). Die Nasengruben bilden sich, das prosencephalon nähert sich ihnen um endlich in eine genaue Verbindung mit ihnen zu treten. — Rathkes Ansicht

über die Bildung der hypophysis zu prüfen eignet sich die Palée nicht, aber wohl um Reicherts Behauptungen als falsch zu erkennen. — Aus allem Detail über die Hirnbildung heben wir noch die Angabe heraus, daß gleichzeitig mit der Bildung der Brustflossen einige kleine Höcker an den Seitentheilen des vierten Ventrikels sich zeigen, welche später sich wieder verstreichen, während man ähnliche bey Fischen, welche besonders große Brustflossen haben, wie die Triglen, persistent findet. Auf die Beziehung dieser Höckerchen zu den Brustflossen der Triglen achtete schon Arsaky (Münters Ausgabe p. 6) und Tiedemann (Meckels Archiv. 1816). — Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß die Beachtung der Gleichzeitigkeit in der Entwickelung von Hirn- und Körpertheilen überhaupt zu wichtigen Resultaten führen könnte].

VI. Daß bey der Entwickelung des Auges die Einstülpung der Linse sich an diesem Fische deutlich erkennen läßt, hat der Verf. schon früher mitgetheilt. Außer der Entwickelung des Auges findet sich in diesem Kap. Einiges über das Ohr und die Nase. Der Verf. hat wenig über die Bildung der halbcirkelförmigen Canäle gesehen. Was er indessen sah, vereinigt sich wohl mit Rathkes, nicht mit Valentins Ansicht. (Auch Günther hat Rathkes Ansicht, wie es scheint ohne sie zu kennen, durch seine Beobachtungen bestätigt). Vogt sah auch eine nach oben gehende Ausstülpung des Hörbläschens, welche ihn an die von Rathke beobachteten Kalksäcke bey der Natter erinnert. (Auch hier wäre an Beobachtungen von Günther zu erinnern).

VII. Skelett. Bildung der chorda; Sonderung der Scheide. Wirbeltheilung des Körpers. Der Verf. befindet sich hier in einem morphologischen

Misverständnis. Er sagt p. 106: Le développement des vertèbres osseuses, tel qu'il se montre dans la Palée, a moins de rapport avec l'apparition des divisions vertébrales, qu'on ne serait tenté de le croire. Il est vrai que leur nombre se correspond de la manière la plus exacte, puisque la Palée, ainsi que tous les poissons osseux, a autant de feuillets fibreux dans le muscle latéral que des vertèbres; mais l'analogie cesse en partie des que l'on songe, que les feuillets fibreux sont fixés au milieu du corps des vertèbres et des apophyses, que par conséquent chaque vertèbre osseuse correspond à deux séparations vertèbrales, savoir à la moitié de celle qui la précède et à la moitié de celle qui la suit. — Es kommt hier eben nur darauf an, das Verhältnis nicht gerade so aufzufassen, wie es nicht ist. So wie die continuierliche Scheide der chorda die Grundlage der gegliederten Wirbelsäule bildet, so sind die von ihr ausgehenden und die Seitenmuskeln durchsetzenden fibrösen Häute die Grundlage von Wirbelfortsätzen, Rippen u. s. w. Es mangelte hier dem Verf. die Auffassung des Skelettes (so weit dasselbe als Knorpel oder Knochen auftritt) als secundärer Einlagerungen in die primäre faserige Bildung, Einlagerungen welche von jener primären Bildung häufig fast nichts weiter als Periost und Ligamente mehr erscheinen lassen. Diese Auffassung scheint uns indessen in den Arbeiten namentlich von Rathke zu deutlich vorzuliegen und zu wohl begründet zu seyn, als daß wir hier weitere Begründung derselben nöthig haben sollten. Man darf also freylich nicht erwarten, daß die Muskelscheiben den Wirbelkörpern und die Septimente der Intervertebralmasse entsprechen. — Manche von Vogts Be-

obachtungen sind gerade für jene systematische Auffassung des Skelettes recht interessant. So (p. 107) daß er die Knorpelkörperchen innerhalb des Fasergewebes der Chordalscheide beobachtet und daß sich (p. 108) die Hauptapophysen der Wirbel in den Faserplatten bilden. — Die Ablagerungen, welche zu Wirbelkörpern werden und äußerlich so wie innerlich an der Chordalscheide auftreten, sind in diesen beiden Portionen verschiedener Natur. Die innere Ablagerung schien Knochen zu werden ohne vorher Knorpel gewesen zu seyn. — Die Grundplatte des Schädels hat hier die Eigenthümlichkeit, daß sie vor dem Vorderende der chorda nicht geschlossen ist, natürlich also auch keinen mittlern Balken hat. Die seitlichen Balken vereinigen sich weiter nach vorn (vor der Hypophysis) mit einander zur plaque faciale. — Weitere Knorpelentwickelung. — Der Schädel der Palée verknöchert nur theilweise. Der Knochen erscheint in Platten, welche auf den Knorpel gelegt sind. Das sey aber kein Grund diese Knochen mit Reichert für Hautknochen zu halten, da man alle Uebergänge bis zu völliger Verknöcherung auffinden könne. — „Gegen die Theorie der 3 Schädelwirbel. Ueber diesen Punct haben wir uns in diesen Blättern schon früher ausgesprochen. — Gesichtsknochen. Kiemenbogen. Der Opercularapparat ist Hautknochen. Brustflossen (an welchen lebhafte Bewegungen beobachtet wurden als sie noch ganz aus Zellen bestanden). In den unpaaren Flossen, welche zuerst, wie die Brustflosse, nur aus einer Duplicatur der Umhüllungszellenschicht bestehen, treten dann zwischen den beiden Blättern sehr eigenthümliche Zellen auf, welche sich stark ramificieren, fast unregelmäßigere Formen darbieten als Pigmentzellen. Diese ordnen sich allmählich in

einfache Reihen: Andeutung der Strahlen. — Die Knorpelbildung ſoll bey der Palée etwas einfacher ſeyn, als bey Alytes. — Von der Verknöcherung iſt nur der Anfang beobachtet worden; Verknöcherung von Intercellularſubſtanz. [Verf. ſcheint der Meinung zu ſeyn, daß ſich dies nicht gut mit der Anſicht vereinige, daß die Knorpelkörperchen die Grundlage der Knochenkörperchen ſind, was ſich indeſſen nach den neueren Beobachtungen in Todd and Bowman Physiological Anatomy and Physiology ſehr wohl neben einander begreifen läßt].

VIII. Haut und Muskeln. Die Epitheliumſchicht, mit deren völliger Bildung zugleich die Dotterhaut ſchwindet, bildet vorſpringende Falten und dringt als Einſtülpung in den Embryo (Maul); ſie iſt die Decke des Herzens. Als beſondere Zellenformen ſind darin beobachtet: ſchwarze, äſtige Pigmentzellen, braune Pigmentzellen, farbloſe, äſtige Zellen. — Die Bildung der Schuppen konnte nicht beobachtet werden, da dieſelben ſpät entſtehen. Der Verf. erklärt ſich nach Unterſuchung junger Schuppen gegen Mandls Anſicht von der Bildung derſelben.

IX. Eingeweide. Es bildet ſich eine Zellenſchicht zu innerſt am Embryo, zwiſchen ihm und dem Dotter, welche ſich in eine obere (für die Bildung der Nieren) und eine untere umwandelt. Die untere wird zur Rinne und dann von hinten her zur Röhre, wobey die Zellen zu Faſern werden. Vorn ſind die Zellen dieſer Schicht angehäuft und aus dieſer Anhäufung tritt ein Schenkel nach unten (Leber) und einer nach vorn (intestin buccal) bis zum Bruſtgürtel.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. 151. Stück.

Den 19. September 1844.

Neufchatel.

Schluß der Anzeige: 'Histoire naturelle des poissons d'eau douce par L. Agassiz. — Embryologie des Salmones par C. Vogt.'

Indem sich vor diesem Theile die Kiemenhöhle bildet ist es wahrscheinlich, daß dann die Vereinigung durch Verschwinden einer Zwischenwand geschieht, jedoch auch möglich, daß die Höhlenbildung vom Darm aus in den Schlund vordringt. — Ablagerung von Zellen, welche das Peritonäum bilden. — Motus peristalticus. Faeces. — Der Dottersack sitzt vor der Leber am Intestinum. Der Dotter erhält noch innerhalb der Epithelschicht eine Zellenlage, welche der Darmwand entspricht. — Die Bildung des Schlundes ist Hohlwerden einer Zellenschicht unter der Hirnbasis, in welche sich dann zugleich von außen die Kiemenspalten einsenken. — 5 Kiemenspalten; 6 Paar Kiemengefäße, deren erstes von Anfang an, wie es nach p. 173 scheint, nicht vollständig einen Kiemenbogen vorstellt, was ich mit der späteren Beschreibung

der Entwickelung der Gefäße nicht zu vereinigen weiß, da nach derselben gerade das zuerst entstehende Bogenpaar, also das bedeutendste, sich an das Zungenbein anschließt, und erst später die Verbindung mit der Aorta verliert. — Embryonalzähne. — Die Canäle in der Leber bilden sich im Zusammenhange mit der Darmhöhle, während die Höhle der Schwimmblase isoliert entstehend erst später sich mit dem Darme verbindet. — Ureteren. Sie haben zu einer Zeit eine Aufblähung ihres hintern Endes, welche später (mit dem Erscheinen der Harnblase) wieder schwindet; es ist vielleicht eine Art von Allantois.

X. Die Entwickelung des Blutgefäßsystemes hat der Verf. mit besonderem Fleiße verfolgt und es wird wegen der Eigenthümlichkeiten der Resultate nöthig seyn, sie hier auch etwas ausführlicher zu betrachten. Es gab natürlich die Eigenthümlichkeit der Beobachtung, welche an einem und demselben Individuum so oft wiederholt werden konnte, so wie die langsame Entwickelung gerade hier besondere Vortheile. — Das Herz ruht mit seinem einen Ende auf der Zellenschicht, welche innerhalb des Epithels den Dotter umgibt, mit dem andern ist es gegen die Hirnbasis gerichtet. Es macht schon Bewegungen, ehe es hohl ist, welche sich als Krümmungen darstellen. Wie sich die Zellen bey diesen Contractionen verhalten, ist nicht zu ermitteln. Später ist das Herz hohl, aber noch nicht mit Blutgefäßen in Verbindung; dann werden durch die Contractionen freye Zellen darin umher getrieben. — Die Entstehung der Blutkörperchen scheint zwar durch Lösung von Zellen in allen Organen zu geschehen, besonders aber in der inneren Zellenschicht der Dotterumhüllung: couche hématogène. [Dieses kommt denn so

ziemlich mit Reicherts Annahme über die Quelle der Blutkörperchen beym Huhne überein]. Die Blutkörperchen und Capillargefäße (wie schon bey Alytes angegeben). Der Verf. kommt noch später auf die Bildung der Capillaren zurück. Er meint (p. 292), daß sich Schwanns Ansicht doch nicht auf die großen Gefäße anwenden ließe, weil dieselben nicht aus einer einfachen Zellenreihe entstehen könnten. [Sey dem aber auch so, damit ist für des Verfassers und Reicherts Ansicht nichts gewonnen. Nach letzterer werden die kleinsten Blutgefäße so zusammen gesetzt, daß Zellen verschmelzen und einem zwischen ihnen bleibenden, zum Gefäß werdenden Raume ihre äußere Wand zukehren. Nach Schwanns Vermuthung (der neuerlich Kölliker zufällt) verschmelzen Zellen, und die Berührungsflächen werden resorbiert, so daß das Blut sich in Zellenhöhlen befindet. Dies ließe sich leicht auch auf die größeren Gefäße anwenden, wenn man sich einen Strang von mehrfachen Zellenreihen denkt, in welchem innerlich eine Verflüssigung eintritt, nach welcher nur die Theile der äußeren Zellen übrig bleiben, welche die Begrenzung des Stranges nach außen bildeten. Auf ähnliche Weise bilden sich nach Henle und Kölliker Drüsencanäle, und es ist ganz irrig, wenn Vogt die Bildung dieser Canäle als analog *seinem* Gefäßbildungsschema ansieht. Die Entstehung der Blutkörperchen, wie sie Vogt beschreibt, läßt sich freylich nur mit seiner Art der Capillarenbildung vereinigen.] Formen- und Lagenänderungen des Herzens. Um das Herz sammelt sich eine Flüssigkeit, aus welcher wohl die Zellen sich absetzen, welche das Pericardium vorstellen.

Erster Kreislauf. Ein einfaches Gefäß aus dem bulbus gibt 2 Aeste, welche an beiden Seiten des

Schlundes gegen die chorda steigen. Von jedem eine Carotis nach vorn. Jede Carotis gibt eine Hirn- und eine Augenarterie. Die beiden Hirnarterien kreuzen sich in dem Einschnitte zwischen Mesencephalon und Epencephalon, jede steigt auf der andern Seite als Vene herab und geht als Jugularis rückwärts zum ductus Cuvieri dieser Seite. Das Blut der A. ophthalmica scheint durch die Spalte der choroidea auf den Dotter zu gelangen; vordere Dottervenen, welche ebenfalls zu dem ductus Cuvieri gehen. — Nach Abgabe der Carotiden setzen die beiden Bogen, arcus Aortae, die Aorta zusammen. In dieser wurde dicht hinter den Rudimenten der Brustflossen ein Wirbel beobachtet, dessen Näheres nicht so bald klar war; später (p. 222) finden sich hier eine oder mehrere Dotterarterien. Die Aorta gibt einige Aeste an den Dotter. Hinten (etwas hinter dem After) kehrt sie in eine Vene um, welche sich in zwey spaltet. Diese laufen in einem Bogen über den Dotter und begeben sich an die ductus Cuvieri.

Aenderungen. Das Blut der Aa. ophthalmicae geht in die Vv. jugulares. Die linke hintere Dottervene schwindet auch und das Blut wird von der linken Seite quer unter dem Embryo hin in die rechte hintere Dottervene geführt. Die Seitenäste der Aorta vermehren sich, so wie die Endschlingen. Die rechte Carotis wird stärker als die linke und gibt derselben Blut durch eine Anastomose, welche wahrscheinlich an der Basis des Schädels liegt. Sie gibt nun auch die rechte Cerebralvene und auf der andern Seite mit der linken Carotis zusammen die linke Cerebralvene. [Da muß also wohl eine Anastomosenbildung auf dem Hirne vorher gegangen seyn.] Die Venen sind auf der linken Seite stärker und es bildet sich hier

eine Bifurcation der jugularis. Beide Aeste vereinigen sich aber wieder. Später scheinen sie verschiedenen Ursprung zu besitzen. Der linke Aortenbogen wird so schwach, daß das Blut zuweilen aus der Aorta zurück in die linke Carotis geht. — Die (rechte) hintere Dottervene hat sich dem Embryo angenähert, und schließt sich endlich der untern Fläche des Darmes an. Sie löst sich an der Stelle, wo das Rudiment der Leber liegt, in ein Netz von Capillaren auf, in welches auch die Dotterarterien eintreten. Dieses Netz ist theils in der Leber enthalten, theils auf dem Dotter ausgebreitet, aus beiden sammelt sich Blut zur Hohlvene. — Kiemenbogen. Die erst bestandenen Aortenbogen ändern sich in ihrer Richtung so, daß sie im Laufe nach oben zugleich eine starke Convexität nach vorn bilden. Innerhalb der Concavität dieses Bogens entstehen die ferneren Kiemenbögen. Also ist jener erste Aortenbogen nun vorderster Kiemenbogen. Er liegt dann am Zungenbein und wird also, wenn sein oberer Theil später schwindet, zur Zungenbeinarterie, während die Carotis nun Ast des zweyten Bogens geworden ist. Es bilden sich sechs Bogen, deren letzter erst auftritt indem der erste schwindet. Dieser sechste bleibt als solcher, bis der Dotter gänzlich resorbiert ist. Ein siebentes Paar, wie es von Baer bey Abramis Blicca gesehen, wurde bey der Palée nicht beobachtet. — Die Gefäßschlingen an den arcus branchiales bilden sich erst nach dem Auskriechen. Zuerst geht dann das Blut durch sie hindurch nicht in einen neuen Stamm, sondern wieder in denselben zurück. Es wurde nicht erkannt, wie sich Kiemenarterie und Kiemenvene sondern. [Wir können es nicht wahrscheinlich finden, daß dies durch

eine einfache Längstheilung geschehen sollte, wie Verf. p. 229 vermuthet].

Die beiden Carotiden werden sich wieder gleicher. Es bildet sich von der rechten aus ein Gefäß, welches an der Basis des Mesencephalon nach vorn und dann über dessen Wölbung nach hinten geht in die Wurzeln der Jugularvenen. — Vermehrung der Carotidenäste. — Im ausgebildeten Kreislaufe geht eine Vene, welche Blut aus dem ersten Bogen der Carotiden über dem Gehirne erhält, unabhängig von den Jugularen in die ductus Cuvieri. — Mit der Bildung der Kiemenbogen verlängert sich die Aorta rasch bis ans Ende des Schwanzes und es bildet sich die Cardinalvene unter der Aorta. Sie scheint erst nach vorn doppelt zu seyn (was jedoch schwer zu entscheiden) und geht in die ductt. Cuv. — Sie führt erst nur Blut aus dem Schwanze. Dann bilden sich die Intervertebralgefäße. An jedem Wirbel ist eine Arterie oder eine Vene jederseits und vielleicht hat jeder Wirbel, welcher rechts eine Arterie besitzt, links eine Vene und umgekehrt. Später hat jeder Wirbel jederseits Arterie und Vene. Noch später reduciert sich die Anzahl wieder.

XI. Aeußere Bildung des Embryo. — Reichert hat ganz Unrecht die Kopfbeugung bey den Fischen zu leugnen. v. Baer hatte sie schon bey A. Blicca gesehen und sie ist auch bey der Palée deutlich. — Ob Rathke Recht habe die Ursache der Kopfbeugung in der Bildung des mittleren Schädelbalkens zu suchen? [Wir haben uns gegen derartige Erklärungen, wie sie bey dem verehrten Rathke einige Mahl vorkommen, schon ausgesprochen. Bey der Kopfbeuge sind verschiedene Theile afficiert. Einen derselben, den mittleren Schädelbalken, der in den Winkel des Hirnes vorspringt,

gerade als die Ursache zu betrachten, ist so offenbar willkürlich, daß wir auch die Art der Discussion über diese Frage, wie sie sich bey Vogt findet, nicht recht begreifen. Ist denn die Form des Schenkelkopfes Ursache der Form des acetabulum? oder umgekehrt? oder keins von beiden?] Außer Kopf- und Nackenbeuge ist noch eine dritte, die Rückenbeugung, wo später der After erscheint, zu unterscheiden. — Interessant ist die Bemerkung über die Krümmung des hintern Endes der Chorda nach oben. Diese (bey der Palée) vorüber gehende Erscheinung bewirkt, daß das Ende der Chorda nicht der Mitte der Schwanzflosse, sondern der obern Hälfte derselben gegenüber steht. Es entspricht dieselbe bleibenden Formen, welche bey fossilen Fischen sehr häufig, bey jetzt lebenden selten sind. (Plakoiden und Ganoiden liefern noch Beyspiele).

XII. Die Gewebebildung im Allgemeinen. Hier besonders beziehen wir uns auf unsere Anzeige des frühern Werkes von Vogt.

XIII. Système général de la formation embryonique.

XIV. Aperçu historique de la marche du développement.

Wir erwähnen am Schlusse noch mit Vergnügen, daß die kurzen Uebersichten, welche der Verf. an mehreren Stellen gibt, vortrefflich gelungen sind. Es ist aber überhaupt die Darstellung sehr klar, wodurch denn das Werk um so mehr eine schätzbare Bereicherung der Entwickelungsgeschichte wird, deren Werth dann noch durch die Ausstattung mit Abbildungen erhöht ist. Bergmann.

Berlin, Posen und Bromberg,

bey Mittler 1843. Die landwirthschaftliche Holz-

zucht oder Aufmunterung und Anleitung für Gemeinden, Landwirthe ꝛc. zum Anbau und zur Benutzung ihrer, zwar nicht zum Forst gehörigen, aber doch zum Holzgewinn geeigneten Flächen und Grundstücke. Vom Revier-Förster Borchardt. Mit drey Figuren-Tafeln. 380 S. in Octav.

Für Forstgründe aller Art, Staats-, Gemeine- und Privat-Forstgründe, haben wir Lehrbücher in Ueberfluß; man möchte sagen, es fehle den Autoren nachgerade an Forstgründen um ein Lehrbuch dafür zu schreiben. Hier haben wir nun eins für 'Nicht-Forstgründe'! Das fehlte unserer Literatur noch; denn an Aufmunterungen zum Anbau öde liegender Plätze, Gemeinheiten ꝛc. fehlte es zwar keinesweges, aber die Aufmunterungen waren nicht in eigene Belehrungen übergegangen; man überließ den Anbau jener Oeden ꝛc. den Kenntnissen der Eigenthümer selber oder des benachbarten Forstbedienten, der dazu requiriert oder committiert ward. Wenn wir nun noch ein Forstlehrbuch für große Park-Anlagen, wo öfter bedeutende Flächen von inländischen und ausländischen Holzarten, in Waldes-Art, eingenommen sind, erhalten werden (und Ref. möchte nicht zweifeln, daß es noch geschrieben werde), so weiß man nicht, welche Grundflächen, außer Forstgrund, noch übrig bleiben, wo die Forstwirthschaft sich nicht etablieren könnte; es seyen denn etwa die Kirchhöfe, für deren Verwandlung in angenehme Spaziergänge unter schattigen Bäumen gegenwärtig, und zwar mit Recht, so viele Aufmerksamkeit verwandt wird.

Die Absicht des Hrn Verf. spricht der ausführliche Titel schon aus; er schildert in dem Vorworte den Bedruck des Landmanns ꝛc. durch die Holznoth, die hohen Preise, die weite Anfuhr ꝛc., die Geldverlegenheiten und Pferde- und Geschirrverluste

herbey führen ꝛc., dem könne, wenn vielleicht auch nicht ganz, doch größtentheils, abgeholfen werden, wenn solche Stellen und Flächen, die an und für sich nicht zur Holzzucht, sondern zu anderen landwirthschaftlichen ꝛc. Zwecken bestimmt seyen und dieser Bestimmung auch treu bleiben müßten, nebenbey auf Holz benutzt würden und zwar so, daß der Hauptbestimmung dadurch nicht allein kein Nachtheil, sondern vielleicht noch gar Vortheil gebracht werde. — Solche Stellen und Flächen seyen:

1) öffentliche und Privatwege und Alleen;
2) Viehtriften;
3) Hut- und Weide-Anger und Plätze;
4) Fluß ꝛc. Ufer und deren Dämme und Vorländer;
5) kahle Berghänge und Köpfe;
6) Grenzen der Feldmarken und Grundstücke; und
7) Brücher und Sandschollen.

Die Benutzung dieser Stellen auf Holz soll aber nicht in eine Cottaische Baum-Feldwirthschaft ausarten, im Gegentheile sich streng an den ausgesprochenen Grundsatz halten und, weit entfernt der Hauptnutzungs-Bestimmung irgend etwas, wenn auch nur temporell, entziehen zu wollen, noch, wenn möglich, dazu beytragen, daß der Ertrag derselben erhöht werde.

Zu diesem Ende hat der Hr. Verf. das vorliegende Lehrbuch abgefaßt, aber, da es für den ungelehrten Landmann bestimmt ist, ohne Einmischung von Botanik, Mineralogie und Staats-Forstwirthschaft! — Also abermahls ein populäres Forstlehrbuch, aber ohne forstlichen Grund und Boden, für Straßen und Wege, Weide und Anger!

Wenn Ref. auch einräumen muß, daß es einigen Gegenden von Deutschland und insbesondere von dem Königreiche Hannover, für welches das Buch

doch zunächst geschrieben ist, wirklich an Holz mangelt; so kann er dies doch keinesweges für ganz Deutschland und am allerwenigsten für das ganze Königreich Hannover zugestehen. — In Europa gibt es, seines Wissens, kein anderes Land von dem Grade der Cultur und Bevölkerung, was sich, hinsichtlich seines Waldreichthums, mit dem von Deutschland messen könnte; und was insbesondere das Königreich Hannover betrifft, so ist es zwar wahr, daß die Bewaldung desselben ungleich, vermöge der eigenthümlichen Bildung seiner Oberfläche, vertheilt ist; im Ganzen aber besitzt es, im Vergleiche gegen die übrige Grundfläche, eine so große und, wie mit Vergnügen hinzu gefügt werden kann, eine im Allgemeinen so gut bestandene und so gut bewirthschaftete Forstgrundfläche, daß es in dieser Hinsicht mit den übrigen Staaten Deutschlands nicht allein auf gleicher Linie steht, sondern dieselben noch in mancher Beziehung übertrifft. — Deutschland und Hannover können, ihren Waldreichthum im Allgemeinen angesehen, nicht allein ihre Bewohner mit dem bedürftigen Nutz- und Brennholz hinlänglich versehen, sondern noch (wie sie es wirklich thun) von ihrem Ueberflusse anderen ärmeren Ländern abgeben; ja wären in beiden Ländern alle Forstgründe so angebauet, wie sie es sollten und könnten, und würden die unermeßlichen Surrogate, die beide an Stein- und Braunkohlen und namentlich das letztere an Torf besitzen, gehörig benutzt, so würde nicht bloß ein noch bey weiten größeres Quantum Holz ausgeführt, sondern auch noch manche Forstgrundfläche, die sich beßer zum Getreide- ꝛc. Bau als Holzbau eignet, ausgerodet und für die Bevölkerung gewonnen werden können.

Ref. kann daher durchaus nicht in die Klagen

über Holzmangel in Deutschland und im Königreiche Hannover einstimmen; der schlagendste Beweis dagegen ist gerade die immer noch nicht hinlängliche Mitbenutzung der in der Erde schlafenden Surrogate; er frägt, was aus den Waldungen in den flachen Gegenden des Königreichs Hannover werden würde, wenn die unerschöpflichen Vorräthe von Torf, mit denen gerade diese Gegenden gesegnet sind, gebührend zu Markte gebracht würden?

Wohl aber kann er, in dieser wahrhaft staatswirthschaftlichen Beziehung in das Bedauern einstimmen, daß aller Orten, namentlich aber in den Gemeine- und Privatforsten noch so viele Forstgründe öde und unbenutzt da liegen, mindestens nicht zu dem Ertrage gebracht sind, den sie abwerfen könnten!

Hierin liegt, wenn er wirklich vorhanden seyn sollte, der wahre Grund und auch die wahre Abhilfe des Holzmangels, nicht in dem Holzanbau an Wegen und Straßen, auf Weideangern und Gemeinheiten ꝛc., und bevor jene großen Oeden oder unvollständig benutzten Forstgründe nicht gehörig angebauet und benutzt worden sind, läßt sich über die Frage, ob wirklich Holzmangel vorhanden sey, gar nicht vollständig urtheilen.

Jener Anbau an Wegen und Straßen, Bächen und Flüssen ꝛc. kömmt dem Ref. in dieser Beziehung vor, wie einstens der Anbau von fremden Holzarten zur Abhelfung der Holznoth in Deutschland. v. Burgdorf, Medicus und Consorten prophezeyeten den unfehlbaren Eintritt der fürchterlichsten Holznoth, wenn man nicht ungesäumt die Akazie anbaue und die Samenkisten ankaufe, die Hr v. Burgdorf aus Nordamerika verschrieb. — Manche Forstverwaltungen ließen sich verleiten, Samenkisten anzukaufen und Akazien anzusäen.

Allein die Ruinen dieſes Anbaues, die man noch hin und wieder in den Wäldern trifft, beweiſen, daß es eine der verunglückteſten Ideen in der Forſtverwaltung geweſen, den Holzmangel durch Einführung fremder (ſ. g. ſchnellwüchſiger) Holzarten abzuhelfen. Nur in unſeren eigenen vortrefflichen Holzarten liegt die wahre Abhilfe; in Nordamerika ſelber findet zum Theil ſchon Holzmangel Statt!

Nichts deſto weniger will Ref. die Abſicht des Hrn Verfs nicht tadeln, eben ſo wenig, wie er die Einbürgerung nützlicher fremder Holzarten durchaus tadeln will; im Gegentheile wünſcht er, daß alle die Gründe und Plätze, die er namhaft gemacht hat, mit Holz angebauet werden mögen. Dadurch wird ihrer wahren Beſtimmung kein Nachtheil zugefügt, immerhin eine gute Beyhilfe für den Holzbedarf (gleichſam ein Taſchengeld für die Holznoth) gewonnen und, was nicht zu verkennen, die Gegend verſchönert und fruchtbarer gemacht.

Wir wollen nun ſehen, wie der Hr Verf. ſeine gut gemeinten Vorſchläge auszuführen gedenkt.

Er theilt ſein Werk in fünf Abſchnitte und handelt in dem

I. Von den Mitteln zur Vermehrung der Holzerzeugung;
II. Von der Gewinnung der nöthigen Pflanzen;
III. Von der Cultur der mit Holz in Beſtand zu bringenden Flächen;
IV. Von der Benutzung der haubaren Hölzer; u. im
V. Von dem Ertrage.

Anbauen will er vorzüglich folgende Holzarten:

A. Laubhölzer. Die Ahornarten (Acer Pseudo-Platanus; Platanoides und Sacharinum), die unechte Akazie (Robinia Pseudo-Acacia), die Birke (Betula alba), die Rothbuche (Fagus sylvatica), die Eiche (Quercus Robur und

pedunculata), die Eller (Alnus glutinosa und incana), die Esche (Fraxinus excelsior), die Hainbuche (Carpinus betulus), die Linde (Tilia europaea); Obstbaumsorten (Pyrus, Prunus, Juglans, Castanea sativa, Morus); die Pappelarten (Populus nigra, alba, tremula, italica, canadensis, balsamifera); die Platanen (Platanus occidentalis, orientalis und hispanica); die Roßkastanie (Aesculus Hippocastanum); die Ulmenarten (Ulmus); die Sorbusarten (Sorbus torminalis, domestica, Aria und aucuparia); die Weidenarten (Salix alba, fragilis, vitellina, helix, viminalis und aquatica.

B. Nadelhölzer: Pinus sylvestris, Abies und Larix.

Vorzugsweise sollen alle diese Holzarten (wie dies auch aus dem ganzen Plane des Hrn Verfs hervor geht) durch Bepflanzung angebauet werden, an einigen Stellen jedoch, wie z. B. auf Sandschollen ꝛc. auch durch Besamung; die Vorschläge zur Anzucht und Benutzung der empfohlenen Holzarten ist daher auch größtentheils auf diese Culturart gegründet.

Ref. muß gestehen, daß die von dem Hrn Verf. zu diesem Ende gegebenen Anleitungen sehr zweckmäßig sind und eine genaue Bekanntschaft mit der Natur der Holzarten und mit den forstwirthschaftlichen Regeln zu ihrem Anbau und zu ihrer Benutzung verrathen; eine Forstverwaltung kann sich freuen so unterrichtete Männer in ihren unteren Reihen zu zählen! Wo es erforderlich, sind Tabellen, Uebersichten und Zeichnungen hinzu gefügt, so, daß es in keiner Hinsicht an Mitteln zur Ausführung nach den gegebenen Vorschlägen fehlt! Nur bey einigen Gegenständen will Ref. sich ein Paar Bemerkungen erlauben.

1. Die ausländischen Holzarten, vielleicht mit Ausnahme von wenigen, würde er gänzlich weggelassen haben. — Sie sind nicht allein nicht beßer als unsere einheimischen, sondern zum Theil sogar noch schlechter; ertragen nicht allgemein unser Klima und bringen (das Criterium der vollkommenen Acclimatisierung!) nicht einmahl immer reifen Samen hervor. Dahin gehört z. B. der Zuckerahorn, sämmtliche Platanen, die Roßkastanie u. s. w. Was soll der Landmann mit dem Zuckerahorn? Will er Zucker gewinnen, so kann er das auch aus unsern einheimischen Arten; lieber wird er einen Bienenkorb an die Stelle setzen, der Honig ist ihm mehr werth. Und nun vollends die Platanen! Die Platanen sind eine schöne Holzart, sie gelangen in ihrem Vaterlande zu einer ungemeinen Stärke und die abendländische insbesondere gedeihet auch bey uns. Für unsere forstwirthschaftlichen Bedürfnisse sind sie aber ganz unnütz; sie erfrieren sehr leicht, zumahl die orientalische, tragen nicht immer reifen Samen und haben schlechteres Holz, wie unsere Büchen ꝛc. Man lasse sie ruhig in Lustgärten zur Zierde, es sind mahlerische Bäume! Die Roßkastanie möchte Ref. auch gerne empfehlen; es ist fast nicht möglich einen ausländischen Baum zu sehen, der unser Klima beßer verträge, schönere Formen in Blättern und Blüten zeigte und dabey alle Jahre so reichliche Früchte trüge! Wüßten wir nur was mit den herrlichen Früchten im Großen anzufangen und könnten wir nur von seinem Holze einen beßeren Gebrauch machen! — Diesem gleich zu setzen in Ausdauer, Schönheit der Formen und Samentragsfähigkeit ist die unechte Akazie; und was das Holz betrifft, so übertrifft solches das von der Roßkastanie bey weiten; an Ausschlagsfähigkeit kommen der Akazie nur wenige Holzarten gleich. —

Sie verdient daher gewis den Anbau, aber doch nur unter Umständen! Die Akazie ist selbst in ihrem Vaterlande kein geselliger Baum, sie will sporadisch und im Schutze erwachsen, sonst bricht ihr der Wind ihre sperrigen Zweige ab, und hat sie keinen angemessenen Boden, so bleibt sie, selbst als Schlagholz, klein und unbedeutend u. s. w.

Mit welchem Nutzen und mit welcher Sicherheit treten dagegen unsere einheimischen Holzarten als Einzelnbäume und als Waldbäume auf! Unsere Eichen und Büchen übertrifft kein nordamerikanischer Waldbaum an Güte des Holzes, Brauchbarkeit der Früchte, der Rinde u. s. w.; unsere Linde kann sich der Akazie in Hinsicht des Blütenduftes und des Blütengehaltes gleich stellen, in Hinsicht auf Nützlichkeit der Holztheile läßt sie sie weit zurück; unser Vogelbeerbaum erreicht zwar nicht den hohen Wuchs der Roßkastanie, wohl aber erreicht die Schönheit seines Blattes, seiner Blüte und Früchte die der Roßkastanie; sein Holz ist mindestens eben so gut, wie das der Roßkastanie, seine Ausdauer gegen Kälte ist ausgezeichnet und der Nutzen seiner Früchte allgemein bekannt u. s. w.

Dazu kömmt noch, daß der Landmann (für den doch das Buch geschrieben ist) sich Sämereyen und Pflänzlinge von einheimischen Holzarten aller Orten leicht verschaffen kann; er würde überrascht seyn, wenn er zur Anlage einer Baumschule sich den Samen ꝛc. der Platane, des Zuckerahorns, der Akazie ꝛc. von einer Samenhandlung oder aus einer s. g. englischen Gartenanlage verschreiben sollte.

Dagegen aber hat es uns verwundert, daß der Herr Verf. bey seiner Vorliebe für ausländische Waldbäume unter dem Nadelholze nicht die Weymouthskiefer aufgeführt und empfohlen hat. — Da dieser Baum außerordentlich schnell wächst, unser Klima vortrefflich erträgt, fast alle Jahre reifen

Samen bringt, auch mit schlechtem Boden vorlieb nimmt und zwar kein sehr festes, aber dennoch zu manchen landwirthschaftlichen Zwecken brauchbares Holz liefert, so hätten wir geglaubt, daß sein Anbau gerade als ein Mittel zur Abhelfung der Holznoth empfohlen werden würde.

Hinsichtlich der Anzucht der unter dem Namen der Obstbäume, wozu der Hr Verf. auch die Wallnuß, süße Kastanie ꝛc. rechnet, zusammen gefaßter Holzarten, ist er aber, nach unserer Ansicht, gänzlich aus seiner Rolle gefallen.

Die Anzucht, Veredelung (der Hr Verf. handelt auch ausführlich das Pfropfen, Oculieren ꝛc. der Wildlinge ab) der Obstbäume ist Gegenstand der Gärtnerey und hin und wieder der allgemeinen Landesverwaltung ꝛc.; fast allgemein kann man seinen Bedarf aus öffentlichen und Privat-Obstbaum-Plantagen beziehen. — Der Zweck der Obstbaumzucht ist Gewinnung von Früchten, der Gewinn von Holz nur ein beyläufiger; der Zweck der Forstwirthschaft aber und namentlich der des Hrn Verfs Gewinn von Holz zur Abhilfe des Mangels; die Zwecke beider liegen also eben so weit aus einander, wie Holz und Frucht, Noth und Luxus, und hätten, nach des Ref. Bedünken, in einem Leitfaden zur landwirthschaftlichen Holzzucht durchaus nicht mit einander verwechselt werden dürfen. — Ref. weiß sehr wohl, daß in einem Theile von Deutschland, z. B. im Brandenburgischen, Obstbäume im Walde erzogen werden sollen; im Königreiche Hannover geschieht es aber seines Wissens nicht, und wenn es geschähe, nach welchen forstwirthschaftlichen Regeln wollte man die Obstbaum-Plantagen behandeln?

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 21. September 1844.

Berlin, Posen und Bromberg.

Schluß der Anzeige: 'Die landwirthschaftliche Holzzucht oder Aufmunterung und Anleitung für Gemeinden, Landwirthe ꝛc. zum Anbau und zur Benutzung ihrer, zwar nicht zum Forst gehörigen, aber doch zum Holzgewinn geeigneten Flächen und Grundstücke. Vom Revier-Förster Borchardt.'

Dazu kömmt noch, daß die süße Kastanie und selbst der Walnußbaum nicht in jedem Stande unser Klima ertragen. Beide verlangen in der Regel einen geschützten Stand, nicht aber einen freyen, an Straßen und Wegen, Deichen und Flüssen ꝛc.

Man bleibe doch, wenn die Rede von Holzzucht ist, bey unseren erprobten einheimischen Holzarten und hole sich nicht Krüppel und Weichlinge und Nichtsamentragende ꝛc. aus fremden Welttheilen!!

2. Den Anbau der Sandschollen (Sänder, wüthende Sänder, Sandwehen ꝛc.) scheint der Herr Verf. nicht aus eigener Anschauung, wenigstens nicht im Königreiche Hannover und in dem benach-

barten Großherzogthume Oldenburg, zu kennen; er lehrt noch die Anlage von s. g. Coupier-Zäunen, Schutzwällen und Pflanzungen, Ansaat von den bekannten Sandgewächsen (Arundo arenaria, Salix arenaria u. a.) als Vorbereitung zur eigentlichen Holzcultur durch Ansaat ꝛc.; Anbaumittel, die Ref. zwar keinesweges allgemein verwerfen will, die aber dennoch in den genannten Ländern, wo die 'Dämpfung der Sandwehen' ins Große getrieben worden ist und, so viel Ref. bekannt, noch getrieben wird, entweder gar nicht oder doch nur selten mehr in Anwendung gebracht werden. — Hier und namentlich im Königreiche Hannover werden die Sänder gegenwärtig, nachdem man fast alle Culturarten durchlaufen hat, fast allgemein mit Kiefern, in dazu angelegten Kämpen erzogen, bepflanzt und zwar mit einem Erfolge, der alle Erwartung übertrifft; an vorbereitende Culturen, Coupierzäune ꝛc. denkt man eigentlich gar nicht mehr, die Bepflanzung selber ist der beste Coupier-Zaun; Saaten werden jetzt nur in subsidium (wie früherhin die Pflanzungen) vorgenommen und dann öfter mit Zapfen u. s. w.

Die Sandculturen im Königreiche Hannover und im Großherzogthume Oldenburg verdienen nicht bloß gesehen, sondern studiert zu werden; sie bieten reichlichen Stoff zum Nachdenken über die Vegetation der Hölzer ꝛc. dar.

3. Eine überaus wichtige, zur Abhilfe der Holznoth und zur Herbeyschaffung mehrerer landwirthschaftlicher Bedürfnisse recht geeignete Holzerziehungsweise, also eine Weise, die ganz im Sinne des Hrn Verfs belegen ist, die s. g. 'Knickwirthschaft' ist von demselben gänzlich übergangen worden; was uns um so mehr befremdet, da sie nicht allein schon jetzt in einigen Theilen des Königreichs

Hannover geübt wird, sondern höchst wahrscheinlich in der Folge, wenn erst die Theilungen der Gemeinheiten und die darauf folgenden Verkoppelungen der Grundstücke beendiget seyn werden, noch mehr geübt werden wird.

Das wahre Vaterland dieser Knickwirthschaft ist das nordwestliche Deutschland, Schleswig, Holstein, Lauenburg, zum Theil auch Mecklenburg ꝛc.; im Osnabrückschen und Lingenschen ꝛc. findet man Spuren davon, sie ist hier aber noch nicht so ausgebildet, wie sie es verdiente.

Die Basis dieser Wirthschaft ist: die Einfriedigung der landwirthschaftlichen (Acker-) Grundstücke mit kleinen Erdwällen, die zu beiden Seiten mit Gräben eingefaßt sind.

Auf der Ebene dieser Wälle (Kappe) werden stark ausschlagende und sich leicht reproducierende Holzarten z. B. Haseln, Birken, Hainbuchen, Eichen ꝛc. angepflanzt, als Schlag- oder Buschholz erzogen, nach einer gewissen Reihenfolge abgetrieben und entweder durch Absenker (daher der Name Knickhölzer) oder durch Nachpflanzung, verjüngt. Zu Zeiten läßt man auch wohl einzelne hochstämmige Holzarten, als Oberholz, zwischen dem Knickholze stehen; ein Verfahren, was häufig in England (dem Lande der alten Angelsachsen) Statt finden und herrliche Nutzhölzer abwerfen soll (s. Kalms Reise nach Amerika ꝛc.). Der Wuchs und der Ertrag solcher Knickhölzer ist außerordentlich, der gute Boden (das Erdreich, was sich in den Gräben ansammelt, wird heraus gestochen und auf die Wälle geworfen), der freye Stand des Holzes ꝛc. befördert die Vegetation ungemein; die Culturkosten dagegen sind, bey einiger Aufmerksamkeit der Besitzer, unbedeutend. — Ein Knick z. B., dessen Wallbreite 8′ beträgt und in 8 bis 10 jähr. Umtriebe gelegt ist,

gibt auf 8 Ruthen Länge ein vierſpänniges Fuder Buſchholz.

Es iſt hier nicht der Ort dieſen Gegenſtand in allen ſeinen Beziehungen weiter auszuführen. Aber man ſieht auf dem erſten Blick, daß kaum eine zweckmäßigere Verbindung der Holzzucht mit der Landwirthſchaft, kein beßeres Mittel zur Abhelfung der Holznoth für den Landmann gedacht werden kann und daß dieſer Gegenſtand in allen Gegenden, wo Grundſtücke getheilt und verkoppelt werden, die größte Aufmerkſamkeit verdiene. — Wie klug doch unſere dummen Vorfahren im practiſchen Leben waren!! (Wer mehr von der Knickholzzucht leſen will, dem empfehlen wir Niemanns Forſt-Statiſtik der däniſchen Staaten, und Baurs Forſtſtatiſtik von Deutſchland).

4. Der Hr Vf. iſt ſich nicht immer conſequent geblieben, weder in der Wahl der Gegenſtände, noch im Vortrage. So z. B. läßt er ſich Kap. VIII. über die Theorie des Mittelwaldbetriebes und Kap. IX. über die Abfindung der Hut und Weide, der Holzberechtigungen ꝛc. aus dem Walde ganz ungemein weitläuftig aus.

Der Vorwurf des Hrn Verfs waren Grundſtücke, die 'nicht zur Forſt gehören' und anderen als forſtwirthſchaftlichen Zwecken unterworfen ſind. Wo aber Mittelwald erzogen und benutzt werden ſoll, muß ſtäter Forſtgrund ſeyn und bleiben. — Zugegeben aber auch, daß Mittelwalds-Wirthſchaft auf dem Terrain des Hrn Verfs eintreten könne, ſo gehört ſie dennoch immer zu den ſelteneren Ausnahmen und als ſolche hätte ſie kurz in die reine Forſtwirthſchaftslehre verwieſen werden müſſen.

Eben ſo gehört die weitläuftige Digreſſion über die Abfindung von Berechtigungen ꝛc. durchaus nicht hierher. — Wo Berechtigungen aus Forſten abge-

funden werden sollen, müssen doch schon Forsten vorhanden seyn, also ein Zustand der Dinge, der dem Hrn Vf. eigentlich fremd ist. — Außerdem liegen die Operationen der Abfindung in der Regel ganz außer dem Bereiche der Betheiligten; sie werden von öffentlichen Behörden geleitet, die die bestehenden Rechtsverhältnisse ꝛc. zur Norm ihres Verfahrens machen.

Dagegen ist er bey anderen Gegenständen, die mehr für seine Bearbeitung geeignet gewesen wären, z. B. bey der Anzucht und Behandlung von Kopfweiden (abermahls ein Beweis von dem überaus practischen Sinne unserer Vorfahren!) sehr kurz hinweg gegangen.

Zum Schlusse wollen wir die lockende Aussicht mittheilen, welche der Hr Vf. den Anbauern der bezeichneten Grundstücke nach seinem Plane aussteckt. Während der ersten Cultur-Periode von 100 Jahren werden an Material überall oder in Summa gewonnen: 746,894 C. F. oder in Sorten:

a. 189,722 C. F. Nutzholz,
b. 5577 Klafter Scheit- und Knüppelholz und
c. 4886 Klafter Reiserholz.

Und was den Geldertrag betrifft, so bemerkt der Hr Vf. S. 377, 'daß schon vom 26. Jahre an, in immer steigender Größe bis zum 100. Jahre, 40,222 ℳ 15 Sgr. baar Geld und vom 30. Jahre an für 15,795 ℳ Holz an die verschiedenen Theilnehmer vertheilt werden können, so, daß also dieselben nicht nur alle ihre baaren Auslagen (sie sind vorher im 25. Jahre zu 690 ℳ baar neben 7407 Arbeitstagen berechnet worden) schon im 26. Jahre vollständig wieder ersetzt, sondern in der folgenden Zeit auch noch so viel Ueberschuß erhalten haben, daß sich jeder Vollbauer auf 1200 ℳ, jeder Halbbauer auf 600 ℳ und jeder Häusler auf 300 ℳ reinen Gewinn berechnen könne.'

Wir wünschen dem Hrn Vf. und den Gemeinen Glück zu diesem außerordentlichen Erfolge, hegen aber, gestützt auf die Erfahrung, einige geheime Zweifel an seinem wirklichen Eintritte; den Gemeinen ist auf diesem Wege schwer beyzukommen, sie werden sich nicht so leicht entschließen, sich die Anleitung des Hrn Verfs aus dem Buchhandel zu verschaffen u. s. w.

Dagegen aber kann Ref. versichern, daß das Buch für den wirklichen practischen Forstmann überaus lehrreich sey und verdiene von Jedem gelesen zu werden. Alle darin enthaltenen Vorschriften ꝛc. sind gut und anwendbar auf wirkliche Forstgründe und bezeugen die ungemeinen theoretischen und practischen Kenntnisse des Hrn Verfs.

Leipzig,

bey Brockhaus 1844. Die Reform der Kirche durch den Staat. Von Dr Ph. Marheinecke. X und 178 Seiten in Octav.

Wäre es nicht das Interesse der Zeit an der durch den Titel bezeichneten Aufgabe des Buches, so wäre es schon der Name des Verfassers und die durch ihn, wenigstens nach öffentlichen Blättern, eingenommene selbständige Stellung zu den kirchlichen Fragen und Bestrebungen der Zeit nach verschiedenen Seiten, endlich auch die bereits in den Zeitungen vor dem Erscheinen gegebene Ankündigung des Buches, was demselben bey Freund wie Feind der etwa zu erwartenden Lösung der besprochenen Aufgabe eine größere Aufmerksamkeit erregen müßte. So gern nun auch Ref. dem Namen des Verfs nach seinen wissenschaftlichen Leistungen die verdiente Achtung zollt, und so gern er eingesteht, daß auch er mit großer Erwartung einem Werke, das schon vor seinem Erscheinen viel genannt wurde, und eine so wichtige Frage der kirchlichen Gegenwart bespricht,

entgegengesehen, so entschieden muß er doch auch aussprechen, daß seine Erwartung nicht befriedigt worden ist, daß ihm der Grundgedanke des Ganzen sehr verfehlt, und das eigentlich Brauchbare und Haltbare der Vorschläge des Hrn Verfs nicht sowohl consequent aus der wissenschaftlichen Grundansicht des Hrn Verfs, als dem Wunsche und Bedürfnisse der Zeit zu fließen scheint. Sehen wir zuerst, was der Hr Verf. will. Ausgehend vom Staate, als der wirklichen Erscheinung des Christenthums, und somit von der wesentlichen Einheit von Kirche und Staat, deren Wesen eben die Sittlichkeit ist, geht der Vf. über zu der Verschiedenheit und dem Verhältnis der Confessionen zum Staate, dem Glaubens-Einheit wieder in der Sittlichkeit des Staates vermittelt wird, und fordert nun, daß der Staat, als das Bewußtseyn und die Macht des Anfanges und des Zieles die Kirche in sich aus sich entlasse, damit so die Einheit aus dem und durch den Unterschied eine concrete werde, und die Kirche durch den Staat zur Selbständigkeit und freyen Selbstbestimmung gelange. Als Mittel aber zu dieser Selbständigkeit und freyen Selbstbestimmung der Kirche schlägt der Verf. eine freye organische Verfassung vor, durch Synoden, die mit der Landtagsverfassung (in Pr.) zu einem organischen Ganzen zu vereinigen wären, damit die äußere Union von Staat und Kirche (seit der Reformation) eine wahrhaft innerliche werde. Endlich kömmt der Verf. auf die freye und unabhängige Wissenschaft, und ihr Verhältnis zu Staat und Kirche. Der Hauptnerv dieses Abschnittes dürfte wohl darin zu suchen seyn, daß der Staat den Frieden zwischen Kirche und Wissenschaft nicht durch Symbolzwang erwirken dürfe, während der Vf. gleichwohl am Ende die Behauptung aufstellt, daß das Misverhältnis zwischen Wissenschaft und

Kirche durch den Staat ausgeglichen, d. h. also doch vom Staate beruhigt und aufgehoben werden müsse.

Wem schlägt nun nicht das Herz, zumahl in jetziger Zeit, bey der Nennung eines Problems, das schon über ein Jahrtausend die christliche Menschheit bewegt, das unsere Zeit wieder anfregt und wahrscheinlich noch mehr aufregen wird, und das der Hr Vf. ganz eigentlich lösen will, um es mit seinen Worten auszusprechen: das gehaltvolle Ineinanderbestehen von Staat und Kirche. Aber wie verhält sich nun die Lösung im vorstehenden Werke zu der genannten Aufgabe? Zuerst finden wir die ganze Anlage des Buches für seinen Zweck nicht recht logisch und zweckmäßig. Der Zweck ist zu zeigen, daß und wie eine Reform der Kirche durch den Staat nothwendig und möglich sey. Dazu müßte vor allem klar hingestellt werden, worin eigentlich das Wesen der Kirche, und worin das des Staates liege, was nun an der Kirche nach den wirklichen Zuständen des practischen Lebens mangelhaft, und in wie fern der Staat zu deren Reform berechtigt und befähigt sey, und darauf hätten die Vorschläge als ein nothwendig aus beiden vorher gehenden Theilen Resultierendes, die Gegensätze Vermittelndes, die Lücken Ausfüllendes folgen müssen. Wer sieht nicht, wie sehr die vom Hrn Verf. gewählte Anordnung davon abweicht, nach welcher der Staat als allein berechtigt und bestehend erscheint, dann der Dualismus der Confessionen und endlich die Wissenschaft zur Verhandlung kömmt?

Aber weit mehr, obwohl mit dem Logischen, dem Formellen, der Anlage des Werkes zusammen hängend, haben wir der Sache nach gegen die Ansichten des Vfs zu erinnern. Es ist freylich der Identitätsphilosophie wohl ihrem Wesen nach nothwendig, die Identität von Kirche und Staat zu behaupten, ihre Anhänger haben sich wahrscheinlich

auf diese Vermittelung und angeblich nachgewiesene Identität nicht am wenigsten zu Gute gethan, und man hat ja in gewissen Regionen dereinst von diesem großen Resultate noch größere Resultate für das Völker- und Staatsleben erwartet. Aber die Zeit hat jene Früchte noch nicht gereift, der Geschmack daran hat sich etwas verloren, unzählige Stimmen haben sich dagegen erklärt, und näher besehen sieht es allerdings mit jenem gepriesenen Resultate für das praetische Leben, und namentlich bey practischen Vorschlägen zur Reform der Kirche gar eigen aus. Wir fragen mit Recht zuerst: wenn Kirche und Staat Eins sind, was braucht, wie soll und kann die Kirche vom Staate reformiert werden? Doch treten wir näher. Obwohl die Bestimmungen der Identitätsphilosophie über Staat und Kirche überall etwas Schwankendes und Unsicheres haben, so scheint doch sicher, daß Wesen und Gut der Kirche nach dieser Philosophie im Staate und der Philosophie aufgeht, oder, wie man schon oft mit Recht gesagt hat, daß die Philosophie und der Staat sich in den Reichthum der Kirche getheilt haben. Nach Hegel (Encyclopädie) ist die Erscheinung des absoluten Geistes besonders in der Kunst, Religion und Philosophie zu suchen, das ist das ideale Reich, die Sittlichkeit aber ist nur der objective Geist, die noch mit äußerlicher Realität behaftete Idee. Darnach scheint die Kirche als die Trägerin und Erscheinung der Religion das höhere über dem Staate als der Erscheinung der Sittlichkeit stehende Element. Aber nach der Religionsphilosophie ist denn doch wieder der Staat das Höhere, weil die im Cultus vollbrachte Bearbeitung der Subjectivität sich als Sittlichkeit vollenden müsse. Nimmt man dazu, daß nach der Rechtsphilosophie der Staat die sich wissende sittliche Wirksamkeit des Gei-

stes, daß er unendlich in sich ist, und auf keine Weise seine Unendlichkeit von der Religion zu borgen braucht, daß im Staate der Gegensatz des Himmlischen und Irdischen zur markloſen Gestalt geschwunden, die wahrhafte Versöhnung objectiv geworden seyn soll, bedenkt man, daß von der Offenbarung des absoluten Geistes bey der Vergötterung des (Hegelschen) Staates, als dem wahrhaft gegenwärtigen Reiche der Vernunft auf Erden, die Religion sehr entbehrlich scheint (d. h. oben nach Hegel, von ihr der Staat nicht seine Unendlichkeit zu borgen braucht), die Kunst aber wenigstens keine Kirche gibt, so bleiben freylich nur die Philosophie und der Staat übrig, und es scheint allerdings nur eine richtige Consequenz, daß die jüngere Generation, Strauß ꝛc., und namentlich die Extravaganten, vor allen Ruge und seine noch extravaganteren jüngeren Mitarbeiter am Ende die Kirche nicht nur für unnöthig erklärten, sondern als 'Hemmschuh' (die Theologen nach Bruno Bauer als 'Hemmlinge') aller Bildung und Offenbarung des Geistes so extravagant bekämpften und bekämpfen.

Allerdings steht nun der Hr Vf. ganz anders da, als diese Hegelingen, deren Extravaganzen er, ein viel würdigerer Ausleger und Vertheidiger des alten Meisters, selbst ohne Scheu und Rückhalt bekämpft. Auf welcher Seite nun für die rein speculativen Fragen, vom Centro des Identitätssystems aus gesehen, die richtige Fortführung des alten Meisterwortes liege, wollen wir nicht weiter untersuchen; dagegen sey uns vergönnt, das Mißliche auch der Ansicht des Hrn Vfs für die practischen Zwecke der Kirche und die in Frage gestellte Reform derselben noch mit einigen Worten zu beleuchten.

Wie schon angegeben, will der Vf. nicht nur eine Kirche, sondern er will eine Reform derselben durch

den Staat und dazu ein Entlassen derselben aus ihm. Aber was ist ihm nun die Kirche an und für sich? Wir gestehen, es nicht gefunden zu haben. Der Hr Vf. spricht nur vom Christenthume. Dieses ist Staatsreligion im höchsten Sinne, denn erst durch den Staat öffne sich das Reich der wahren Wirklichkeit und freyen Wirksamkeit der Religion; der Staat ist die christliche Macht aller öffentlichen Ordnung und Anordnung, daher eine gegenseitige Selbstbeziehung, eine wahre Liebe zwischen beiden. Wir lassen nun manche Folgerung über das gegenseitige Verhältnis von Staat und Religion (namentlich den Unterschied in der Einheit — ?) dahin gestellt, aber so viel scheint klar, daß der Hr Verf. nach seiner Grundansicht keine irgendwie sich besonders constituierende, auch äußerlich erkennbare Glaubensgemeinschaft der Kirche zulassen will und kann, denn sofort entstände ja ein Dualismus zwischen Staat und Kirche. Darum eifert der Hr Vf. eben so gegen die englische Staatskirche, wie gegen die römische Hierarchie. Nur in der protestantischen Landeskirche erscheine das Christenthum vollkommen (wozu dann noch eine Reform der Kirche durch den Staat?), da sey die Freyheit des Volkes gewahrt, vertreten durch die Frömmigkeit der Geistlichen und die Weisheit des Staates (was übrigens die anglicanische Kirche gewis von sich auch und zwar mit Recht behauptet), ein Abbild der Persönlichkeit Christi, der Grund des Heils ist, weil er als allgemeiner Mensch zugleich der einzelne war. Aber bey alle dem ist sehr schwer abzusehen, was eigentlich die Kirche ist, und nur über den Staat kommen dann einige nähere Bestimmungen, auf die wir noch einmahl zurück kommen.

Wie himmelweit ist aber nun diese Anschauung von der historisch-christlichen, der christlichen Kirche und Kirchen, wie des N. T., verschieden! Aller-

dings ist nach christlicher Anschauung der eigentliche Inhalt und Gehalt der Kirche das Christenthum, als Lehre und Leben, und soll auch im Staate sich als Sittlichkeit offenbaren; aber die eigentliche Wurzel aller Sittlichkeit (also auch die im Staate) liegt im Glauben, der religiösen Idee selbst, und auch die practische Gottesgabe, die *συνείδησις*, die auch in der heidnischen Welt nach Paulus noch das Leben des Menschen der Gottesidee gemäß bestimmen sollte, und hätte bestimmen können, hat doch, losgerissen von der Erkenntnis und Verehrung Gottes, d. h. dem religiösen Glauben, die Mehrzahl, das Geschlecht nicht in der Sittlichkeit zu erhalten vermocht. Daß nach christlicher Anschauung die reine Erkenntnis Gottes immer nur Glauben und von dem so genannten Wissen der Identitätsphilosophie sehr verschieden sey, braucht kaum erinnert zu werden. Nach der eigenthümlichen Lehre des Christenthums ruht aber nun weiter alle Sittlichkeit nur auf dem Bewußtseyn der Sünde der Heiligkeit Gottes gegenüber, wie auf dem Bedürfnis der Rechtfertigung aus Gnade, und ist so allerdings die christliche Sittlichkeit das innerlichste, im Bewußtseyn der Sünde und dem Ergreifen der Gnade in Christo begründete Lebenselement, aber auch an sich das Tiefste und Innerlichste, was für Menschengeist und Menschenleben nur gedacht werden kann, untrennbar von der ganzen christlichen Lehre. Wie verhält sich nun dazu die Sittlichkeit des Staates? Der Staat als äußerer Verband unter einerley Regierung und Gesetz, so gewis er der Stellvertreter Gottes in Handhabung des göttlichen Gesetzes für öffentliche Ordnung und Recht ist, kann doch nicht in die Tiefe der Menschenbrust hinab steigen und da den innersten Grund der Handlungsweise bestimmen; so weit reicht seine Macht nicht. Der Staat übt nur äußeren Zwang,

wie er ein äußerliches Gesetz gibt und nur die äußerliche Beobachtung des Gesetzes ins Auge faßt und faßen kann. Kurz der Staat bringt es nur zur Legalität, oder kann wenigstens nur sie controlieren; das Reich der wahren Moralität aber, d. h. der inneren Liebe und Selbstbestimmung zum Guten, der wahren evangelischen Freyheit und Freudigkeit des Gewissens und Handelns, das ist das Reich des Glaubenslebens, der christlichen Frömmigkeit, der — Kirche. Bedenkt man dazu, daß die christliche Kirche auch eine historisch bestimmte Offenbarung und historisch göttliche Stiftung in Anspruch nimmt, so ist freylich der Abstand gegen die Hegelsche Anschauung sehr groß. Es sind dann freylich die Gebiete des Staates und der Kirche nicht nur tief innerlich geschieden, sondern der Staat bekommt erst sein festes Fundament, gleichsam die ratio sufficiens für alle seine Gesetze, durch die Religion; also, wohl zu merken, ist er und sind seine Gesetze nur in so weit sittlich und recht, als sie der religiösen, und d. h. nur der christlichen Idee (denn nur die christliche Idee ist Wahrheit) gemäß sind, wenigstens nicht widersprechen; also fehlt so viel, daß der Staat (nach der Hegelschen Vergötterung) unendlich in sich ist, und auf keine Weise seine Unendlichkeit von der Religion zu borgen braucht, daß vielmehr seine wahre Sittlichkeit nur durch sein Verhältnis zur christlichen Wahrheit bedingt ist. Nun kann man zwar diese beiden Sphären, den innersten Glaubensgrund, die dann noch in der Tiefe des Herzens erfolgende Selbstbestimmung, und die darnach sich gestaltende Glaubensgemeinschaft, und die äußerliche Gesetzgebung und Handhabung des Rechts im einzelnen Fall mit einander verwechseln und vermischen, die Frage ist nur, ob und wie weit man damit Recht thue. So kann

ja allerdings ein geistig tüchtiger Mann zugleich Prediger des Wortes und Ausleger des Gesetzes seyn, aber man wird doch wohl thun, beide Sphären zu trennen. Zudem wäre und ist die Vereinigung überall nur möglich, wo die Staatsgewalt und die Unterthanen allesammt demselben religiösen Glauben angehören, wird aber sogleich eine Misgeburt, wo dies nicht der Fall ist, und wird der Staat eben nur dadurch allen Verlegenheiten und Schwierigkeiten entgehen, wenn er sich auf die ihm eigenthümliche Sphäre des äußeren Verbandes zu öffentlicher Ordnung und Recht für das Ganze, wie den Einzelnen, beschränkt. Wir glauben gern, daß man Hegelscher Seite unsere Ansicht oberflächlich, unvermittelt ꝛc. findet, aber um so gewisser entsprechen ihr die wirklichen Verhältnisse des Lebens. Denn sonst wäre überall keine Verschiedenheit des religiösen Glaubens in einem Staate möglich, wie es doch ist. Dazu kömmt nun noch die verschiedene äußere Form der Staaten, und daß das Glaubensleben und die Glaubensgemeinschaft in ihrer Gestaltung eben so unabhängig davon sind, als eben dadurch bewiesen wird, daß beide nicht der Staat sind. Der Grundfehler der ganzen Anschauung des Hrn Verfs für die vorgeschlagene Reform der Kirche durch den Staat bleibt darum durchaus der, daß er von Anfang an und immer beide als Eins betrachtet, und daß es so überall nicht zur Klarheit und wahren Befriedigung des in Frage gestellten Bedürfnisses kommt. Was ist mit der Definition gesagt (S. 23): 'der Staat sei der sittliche Organismus, aber auch die christliche Religion schließe sich zur Sittlichkeit auf, als ihrer höchsten Blüte. In der Kirche sey die Sittlichkeit als Frömmigkeit, im Staate die Frömmigkeit als Sittlichkeit.' Nach dem wirklichen Leben sind gar viele Staaten nichts weniger

als ein sittlicher Organismus, sind es überall nur so weit als sie der christlichen Idee mit ihren Gesetzen und Einrichtungen entsprechen, und will der Verf. so verstanden seyn, daß er nur den idealen Staat meine, so würde sich freylich nur heraus stellen, wie wenig eine solche Philosophie geeignet sey, Klarheit über die wirklichen Verhältnisse zu bringen, geschweige gar practische Vorschläge zu Reformen zu machen. Dann ist — eine offenbare Folge der unseligen Identität — oben zuerst dem Staate gegenüber nur von der christlichen Religion die Rede, aber mit einem Mahle — ein treues Bild der Wirklichkeit — erscheint die Kirche wieder als ein Besonderes, obgleich immer, vorher und nachher, versichert wird, sie sey Eins mit dem Staate, — ähnlich der Versicherung der 'concreten Identität des Denkens und Glaubens.' Darnach begreifen sich denn auch manche den Principien der Identitäts-Philosophie und der ganzen Anschauung des Hn Verfs daraus nicht gemäße Sätze, wie z. B. S. 36, daß die Kirche das Tiefste und Heiligste des gesammten Volks- und Staatslebens enthalte; da scheint doch die Kirche wieder als ein Besonderes, vom Staate nicht allein Unterschiedenes, sondern Verschiedenes gedacht, und sich eben nach der Realität geltend zu machen, aber bald darauf (S. 42) heißt es doch wieder: der Staat sey die practische Seite der Religion, und nach S. 44 besteht die Religion des Staatsbeamten nur in Redlichkeit, Treue, Unbestechlichkeit und Gewissenhaftigkeit, was alles, wenn möglich, ohne die wahre Religion ohne Wurzel in der Luft schwebt.

Die Kirche muß gegen solche Anschauungen und Reform protestieren, so nachdrücklich, als sie nur kann; denn der Hr Vf. vermengt durchaus die ihrem Wesen nach geschiedenen, wenigstens sich ganz anders verhaltenden Sphären des Staates und der Kirche, und entreißt der Kirche vorweg den ihr eigenthümlichen Inhalt, um damit den Staat zu begütern, der sich viel beßer stehen wird, wenn er die Kirche die ihre eigenen Güter selbst pflegen läßt und sich nur damit nährt und befruchtet, und so die Früchte der Kirche genießt, ohne von dem Streite der Gärtner berührt zu werden, wie die Früchte am beßten gewonnen werden können. Namentlich gilt dies Gleichnis aber von dem Verhältnis der Confessionen und dem, was der Herr Verf. darüber sagt. Schwerlich werden sich die Confessionen mit seiner Vermittelung und Auskunft begnügen, daß die Sittlichkeit des Staates ihnen die Einheit des

Glaubens vorstelle und verbürge, im Gegentheil stürzt eine solche Anschauung den Staat in die größten Schwierigkeiten der Verschiedenheit der Confessionen gegenüber.

Sonst erkennen wir gern an, daß der Herr Verf. über die practischen Verhältnisse der Confessionen, die Anmaßungen der römischen Hierarchie, die gemischten Ehen, den Beichtstuhl ꝛc. viel Treffendes und Brauchbares gesagt hat. Eben so dürfte es Wenige geben, die nicht den Vorschlägen des Herrn Verfassers, durch Synoden und eine organische Verfassung der Kirche eine freyere Stellung und Wirksamkeit zu geben, von Herzen beystimmten, so bald nur das eigenthümliche Gebiet der Kirche, sie selbst als göttliches Institut, wie ihr göttlicher Inhalt, hinreichend und vorweg anerkannt und gewahrt werden. Ja es dürften dann die Wünsche mit Recht noch weiter gehen, und nicht allein nach unten und in die Breite eine größere Selbständigkeit und Wirksamkeit der Kirche herbey sehnen, sondern auch einen organischen Aufbau nach oben, daß auch ein wahres regimen ecclesiasticum entstehe, und die Consistorien, mit geistlicher Direction, der äußerlichen Repräsentation und Administration des Kirchlichen, umgeben und unterstützt aber von einem evangelischen Episcopat, in organischer Verbindung mit Synoden, dem kirchlichen Leben mehr Selbständigkeit, Wirksamkeit und Würde, namentlich aber auch den Bedürfnissen des Cultus, wie der Schule (die ein integrierender Theil der Kirche ist) nach allen Verhältnissen Ausdruck und Befriedigung erwirken könnten. Gewis zweckmäßiger, als der Hegelsche Staat in seiner Vergötterung, würde eine solche Gliederung und Vertretung der Kirche (die himmelweit von der römischen Monarchie und Hierarchie verschieden und keine Gefahr für die Alleinherrschaft des Staates wäre) auch den Conflict mit der Wissenschaft, wenigstens für das Glaubensleben der Gemeine, überwachen und leiten, und finden wir nur wieder eine ganz unpractische Anschauung und einen unpractischen Vorschlag darin, daß der Staat keinen Symbolzwang üben, aber doch die Ansprüche der Wissenschaft gegen die Kirche ausgleichen soll. Sieht das nicht aus wie Zwang? Soll Geistliches nicht geistlich gerichtet werden? Und wäre nicht ein Wachen und Entscheid eines evangelischen Episcopats über rein Geistliches und Kirchliches (nicht über profane Wissenschaften, wie es die Anmaßung des französischen römischen Clerus will) weit mehr im Wesen der evangelischen Kirche begründet? Wenigstens ist das entschieden die Meinung Luthers und seiner Mitreformatoren gewesen. Köllner.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 23. September 1844.

Oxford.

E typographeo Academico 1841. ΑΙΣΧΥΛΟΣ. Aeschyli Tragoediae superstites et deperditorum fragmenta ex recensione G. Dindorfii. Tomus II. Annotationes. 655 Seiten in groß Octav.

So ist denn der Kreis der von Herrn Professor Dindorf annotierten Griechischen Dramatiker, welche uns die Oxforder Pressen in stattlicher Bändezahl innerhalb weniger Jahre geliefert haben, mit vorliegenden Annotationes in Aeschylum abgeschlossen. Für Deutschland sind diese wohl zunächst nicht berechnet. Eine geschickte Auswahl von erklärenden Anmerkungen zum Aeschylus müßte gewis auch uns für den Handgebrauch recht willkommen seyn. Freylich ist uns außer Wellauers brauchbarer Ausgabe, deren Verdienst eben darin besteht, den durch die Willkür und Ungenauigkeit früherer Critiker in Verwilderung gerathenen Vulgattext mit Aengstlichkeit auf die handschriftliche Ueberlieferung zurück geführt und den critischen

Apparat übersichtlich untergelegt zu haben, neben Schützens Commentar durch den Halleschen Apparatus Criticus et Exegeticus ein nicht unansehnlicher Vorrath von Erklärungen zugänglich gemacht worden. Allein da Critik und Erklärung des Dichters allmählich eine ganz andere Gestalt angenommen hat, so reichen die früheren Leistungen nicht mehr aus. Wellauers Ausgabe ist nun zwanzig Jahre in den Händen der Philologen. Seit dieser Zeit hat man sich dreister an Aeschylus gewagt, während bis dahin die leider immer noch vergebens ersehnte Ausgabe des Meisters den Meisten Scheu eingeflößt hatte, den Marathonomachen anzutasten. Eine Reihe sehr schätzbarer Arbeiten über ganze Stücke oder einzelne Stellen des Dichters haben, um hier von den großartigen Aufschlüssen über die tragische Kunst des Aeschylus nichts zu sagen, in den letztern Jahren Critik und Interpretation auf eine ganz andere Stufe erhoben, obschon allerdings mancher misrathene Versuch mituntergelaufen ist. Die Beyträge sind weit zerstreuet in Zeitschriften und Programmen und es wird immer schwerer sie zur Hand zu schaffen. Schon dieser Zustand muß den Wunsch rege machen, daß doch ein tüchtiger Aeschyleer die Mühe übernehmen möchte, die Wellauersche Ausgabe durch eine dem Fortschritte der Zeit angemessene neue Bearbeitung zu ersetzen, die neben dem vollständigen critischen Apparate die beachtenswertheren Vorschläge der Critiker und eine Auswahl gediegener Erläuterungen gäbe. Die Ausarbeitung würde schon dadurch an Reiz gewinnen, daß wir binnen Kurzem einer genauen Collation des Mediceus von einem vorzüglichen Gelehrten entgegen sehen dürfen, wodurch die critischen Studien des Aeschylus überhaupt einen neuen Schwung erhalten werden.

Doch sehen wir zu, was uns Hr Dindorf, der bekanntlich den Aeschylus nicht zum ersten Mahle ediert, in seinen Annotationes bietet. Das von den Erklärern seit Stanley Geleistete, erklärt Hr Dindorf, commodum in ordinem redacta inutiliumque annotationum mole liberata in commentariis exhibuimus. Die passend ausgewählten erklärenden Anmerkungen sind ziemlich zahlreich ausgefallen: man findet hier das Brauchbarste der frühern, namentlich des trefflichen Stanley, Schützens, Blomfields; daneben sind auch manche gelegentliche Erörterungen neuerer Gelehrten mitgetheilt, wie von Elmsley, Wordsworth, Grifiths und Andern. Ungetrennt davon wechseln Angaben der Lesarten und critische Bemerkungen ab. Die Lesarten des Mediceus sind nach der Beigelschen Collation vollständig gegeben, in den Eumeniden und Hiketiden auch die des Reg. L. In den drey ersten Stücken hingegen sind nur Paris. A B meist namentlich aufgeführt, die übrigen in Masse, mehr gezählt als genannt. Für die Zukunft werden wir auf einen beßern Apparat vertröstet: apparatum criticum ex codicibus aliquanto paucioribus quidem, sed prudenter delectis et diligenter collatis suo tempore exhibebimus, quo quae nunc circumfertur variarum lectionum farrago ex bonis pariter atque nequissimis codicibus temere negligenterque conflata tandem aliquando cedat meliori. Beßer wäre nun freylich das schon jetzt geschehen; ich erinnere mich nur in den Septem einige Mahle codd. mei ohne weitere Aufklärung gefunden zu haben. So erhalten wir die Aussicht, daß wir zu unsern Dindorfischen Aeschyleis über kurz oder lang noch einen Aeschylus Dindorfianus uns werden kaufen

müssen, was wir freylich vom Sophokles und Aristophanes und Euripides her schon gewohnt sind. Uebrigens dieses bey Seite, so fragt sich, ob nicht statt Paris. A B zweckmäßiger ein Paar andere Codd. in den drey Stücken als Stellvertreter der namenlosen Masse gewählt worden wären, wie der Seldenianus und Cantabrigiensis I., obschon im Ganzen ihr Vorzug vor den übrigen nicht überwiegend ist. Vergebens sucht man die Scholien: de scholiis Graecis suo loco explicatius erit dicendum. Nur in gustu erhalten wir Praef. p. 15 — 19 die Scholien des Mediceus zu Sept. 1 — 178. Die gewöhnliche Sammlung ist von allen Enden her mit nutzbaren und schlechten Zuthaten versetzt. Indes hat sich Ahrens Vermuthung, Victorius möge manche Glossen aus eignen Mitteln beygesteuert haben, nicht bestätigt, da die von ihm dafür beygebrachten Belege sämmtlich dem Medic. entnommen sind, wie Hr Dindorf p. 14 berichtet.

Es versteht sich, daß der berühmte Herausgeber selbst manches Schöne für Critik und Interpretation zugeschossen hat. Seine Noten sind meist kurz und in der Regel treffend; das Urtheil, wo es auf Wahl der Lesarten oder Erklärungen ankommt, wie man denken kann, das eines geübten und nicht allzu zaghaften Critikers, der lieber eine gute Conjectur mag als eine erkünstelte Deutung des Ueberlieferten. Nach der im Jahre 1836 veröffentlichten 'Probe eines correcten Textes des Aeschylus' mußte Einem etwas bange zu Muthe werden bey dem Gedanken, daß Hr Dindorf mit gleicher Ungebühr im Aeschylus sengen und brennen werde, wie es dort mit dem Eingange des ersten Chors der Septem geschehen ist. Ich will

nur gestehen, daß ich immer auf der Partey Derer gestanden habe, die meinten, Hr Dindorf habe sich nur einen, nicht gerade zweckmäßig angebrachten vielleicht auf ganz besondere Veranlassung beruhenden Spaß machen wollen. Jetzt bin ich entteuscht, denn nicht bloß hier erklärt Hr Dindorf p. 136: Veram horum versuum scripturam patefeci in Zimmermanni Diario etc. sondern auch aus dem Pariser Stephanus s. v. ἐλεδεμνάς und λευκοπρεπής geht hervor, daß das bitterer Ernst war. Indes hat sich beym weitern Durchgehen der Annotationes die Besorgnis ungegründet erwiesen, als verfahre Hr Dindorf durchweg in ähnlicher Art. Im Gegentheil ist jenes das einzige specimen einer wirklich Burgessischen Critik, die aus Nichts Alles oder aus Allem Nichts macht. Im Uebrigen geht Hr Dindorf, einige Lieblingssachen abgerechnet, wovon unten, mit Vorsicht zu Werke.

Im critischen Apparate habe ich manches nicht gefunden was ich erwartet hatte. So sind die Anführungen alter Schriftsteller öfter unbeachtet gelassen, wie auch die früheren Critiker diese unverächtliche Ersatzmannschaft des handschriftlichen Apparates weniger als billig aufgeboten haben. Ein Paar Beyspiele mögen das zeigen. Auf Sept. 433 — ich citiere nach Wellauer — bezieht sich Plato Rep. VIII, 550, C. *Οὐκοῦν μετὰ τοῦτο, τὸ τοῦ Αἰσχύλου, λέγωμεν ἄλλον ἄλλῃ πρὸς πόλει τεταγμένον;* ohne Variante Aeschylus: *Λέγ' ἄλλον ἄλλαις ἐν πύλαις εἰληχότα.* *Τεταγμένον* rechnen wir Platons Gedächtnisse zu Gute, welches wohl V. 552 vermischte; aber *πρός* ist unbedenklich als echte Lesart herzustellen. Von den feindlichen Heerführern

gebraucht der Dichter durchweg entweder ἐπὶ πύλαις, wie V. 405. 520. 613. oder πρὸς πύλαις, wie V. 359. 482. 509. 552. Am überzeugendſten iſt die Vergleichung von V. 459 mit unſerer Stelle: Καὶ μὴν τὸν ἐντεῦθεν λαχόντα πρὸς πύλαις λέξω. Aus demſelben Werke Platons läßt ſich eine annähernde Reſtitution einer lückenhaften Stelle im Agam. 977 gewinnen: p. 553, A. Ὅταν — τὸν πατέρα ἴδῃ ἐξαίφνης πταίσαντα ὥσπερ πρὸς ἕρματι πρὸς τῇ πόλει καὶ ἐκχέαντα τά τε αὐτοῦ καὶ ἑαυτόν κτλ. Schon Winckelmann zum Euthydem. p. 134 hat geſehen, daß dem Plato die Worte des Aeſchylus im Sinne waren: Καὶ πότμος εὐθυπορῶν ἀνδρὸς ἔπταισεν ἄφαντον ἕρμα. Wegen der zweifelhaften metriſchen Reſponſion läßt ſich indes nur ſo viel ausmachen, daß Aeſchylus geſchrieben haben muß: ἔπταισεν πρὸς ἄφαντον ἕρμα, wie Eumen. 534. ὄλβον ἕρματι προσβαλὼν Λίκας ὤλετο. Auch V. 1607 iſt πταίσας in den Quellen in πήσας oder παίσας verderbt. — Faſt kein Citat Aeſchyleiſcher Verſe bey den Alten, namentlich aus den vier ſchwierigſten Stücken, läßt ganz ohne Gewinn; ſogar Tzetzes Crameri Ann. Oxx. III, 378, 10. beſtätigt Agam. 1584 Porſons Emendation ὀλέσθαι; der freylich auffallende Genitiv ναυτικῶν ἐρειπίων Agam. 645 hat außer dem von Blomfield angeführten Tractat περὶ βαρβαρισμοῦ auch am Gregorius Korinthius bey Walz. Rhett. VIII, 1133 einen Gewährsmann, weshalb wir nicht mit Hrn Dindorf die Conjectur Schützens gut heißen möchten. Hermanns allgemein gebilligtes ἀλλοτρίας δι᾽ αἰ (codd. διαὶ) γυναικός Agam. 435 wird jetzt beglaubigt durch die gelehrte Bemerkung des Grammatikers in Cra-

meri Ann. Oxx. I, 119, 14 *Παρ' Ἀττικοῖς προσλαμβάνει τὸ ἰῶτα καὶ γίνεται διαὶ καὶ συντάσσεται τῇ γενικῇ καὶ ἰσοδυναμεῖ τῷ ἕνεκα·*

Πᾶσα γὰρ Τροία δέδορκεν Ἕκτορος τύχης διαί

ἀντὶ τοῦ ἕνεκα Ἕκτορος· καὶ ἐν Ἀγαμέμνονι· ἀλλοτρίας διαὶ γυναικός, ἀντὶ τοῦ ἕνεκα. Den erſten Vers hat Welcker Gr. Trag. I, 34. einem Drama aus dem Iliſchen Kreiſe zugewieſen. Uebrigens lehrt die Stelle, daß Hr Dindorf im Thes. Steph. s. v. *διά* den Gebrauch der ſtärkern Form zu eng auf Stellen beſchränkt hat, die einen Jambus heiſchen. Es zeigt ſich, daß ſehr wohl auch am Ende des Verſes der Dichter das Volltönendere vorziehen durfte *). — An einer ſehr corrupten Stelle der Suppl. 156 hat Hr Dindorf von dem Scholion im Et. Gud. 227, 42 (Grameri Ann. Oxx. II, 443. 42.) wohl Gebrauch gemacht, aber ich glaube, nicht den rechten. Schon im Jahre 1836 hatte ich im Rhein. Muſ. nach Anleitung des Grammatikers *τὸν Ζαγρέα* oder *τὸν ζάγρειον* verbeßert, ohne damahls

*) Derſelbe Grammatiker p. 122, 16. *Ἡ δόρει παρὰ Αἰσχύλῳ ἐν Ἀγαμέμνονι· Σὺν δόρει στρατόν.* Dieſe Worte finden ſich weder im Agamemnon noch in den beiden übrigen Stücken der Trilogie. Hr Dindorf meint im Thes. s. v. *Δόρυ* p. 1644, es liege wohl ein Gedächtnisfehler zum Grunde und es möge p. 111 *σὺν δορὶ καὶ χερί* vorgeſchwebt haben. Das iſt ſehr unwahrſcheinlich, da Agamemnon wie Choephoren Lücken genug zeigen, wo jene Worte Platz haben konnten. Auch ſonſt wird noch Eins und das Andere aus dem Agamemnon angeführt, das ſich nicht mehr findet, z. B. Bekker. Ann. I, 353, 10. ſ. Blomf. Praef. p. XI. Lips. Vertauſchung mit *ἐν Μέμνονι* — vgl. Hermann. de Aesch. Psychostasia 1838. p. 5. — iſt nicht eben glaublich.

zu wiſſen, daß bereits Hr Dindorf ſelbſt im Thes. s. v. γαῖος ſagt: Imprudenter illatum τὸν γαῖον, cujus loci certa emendatio aliunde peti poterat. Und offener s. v. Ζαγρεύς, daß man aus dem Etym. τὸν Ζαγρέα oder ζάγριον herſtellen müſſe, was auch Blomfield Gloss. Sept. 858 gewollt hatte. Jetzt heißt es in den Annotatt., das ſey male intellectis grammatici de Zagreo verbis geſchehen: veram scripturam τὸν γαῖον restituit Wellauerus. τὸν καταχθόνιον Ἅιδην explicat scholiasta. Mit γαῖος kann ich mich nicht befreunden und muß ſehr zweifeln, daß der χθόνιος jemahls γαῖος umgetauft werden konnte. Das heißt irden oder, unter beſondern Umſtänden, inländiſch. Emendiert man nur die Worte des Grammatikers richtig, wie ich es am angef. Orte gethan habe, ſo kann kein Zweifel ſeyn, daß Aeſchylus τὸν ζάγριον ſchrieb.

Da Hr Dindorf es nur auf eine Auswahl des Gelungenen und wirklich Brauchbaren in ſeinen Annotatt. abgeſehen hat, ſo kann man natürlich nicht verlangen, daß er bey ſchwierigen Stellen alle Vermuthungen der Critiker aufzähle. Doch hätte er ſeinem Werke auch für Deutſche Philologen einen ungleich höhern Werth verleihen können, wenn er nicht in der Auswahl des namentlich von Neuern zerſtreut Geleiſteten allzu wähleriſch verfahren wäre. Hin und wieder iſt auch wohl nur Zufall Schuld, daß wirklich ſehr beachtenswerthe Bemerkungen übergangen ſind. Oft ſind ſehr controverſe Stellen zu knapp abgefertigt.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. 155. Stück.

Den 26. September 1844.

Oxford.

Schluß der Anzeige: 'ΑΙΣΧΥΛΟΣ. Aeschyli Tragoediae superstites et deperditorum fragmenta ex recensione G. Dindorfii. Tomus II. Annotationes.'

Gleich im Prometh. 49 erhalten wir lediglich die Erklärung der Vulgate: Omnia facta, h. e. permissa nobis sunt praeterquam diis imperare. Da kommt, dünkt uns, ein Sinn zu Tage, den Kratos unmöglich aussprechen konnte. Wie konnte gesagt werden, ihnen, den dienenden Handlangern der Götter, stehe Alles zu thun frey, außer den Göttern Befehle zu geben? Und würde der Gedanke zum Folgenden passen: *Ἐλεύθερος γὰρ οὔτις ἐστὶ πλὴν Διός*? Wollte man die Vulgate halten, so müßte man sie erklären: Alles ist wohl schon einmahl vorgekommen (Alles läßt sich in der Welt machen), nur nicht den Göttern Vorschriften ertheilen. Aber wie schön dagegen die nicht einmahl erwähnte Beßerung Stanleys: *ἐπαχθῆ*! Nun erst ist Alles in Ordnung. Auf Hephästos

Wunſch, ein Anderer möchte beordert ſeyn, den Titanen feſt zu ſchmieden, ſagt Kratos: Alles hat ſeine Laſt, nur nicht den Herrn über die Götter zu ſpielen. Denn nur Zeus iſt frey: wir andern insgeſammt dienen ſeinem Willen. — Wundern muß man ſich, Prom. 255 sqq. die alte Perſonenabtheilung ohne alle Andeutung der von Welcker Trilog. S. 62 begründeten richtigen vorzufinden. Sept. 297 ſchreibt Herr Dindorf *ἀνδρολέτειραν Νόσον, ῥίψοπλον ἄταν* ſtatt des ſinnloſen *Καὶ τάν*, ohne Hermanns evidentes *Ἄταν* zu erwähnen. Vers. 484 fehlt Ritſchls ſchönes *πύλαισι γείτον' ἀνδρὸς ἐχθαίρουσ' ὕβριν*, v. ad Thom. Mag. p. 77. — Suppl. 725 fehlt Ahrens *ἐπὶ ταχεῖ κότῳ*, während Bambergers *πράκτορ' ἄτης κότου* V. 636, eine der ſinnvollſten Emendationen, doch in den Nachträgen nachgeholt iſt. Perss. 768 fehlt Meinekes, gleichzeitig auch von Bamberger Conjectan. p. 17 gemachte ſichere Emendation: *Ξέρξης δ' ἐμὸς παῖς ἐνεὸς ὢν ἐνεὰ φρονέω*, ſ. Hist. Crit. Comm. p. 202. Auch in den Erklärungen konnte Manches nach neueren Forſchungen berichtigt ſeyn. So z. B. erklärt Hr Dindorf zu Eumen. 21, Lennep habe gezeigt, die Delphiſche Athene heiße *πρόνοια* und das ſey auch dem Aeſchylus zurück zu geben. Gewis nicht. Die Göttin hieß *προναία*, wurde aber durch einen auf dem Weſen derſelben beruhenden Witz frühzeitig, nämlich ſchon zur Zeit der Attiſchen Redner, in eine *πρόνοια* umgedeutelt. Müllers überzeugende Auseinanderſetzung in Erſch und Grubers Encyklop. s. v. Pallas - Athene p. 101 sq. erhält jetzt eine erwünſchte Beſtätigung durch die *προναία* in einer Delphiſchen Inſchrift bey Curtius Anecdd. Delph. p. 79.

Manche Verbeßerungen Herrn Dindorfs waren

bereits von ihm früher bekannt gemacht, namentlich in der Praefat. Poett. Scenic. und im Pariser Stephanus. Die Zahl der neuen, einigermaßen bedeutenden Emendationen, solcher, die den verschütteten Gedanken des Dichters plötzlich in ursprünglichem Glanze ins Leben rufen, ist nicht sehr groß. Die meisten Verbeßerungen treffen Stellen, gegen deren handschriftliche Ueberlieferung grammatische oder metrische Bedenken obwalten und da kommen sehr schätzenswerthe Correctionen zum Vorschein. Emendationen aber, die den Gedanken des Dichters wesentlich restituieren, verlangen ein überaus scharfes Eingehen in den kunstvollst gefugten Entwickelungsgang der Rede, wie es freylich bey abgerissenen und noch dazu von mehreren Seiten entlehnten notae nicht wohl thunlich ist. In diesem Puncte ist Klausen zu loben. Denn so unglücklich sein Commentar ausgefallen ist, so preiswürdig ist die eingeschlagene Methode der Hermeneutik, die dem Gedanken des Dichters Schritt vor Schritt folgt und von ihm vollständige Rechenschaft zu geben sich bemüht. Mit glücklichem Erfolg hat Bamberger in der, von Hrn Dindorf noch in den Zusätzen benutzten, Ausgabe der Choephoren demselben Ziele nachgestrebt und den Beweis geliefert, wie ein über dem Einzelnen nicht das Ganze und seine oft feinen Beziehungen opferndes Studium des Dichters auch für die Herstellung des Verderbten überraschend reiche Frucht trägt.

Als besonders gelungene Emendationen Herrn Dindorfs wollen wir beyspielsweise etwa folgende ausheben. Sept. 134 mit L. Dindorf *τόξον εὐτυκάζου* nach einer Glosse des Hesychius; Suppl. 822 *ἐπ' ἄμαλα*, nach Hesychius s. v. a. *τὴν ναῦν*, vgl. Lobeck Parall. p. 275, der das Wort irrig aspiriert; Choeph. 957 *θέρμ' ἄνοι*

stes, daß er unendlich in sich ist, und auf keine Weise seine Unendlichkeit von der Religion zu borgen braucht, daß im Staate der Gegensatz des Himmlischen und Irdischen zur markloſen Gestalt geschwunden, die wahrhafte Versöhnung objectiv geworden seyn soll, bedenkt man, daß von der Offenbarung des absoluten Geistes bey der Vergötterung des (Hegelschen) Staates, als dem wahrhaft gegenwärtigen Reiche der Vernunft auf Erden, die Religion sehr entbehrlich scheint (d. h. oben nach Hegel, von ihr der Staat nicht seine Unendlichkeit zu borgen braucht), die Kunst aber wenigstens keine Kirche gibt, so bleiben freylich nur die Philosophie und der Staat übrig, und es scheint allerdings nur eine richtige Consequenz, daß die jüngere Generation, Strauß ꝛc., und namentlich die Extravaganten, vor allen Ruge und seine noch extravaganteren jüngeren Mitarbeiter am Ende die Kirche nicht nur für unnöthig erklärten, sondern als 'Hemmschuh' (die Theologen nach Bruno Bauer als 'Hemmlinge') aller Bildung und Offenbarung des Geistes so extravagant bekämpften und bekämpfen.

Allerdings steht nun der Hr Vf. ganz anders da, als diese Hegelingen, deren Extravaganzen er, ein viel würdigerer Ausleger und Vertheidiger des alten Meisters, selbst ohne Scheu und Rückhalt bekämpft. Auf welcher Seite nun für die rein speculativen Fragen, vom Centro des Identitätssystems aus gesehen, die richtige Fortführung des alten Meisterwortes liege, wollen wir nicht weiter untersuchen; dagegen sey uns vergönnt, das Mislige auch der Ansicht des Hrn Vfs für die practischen Zwecke der Kirche und die in Frage gestellte Reform derselben noch mit einigen Worten zu beleuchten.

Wie schon angegeben, will der Vf. nicht nur eine Kirche, sondern er will eine Reform derselben durch

den Staat und dazu ein Entlassen derselben aus ihm. Aber was ist ihm nun die Kirche an und für sich? Wir gestehen, es nicht gefunden zu haben. Der Hr Vf. spricht nur vom Christenthume. Dieses ist Staatsreligion im höchsten Sinne, denn erst durch den Staat öffne sich das Reich der wahren Wirklichkeit und freyen Wirksamkeit der Religion; der Staat ist die christliche Macht aller öffentlichen Ordnung und Anordnung, daher eine gegenseitige Selbstbeziehung, eine wahre Liebe zwischen beiden. Wir lassen nun manche Folgerung über das gegenseitige Verhältnis von Staat und Religion (namentlich den Unterschied in der Einheit — ?) dahin gestellt, aber so viel scheint klar, daß der Hr Verf. nach seiner Grundansicht keine irgendwie sich besonders constituierende, auch äußerlich erkennbare Glaubensgemeinschaft der Kirche zulassen will und kann, denn sofort entstände ja ein Dualismus zwischen Staat und Kirche. Darum eifert der Hr Vf. eben so gegen die englische Staatskirche, wie gegen die römische Hierarchie. Nur in der protestantischen Landeskirche erscheine das Christenthum vollkommen (wozu dann noch eine Reform der Kirche durch den Staat?), da sey die Freyheit des Volkes gewahrt, vertreten durch die Frömmigkeit der Geistlichen und die Weisheit des Staates (was übrigens die anglicanische Kirche gewis von sich auch und zwar mit Recht behauptet), ein Abbild der Persönlichkeit Christi, der Grund des Heils ist, weil er als allgemeiner Mensch zugleich der einzelne war. Aber bey alle dem ist sehr schwer abzusehen, was eigentlich die Kirche ist, und nur über den Staat kommen dann einige nähere Bestimmungen, auf die wir noch einmahl zurück kommen.

Wie himmelweit ist aber nun diese Anschauung von der historisch-christlichen, der christlichen Kirche und Kirchen, wie des N. T., verschieden! Aller-

dings ist nach christlicher Anschauung der eigentliche Inhalt und Gehalt der Kirche das Christenthum, als Lehre und Leben, und soll auch im Staate sich als Sittlichkeit offenbaren; aber die eigentliche Wurzel aller Sittlichkeit (also auch die im Staate) liegt im Glauben, der religiösen Idee selbst, und auch die practische Gottesgabe, die *συνείδησις*, die auch in der heidnischen Welt nach Paulus noch das Leben des Menschen der Gottesidee gemäß bestimmen sollte, und hätte bestimmen können, hat doch, losgerissen von der Erkenntnis und Verehrung Gottes, d. h. dem religiösen Glauben, die Mehrzahl, das Geschlecht nicht in der Sittlichkeit zu erhalten vermocht. Daß nach christlicher Anschauung die reine Erkenntnis Gottes immer nur Glauben und von dem so genannten Wissen der Identitätsphilosophie sehr verschieden sey, braucht kaum erinnert zu werden. Nach der eigenthümlichen Lehre des Christenthums ruht aber nun weiter alle Sittlichkeit nur auf dem Bewußtseyn der Sünde der Heiligkeit Gottes gegenüber, wie auf dem Bedürfnis der Rechtfertigung aus Gnade, und ist so allerdings die christliche Sittlichkeit das innerlichste, im Bewußtseyn der Sünde und dem Ergreifen der Gnade in Christo begründete Lebenselement, aber auch an sich das Tiefste und Innerlichste, was für Menschengeist und Menschenleben nur gedacht werden kann, untrennbar von der ganzen christlichen Lehre. Wie verhält sich nun dazu die Sittlichkeit des Staates? Der Staat als äußerer Verband unter einerley Regierung und Gesetz, so gewis er der Stellvertreter Gottes in Handhabung des göttlichen Gesetzes für öffentliche Ordnung und Recht ist, kann doch nicht in die Tiefe der Menschenbrust hinab steigen und da den innersten Grund der Handlungsweise bestimmen; so weit reicht seine Macht nicht. Der Staat übt nur äußeren Zwang,

wie er ein äußerliches Gesetz gibt und nur die äußerliche Beobachtung des Gesetzes ins Auge faßt und faßen kann. Kurz der Staat bringt es nur zur Legalität, oder kann wenigstens nur sie controlieren; das Reich der wahren Moralität aber, d. h. der inneren Liebe und Selbstbestimmung zum Guten, der wahren evangelischen Freyheit und Freudigkeit des Gewissens und Handelns, das ist das Reich des Glaubenslebens, der christlichen Frömmigkeit, der — Kirche. Bedenkt man dazu, daß die christliche Kirche auch eine historisch bestimmte Offenbarung und historisch göttliche Stiftung in Anspruch nimmt, so ist freylich der Abstand gegen die Hegelsche Anschauung sehr groß. Es sind dann freylich die Gebiete des Staates und der Kirche nicht nur tief innerlich geschieden, sondern der Staat bekommt erst sein festes Fundament, gleichsam die ratio sufficiens für alle seine Gesetze, durch die Religion; also, wohl zu merken, ist er und sind seine Gesetze nur in so weit sittlich und recht, als sie der religiösen, und d. h. nur der christlichen Idee (denn nur die christliche Idee ist Wahrheit) gemäß sind, wenigstens nicht widersprechen; also fehlt so viel, daß der Staat (nach der Hegelschen Vergötterung) unendlich in sich ist, und auf keine Weise seine Unendlichkeit von der Religion zu borgen braucht, daß vielmehr seine wahre Sittlichkeit nur durch sein Verhältnis zur christlichen Wahrheit bedingt ist. Nun kann man zwar diese beiden Sphären, den innersten Glaubensgrund, die dann noch in der Tiefe des Herzens erfolgende Selbstbestimmung, und die darnach sich gestaltende Glaubensgemeinschaft, und die äußerliche Gesetzgebung und Handhabung des Rechts im einzelnen Fall mit einander verwechseln und vermischen, die Frage ist nur, ob und wie weit man damit Recht thue. So kann

ja allerdings ein geistig tüchtiger Mann zugleich Prediger des Wortes und Ausleger des Gesetzes seyn, aber man wird doch wohl thun, beide Sphären zu trennen. Zudem wäre und ist die Vereinigung überall nur möglich, wo die Staatsgewalt und die Unterthanen allesammt demselben religiösen Glauben angehören, wird aber sogleich eine Misgeburt, wo dies nicht der Fall ist, und wird der Staat eben nur dadurch allen Verlegenheiten und Schwierigkeiten entgehen, wenn er sich auf die ihm eigenthümliche Sphäre des äußeren Verbandes zu öffentlicher Ordnung und Recht für das Ganze, wie den Einzelnen, beschränkt. Wir glauben gern, daß man Hegelscher Seite unsere Ansicht oberflächlich, unvermittelt ꝛc. findet, aber um so gewisser entsprechen ihr die wirklichen Verhältnisse des Lebens. Denn sonst wäre überall keine Verschiedenheit des religiösen Glaubens in einem Staate möglich, wie es doch ist. Dazu kömmt nun noch die verschiedene äußere Form der Staaten, und daß das Glaubensleben und die Glaubensgemeinschaft in ihrer Gestaltung eben so unabhängig davon sind, als eben dadurch bewiesen wird, daß beide nicht der Staat sind. Der Grundfehler der ganzen Anschauung des Hrn Verfs für die vorgeschlagene Reform der Kirche durch den Staat bleibt darum durchaus der, daß er von Anfang an und immer beide als Eins betrachtet, und daß es so überall nicht zur Klarheit und wahren Befriedigung des in Frage gestellten Bedürfnisses kommt. Was ist mit der Definition gesagt (S. 23): 'der Staat sei der sittliche Organismus, aber auch die christliche Religion schließe sich zur Sittlichkeit auf, als ihrer höchsten Blüte. In der Kirche sey die Sittlichkeit als Frömmigkeit, im Staate die Frömmigkeit als Sittlichkeit.' Nach dem wirklichen Leben sind gar viele Staaten nichts weniger

als ein sittlicher Organismus, sind es überall nur so weit als sie der christlichen Idee mit ihren Gesetzen und Einrichtungen entsprechen, und will der Verf. so verstanden seyn, daß er nur den idealen Staat meine, so würde sich freylich nur heraus stellen, wie wenig eine solche Philosophie geeignet sey, Klarheit über die wirklichen Verhältnisse zu bringen, geschweige gar practische Vorschläge zu Reformen zu machen. Dann ist — eine offenbare Folge der unseligen Identität — oben zuerst dem Staate gegenüber nur von der christlichen Religion die Rede, aber mit einem Mahle — ein treues Bild der Wirklichkeit — erscheint die Kirche wieder als ein Besonderes, obgleich immer, vorher und nachher, versichert wird, sie sey Eins mit dem Staate, — ähnlich der Versicherung der 'concreten Identität des Denkens und Glaubens.' Darnach begreifen sich denn auch manche den Principien der Identitätsphilosophie und der ganzen Anschauung des Hn Verfs durchaus nicht gemäße Sätze, wie z. B. S. 36, daß die Kirche das Tiefste und Heiligste des gesammten Volks- und Staatslebens enthalte; da scheint doch die Kirche wieder als ein Besonderes, vom Staate nicht allein Unterschiedenes, sondern Verschiedenes gedacht, und sich eben nach der Realität geltend zu machen, aber bald darauf (S. 42) heißt es doch wieder: der Staat sey die practische Seite der Religion, und nach S. 44 besteht die Religion des Staatsbeamten nur in Redlichkeit, Treue, Unbestechlichkeit und Gewissenhaftigkeit, was alles, wenn möglich, ohne die wahre Religion ohne Wurzel in der Luft schwebt.

Die Kirche muß gegen solche Anschauungen und Reform protestieren, so nachdrücklich, als sie nur kann; denn der Hr Vf. vermengt durchaus die ihrem Wesen nach geschiedenen, wenigstens sich ganz anders verhaltenden Sphären des Staates und der Kirche, und entreißt der Kirche vorweg den ihr eigenthümlichen Inhalt, um damit den Staat zu begüttern, der sich viel beßer stehen wird, wenn er die Kirche die ihre eigenen Güter selbst pflegen läßt und sich nur damit nährt und befruchtet, und so die Früchte der Kirche genießt, ohne von dem Streite der Gärtner berührt zu werden, wie die Früchte am beßten gewonnen werden können. Namentlich gilt dies Gleichnis aber von dem Verhältnis der Confessionen und dem, was der Herr Verf. darüber sagt. Schwerlich werden sich die Confessionen mit seiner Vermittelung und Auskunft begnügen, daß die Sittlichkeit des Staates ihnen die Einheit des

Glaubens vorstelle und verbürge, im Gegentheil stürzt eine solche Anschauung den Staat in die größten Schwierigkeiten der Verschiedenheit der Confessionen gegenüber.

Sonst erkennen wir gern an, daß der Herr Verf. über die practischen Verhältnisse der Confessionen, die Anmaßungen der römischen Hierarchie, die gemischten Ehen, den Beichtstuhl ꝛc. viel Treffendes und Brauchbares gesagt hat. Eben so dürfte es Wenige geben, die nicht den Vorschlägen des Herrn Verfassers, durch Synoden und eine organische Verfassung der Kirche eine freyere Stellung und Wirksamkeit zu geben, von Herzen beystimmten, so bald nur das eigenthümliche Gebiet der Kirche, sie selbst als göttliches Institut, wie ihr göttlicher Inhalt, hinreichend und vorweg anerkannt und gewahrt werden. Ja es dürften dann die Wünsche mit Recht noch weiter gehen, und nicht allein nach unten und in die Breite eine größere Selbständigkeit und Wirksamkeit der Kirche herbey sehnen, sondern auch einen organischen Aufbau nach oben, daß auch ein wahres regimen ecclesiasticum entstehe, und die Consistorien, mit geistlicher Direction, der äußerlichen Repräsentation und Administration des Kirchlichen, umgeben und unterstützt aber von einem evangelischen Episcopat, in organischer Verbindung mit Synoden, dem kirchlichen Leben mehr Selbständigkeit, Wirksamkeit und Würde, namentlich aber auch den Bedürfnissen des Cultus, wie der Schule (die ein integrierender Theil der Kirche ist) nach allen Verhältnissen Ausdruck und Befriedigung erwirken könnten. Gewis zweckmäßiger, als der Hegelsche Staat in seiner Vergötterung, würde eine solche Gliederung und Vertretung der Kirche (die himmelweit von der römischen Monarchie und Hierarchie verschieden und keine Gefahr für die Alleinherrschaft des Staates wäre) auch den Conflict mit der Wissenschaft, wenigstens für das Glaubensleben der Gemeine, überwachen und leiten, und finden wir nur wieder eine ganz unpractische Anschauung und einen unpractischen Vorschlag darin, daß der Staat keinen Symbolzwang üben, aber doch die Ansprüche der Wissenschaft gegen die Kirche ausgleichen soll. Sieht das nicht aus wie Zwang? Soll Geistliches nicht geistlich gerichtet werden? Und wäre nicht ein Wachen und Entscheid eines evangelischen Episcopats über rein Geistliches und Kirchliches (nicht über profane Wissenschaften, wie es die Anmaßung des französischen römischen Clerus will) weit mehr im Wesen der evangelischen Kirche begründet? Wenigstens ist das entschieden die Meinung Luthers und seiner Mitreformatoren gewesen. Köllner.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 23. September 1844.

Oxford.

Etypographeo Academico 1841. ΑΙΣΧΥΛΟΣ. Aeschyli Tragoediae superstites et deperditorum fragmenta ex recensione G. Dindorfii. Tomus II. Annotationes. 655 Seiten in groß Octav.

So ist denn der Kreis der von Herrn Professor Dindorf annotierten Griechischen Dramatiker, welche uns die Oxforder Pressen in stattlicher Bändezahl innerhalb weniger Jahre geliefert haben, mit vorliegenden Annotationes in Aeschylum abgeschlossen. Für Deutschland sind diese wohl zunächst nicht berechnet. Eine geschickte Auswahl von erklärenden Anmerkungen zum Aeschylus müßte gewis auch uns für den Handgebrauch recht willkommen seyn. Freylich ist uns außer Wellauers brauchbarer Ausgabe, deren Verdienst eben darin besteht, den durch die Willkür und Ungenauigkeit früherer Critiker in Verwilderung gerathenen Vulgattext mit Aengstlichkeit auf die handschriftliche Ueberlieferung zurück geführt und den critischen

Apparat übersichtlich untergelegt zu haben, neben Schützens Commentar durch den Halleschen Apparatus Criticus et Exegeticus ein nicht unansehnlicher Vorrath von Erklärungen zugänglich gemacht worden. Allein da Critik und Erklärung des Dichters allmählich eine ganz andere Gestalt angenommen hat, so reichen die früheren Leistungen nicht mehr aus. Wellauers Ausgabe ist nun zwanzig Jahre in den Händen der Philologen. Seit dieser Zeit hat man sich dreister an Aeschylus gewagt, während bis dahin die leider immer noch vergebens ersehnte Ausgabe des Meisters den Meisten Scheu eingeflößt hatte, den Marathonomachen anzutasten. Eine Reihe sehr schätzbarer Arbeiten über ganze Stücke oder einzelne Stellen des Dichters haben, um hier von den großartigen Aufschlüssen über die tragische Kunst des Aeschylus nichts zu sagen, in den letztern Jahren Critik und Interpretation auf eine ganz andere Stufe erhoben, obschon allerdings mancher misrathene Versuch mituntergelaufen ist. Die Beyträge sind weit zerstreuet in Zeitschriften und Programmen und es wird immer schwerer sie zur Hand zu schaffen. Schon dieser Zustand muß den Wunsch rege machen, daß doch ein tüchtiger Aeschyleer die Mühe übernehmen möchte, die Wellauersche Ausgabe durch eine dem Fortschritte der Zeit angemessene neue Bearbeitung zu ersetzen, die neben dem vollständigen critischen Apparate die beachtenswertheren Vorschläge der Critiker und eine Auswahl gediegener Erläuterungen gäbe. Die Ausarbeitung würde schon dadurch an Reiz gewinnen, daß wir binnen Kurzem einer genauen Collation des Mediceus von einem vorzüglichen Gelehrten entgegen sehen dürfen, wodurch die critischen Studien des Aeschylus überhaupt einen neuen Schwung erhalten werden.

Doch sehen wir zu, was uns Hr Dindorf, der bekanntlich den Aeschylus nicht zum ersten Mahle ediert, in seinen Annotationes bietet. Das von den Erklärern seit Stanley Geleistete, erklärt Hr Dindorf, commodum in ordinem redacta inutiliumque annotationum mole liberata in commentariis exhibuimus. Die passend ausgewählten erklärenden Anmerkungen sind ziemlich zahlreich ausgefallen: man findet hier das Brauchbarste der frühern, namentlich des trefflichen Stanley, Schützens, Blomfields; daneben sind auch manche gelegentliche Erörterungen neuerer Gelehrten mitgetheilt, wie von Elmsley, Wordsworth, Grifiths und Andern. Ungetrennt davon wechseln Angaben der Lesarten und critische Bemerkungen ab. Die Lesarten des Mediceus sind nach der Weigelschen Collation vollständig gegeben, in den Eumeniden und Hiketiden auch die des Reg. L. In den drey ersten Stücken hingegen sind nur Paris. A B meist namentlich aufgeführt, die übrigen in Masse, mehr gezählt als genannt. Für die Zukunft werden wir auf einen beßern Apparat vertröstet: apparatum criticum ex codicibus aliquanto paucioribus quidem, sed prudenter delectis et diligenter collatis suo tempore exhibebimus, quo quae nunc circumfertur variarum lectionum farrago ex bonis pariter atque nequissimis codicibus temere negligenterque conflata tandem aliquando cedat meliori. Beßer wäre nun freylich das schon jetzt geschehen; ich erinnere mich nur in den Septem einige Mahle codd. mei ohne weitere Aufklärung gefunden zu haben. So erhalten wir die Aussicht, daß wir zu unsern Dindorfischen Aeschyleis über kurz oder lang noch einen Aeschylus Dindorfianus uns werden kaufen

müssen, was wir freylich vom Sophokles und Aristophanes und Euripides her schon gewohnt sind. Uebrigens dieses bey Seite, so fragt sich, ob nicht statt Paris. A B zweckmäßiger ein Paar andere Codd. in den drey Stücken als Stellvertreter der namenlosen Masse gewählt worden wären, wie der Seldenianus und Cantabrigiensis I., obschon im Ganzen ihr Vorzug vor den übrigen nicht überwiegend ist. Vergebens sucht man die Scholien: de scholiis Graecis suo loco explicatius erit dicendum. Nur in gustu erhalten wir Praef. p. 15 — 19 die Scholien des Mediceus zu Sept. 1 — 178. Die gewöhnliche Sammlung ist von allen Enden her mit nutzbaren und schlechten Zuthaten versetzt. Indes hat sich Ahrens Vermuthung, Victorius möge manche Glossen aus eignen Mitteln beygesteuert haben, nicht bestätigt, da die von ihm dafür beygebrachten Belege sämmtlich dem Medic. entnommen sind, wie Hr Dindorf p. 14 berichtet.

Es versteht sich, daß der berühmte Herausgeber selbst manches Schöne für Critik und Interpretation zugeschossen hat. Seine Noten sind meist kurz und in der Regel treffend; das Urtheil, wo es auf Wahl der Lesarten oder Erklärungen ankommt, wie man denken kann, das eines geübten und nicht allzu zaghaften Critikers, der lieber eine gute Conjectur mag als eine erkünstelte Deutung des Ueberlieferten. Nach der im Jahre 1836 veröffentlichten 'Probe eines correcten Textes des Aeschylus' mußte Einem etwas bange zu Muthe werden bey dem Gedanken, daß Hr Dindorf mit gleicher Ungebühr im Aeschylus sengen und brennen werde, wie es dort mit dem Eingange des ersten Chors der Septem geschehen ist. Ich will

nur gestehen, daß ich immer auf der Partey Derer gestanden habe, die meinten, Hr Dindorf habe sich nur einen, nicht gerade zweckmäßig angebrachten vielleicht auf ganz besondere Veranlassung beruhenden Spaß machen wollen. Jetzt bin ich entteuscht, denn nicht bloß hier erklärt Hr Dindorf p. 136: Veram horum versuum scripturam patefeci in Zimmermanni Diario etc. sondern auch aus dem Pariser Stephanus s. v. ἑλεδεμνάς und λευκοπρεπής geht hervor, daß das bitterer Ernst war. Indes hat sich beym weitern Durchgehen der Annotationes die Besorgnis ungegründet erwiesen, als verfahre Hr Dindorf durchweg in ähnlicher Art. Im Gegentheil ist jenes das einzige specimen einer wirklich Burgessischen Critik, die aus Nichts Alles oder aus Allem Nichts macht. Im Uebrigen geht Hr Dindorf, einige Lieblingssachen abgerechnet, wovon unten, mit Vorsicht zu Werke.

Im critischen Apparate habe ich manches nicht gefunden was ich erwartet hatte. So sind die Anführungen alter Schriftsteller öfter unbeachtet gelassen, wie auch die früheren Critiker diese unverächtliche Ersatzmannschaft des handschriftlichen Apparates weniger als billig aufgeboten haben. Ein Paar Beyspiele mögen das zeigen. Auf Sept. 433 — ich citiere nach Wellauer — bezieht sich Plato Rep. VIII, 550, C. *Οὐκοῦν μετὰ τοῦτο, τὸ τοῦ Αἰσχύλου, λέγωμεν ἄλλον ἄλλῃ πρὸς πόλει τεταγμένον;* ohne Variante Aeschylus: *Λέγ' ἄλλον ἄλλαις ἐν πύλαις ἐπηχότα.* *Τεταγμένον* rechnen wir Platons Gedächtnisse zu Gute, welches wohl V. 552 vermischte; aber *πρός* ist unbedenklich als echte Lesart herzustellen. Von den feindlichen Heerführern

zu wiſſen, daß bereits Hr Dindorf ſelbſt im Thes. s. v. γαῖος ſagt: Imprudenter illatum τὸν γαῖον, cujus loci certa emendatio aliunde peti poterat. Und offener s. v. Ζαγρεύς, daß man aus dem Etym. τὸν Ζαγρέα oder ζάγριον herſtellen müſſe, was auch Blomfield Gloss. Sept. 858 gewollt hatte. Jetzt heißt es in den Annotatt., das ſey male intellectis grammatici de Zagreo verbis geſchehen: veram scripturam τὸν γαῖον restituit Wellauerus. τὸν καταχθόνιον Ἅιδην explicat scholiasta. Mit γαῖος kann ich mich nicht befreunden und muß ſehr zweifeln, daß der χθόνιος jemahls γαῖος umgetauft werden konnte. Das heißt irden oder, unter beſondern Umſtänden, inländiſch. Emendiert man nur die Worte des Grammatikers richtig, wie ich es am angef. Orte gethan habe, ſo kann kein Zweifel ſeyn, daß Aeſchylus τὸν ζάγριον ſchrieb.

Da Hr Dindorf es nur auf eine Auswahl des Gelungenen und wirklich Brauchbaren in ſeinen Annotatt. abgeſehen hat, ſo kann man natürlich nicht verlangen, daß er bey ſchwierigen Stellen alle Vermuthungen der Critiker aufzähle. Doch hätte er ſeinem Werke auch für Deutſche Philologen einen ungleich höhern Werth verleihen können, wenn er nicht in der Auswahl des namentlich von Neuern zerſtreut Geleiſteten allzu wähleriſch verfahren wäre. Hin und wieder iſt auch wohl nur Zufall Schuld, daß wirklich ſehr beachtenswerthe Bemerkungen übergangen ſind. Oft ſind ſehr controverſe Stellen zu knapp abgefertigt.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. 155. Stück.

Den 26. September 1844.

Oxford.

Schluß der Anzeige: 'ΑΙΣΧΥΛΟΣ. Aeschyli Tragoediae superstites et deperditorum fragmenta ex recensione G. Dindorfii. Tomus II. Annotationes.'

Gleich im Prometh. 49 erhalten wir lediglich die Erklärung der Vulgate: Omnia facta, h. e. permissa nobis sunt praeterquam diis imperare. Da kommt, dünkt uns, ein Sinn zu Tage, den Kratos unmöglich aussprechen konnte. Wie konnte gesagt werden, ihnen, den dienenden Handlangern der Götter, stehe Alles zu thun frey, außer den Göttern Befehle zu geben? Und würde der Gedanke zum Folgenden passen: *Ἐλεύθερος γὰρ οὔτις ἐστὶ πλὴν Διός*? Wollte man die Vulgate halten, so müßte man sie erklären: Alles ist wohl schon einmahl vorgekommen (Alles läßt sich in der Welt machen), nur nicht den Göttern Vorschriften ertheilen. Aber wie schön dagegen die nicht einmahl erwähnte Beßerung Stanleys: *ἐπαχθῆ*! Nun erst ist Alles in Ordnung. Auf Hephästos

Wunſch, ein Anderer möchte beordert ſeyn, den Titanen feſt zu ſchmieden, ſagt Kratos: Alles hat ſeine Laſt, nur nicht den Herrn über die Götter zu ſpielen. Denn nur Zeus iſt frey: wir andern insgeſammt dienen ſeinem Willen. — Wundern muß man ſich, Prom. 255 sqq. die alte Perſonenabtheilung ohne alle Andeutung der von Welcker Trilog. S. 62 begründeten richtigen vorzufinden. Sept. 297 ſchreibt Herr Dindorf *ἀνδρολέτειραν Νόσον, ῥίψοπλον ἄταν* ſtatt des ſinnloſen *Καὶ τάν*, ohne Hermanns evidentes *Ἄταν* zu erwähnen. Vers. 484 fehlt Ritſchls ſchönes *πύλαισι γείτον' ἀνδρὸς ἐχθαίρουσ' ὕβριν*, v. ad Thom. Mag. p. 77. — Suppl. 725 fehlt Ahrens *ἐπὶ ταχεῖ κότῳ*, während Bambergers *πράκτορ' ἄτης κότου* V. 636, eine der ſinnvollſten Emendationen, doch in den Nachträgen nachgeholt iſt. Perss. 768 fehlt Meinekes, gleichzeitig auch von Bamberger Conjectan. p. 17 gemachte ſichere Emendation: *Ξέρξης δ' ἐμὸς παῖς ἐνσὸς ὢν ἐνεὰ φρονεῖ*, ſ. Hist. Crit. Comm. p. 202. Auch in den Erklärungen konnte Manches nach neueren Forſchungen berichtigt ſeyn. So z. B. erklärt Hr Dindorf zu Eumen. 21, Lennep habe gezeigt, die Delphiſche Athene heiße *πρόνοια* und das ſey auch dem Aeſchylus zurück zu geben. Gewis nicht. Die Göttin hieß *προναία*, wurde aber durch einen auf dem Weſen derſelben beruhenden Witz frühzeitig, nämlich ſchon zur Zeit der Attiſchen Redner, in eine *πρόνοια* umgedeutelt. Müllers überzeugende Auseinanderſetzung in Erſch und Grubers Encyklop. s. v. Pallas - Athene p. 101 sq. erhält jetzt eine erwünſchte Beſtätigung durch die *προναία* in einer Delphiſchen Inſchrift bey Curtius Anecdd. Delph. p. 79.

Manche Verbeßerungen Herrn Dindorfs waren

bereits von ihm früher bekannt gemacht, namentlich in der Praefat. Poett. Scenic. und im Pariser Stephanus. Die Zahl der neuen, einigermaßen bedeutenden Emendationen, solcher, die den verschütteten Gedanken des Dichters plötzlich in ursprünglichem Glanze ins Leben rufen, ist nicht sehr groß. Die meisten Verbeßerungen treffen Stellen, gegen deren handschriftliche Ueberlieferung grammatische oder metrische Bedenken obwalten und da kommen sehr schätzenswerthe Correctionen zum Vorschein. Emendationen aber, die den Gedanken des Dichters wesentlich restituieren, verlangen ein überaus scharfes Eingehen in den kunstvollst gefugten Entwickelungsgang der Rede, wie es freylich bey abgerissenen und noch dazu von mehreren Seiten entlehnten notae nicht wohl thunlich ist. In diesem Puncte ist Klausen zu loben. Denn so unglücklich sein Commentar ausgefallen ist, so preiswürdig ist die eingeschlagene Methode der Hermeneutik, die dem Gedanken des Dichters Schritt vor Schritt folgt und von ihm vollständige Rechenschaft zu geben sich bemüht. Mit glücklichem Erfolg hat Bamberger in der, von Hrn Dindorf noch in den Zusätzen benutzten, Ausgabe der Choephoren demselben Ziele nachgestrebt und den Beweis geliefert, wie ein über dem Einzelnen nicht das Ganze und seine oft feinen Beziehungen opferndes Studium des Dichters auch für die Herstellung des Verderbten überraschend reiche Frucht trägt.

Als besonders gelungene Emendationen Herrn Dindorfs wollen wir beyspielsweise etwa folgende ausheben. Sept. 134 mit L. Dindorf τόξον εὐτυκάζου nach einer Glosse des Hesychius; Suppl. 822 ἐπ' ἄμαλα, nach Hesychius s. v. α. τὴν ναῦν, vgl. Lobeck Parall. p. 275, der das Wort irrig aspiriert; Choeph. 957 θέρμ' ἄνοι

statt θερμαίνοι; Eum. 697 παλαιὰν διανομήν e MS. statt παλαιὰς δαίμονας, wahrscheinlich nach einem Grammatiker; 725 Γαίας statt Καὶ γῆς; 808 τιμᾶν δανειᾶν statt δαμιᾶν mit L. Dindorf Thes. s. v.; Perss. 608 θαλλούσης ἴσον statt βίον u. s. w. Viele Aenderungen beruhen auf metrischen und grammatischen Principien. Ganz wie Brunck und Blomfield führt Hr Dindorf durchgängig die attischen Formen ein, mögen sie von den Handschriften geboten werden oder nicht, also z. B. soll der usus Atticorum immer φάρξαι fordern, wonach denn zu Sept. 63 fünf Stellen des Aeschylus corrigiert werden, ohne irgend eine Spur in den Quellen. Die Vorliebe für syncopierte Formen, contrahierte statt der offenen, wo die Codd. und die bisherigen Texte dem Leser die Zusammenschmelzung überlassen und dergl. verräth auch der Aeschylus wieder, z. B. Prom. 819 ἐπανδίπλαζε; Sept. 115 γενῦν, wie Ἐριννῦν bey Euripides, ohne Zeugnis alter Grammatiker; Eum. 234 ἀμιμένω oder ἀμμενῶ; Perss. 167 γηραλᾶ; 613 ἀγκαλεῖσθε; 995 Λίαιν δίαινε, ähnlich wie Prom. 567 ἄλευ δᾶ und das bey Aristophanes nachgewiesene παῦ; Perss. 1011 κἀπιβῶ u. s. w. Aber auffallender als Alles ist denn doch das dem Attischen Dichter aufgedrungene κάρζα, so oft das Wort zweysilbig seyn muß, und Perss. 968. ζαπρέπον. Auch einen Aeolismus anderer Art will Herr Dindorf Prom. 426 einführen, indem er statt Ἄτλανθ' das Aeolische Ἄτλαν verlangt, wie beym Alkäos Ἄϊαν, bey Hesiodos Θόαν vorkam. Ueber diese Formen s. Ahrens de Dial. Aeol. p. 114. Hesiodos hatte das aus dem Delphischen Dialecte. Endlich wird nach den codd. Suppl. 771 τῷδε χρεμφθὴν χροΐ hergestellt, wie auch schon früher in einer sehr

schwierigen Stelle des Sophokles Trach. 1000 der Aeolische Infinitiv καταδαρθῆν angenommen war.

In einer Reihe von Stellen schlägt Hr Dindorf, meist mit großer Zuversicht, Conjecturen vor, die genauer zugesehen die Probe nicht bestehen. Oft muß man zweifeln, ob Hr Dindorf dem Gedanken des Dichters streng genug gefolgt sey. Im Prom. 378 zweifelt Hr Dindorf, wie übrigens schon Stephanus und Reisig gethan hatten, an der Richtigkeit der Vulg. Ὀργῆς νοσούσης εἰσὶν ἰατροὶ λόγοι, und die dagegen geltend gemachten Gründe sind ohne Zweifel nicht nichtig. Allein die Correctur Ὀργῆς ζεούσης ist einmahl diplomatisch schwer probabel zu machen, da alte Schriftsteller, die statt ὀργῆς ψυχῆς unterschoben, doch einstimmig νοσούσης lasen, wofür ja schon das Bild in ἰατροὶ spricht; sodann aber gibt ζεούσης dem Gedanken etwas Schiefes. Nach dieser Lesart würde Okeanos sagen: 'Weißt Du nicht, daß, wenn der Zorn kocht, Worte Balsam schaffen?' Prometheus aber erwiedern: 'Ja, wenn Einer zu rechter Zeit das Herz weich macht und nicht den schwellenden Zornmuth mit Gewalt erstickt.' Dann fehlt aber das richtige Verhältnis zwischen der ὀργὴ ζέουσα und dem σφριγῶν θυμός. Jenes würde für Okeanos offenbar zu viel sagen. Er kann dem Prometheus nur die alte Sentenz einschärfen: Zureden hilft. Symmach. Ep. 3, 6 Solet aegritudines animi ratio mitigare. Und Cicero Tusce. III, 31, 76 trifft mit iracundia und gravescens volnus den richtigen Gedanken. Ob ὀργῆς νοσούσης sich ertragen läßt, bin ich ungewis; aber daß ζεούσης nicht die Hand des Dichters erneuert, ist mir kein Zweifel. — Eben so wenig kann ich Prom. 426 sq. beystimmen,

wenn Hr Dindorf die Worte so herstellen will: κραταιὸν γᾶς οὐρανίου τε πόλου νώτοις ὀχῶν στενάζει. Er irrt, wenn er behauptet, manifestum est terrae nomen desiderari. Denn dadurch wird eine Vorstellung zu Wege gebracht, die dem plastischen natürlichen Sinne der ältern Griechen zuwider ist. Atlas hält durchaus nur die Säulen des Himmelsgewölbes; auf die Erde gestemmt kann er nur von späterer unklarer Speculation zugleich als Halter des Universums gedacht werden. Daß Jemand an Hermanns ὑποστεγάζει zweifeln könnte, sobald es ihm einmahl bekannt geworden, hätte ich kaum gedacht. Der dagegen gemachte Einwurf, es müßte, falls es vorkäme, tegendi operiendique significationem haben, widerlegt sich schon durch die Worte des Aeschylus selbst bey Athen. XI, 491, A, wo des Atlas μέγιστος ἄθλος οὐρανοστεγής genannt wird.— Sept. 253 sqq. sagt Eteokles: Ἐγὼ δὲ χώρας τοῖς πολισσούχοις θεοῖς Παδιονόμοις τε κἀγοραῖς ἐπισκόποις, Δίρκης τε πηγαῖς οὐδ' ἀπ' Ἰσμηνοῦ λέγω, Εὖ ξυντυχόντων καὶ πόλεως σεσωσμένης, Μήλοισιν αἱμάσσοντας ἑστίας θεῶν, Ταυροκτονοῦντας θεοῖσιν ὦδ' ἐπεύχομαι Θήσειν τρόπαια, πολεμίων δ' ἐσθήματα Λάφυρα δαΐων δουρύπληχθ' ἁγνοῖς δόμοις. Diese Stelle erklärt Hr Dindorf für ineptissime interpoliert, wie sich schon daraus zeige, daß drey codd., unter ihnen Med., hinter ἁγνοῖς δόμοις noch einen, 'offenbar echten' Vers haben: στέψω πρὸ ναῶν, πολεμίων ἐσθήματα, ein anderer nur στέψω πρὸ ναῶν. Daher soll mit Tilgung der Glosseme gelesen werden: εὖ ξυντυχόντων καὶ πόλεως σεσωσμένης, Λάφυρα δᾴων δουρίπηχθ' ἁγνοῖς δόμοις Στέψω πρὸ ναῶν, πολεμίων ἐσθήματα. Dadurch wird aber erstlich ein Hauptzug des Ge-

lübdes völlig verwiſcht, daß Eteokles als Sieger den Göttern Opfer bringen werde. Zweytens begreift man nicht, wie ſich ἀγνοῖς δόμοις mit πρὸ ναῶν vertragen ſollte? Im Tempel der Götter hing man Spolien auf: Tempel ſind doch die ἁγνοὶ δόμοι. Was ſagt πρὸ ναῶν? Sodann erklärt Hr Dindorf das aus Conjectur hergeſtellte δουρίπηχθ' spolia hastis affixa in templis deorum. Wer hat aber je gehört, daß man Spolien an Speere heftet? Wie ähnliche zahlreiche Compoſita würde jeder Leſer vom Speere geheftet verſtehen. Daher ziehe ich Porſons δουρίληφθ' vor. Endlich iſt τροπαῖα an ſich zu natürlich und äußerlich von den Scholien bezeugt, als daß man es opfern könnte. Gerade der in den Scholien dem Dichter wegen dieſes anachroniſtiſchen Gebrauchs gemachte Vorwurf leitet auf die Quelle der Worte Στέψω πρὸ ναῶν, die dann allmählich durch Zuſatz der aus dem vorher gehenden Verſe entlehnten Worte πολεμίων ἐσθήματα ſich als berechtigter Vers neben dem echten eine Stelle erſchlichen haben. Ich bin nämlich der Meinung, daß man, um den Dichter von jenem Anachronismus zu befreyen, ſtatt Θήσειν τροπαῖα ſich gemüßigt ſah Στέψω πρὸ ναῶν zu corrigieren, wie es in ſolchen Fällen von leichtfertigen Grammatikern zu geſchehen pflegte. Iſt dem ſo, ſo geht der Halt der Dindorfſchen Conjectur verloren und wir ſehen nun zugleich, mit welchem Rechte er V. 255 die Conjectur ὕδασί τ' Ἰσμηνοῦ λέγω gut geheißen habe. Denn da nun ἐπεύχομαι V. 258 das Hauptverbum iſt, ſo kann λέγω nur in einem Zwiſchenſatze Statt haben und die ganz Aeſchyleiſche Lesart der Bücher οὐδ' ἀπ' Ἰσμηνοῦ λέγω, d. h. und auch die Quellen des Ismenes vergeſſe ich nicht bleibt im Rechte. Ganz ähnlich

unter Anrufung mehrerer Gottheiten Eumen. 24 *Βρόμιος δ' ἔχει τὸν χῶρον, οὐδ' ἀμνημονῶ.* Erſt in der Vulgate iſt Alles enthalten, was bey dergleichen Anläſſen Sitte iſt: Opfer von Schafen und Rindern, Errichtung von Tropäen und Aufhängen von Spolien in den Tempeln. Stecken noch Fehler in den Worten, ſo können ſie den Sinn im Ganzen nicht ändern. — Suppl. 262 sq. *Τὰ δὴ παλαιῶν αἱμάτων μιάσμασιν χρανθεῖσ' ἀνῆκε γαῖα μηνεῖται ἄκη Δρακοντόμιλον δυσμενῆ ξυνοικίαν.* Hr Dindorf wiederholt ſeine frühere Conjectur *μηνιαῖ' ἄκη* beluas singulis mensibus emissas ulciscendorum scelerum causa. Ich wundre mich, wie Hr Dindorf nicht allmählich inne geworden iſt, daß er damit eine gar ſeltſame Vorſtellung in den Dichter trägt. Wo wäre ſonſt zu leſen, die Erde habe allmonatlich wilde Beſtien als Landplage geſandt? Damit läßt ſich gar kein klarer Gedanke verbinden. Auch paßt *ἄκη* in dem angenommenen Sinne hier um ſo weniger, als der Dichter V. 265 fortfährt: *Τούτων ἄκη τοιαῖα καὶ λυτήρια Πράξας ἀμέμπτως Ἄρις κτλ.* Man vermiſſet vor Allem die Andeutung, daß die Erde im Zorn die Ungethüme aus ihrem Schoße empor geſandt habe und in dieſem Sinne darf man vielleicht *γαῖα μηνῖτις δάκη* vermuthen. Wenigſtens *δάκη* ſcheint ſicher.

Meine Leſer werden zu wiſſen wünſchen, ob Hr Dindorf auch im Aeſchylus von dem im Sophokles und Euripides nicht eben haushälteriſch angewandten Mittel, widerſpänſtige Stellen völlig auszuweiſen, Gebrauch gemacht habe. Allerdings hat er auch im Aeſchylus Interpolatoren Manches zur Laſt geſchoben, indes im Allgemeinen mit Behutſamkeit und nicht ohne hin und wieder zu überzeu-

gen; z. B. Pers. 209, 10 scheint die Absurdität der Verse erwiesen, die an die Stelle der verlorenen echten gesetzt sind. Sonst kann ich mich weit mehr in die öftern Annahmen von Lücken finden, als in die von Interpolationen, für die namentlich in den vier nicht in Byzantinischen Schulgebrauch gekommenen Stücken wenig einigermaßen sichere Beweise aufzufinden seyn dürften. Aber auch in den drey viel gelesenen Stücken kann ich mich von manchen Interpolationen nicht überzeugen. Gleich Sept. 497 — 502 werden mit den Worten verdammt: Mirum est tam diu hos versus pro Aeschyleis haberi potuisse quos omnis sententiarum dictionisque color non esse ab Aeschylo scriptos arguit, sed ab interpolatore adjectos, qui quod breviter graviterque versibus praecedentibus enuntiaverat Aeschylus molesta diduxit loquacitate. Aeußere Anzeichen verrathen nichts der Art. Denn daß in Regg. AB V. 499 und 500 umgestellt sind, kann nicht Verdacht erregen, da ein vom Schreiber selbst verbeßerter Irrthum im Medic. daran allein Schuld zu seyn scheint. Omnis sententiarum dictionisque color zeugt nicht gegen die Verse, sobald man nur nicht mit Brunck und Hrn Dindorf die irrthümliche Umstellung annimmt, sondern mit Wellauer bey der herkömmlichen Ordnung bleibt. Wer dann meint, Aeschylus habe ohne diese Verse auskommen können, dem kann man nicht gerade widersprechen. Allein wer lieber glauben will, Eteokles verfolge mit rechter Lust und Bitterkeit gegen den Feind die Gegenüberstellung des Zeus und Typhon und der Dichter habe wohl daran gethan, den Eteokles das augurium für die Entscheidung des Kampfes recht wohlgefällig ausführen zu lassen, den wird man mit Gründen nicht wohl vom Gegentheil

überzeugen können. Streicht man die Stelle, so vermisset man doch den Gedanken, daß beide feindliche Helden im nämlichen Verhältnisse zu einander stehen, wie Zeus zum Typhon. Man könnte sagen, das deuten die vorher gehenden Worte des Eteokles sattsam an. Wohl, aber nichts desto weniger durfte er den Gedanken noch weiter ausbeuten. — Noch weit weniger kann ich dem über Eum. 737 — 744 Gesagten beypflichten: Versus non Aeschylei, sed ab homine scripti qui quae breviter graviterque versibus praecedentibus dixerat Aeschylus loquacitate sua ineptissime dilatavit, oratione usus quam emendare frustra conati sunt critici. Orestes schwört der Athene, im Begriff Athen zu verlassen, niemahls solle ein Herr von Argos als Feind gegen Athen ausziehen. Lassen wir die von Herrn Dindorf verdächtigte Stelle fallen, so schließt sich unmittelbar der Abschiedsruf an: 'Lebe wohl, Du und das Volk Athens, und sey es Sieger seiner Feinde.' Da ist nun schwer zu glauben, daß der Dichter, auf dessen politische Tendenzen in den Eumeniden der damahlige Bund zwischen Athen und Argos großen Einfluß geübt hat, die Verheißungen des Orestes so ohne weitere Begründung habe hinstellen können. Uns scheint es ganz unnatürlich, daß Orestes bloß sagen sollte: Niemahls soll ein Argeierfürst Attika bekriegen. Wohl aber scheint Alles dem Gedanken nach wohl geordnet, wenn er, um nichts zu versprechen was nicht in seiner Macht stand, hinzu fügt: 'Denn bin ich auch längst im Grabe, so werde ich den Uebertretern meiner Versprechungen Strafen senden, ihnen Zaghaftigkeit und unheilvolle Pfade bereiten, daß sie ihre vergebliche Mühe bereuen; halten sie aber an meinen Schwüren fest und ehren Pallas Stadt mit bun-

desgenössischem Speer, so werde ich ihnen doppelt wohlgesinnt seyn.' Die Worte haben ihre Schwierigkeiten, die aber keineswegs zur Verdächtigung der ganzen, ich glaube, dem Gedanken nach unentbehrlichen Stelle befugen. Die Construction von V. 739 und folgg. hat Herr Dindorf selbst richtig angegeben, wie auch Hermann Opuscc. VII. p. 98.

Den einzelnen Tragödien sind Schützens Argumenta vorgesetzt, zu denen Einiges aus Blomfield, auch aus eigenen Mitteln hinzugefügt ist. Letzteres ist am reichlichsten beym Prometheus geschehen, wo Hr Dindorf über das Verhältnis der übrigen Dramen desselben Kreises sich dahin ausspricht: Aeschylus habe die Prometheusfabel in drey Dramen behandelt, zwey Tragödien, δεσμώτης und λυόμενος, und dem Satyrdrama Prometheus ignifer, der sich an die Trilogie Phineus, Perser und Glaukos Potnieus (doch wohl Pontios?) angeschlossen habe. Denn wenn auch im Argum. Perss. bloß Προμηθεύς stehe, so müsse doch der πυρφόρος verstanden werden. Der πυρκαεύς sey davon nicht verschieden, denn Aeschylus werde doch nicht zwey Satyrdramen ejusdem fere argumenti gedichtet haben. (Woher weiß aber Hr Dindorf, daß das Argument hätte fere idem seyn müssen?) Den πυρφόρος könne man nicht für eine Tragödie gelten lassen: aptissima enim haec fabulae Prometheae pars satyrico dramati est, inepta tragoediae. (Ist ein auf Nichts beruhender Machtspruch, den man mit größerem Rechte umdrehen darf.) Pollux habe aus Vergessenheit das cognomen πυρκαεύς von Sophokles Ναύπλιος πυρκαεύς übertragen, das schon deshalb nicht passend sey, quum Promethei crimen non tam in eo positum sit quod ignem accendit quam quod

accensum ad mortales attulit. (Aber wie kann Hr Dindorf vom crimen des Prometheus reden, wenn er doch den πυρφόρος für ein Satyrdrama erklärt? Für eine Tragödie und das crimen Promethei würde allerdings der Titel πυρκαεύς nicht paſſend gewählt ſeyn.)

Die Zeit der beiden Tragödien ſey unſicher, nur ſey der gefeſſelte Prometheus wahrſcheinlich nach Ol. 75, 2 aufgeführt, ob kurz oder lange nachher, bleibe dahin geſtellt, ſ. zu V. 367. Daß er ſpäter als Ol. 76, 4 gedichtet ſey, könne man daraus folgern wollen, daß die Tetralogie, zu welcher der πυρφόρος gehörte, damahls auf die Bühne gekommen ſey. Quanquam hoc quoque non satis certum argumentum est, quum res Promethei relicto naturali ordine pertractare Aeschylus potuerit. Es ſey nicht ausgemacht, ob die beiden Tragödien zu derſelben Trilogie gehört hätten oder zu verſchiedenen Zeiten gedichtet ſeyen. Die Worte des Schol. 511 ἐν τῷ ἑξῆς δράματι λύεται zeigen nur, daß ein beliebiger Grammatiker den λυόμενος in ſeinem Codex nach dem δεσμώτης gehabt habe. Argumenti cohaerentia quam fallax in hujusmodi quaestionibus argumentum sit quum pluribus ostendi possit exemplis, satis erit — Sophoclis Oedipum regem et Oedipum Coloneum memorari, quae fabulae multorum annorum intervallo sunt separatae. — Itaque conjicere quidem licet ejusdem utramque tragoediam trilogiae fuisse, certo affirmare non licet.

Wir wollen nicht bergen, daß wir durch das Leſen dieſer Expoſitionen nicht ſonderlich erbaut worden ſind. Das heißt doch allzu kühl oder bequem Forſchungen aus dem Wege gehen, die ſeit ihrer Anregung ſo viele geiſtige Kräfte beſchäftigt

und zu so bedeutenden Ergebnissen geführt haben. Wer die Trilogienfrage lediglich nach den spärlichen äußeren Zeugnissen für einzelne Fälle beurtheilt, steht gar nicht im lebendigen Mittelpunct der ganzen Frage. Auch kann man kaum umhin, es als ein wahres Unrecht gegen Deutsche Philologie zu bezeichnen, zwey innerlich so in sich vollkommen abgerundete, nur aus demselben Sagenkreise geschöpfte Stücke des Sophokles mit den Aeschyleischen gleich zu stellen. Hr Dindorf weiß selbst, daß Aeschylus tragische Kunst ihre großen Eigenthümlichkeiten hatte, die sich namentlich in der ihm eigenthümlichen großartigen Gruppierung dieser innerlich zu einem Ganzen verschlungenen Tragödien offenbaren. Die Frage berührt aber Hr Dindorf nicht von ferne, indem er lediglich bey äußeren Testimonien stehen bleibt, ob es gedenkbar sey, daß jemahls ein Zuschauer nach unserm gefesselten Prometheus die nöthige Befriedigung empfunden haben würde, die erst nach Ausgleichung des Zwiespalts und Sänftigung der Leidenschaften eintreten kann. Doch es würde ja nach Allem was über Aeschyleische Trilogien gesagt ist, völlig unnütz seyn, sich in einen Streit gegen Hrn Dindorf darüber einzulassen. Nur das bemerken wir als unsere Ueberzeugung, daß der πυρφόρος eben so als erstes Stück der Trilogie, wie der λυόμενος als Schlußstück nothwendig gedacht werden muß, daß aber der πυρκαεύς nichts damit zu schaffen und ein selbständiges Satyrdrama gewesen ist.

Die Brittischen Philologen werden sich ohne Zweifel über eine so kahle Polemik eines Deutschen Philologen gegen die Trilogie wundern, zumahl sie noch vor wenigen Jahren durch eine ausführliche Besprechung der Frage in einer Zeitschrift gezeigt haben, daß sie ihrerseits gegen Belehrungen der

fortschreitenden Deutschen Wissenschaft sich nicht zu verhärten entschlossen sind. F. W. S.

Leipzig,

bey Adolph Wienbrack 1844. Juliens Nachlaß von der Verfasserin von Juliens Briefen.

Die Werke der verehrungswürdigen Verfasserin, welche in bescheidener Zurückgezogenheit ihren Namen der Welt vorenthält, gehören nicht zu der gewöhnlichen Unterhaltungs-Lectüre, die — im besten Falle! — geistvoll und spielend zerstreuen und erheitern will. Die Form des Romanes oder der Erzählung schließt wie ein anspruchloser Rahmen die sittliche Tendenz ihres schriftstellerischen Wirkens ein und verbindet die moralischen und pädagogischen Winke, die von Scharfblick und Erfahrung zeugen, zu einem Ganzen. Trat diese Eigenthümlichkeit schon bestimmt bey 'Juliens Briefen' hervor (welche die dritte Auflage erlebten), — so gestaltet sie 'Juliens Nachlaß' zu einer Lehrschrift über Töchter-Erziehung, die von den lose durchgezogenen Fäden der Geschichts-Erzählung nur den Vortheil genießt, einem trockendidactischen Tone aus dem Wege gegangen zu seyn.

Die pädagogische Tendenz der lehrreichen Schrift ist durch ihr Motto angedeutet: 'Was sollen die Knaben lernen, wurde König Agesilaus gefragt. Sein Ausspruch war: Laßt sie das lernen, was sie als Männer noch brauchen können! Auch für die Mädchen ist dieser weise Ausspruch anwendbar: 'Das was sie als Frauen noch brauchen können.' Die geehrte Verfasserin hätte das 'auch' in ein 'Noch weit mehr' verwandeln können, denn auf Knaben-Erziehung angewendet war jener Spruch für Sparta vortrefflich, möchte aber für unsere Zeiten doch manchem Bedenken unterliegen.

Jenes Motto und die sich durch das ganze Werk fortziehende polemische, gegen Auswüchse moderner Mädchenerziehung gerichtete Tendenz erinnerte Ref. auf das Lebhafteste an ein kleines Genrebild, das sich ihm einst bey der öffentlichen Prüfung einer höheren Töchterschule vor Augen stellte. Auf der Bank hinter mir saß ein Mann, offenbar aus der guten alten Zeit, das Haupt gedankenvoll auf sein Bambusrohr mit goldenem Knopf gestützt. Gar manche Lectionen der verschiedenen Töchterclassen hatte er schon mit obligatem Brummen und Kopfschütteln begleitet. Wenn ein Mädchen mit einer allerdings horrenden Genauigkeit anzugeben wußte, welche verschiedene Stellung der Mercur auf seiner Laufbahn zur Sonne und zur Erde habe, so murmelte er in den Bart, daß ihm, wie er fürchte, die Stellung des Kochtopfes am Feuer weniger bekannt sey — und wenn ein anderes in der 'Anatomie' die Bestandtheile des menschlichen Leibes genau aufzuzählen im Stande war, so versicherte er, unwillig mit dem Rohre aufstoßend, daß es genug sey wenn sie ein Huhn oder eine Ente tranchieren könne. In alle dem war viel Uebertriebenes, ja Komisches, aber es fehlte auch das Moment der Wahrheit nicht; das System der modernen Mädchenerziehung hat in der That seine ernste, sehr ernste Seite und diese hat unsere Verfasserin deshalb auch mit Ernst, aber nicht minder mit Liebe ans Licht gestellt.

Sie ist dabey von jeder excentrischen Befangenheit frey. 'Für den Adelstand und für Reiche höheren Standes insgesammt, da eignet sich eine solche Schule meiner Meinung nach ganz. Wo mehr Repräsentation als Häuslichkeit, mehr Kunstsinn und Kunstfleiß als Arbeit nöthig ist, wo die Dame eigentliche Arbeiten ihrer Kammerjungfer, ihrer Haushälterin überläßt, da ist eine Erziehung der deut-

schen Töchter recht an ihrem Platz, recht zweckmäßig.' Aber das wird mit Recht als ein Unglück angesehen, daß die Mittelclassen und der Bürgerstand es jetzt schon förmlich für Mode erachten, ihre Töchter auch solche Bildung empfangen zu lassen. Sie werden völlig aus ihrer Sphäre heraus gerückt, lernen Bedürfnisse und Ansprüche kennen, für die sich hernach keine Befriedigung findet und finden kann, wissen sich in der Ehe nicht mit kleinem Einkommen zu beschränken, werden mit einem Worte keine Hausfrauen und Hausmütter von altem guten deutschen Schrot und Korn. Ja, es drohen unleugbar auch sittliche Gefahren, unter ihnen nicht die geringste ein superkluger und oft ganz unerträglicher Hochmuth. Was die kundige Verfasserin S. 80 als Erfahrung mittheilt, ist zu dem Allen ein Beyspiel von Tausenden. 'Sie sollen nur hören, wie sie prunclamirt, sagte eine Schuhmachersfrau zu mir, ihre Tochter mir anpreisend — den Schillern, das geht klapp und klapp! und dabey sagte sie: ja, Mutter, davon weiß sie nichts, den verbeßern wir noch in der Schule; und wenn wir Gedichte machen, so darf der Vers nicht so stehen; 'das ist hart, sagt der Herr Professor.' Und das sage ich Ihnen, — setzte die Frau hinzu — Börsen stricken und sticken kann das Mädchen wie eine gnädige Gräfin. Die Schuh lasse ich außer dem Hause einfassen, denn sie sagt: meine Finger müssen zart bleiben, sonst häkelt sich die Seide daran. Der Vater wollte, sie sollte die Schuhe einfassen wie früher, aber sie weinte und meinte, davor hätten wir sie doch nicht in die höhere Töchterschule geschickt.'

Das sanfte, liebliche Bild, welches Tante Julie selbst von der rechten, deutschen Töchtererziehung entwirft, lernt man am liebsten aus dem Werke selbst kennen, das wir besonders verständigen Müttern und Erzieherinnen empfehlen. Dl.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 28. September 1844.

Göttingen,

den 12. September 1844. Von der Königlichen Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist unter dem heutigen Dato folgende Bekanntmachung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Wintersemester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 21. bis 26. October ihren Anfang nehmen, und daß die Immatriculation der etwa später ankommenden Studierenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, späterhin also nicht mehr Statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Zeugnisse ist vorgeschrieben, daß

1) die, welche das academische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestelltes Zeugnis ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben und ihres sittlichen Betragens,

2) die, welche von einer andern Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität ein öffentliches Zeugnis ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes,

3) die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugnis über ihr sittliches Betragen beyzubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche, nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber, auf die hiesige Universität zurückkehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Aeltern oder Vormünder darüber beyzubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

Zürich,

bey Meyer und Zeller 1842(—43). Zeitschrift für vaterländische Alterthumskunde, herausgegeben von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Ueberall regt sich in der Schweiz eine lobenswürdige Thätigkeit, um bisher verborgene Schätze der Vergangenheit an das Licht zu fördern. Es haben sich zahlreiche historische und archäologische Vereine gebildet. Erstere haben sich als Zweck aufgestellt urkundliche Denkmähler zu erforschen und zu erläutern; letztere, Alterthümer zu sammeln, aufzubewahren, zu beschreiben. Sie bieten einander eine hilfreiche Hand. Wenn die Alterthumskunde der Fackel der Geschichte bedarf, so verdankt ihr

diese ihrerseits auch manche Aufschlüsse. Was F. A. Wolf von der alten Erdkunde sagte, gilt auch von der Alterthumswissenschaft insbesondere; sie ist nicht bloß hilfsweise wichtig zum Behufe der Geschichte, sie ist selbst ein Theil der Geschichte und einer der schwierigsten für gelehrte Bearbeitung.

Gegenwärtige Zeitschrift ist ein neuer Beweis von dem rüstigen Streben der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Sie ist in Hinsicht des Inhaltes ein reiches, seiner Ausstattung nach ein schönes Werk, von 104 Seiten auf feinem Papier in dem größten Quartformat, mit 18 Tafeln gut gestochener, zum Theil colorierter Abbildungen. Auch der mittelmäßige Preis empfiehlt es allen Freunden der Alterthumskunde.

Diese Zeitschrift besteht bis jetzt aus 4 Heften. Das erste enthält (S. 3 — 16) eine Beschreibung von drey Grabhügeln in der Hardt bey Basel, von Hrn Prof. Vischer daselbst, mit einer Karte des Fundortes und den Abbildungen der aufgegrabenen Gegenstände, in natürlicher Größe. — Die von Hrn Vischer beschriebene Entdeckung ist um so merkwürdiger, da bisher von eröffneten Grabhügeln oder Hügelgräbern in dieser Gegend nichts bekannt war. Indessen war schon längere Zeit das Vorhandenseyn solcher Monumente in derselben von mehreren Alterthumsfreunden vermuthet. Daß sie sich nicht teuschten hat die von Prof. Vischer und Fiscal Dr A. L. Burckhardt unternommene Untersuchung von drey isolierten Hügeln in dem Hardtwalde bey Basel bewiesen. Wir entnehmen der Beschreibung des gelehrten Verfs nur so viel als wir für nöthig erachten um deutsche Gelehrte auf diese interessante Arbeit und den Werth der Entdeckung aufmerksam zu machen.

In einem ungefähr ¾ Stunden von Basel ent-

fernten, zwischen dem Rheine und der Landstraße gelegenen Hügel, dessen Höhe etwa 7 Fuß, der Durchmesser 70 betrug, zeigten sich, in einer Tiefe von etwa 3½ Fuß, zahlreiche größere und kleinere Scherben; ein Umstand, aus welchem der Verf. schließt, es seyen wenigstens dem größten Theile nach die Gefäße zerschlagen in den Boden gekommen. Im östlichen Theile des Hügels fanden sich, etwa 1½ Fuß unter dem Boden, auf eine ziemliche Strecke hin, zahlreiche Bruchstücke römischer Hohl- und Leistenziegel. Die eigentlichen Grabstätten, deren sich eine ziemliche Anzahl ergab, waren aus großen ungearbeiteten und unregelmäßig an einander gelegten Steinen gebildet. Sie lagen theils um die Skelette her, theils auf denselben. Es sind die rohesten Anfänge von Steinkammern, die sich hier finden. Unter und zwischen solchen Steinen lag das bloß zum Theil erhaltene Skelett einer Frau, auf dem Rücken, nach Osten gekehrt. An demselben fanden sich zwey massive bronzene Armringe, über der Brust eine hübsche wohl erhaltene Hafte, zwey Beinringe aus dünnem Bronzeblech, welches um ein Reifchen von Holz gebogen war; ferner, eine verbogene bronzene Nadel, und ein verrostetes Stück Eisen, wie von einer Pfeilspitze; zu unterst endlich bey den Füßen zahlreiche Scherben von einem Gefäße. Weiter fanden sich Ueberreste von Knochen; dann, unter großen Steinen ein von Süd nach Nord gerichtetes zum Theil erhaltenes Gerippe. Hier war die Erde vielfach mit Asche und Kohle vermischt. Unter den in diesem Hügel gefundenen Gegenständen erwähnen wir noch einen wohl erhaltenen Ring von Horn.

Der zweyte Hügel bildete einen Kreis von ungefähr 62 Fuß Durchmesser und erhob sich 5 Fuß über dem natürlichen Boden. Die Construction

dieſes Grabplatzes bietet viel Intereſſantes dar. Zuerſt befand ſich ein größtentheils aus plattenartigen Kalkſteinen gebildeter Steinkreis, mit einem Durchmeſſer von 35 Fuß, ungefähr 1 Fuß hoch mit Erde bedeckt. Er bezeichnete ohne Zweifel den Umfang der Begräbnisſtätte. Innerhalb dieſer nicht ſehr regelmäßigen Kreislinie zeigten ſich an mehreren Stellen zahlreiche Steine, welche zum Theil Grabſtätten bildeten. In einem derſelben fanden ſich Ueberreſte eines von Norden nach Süden gelegenen Gerippes und ein bronzener Ring. Ziemlich concentriſch mit dem äußeren Steinkreiſe, befand ſich 3 Fuß unter der Oberfläche ein zweyter kleinerer, ebenfalls nicht ſehr regelmäßiger, von 16—19 Fuß Durchmeſſer. In den Grabſtätten dieſes Hügels fand man, außer einem in bloßer Erde liegenden Gerippe, eine Menge Aſche, Kohlen und verbrannte Steine; in der Mitte des inneren Steinkreiſes eine große Menge von Kieſelſteinen über einander. Dieſer Hügel zeichnete ſich durch die beträchtliche Anzahl darin angebrachter Steine, und beſonders durch die zwey Steinkreiſe aus. Zu bemerken iſt, daß einige Leichen durchaus frey, ohne durch Steine bedeckt zu ſeyn, in der Erde lagen. Beſondere Erwähnung verdient noch ein Steindenkmahl in der Nähe des Hügels. Es iſt nämlich dies ein durch wenig über die Erde hervor ragende Steine gebildeter Kreis von 10—11 Fuß Durchmeſſer, welchen der Verf. beſchreibt, ohne jedoch deſſen Beſtimmung anzugeben.

Im dritten Hügel, der etwas über 60 Fuß Durchmeſſer und 7 Fuß Höhe hatte, waren weniger Steine als in jenem, aber eine größere Menge von Stücken römiſcher Hohl- und Leiſtenziegel als in beiden andern. Es lagen in demſelben mit wenig Ausnahme die Skelette in der bloßen Erde, ohne von Steinen

umgeben oder gedeckt zu seyn. Unter den zahlreichen in diesem Hügel gefundenen Gegenständen erwähnen wir bloß folgende: Reste eines nach Osten gekehrten Gerippes, links davon der Boden eines Thongefäßes, zwey Stücke Eisen, zwey bronzene Armringe, ein unvollständiger thönerner Ring, eine blaue Glasperle; ein anderes Skelett, an der Seite ein Dolch, dessen etwa 4 Zoll langer Griff aus Holz und Eisen gemacht, und mit feinem Bronzedraht umwunden war. Die eiserne Klinge hatte ungefähr dieselbe Länge; etwas westlicher eine ziemlich große Urne von schwärzlichem Thone, in derselben ein Schüsselchen, und neben der Urne ein Gefäß; weiter Ohrringe von starkem Bronzedraht, eine Hornkoralle, ein Halsband, bestehend aus einer Anzahl blauer und blau und weißer Glasperlen von verschiedener Größe und Form, u. s. w.

Aus der Vergleichung der drey untersuchten Hügel ergaben sich folgende Wahrnehmungen. Ihre Form und Größe ist ziemlich die nämliche, in allen sind Ueberreste von unverbrannt begrabenen Körpern, in allen vielfache Spuren von dabey angewandtem Feuer; in allen ferner mehr oder weniger zahlreiche Mitgaben, und zwar größtentheils derselben Art, nämlich rohes schlecht gebranntes Geschirr, viele Gegenstände des Schmuckes. Die Constructionen der Grabstätten bieten einige Verschiedenheiten dar. — Im ersten und dritten Hügel waren mehrere Gegenstände aus Eisen, namentlich auch einige wenige Ueberreste von Waffen, im zweyten durchaus nichts von Eisen, von Waffen keine Spur. Nur im dritten waren Glasperlen, Bernstein und einige andere Dinge. Bemerkenswerth, wiewohl ganz übereinstimmend mit den an andern Orten eröffneten Grabhügeln ähnlicher Art, ist das entschiedene Vorherrschen der Bronze. Unter etwas mehr als 100

Stücken (die Geschirre ungerechnet) sind über 70 aus diesem Metalle. In der Bearbeitung zeigt sich schon ziemliche Vollkommenheit neben auffallender Rohheit. Wie unter den Stoffen die Bronze, so herrscht unter den Formen die des Ringes vor. Alles zusammen genommen, auch die kleinen Ringe von den Halsbändern, fanden sich gegen 60 bronzene, 12 eiserne und 10 hörnene, darunter Halsringe, Armringe, Beinringe, Fingerringe, Ohrringe und andere, die vermuthlich zur Kleidung oder Bewaffnung gehörten.

Die Frage zu erörtern, welchem Volke und welcher Zeit die besprochenen Hügel angehören, würde, wie der Verf. schließlich bemerkt, die Vergleichung ähnlicher Gräber in andern Ländern erfordern. Es sey uns erlaubt, ohne Anmaßung, in Hinsicht dieser Fragen Folgendes zu erinnern. Der gelehrte J. J. A. Worsaae hat (nach der Beyl. zur Allgem. Zeit. 25. Dec. 1843) in dem Werke: 'Dänemarks Vorzeit erläutert durch Alterthümer und Grabhügel,' auf den Umstand hingewiesen, 'daß man, was die Grabhügel betrifft, in Schweden und Norwegen keine Bronzesachen, dagegen fast immer verbrannte Knochen und Asche in Verbindung mit Eisensachen gefunden, während man in Dänemark verbrannte Knochen und Asche mit Bronzesachen, dagegen unverbrannte Gerippe in Verbindung mit Eisensachen finde. In Dänemark habe das Eisenalter viel später begonnen als in den angrenzenden Ländern ringsum, wohl aus dem einfachen Grunde, daß in Dänemark selbst kein Eisen gewonnen ward; der vorherrschende Gebrauch des Eisens habe erst mit dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Dänemark einen Anfang genommen.' Wir heben noch einen speciellen Punct hervor, der zur Lösung der Frage, welchem Volke die Grabhügel in der Hardt

bey Basel angehören, viel beytragen kann. Herr Worsaae sagt: 'In Betreff der Grabhügel des Bronzealters ist zu bemerken, daß Gräber mit Bronzesachen auch im südlichen und westlichen Europa gefunden werden; aber diese Bronzesachen haben keine Spiral- und Ring-Verzierungen. Diese für die dänischen Bronzesachen charakteristischen Verzierungen finden sich außerdem nur in Mecklenburg, (vielleicht auch in Hannover,) und in der Schweiz.' Nun bestehen eben die meisten in den Grabhügeln des Hardtwaldes gefundenen Gegenstände aus Bronzesachen, welche Spiral- und Ring-Verzierungen haben. Es ist demnach wohl nicht zu bezweifeln, daß die Hügelgräber der Hardt einer Völkerschaft angehören, welche entweder aus dem Norden eingewandert, oder gleichen Ursprunges mit einer in Dänemark wohnenden war, und auf demselben Grade der Cultur stand. Daß übrigens unter beiden und den zwischen ihnen lebenden Völkerschaften Deutschlands ein bedeutender Verkehr Statt gefunden habe, ist nicht unwahrscheinlich.

Das nun angenommen, so fragt sich, — da im ersten und dritten Hügel nicht nur Bronze, sondern auch, wie wohl wenige, Eisensachen, in dem zweyten hingegen durchaus nichts von Eisen gefunden worden —, ob dieser allein dem Bronzealter, die zwey andern aber einer Zeit angehören, wo bey den nordischen (dänischen) Völkerschaften das Erz zwar noch vorherrschte, das Eisen aber doch schon in Gebrauch war? Es wird auch wohl die mehr oder weniger vollkommene Bearbeitung der Gegenstände zur Bestimmung des fraglichen Zeitalters mit in Anschlag kommen. Daß der so eben erwähnte Unterschied zwischen den drey Hügeln zufälliger Art sey, wie Hr Vischer meint, ist zwar möglich, aber dennoch nicht sehr wahrschein-

lich. Es wird überdies auch noch auf Asche, Kohle, versengte Knochen und unverbrannte Gerippe geachtet werden müssen. Vielleicht verdient unsere anspruchlose Bemerkung als eine hingeworfene Idee weiter keine Beachtung.

Hr Vischer macht auf einen gewichtigen Umstand aufmerksam. Er sagt: 'In den Hügeln selbst hat sich nur ein chronologisches Merkmal gefunden, die Leisten- und Hohlziegel, die meines Wissens erst durch die Römer bey den Völkern unserer Gegenden in Gebrauch gekommen sind. Da alle drey Hügel in einer unter den Römern wohlbebauten Ebene, zwischen den Städten Augusta Rauracorum und Basilia, und fast an der Hauptstraße aus Helvetien nach dem Sequanerlande lagen, so erklärt sich leicht, wie mit der aufgeworfenen Erde Ziegelstücke hinein kamen. Noch jetzt sind die benachbarten Aecker voll solcher. Es ergibt sich aber zugleich, daß die Gräber erst gemacht worden, als die römischen Niederlassungen bereits eine Zeitlang existirten; sie fallen auf keinen Fall in die vorrömische, sondern in die römische oder nachrömische Zeit. ... Auffallend ist aber, wenn wir diese Zeit annehmen, bey der Lage mitten unter römischen Ortschaften das gänzliche Fehlen von Münzen.' — Bey der Erwähnung der von ihm gefundenen Bronzesachen, bemerkt Hr Vischer, dieses Metall haben die Kelten in der früheren Periode bekanntlich viel gebraucht. — Er scheint sich also zu der Meinung hin zu neigen, die von ihm untersuchten Hügelgräber rühren von diesem Volke her.

Ein befugter Richter in solchen Dingen, der um die Alterthumskunde wohl verdiente Hr Ferdinand Keller, sagt (im 2. Hefte der Zeitschrift, S. 20): 'Aus unsern antiquarischen Mittheilungen geht hervor, daß zwar die Mehrzahl der in der Schweiz,

in Deutschland, Frankreich, England vorhandenen Grabhügel einer späteren Periode angehören und daß die meisten von ihnen nach der Eroberung des westlichen Europas durch die Römer, viele sogar erst im 2. und 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden sind; wie z. B. die Grabhügel in der Hard bey Basel.'

Aehnliche Gräber wurden neulich durch Hn Prof. Hugi auf dem Hochberg, einem in der Nähe von Solothurn gelegenen waldigen Hügel, entdeckt, in welchen sich mehrere Bronzesachen und andere Gegenstände vorfanden, die an jene in der Hardt gefundenen erinnern. Nach Hn Hugi sind die von ihm eröffneten Gräber keltischen Ursprunges, und gehören der Periode römischer Niederlassung auf keltischem Gebiete an (S. Beyl. zur Allgem. Zeit. Nr. 129 d. J.). Auch Hr Keller betrachtet die in der Schweiz entdeckten Grabdenkmähler und die in ihnen enthaltenen Sachen als Ueberreste keltischer Cultur. Als Beleg für die keltische Herkunft solcher Denkmähler führt er die Thatsache an, daß 1841 zu Horgen, einem 2 Stunden von Zürich gelegenen Dorfe, ein Grab entdeckt wurde, in welchem sich neben andern Gegenständen von Gold eine keltische Münze von diesem Metalle vorfand, welche Lelewel in Beziehung auf ihr Alter in den Zeitraum von 330 — 260 vor Christus setzt und zu den ältesten zählt.

Es ist sehr zu wünschen, daß die Sachkundigen und Geschichtforscher auf die in der Hardt und auf dem Hochberg gemachten Ausgrabungen, so wie auf ihren Inhalt und die Verschiedenheiten in beiden Fundorten ein Hauptaugenmerk richten mögen. Wir dürfen jedenfalls von ferneren Nachforschungen der Herren Bischer und Hugi neue werthvolle Aufschlüsse erwarten.

Das zweyte Heft hat die Ueberschrift: 'Althelvetische Waffen und Geräthschaften aus der Sammlung des Hrn Alt-Landammann Lohner in Thun, beschrieben von Ferdinand Keller.' In der höchst interessanten Vorerinnerung (S. 17—21) handelt der Verf. zuerst von den keilförmigen Steinen, auch Steinkeile und Steinhämmer genannt, deren in der Schweiz viele gefunden wurden. Eine dem 3ten Hefte des 1sten Bandes der in Zürich erschienenen antiquarischen Mittheilungen entlehnte Zeichnung zeigt, wie die Steine in hölzerne Keulen eingesetzt wurden, die größeren einzeln, die kleineren in mehreren Exemplaren, und daß sie so eine furchtbare Waffe bildeten, ähnlich dem in der schweizerischen Kriegsgeschichte wohl bekannten Morgenstern. Dann geht der Verf. zu einer andern Classe von Werkzeugen über, welche genau über dieselben Gegenden und Länder verbreitet ist, in denen Steinwaffen angetroffen werden; und er zeigt, daß die Bestimmung beider dieselbe war, indem bey fortgeschrittener Bildung eherne Keile an die Stelle steinerner traten. Bey dieser Gelegenheit bespricht Hr Keller die in der Geschichte der alten Cultur auf einander folgenden Stein-, Erz- und Eisenwaffen und andere Geräthschaften, die allmähliche Aenderung in der Form und Bearbeitung der Streitwaffen, je nachdem das eine oder andere Metall gewonnen ward und in Gebrauch kam. Er bemerkt ferner, daß erstens die Gräber, in denen sich Steingeräthe als Beygabe der Bestatteten findet, zweytens diejenigen, welche Stein- und Erzgeräth oder nur das letztere enthalten, drittens diejenigen, welche Erz- und Eisengeräthe liefern, aber stäts reich an Gegenständen aus Erz sind, und bis ins dritte und vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung herunter gehen, von einem und demselben Volke herrühren.

Dieses Volk aber ist, nach Hrn Keller, wie wir oben angedeutet haben, das keltische.

Auf diese Erörterungen folgt die Erklärung der Tafeln, oder der Abbildungen verschiedener Gegenstände. Es sind nämlich diese: Dolche, eherne Streitmeißel, Lanzen-Spitzen, Ringe, Diadem, Nadeln, Gürtelschnallen. Fast alle die hier beschriebenen, merkwürdigen Gegenstände wurden vor einigen Jahren am Renzenbühl beym Dörfchen Buchholz, Kirchgemeine Thun, aufgegraben, und verdanken ihre Erhaltung einem eifrigen Freunde vaterländischer Geschichte, Hrn Alt-Landammann Lohner in Thun, der sie theilweise im 8. Bande des schweizerischen Geschichtforschers beschrieben und als höchst merkwürdige Ueberreste helvetischer Cultur dargestellt hat. Für die Aufnahme derselben in die Zeitschrift für Alterthumskunde und die lehrreichen Mittheilungen des Hrn Keller statten wir diesem Gelehrten unsern wärmsten Dank ab.

Das dritte Heft enthält eine wegen ihres reichen Inhaltes auch im Auslande schon bekannte französische Abhandlung des gegenwärtig in Deutschland sich befindenden Hrn Fréd. Troyon, über antike Armbänder und Agraffen, die im Canton Waadt aufgegraben wurden. Da einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands diese Arbeit in der Allgem. Zeitung (Beyl. Nr. 27. 28. 29 d. J.) ausführlich besprochen hat, so wollen wir uns hier mit der Bemerkung begnügen, daß die der Abhandlung beygefügten Tafeln die beschriebenen Gegenstände treu darstellen. Wir haben diese öfters gesehen. Die meisten gehören jetzt dem Cantons-Museum an.

Das vierte Heft beginnt mit einer Abhandlung des rühmlichst bekannten Hrn Fréd. Du Bois, unter dem Titel: 'La bataille de Granson' (S. 35 bis 51). — Die berühmtesten Kriegsschauplätze

des Alterthums waren öfters der Gegenstand einer näheren Untersuchung, weil sich an dieselben so viele Erinnerungen knüpfen. Die Schlachtfelder Helvetiens bieten dem Freunde der Freyheit und des Vaterlandes kein geringeres Interesse dar. In der deutschen Schweiz kennt man freylich Alles was sich auf das Treffen am Morgarten, bey Laupen, Sempach, Näfels, St. Jacob bezieht. Woher kommt es, daß man mit den Ortsverhältnissen und anderen Umständen in Betreff von Murten und Granson weniger bekannt ist? Waren die bey diesen Städten gelieferten Schlachten weniger wichtig als frühere? Wurde je das Vaterland mehr bedroht als in der zweyten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Zwar hat, erst vor wenigen Jahren, der Hr Baron von Gingins-La-Sarraz in seinen schätzbaren 'Lettres sur la guerre des Suisses contre le duc Charles le Hardi' über den Schauplatz der Schlacht bey Murten und den Hergang dieses großen Ereignisses ein helleres Licht verbreitet, allein die nicht minder wichtige Begebenheit bey Granson bedurfte noch mancher Erörterung. Hr Du Bois hat die Gegend um Granson selbst genau untersucht, und seiner Arbeit drey hübsch lithographierte Karten beygefügt. Die Erzählung der berühmten Schlacht hat er aus den Chroniken von drey Augenzeugen und aus zwey späteren, bis jetzt ungedruckten, geschöpft, die verschiedenen Berichte verglichen und das Ergebnis seiner Wahrnehmungen mitgetheilt. Die Arbeit des Hrn Du Bois ist ein schätzbarer Beytrag zur genaueren Kenntnis einer für die Schweizer glorreichen Begebenheit.

Auf diese Arbeit folgen (S. 55 — 63):

1. eine den vaterländischen Alterthumsfreunden willkommene Abhandlung über 'die alten Pfyn-

ner der schweizerischen Urcantone' mitgetheilt von dem Hrn Lusser, Dr. med. in Altorf, Hrn Obrist Aloys von Reding in Schwyz, Hrn Hauptmann Aloys von Deschwanden in Stanz. Zahlreich sind die Erinnerungen, welche sich an diese ehrwürdigen Denkmähler der Vorzeit knüpfen. Dieselben werden nicht bloß in Abbildungen dargestellt, sondern auch sorgfältig beschrieben, und die Schlachten aufgezählt, in welchen sie wehten und den Muth der Krieger der drey alten Orte für Freyheit und Vaterland entflammten. Wir haben also hier die Geschichte jener merkwürdigen Ueberbleibsel aus der Blütezeit des Schweizerbundes, welche von den alten Helden als Heiligthümer ihren Enkeln hinterlassen und von diesen dankbar aufbewahrt werden.

2. Eidgenössische Schlachtlieder (S. 65 bis 84). 'Wir glauben', sagen die Herausgeber, 'die altehrwürdigen Panner der Eidgenossen mit keiner schicklicheren Beygabe begleiten zu können, als mit einigen Gedichten über Schlachten, in denen die von uns beschriebenen Fahnen siegreich geweht haben. Wir geben diese Lieder, welche zum größten Theile in ihrer echten Gestalt noch ungedruckt sind, nach den besten uns zugänglichen Handschriften.'

Es sind diese zierlich gedruckten, mit kurzen Wort- und Sacherklärungen unter dem Texte, folgende: Halbsuters Lied von dem Strit ze Sempach 1386. Schlacht bei Näfels 1388. Der Switter (Schwytzer) und Glarner lied wider die von Zürich und von der schlacht zu Ragatz 1446. Schlacht bei Granson 1476. Schlacht vor Murten 1476. Schlacht bei Nansy 1477. — 'Von den Schlachtliedern sind die sogenannten

Schmach- und Spottlieder wohl zu unterscheiden. Eines dieser Art folgt auf die vorhergehenden zur Vergleichung. 'Das lied machtend die Oesterricher (al. die von Zürich), wider die Eidgenossen im krieg 1444. Zum Schluss noch ein ähnliches Lied von Seiten der Eidgenossen. 'Von dem Turgowischen kriege' 1460.

Daß diese Sammlung, welche auch in Hinsicht der Sprache eine werthvolle Beygabe ist, sich im In- und Auslande einer guten Aufnahme werde zu erfreuen haben, ist wohl nicht zu bezweifeln.

3. (S. 85—100) Notice historique sur quelques monumens de l'ancien évêché de Bâle, réuni au canton de Berne, mit einer Karte des Fundortes und Abbildungen der aufgegrabenen Gegenstände (von Hn A. Quiquerez, Regierungsstatthalter in Delsberg, französ. Delémont). Dieser Geschicht- und Alterthumsfreund theilt seine Abhandlung in Epoque celtique und Epoque romaine. Aus der ersten sollen noch einzelne Denkmähler im alten Bisthum Basel sich vorfinden. Der Vf. zählt darunter, ob mit Recht mögen wir nicht entscheiden, das berühmte Felsenthor Pierre pertuis, das mit einer wohl erhaltenen lateinischen Inschrift versehen ist, und von Vielen für ein altrömisches Werk, von Andern für ein Spiel der Natur gehalten wird. Die Fahrstraße nach Basel geht bekanntlich durch dieses merkwürdige Thor. — Der erste Theil der Abhandlung des Hrn Quiquerez ist einem im Juragebirge hoch empor ragenden Felsen gewidmet, der von allen Seiten ein grob bearbeitetes Standbild einer Frau darzustellen scheint. Diese Bildsäule hieß von jeher im Lande la Fille de Mai. Der Vf. meint, dieser Name sey aus Meiiar, Maiir entstanden, was in den nordischen Sprachen

eine Magd (Jungfrau), Mutter (vierge, mère) bedeute, und daß der Koloß als Felsen die Bildsäule einer Göttin Mutter vorstelle, die auch in diesem Theile des Jura ihre Verehrer gehabt habe. Eine in die linke Seite dieses Felsens eingehauene Höhle, eine in dieselbe hinauf führende steinerne Treppe, so wie die Volksüberlieferung u. s. w. machen es wahrscheinlich, daß hier ein religiöser Cultus Statt fand. — Aus der Zeit römischer Niederlassungen in dieser Gegend finden sich verschiedene Ueberreste, nämlich Ziegel, Bäder, Ringmauern, Grabstätten, Geschirr, Schlüssel, und andere Geräthschaften, Münzen aus der Kaiserzeit u.s.w.

Wenn auch vielleicht die eine oder andere Hypothese des Hn Quiquerez nicht Stich hält, so bietet seine Arbeit doch viel Interessantes dar.

4. Endlich das, in einem anderen Aufsatze von uns schon besprochene 'Facsimile eines von Nicolaus von der Flüe im Jahre 1482 an den Stand Bern gerichtetes Schreiben(,) mit Bemerkungen von Gerold von Meyer von Knonau, Archivar' in Zürich (S. 103 bis 104). Der Verf. stimmt in der Hauptsache mit Hrn Amiet überein (s. Gött. Gel. Anz. Jahrg. 1844. S. 1365 flg.).

Die Ausführlichkeit, mit welcher wir den Inhalt der Zeitschrift für schweizerische Alterthumskunde angezeigt haben, zeugt von ihrem Reichthum und dem Werth der in derselben behandelten Gegenstände. Indem wir die Erscheinung dieser ersten Sammlung mit Freude begrüßen, wünschen wir die baldige Fortsetzung einer so nützlichen Arbeit, welche gewis alle Freunde der Geschichte und Alterthumskunde werden willkommen heißen.

H — y.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. Stück.

Den 30. September 1844.

Paris,

bey Jules Renouard 1839—1842. Histoire du règne de Louis XVI., pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française, par Joseph Droz. Tome I. VI und 519; Tome II, 502; Tome III, XI und 524 Seiten in Octav.

Laut der aus wenigen Zeilen bestehenden Vorrede hat sich der Verf. fast dreyßig Jahre lang mit diesem Theil der französischen Geschichte beschäftigt. Man möchte schwerlich geneigt seyn, die Wahrheit dieser beyläufigen Bemerkung zu bezweifeln, wenn man die in diesem Werke enthaltenen Studien, das gewissenhafte Prüfen zahlloser Quellen, die einander zuweilen unmittelbar zu widersprechen scheinen, das Nachforschen bey solchen, die den Bewegungen zuschauten, zum Theil in dieselben hinein gezogen wurden, endlich die minutiösen Untersuchungen über einzelne, bis dahin nie sattsam beleuchtete, Begebenheiten in Erwägung zieht. Der Verf. besitzt eine ungewöhnlich glückliche Gabe der

Darstellung. Frey von jedem künstlichen Pathos, bewegt er sich in ernster, stäts sich gleich bleibender Haltung auf dem für seine Forschungen gewählten Gebiete, verständlich, aber niemahls leicht, auch bey Erörterung von Gegenständen, die als solche in ihrer Abgeschlossenheit nur Wenigen Interesse gewähren möchten, zur höchsten Aufmerksamkeit spannend, indem er ihnen die gebührende Stellung anweist, ihren inneren Zusammenhang mit scheinbar fern liegenden Erscheinungen bezeichnet, nicht im lockern Raisonnement, sondern Schritt für Schritt seine Erörterungen begründend. Der Citate sind verhältnismäßig sehr wenige. Wer sich genauer mit der Geschichte jener Zeit beschäftigt hat, erkennt überall die Bekanntschaft mit den gangbaren Quellenwerken, Memoiren, Pamphlets, Zeitungen, Journalen, officiellen Veröffentlichungen. Eine Berufung auf dieselben findet nur dann Statt, wenn der Verf. auf eine beyläufig in ihnen enthaltene Bemerkung, die bisher weniger Beachtung gefunden, einen besonderen Werth legt, oder mit kurzen Worten die Unlauterkeit von Mittheilungen aus einander setzt, auf welche das Publicum bis dahin ein Gewicht zu legen pflegte. Dagegen wird man neben zahlreichen Nachweisungen aus kleinen fliegenden Blättern, plötzlich laut gewordenen und bey dem stürmischen Gange der Entwickelung eben so rasch wieder verhallten Stimmen, die den Augenblick, der ihnen das Leben gab, mit ungewöhnlicher Treue bezeichnen, kurz aus Druckschriften, welche, für sich allein genommen, ein karges Bild ihrer Zeit bieten würden, aber, richtig eingeschaltet, zu Belegen, Erläuterungen, Widerlegungen benutzt, wesentlich die Auffassung des Ganzen fördern, aus Mittheilungen aus manchen noch nicht veröffentlichten Memoiren

(z. B. die von Malouet, II. S. 470) und Actenstücken stoßen, deren geschichtlicher Werth keinem Zweifel unterliegen kann.

So weit es überall möglich ist, zwischen Parteyen, deren Lebensfragen unter verschiedenen Namen und Färbungen in die Gegenwart herein reichen, eine völlig unabhängige, nach keiner Richtung und für kein Sonderinteresse den Blick trübende Stellung zu behaupten, ist dieses vom Verf. geschehen, der nur äußerst selten — und von welchem Geschichtschreiber ließe es sich ohne alle Einschränkungen behaupten? — den rein objectiven Standpunct aufgibt.

Eine über alle Abtheilungen dieses gehaltreichen Werkes sich verbreitende Analyse würde größeren Raum in Anspruch nehmen, als das Maß dieser Blätter zuläßt. Deshalb sey Ref. gestattet, nach voran gegangener kurzer Inhaltsangabe des ersten Bandes, vorzugsweise einige Erörterungen der beiden letzten Bände hervor zu heben.

Der erste Band zerfällt, abgesehen von einer Einleitung, welche mit der Begründung des absoluten Königthums unter Ludwig XIV. beginnt und, in dem neben einer übersichtlichen äußeren Geschichte Frankreichs die Gestaltung seines inneren Lebens bezeichnet wird, bis zum Antritt der Regierung Ludwigs XVI. reicht, in fünf Bücher. Von diesen umfaßt das erste die Richtungen und politischen Bestrebungen eines Maurepas, Turgot und Malesherbes; der zweyte beschränkt sich auf die Stellung, welche Clugny, Vergennes und Necker (während seiner ersten Finanzverwaltung) dem Hofe und dem Volke gegenüber einnahmen, auf die Entwickelung der Umstände, welche die Ausführung

ihrer Pläne förderte oder hinderte, auf den Einfluß, welchen die Verhältnisse Nordamerikas auf die Politik Frankreichs ausübten; das dritte verweilt bey dem amerikanischen Kriege; das vierte bey den Ministerien eines Joly de Fleury, d' Ormesson und Calonne; das fünfte endlich begreift die Verhandlungen mit und unter den Notabeln.

In eine gleiche Anzahl von Büchern ist der zweyte Band getheilt. Nachdem der Verf. in das Verfahren Briennes, namentlich in Bezug auf die Parlamente, eingegangen und die bey dieser Gelegenheit in Paris und in den Provinzen sich kund gebende Stimmung besprochen hat, wendet er sich zu der Berufung der états généraux, ihrem Eintreffen in Versailles, den Verhältnissen, welche der Hof zu ihnen einnahm und zu der Schilderung der Persönlichkeit einzelner hervor ragenden Deputierten. Heißt es hier von Sieyès bey Gelegenheit seiner bekannten Brochüre über den dritten Stand: 'Sieyès, souvent mal caracterisé, avait le talent d'un révolutionnaire habile, non celui d'un législateur, so ist das Maß hier doch vielleicht zu knapp genommen; wenigstens möchte zur richtigen Auffassung des Abbé die gehaltvolle Skizze desselben von Mignet (Revue des deux mondes, IX, S. 5 ꝛc.) einen glücklicheren Stoff bieten. Wenige Blätter weiter wird bey Erwähnung der zahlreichen Schriften, welche sich hinsichtlich der Zahl, Berathung und Abstimmung gegen die Wünsche des tiers état aussprechen, bemerkt, daß die Abfasser derselben wohl nur zu häufig bey dem stürmischen Fortschreiten der Bewegung einen traurigen Trost in den Worten gefunden haben mögen: Nous vous l'avions prédit! Aber, fügt er hinzu, indem er auf den gerechten Tadel, welchen Ma-

louet gegen die hartnäckigen, keine Forderung der Zeit berücksichtigenden Schutzredner alter Privilegien von Adel und Geistlichkeit aussprach, zurück geht: 'Ces hommes éclairés n'ont-ils pu dire aussi: Nous vous l'avions prédit?' Die Hofleute, sagt er bey einer andern Gelegenheit (II. S. 148), haben ihre eigenthümliche Weise, die Dinge anzusehen; ce sont, en politique, des sots, qui se croient fins. Eine gleich darauf folgende Bemerkung, deren Bedeutsamkeit schwerlich in Abrede gestellt werden wird, obgleich sie allen Geschichtschreibern jener Zeit entgangen zu seyn scheint, ist die, daß bey Gelegenheit der ersten Urversammlungen die Zahl der Wähler sich fast gerade so heraus stellte, wie etwa das Ergebnis gewesen seyn würde, wenn die Wahlberechtigung auf einer vernünftigeren Grundlage beruht hätte. Der Vertreter waren nämlich ungleich weniger, als man voraus zu setzen berechtigt war, so daß sich ihrer z. B. in Paris, wo man auf 60,000 Stimmberechtigte zählen konnte, nur etwa 12,000 zusammen fanden.

Die Gründe der ersten Volksbewegungen und Gesetzlosigkeiten, welche, wenige Tage vor der Eröffnung der Stände, in der Hauptstadt vorfielen, wagt der Verf. nicht mit Gewisheit anzugeben. 'C'est un mystère, sagt er, qui, selon toute apparence, ne sera jamais dévoilé. Comme il arrive dans les discordes civiles, chaque parti accuse l'autre d'avoir provoqué et payé l'esmeute.' Nachdem er die über diesen Punct laut gewordenen Ansichten in der Kürze zusammen gestellt hat, schließt er mit den Worten: 'J'ai attaché une juste importance à connaître les moteurs de cet évènement, avant-coureur de tant d'autres; j'ai interrogé bien des hommes instruits des intrigues

de 1789, et je déclare que je suis forcé de rester dans l'incertitude.' Es iſt nicht häufig, daß ein Geſchichtſchreiber, dem ſich, wie hier, eine bequeme Gelegenheit bietet, durch ſchimmernde Beweisführung für die Gründe nachfolgender Ereigniſſe ſeinen Leſern eine beſtimmte Richtung vorzuzeichnen, mit ſolcher anſpruchloſen Treue und Unparteylichkeit verfährt. Ref. kann nicht umhin, in gleicher Beziehung noch zwey Stellen hervor zu heben. Zuerſt S. 242, wo der Vf. dem Grafen Mirabeau, als Marquis Brézé die Räumung des Saales gebietet, die härtere, vor der Critik Schloſſers, wie es ſcheint, nicht völlig ſtichhaltige, von Thiers und Andern als allein wahr hingeſtellte Phraſe in den Mund legt, aber zugleich ſich gedrungen fühlt, eine beygegebene weitläufige Note mit den Worten zu beginnen: 'Il est impossible de vérifier si chacune de ces paroles est bien exactement celle qu'improvisa Mirabeau.' Sodann S. 280, wo von heimlichen Geldſpenden unter Volk und Soldaten in Paris die Rede iſt und in Bezug hierauf, während die meiſten Berichterſtatter ſich ſchlichtweg mit dem Namen eines Orleans begnügen, eine Note beſagt: 'Demander par qui elles (séductions politiques) ont été faites, serait une question presque niaise; elles ont été faites par beaucoup de personnes, qui voulaient soutenir la cause populaire. On ne pourrait prouver juridiquement que le duc d'Orléans a fournit telle somme; mais certainement on lui a demandé de l'argent, et certainement il n'en a pas refusé.'

Bey Erörterung des Kampfes, den der tiers état wegen der Form der Abſtimmung und Berathung mit den beiden privilegierten Ständen führte,

bemerkt der Verf., daß bey einer Revolution der Erfolg der einen Partey weniger von ihrer Geschicklichkeit, als von den Fehlern der Gegenpartey abhänge. Ein unendlich wahrer, wenn auch nicht ganz neuer Ausspruch, zu dem man nur noch hinzufügen möchte, daß jedenfalls ein hoher Grad von Geschicklichkeit erforderlich ist, um jeden Fehlgriff der Gegner ungesäumt und im vollsten Maße zu benutzen. Man weiß, wie peinlich die Constituierung des tiers état zu einer National-Versammlung für Necker war, wie der wohldenkende Mann den Folgen dieses Ereignisses durch eine königliche Sitzung vorzubeugen suchte, sein Plan aber an den Intriguen des Hofes und der Charakterschwäche des Königs scheiterte. Diese Epoche, sagt der Vf., war so entscheidend, die nächsten Folgen sind so bedeutungsschwer gewesen, daß es sowohl für die Lehre, welche man daraus zu ziehen hat, als für die historische Wahrheit von Wichtigkeit ist, die noch immer nicht entschiedene Frage zu beleuchten, ob die Art, wie der Hof den Plan Neckers modificierte, nur die Eigenliebe desselben gekränkt habe, oder ob in der That diese Modification das ganze Project wesentlich umgestaltete. Und unbedenklich erfolgt aus der angeknüpften Erörterung die Entscheidung für letzteres. Eben so bestimmt wird der Ausspruch gefällt, daß viel Kurzsichtigkeit dazu gehöre, um den Versicherungen derer Glauben beyzumessen, die in dem bey Versailles zusammen gezogenen Heere nur eine Sicherstellung der National-Versammlung erkannt wissen wollen, daß vielmehr diejenigen, welche im Schlosse une espèce de gouvernement secrete bildeten, fest entschlossen waren, die bewaffnete Macht gegen die National-Versammlung anzuwenden und in dieser Beziehung

nur zwischen zwey von einander wesentlich abweichenden Plänen schwankten. Necker, heißt es, der von der Zusammenziehung des Heeres erst spät unterrichtet war, gab sich fast ausschließlich der Sorge für die Finanzen und für die Beseitigung der Theuerung in Paris hin. Von dieser Seite zeigte er sich wahrhaft bedeutend; was ihm fehlte war ein unter ihm stehender Staatsmann, der die Befähigung besessen hätte, König und Stände einander entgegen zu führen, die Vermittelung zwischen beiden abzugeben. Von dem Augenblicke an, wo Necker sich zum Bleiben verpflichtete, ohne sich die Verfügung über Mittel zu sichern, durch deren Anwendung allein er wirken konnte, mußte seine Stellung eine durchaus schiefe seyn.

Was die Hoffnungen der orleanistischen Partey anbelangt, so äußert sich der Verf. dahin, daß zur Zeit der Zusammenziehung des Heeres nur Unsinnige an einen Wechsel des regierenden Hauses denken konnten, daß vielmehr das Streben dieser Partey damahls nur darauf hinaus ging, Orleans vorübergehend zum lieutenant général ernennen zu lassen, um durch ihn zu steigen. Aber auch dem stand, wie später (S. 286 flg.) aus einander gesetzt wird, die Charakterlosigkeit des Herzogs entgegen, der als ein in Ehrgeiz und Rachsucht Glühender geschildert wird, der aber viel zu wenig Energie besaß, um einer dieser Leidenschaften mit Kraft zu fröhnen, der, keines starken Gedankens fähig, seiner Umgebung als willenloses Werkzeug diente.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. 159. Stück.
Den 3. October 1844.

Göttingen.

Am 15. September starb nach einer Krankheit von wenigen Tagen der älteste Rechtslehrer unserer Hochschule, Gustav Hugo, Geheimer Justizrath, Ritter des Guelphen-Ordens und Comthur des Ordens vom Zähringischen Löwen, im fast vollendeten achtzigsten Lebensjahre. Als Reformator seiner Wissenschaften, als vieljähriger eifriger und unermüdlicher Forscher und Lehrer hoch berühmt, von Seiten seines Herzens und Charakters in weiten Kreisen geliebt und geehrt, feyerte er 10. May 1838 sein, mit dem der Professur fast zusammen fallendes, funfzigjähriges Doctorjubiläum, bey welcher Gelegenheit seine bleibenden Verdienste um die Rechtswissenschaft auf eine auch für das nichtjuristische Publicum verständliche Weise, besonders durch von Savigny in dessen Aufsatz 'Der zehnte May 1788' (Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd 9. S. 421 flg.) besprochen sind. Sein Tod, obgleich, wie bey so hohem Alter na-

türlich, häufig bedacht, kam dennoch unerwartet und machte einen um ſo ſchmerzlicheren Eindruck.

Paris.

Schluß der Anzeige: 'Histoire du règne de Louis XVI., pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française, par Joseph Droz.'

Mit beſonderem Intereſſe folgt man den Mittheilungen über Mirabeau, den Entzifferungen dieſes pſychologiſchen Räthſels, des Mannes, der mit der Gewalt des Zaubers die National-Verſammlung lenkte, unbekümmert um die Parteyen, ſeine ganze Macht nur in dem Gewicht ſeines Geiſtes erkennend. Schon nach der folgenreichen Sitzung des 23. Junius wollte Mirabeau der Bewegung ein Ziel ſetzen, damit die nächſten und nothwendigſten Geſetze einer reiflichen Berathung unterzogen werden könnten. In dieſer Beziehung hielt er (27. Junius) die in ihrer Bedeutſamkeit nicht immer gehörig gewürdigte Rede, in der er die Deputierten bittet, de sauver le peuple des excès que pourrait produire l'ivresse d'un zèle furieux. Aber die Perſönlichkeit erlaubte den Anſchluß der gemäßigten, mit Redlichkeit ſtrebenden Partey unter den Volksvertretern nicht. Das erbitterte den Grafen; zu herrſchen war ihm Nothwendigkeit, und ſo ſehen wir ihn dem Hofe ſich nähern, in der Ueberzeugung, daß ihm ein Portefeuille nicht entgehen könne. 'Lorsqu'on rapproche, heißt es hier, les rares qualités et les vices honteux de cet être extraordinaire, il se présente à l'imagination comme une espèce de centaure. L'état de gêne où, tant de fois, il s'était vu réduit par ses désordres, et par la sévérité de son

père, l'avait rendu étranger à toute délicatesse sur les moyens de se procurer de l'argent. Il se croyait probe s'il n'en recevait que pour exécuter ce qui était conforme à ses opinions; et jamais il ne pensait être lié par un engagement qui cessait de convenir à son but.' Wie Mirabeau, so sind Duport, Barnave, Alexander Lameth und besonders der edle Mounier, dessen Brochüre (Considérations sur le gouvernement, et particulièrement sur celui qui convient à la France) als die beste der im Jahre 1789 erschienenen bezeichnet wird, wahr und lebendig, ohne überflüssiges Auftragen von Farben, gezeichnet.

Was die Ansicht des Verfs über die Zeit anbelangt, in welcher der Revolution hätte ein Ziel gesetzt werden können, über die Mittel, deren man sich zu diesem Zwecke hätte bedienen müssen, so sind dieselben mit allen Einzelnheiten der Erzählung so enge verflochten, daß es schwer fällt, sie kurz und anschaulich zusammen zu stellen. Aber die Bemerkung kann Ref. nicht unterdrücken, daß, wenn es unstreitig Epochen gab, die zu der Annahme zu berechtigen scheinen, daß bey dem Zusammentreffen verschiedener glücklicher Umstände, durch eine verständige Benutzung der gebotenen Grundlage ein Ebnen der Bewegung hätte erfolgen können, andrerseits die Entwickelung derselben von tausend unberechenbaren Erscheinungen abhängen mußte, von dem ganzen Bereiche kleiner und großer Zwischenereignisse, die man so bequem mit dem Namen von Zufälligkeiten zu belegen pflegt und denen im voraus entgegen zu wirken menschlicher Einsicht nicht gestattet ist.

Hätte sich der Verf. mit Strenge an den Titel seines Werkes halten wollen, so hätte er dasselbe mit dem zweyten Bande schließen müssen, da hier,

wie er selbst erwähnt, die Erzählung von ihm bis zu dem Zeitpuncte (das Verwerfen des ersten Plans einer Constitution von Seiten der National-Versammlung) geführt ist, wo überall noch eine Gelegenheit geboten war, sich der Leitung der Revolution zu bemächtigen. Allerdings haben Viele der Möglichkeit dazu noch weiter hinaus Geltung geben wollen, sey es bis zum October, oder bis zum Eintritt der gesetzgebenden Versammlung, oder gar bis zu den Mordtagen des 9. und 10. August. Hiergegen protestiert der Verf. aufs Bestimmteste; seit die Worte eines Mounier, Lally Tolendal und anderer edlen und wahrhaft freysinnigen Männer ihr Gewicht verloren hatten, mußte die Zeit einer nicht mehr zu beherrschenden ungestümen Gewalt beginnen. Weil Frankreich, fährt er fort, die Mittel, welche ihm Gott zur Rettung bot, von der Hand wies, unterlag es dem Fluche. Um aber andrerseits dieselbe Frage noch einer zweyten, ausschließlich auf sie sich beschränkenden Prüfung zu unterziehen und zu untersuchen, ob noch in dem späteren Verlauf der ersten National-Versammlung eine Möglichkeit sich zeigte, die Bewegung zu überwachen und zu bemeistern, gibt der Verf. in dem dritten und letzten Bande eine Reihe von Forschungen, welche, besonders so weit sie sich auf Mirabeau erstrecken und diesen seltenen Mann im Zusammenhange beleuchten, hier noch übersichtlich mitgetheilt werden mögen. Wir bemerken hinsichtlich ihrer nur im Allgemeinen, daß in ihnen ein von Künstlerhand geschaffenes Bild des psychischen Lebens Mirabeaus enthalten ist, der von sich selbst sagte, er sey ein homme, dont on a tout dit excepté qu'il fût un sot und den außer ihm wohl nur der edle Forster so gründlich aufzufassen vermochte.

Es hätte jedes Mitglied der constituierenden Versammlung 1791 aus derselben ausscheiden können und der Gang der Begebenheiten würde derselbe geblieben seyn. Nur bey Mirabeau kann man, vermöge seines Talentes und seiner Charakterstärke, die Frage aufwerfen, ob er nicht im Stande gewesen wäre, dem Strome der Revolution eine andere Richtung anzuweisen. Während seiner politischen Laufbahn in der ersten National-Versammlung stellen sich verschiedene Phasen heraus. Anfangs zeigt er sich vom Verlangen nach Ruhm, nach Macht und Geld getrieben. Einsicht, Beredsamkeit, Kühnheit sichern ihm den Erfolg. Es würde sein Einfluß ein unbedingter gewesen seyn, hätte er sich der Achtung zu erfreuen gehabt. Aber sein schlechter Ruf scheuchte das Vertrauen zurück. Das fühlte er selbst und suchte deshalb den Verkehr mit unbescholtenen Männern, um sie von der Lauterkeit seiner Gesinnung zu überzeugen. Er bot den Ministern seine Unterstützung an, sobald ihr Streben auf gleiche Weise den Interessen des Throns und der Freyheit entsprechend sey. Man wies ihn ab, ohne daß er deshalb die Mäßigung aufgegeben hätte, wenn auch vorüber gehend Leidenschaft ihn erfaßte. Alle seine glänzenden Talente boten dem auf ihm lastenden Fluche des schlechten Rufes kein Gegengewicht. Daß sich die Mitdeputierten ihm nicht annäherten, ist begreiflich; nicht so, daß Necker und Montmorin seine Anerbietungen unberücksichtigt ließen. Was ihn tröstete, war das Bewußtseyn der in ihm wohnenden Kraft, die Ueberzeugung, daß er allein den Staat lenken könne; dazu aber bedurfte es der äußeren Macht und deshalb wollte er herrschen. Aus diesem Grunde ließ er sich in das Getriebe der Parteyen ein; er war selbst bereit, Orleans zur Er-

langung der Stelle eines lieutenant général behilflich zu seyn, weil er dessen Rath und Meister zu werden hofft.

Dieser Richtung folgte Mirabeau nur kurze Zeit; er trug noch einmahl dem Königthum seine Kräfte an und sah sich von der Königin abermahls mit Verachtung zurück gewiesen. Nun beschloß der tief Gekränkte, mit Gewalt zu erpressen, was man ihm abgeschlagen hatte. Er wollte die Unruhen nähren, da man ihm nicht erlaubt hatte, sie zu beseitigen, weil, wäre dieses jetzt geschehen, er dem Hofe völlig entbehrlich geworden seyn würde. Er ist wieder der Mann ohne Moral, der, obwohl er eine so hohe Meinung von der in ihm wohnenden Kraft hegt, das Verlangen nach Rache nicht beherrschen kann.

So finden wir Mirabeau in der zweyten Phase seines politischen Lebens als Parteymann wieder. Aber er ist kein gewöhnlicher Factiose. Fast alle, die in Revolutionen zu Macht gelangen wollen, sehen über die nächste Umgebung nicht hinaus; sie suchen nur die nahe liegenden Schwierigkeiten zu beseitigen, schmeicheln dem Haufen und befinden sich, wenn sie durch diesen gesiegt haben, in der Alternative, entweder nach Principien zu regieren, die nicht durchzuführen sind, oder durch Aufgeben der letzteren auch ihre Macht zu verlieren. Mirabeau aber dachte gleichzeitig an die Gewinnung und an die Sicherung der Gewalt und gab dem Volke immer nur bedingt nach. Von der gemäßigten Partey zurück gestoßen, hielt er die exaltierte in Entfernung und ging allein seinem Ziele entgegen, unbekümmert, wer ihn angreife, wer ihn unterstütze. Eine Partey wollte er nicht, weil sie ihn geniert haben würde. Nur durch Talent und Kraft wollte er die Versammlung fortreißen, den

Hof unterwerfen. Weil er der Ueberzeugung lebte, daß ihm ein Portefeuille nicht entgehen könne, sprach er, auf Kosten seiner Popularität, für Necker, um das Ministerium nicht jeder Stütze zu berauben.

Der allgemein verbreitete Glaube, daß Mirabeau an den Octoberunruhen (Zug nach Versailles) Antheil gehabt habe, findet bey gründlicher Untersuchung keine Bestätigung, obwohl Mounier in seinem Appel au tribunal de l'opinion publique — der besten Schrift über jene Begebenheiten — auf Mirabeau hinweist. Aber Mounier schrieb unmittelbar nach den Ereignissen und zwar in einer Aufregung, die ein scharfes Sondern von Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit nicht zugibt. Mallet Dupan, der Freund Mouniers, erklärt, daß er nach langem und peinlichem Forschen über die geheimen Lenker am 6. October die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Mirabeau nicht unter die Zahl derselben zu setzen sey. Eben so spricht Bertrand de Molleville, der entschiedene Gegner des Grafen; auch Lafayette hegte gegen letzteren keinen Verdacht, als er das Exil des Herzogs von Orleans betrieb. Aber dieses genügt dem Verf. nicht; er geht auf die Protocolle der Untersuchung im Châtelet zurück und erweist aus ihnen, daß Mirabeau auf keinerley Weise an dieser Bewegung Theil genommen habe. War es doch der Deputierte von Aix, der die in die National-Versammlung zu Versailles eingedrungenen Weiber gebieterisch zur Ruhe verwies.

Mitunter fand eine Annäherung zwischen Mirabeau und Lafayette Statt, eine Einigung nie; letzterer verachtete die Persönlichkeit Mirabeaus eben so sehr, als er dessen Talente bewunderte; Mirabeau dagegen sprach Lafayette jede politische Capa-

citât ab und fühlte sich getroffen, so oft er von dessen Unbescholtenheit, von dessen Mangel jeglichen Interesses reden hörte. Beide waren aufrichtige Freunde der Freyheit, aber zwischen ihnen war eine unausfüllbare Kluft. Mirabeau sah in dem Schüler Washingtons nur einen unpractischen Träumer, Lafayette in Mirabeau immer nur den Egoisten; dieser erkannte in den Schöpfungen der constituierenden Versammlung stäts nur einen Uebergang, ein Provisorium; jener hing mit Begeisterung an diesen Schöpfungen, in denen er sein Hoffen erfüllt sah. Dazu kam, daß der Eine der mächtigste Mann im Staate war, der Andere es werden wollte. Zwischen beiden Männern hatte der König die Wahl und man versteht, wie er nicht schwanken konnte. Lafayette hatte mit Duport, Alexander Lameth und Barnave geraume Zeit im Einverständnisse gelebt, dann sich von ihnen zurück gezogen. Es zeigte sich auch hier, wie viel leichter es sey, über den Beginn einer Revolution die Ansichten zu theilen, als über den Augenblick, wo ihr Schranken zu setzen seyen. Jene drey Männer liebten Lafayette nicht und verabscheuten Mirabeau, den Riesen der Revolution, dem der Weg zur Gewalt offen stand.

Noch einmahl versuchte der Graf, in seinem und in Frankreichs Interesse, sich dem Hofe zu nähern. 'Cest un âne rétif, qu'on ne peut monter qu'avec beaucoup de ménagemens' sagte er von der National-Versammlung in seinem interessanten Gespräche mit Montmorin. Er will eine unmittelbare Coalition zwischen dem Könige und dem Volke. Aber diese kann nicht in Paris erfolgen. Er verlangt Garantien für die dem Volke zugestandenen Rechte, aber zugleich Schranken für die Anarchie und eine wahrhaft monarchische Stellung für Lud-

wig XVI. Dahin zu gelangen, dürfe der König um Alles nicht an Flucht nach der Grenze denken, noch an einen Aufruf an den Adel; letzterer existiere nicht mehr, erstere stehe einer Abdication gleich. Nur in und mit der National-Versammlung könne der König zur wahren Freyheit gelangen; jeder andere Weg müsse zum Ausbruche des Bürgerkrieges führen. Dagegen möge der König sich nach dem loyalen Rouen begeben. Dann würden ihm die Normandie, Bretagne und Anjou gehören. Hier solle er die Erklärung abgeben, daß ihm in Versailles Gewalt angethan, daß er in Paris nicht frey gewesen sey. Alsdann werde ihm leicht werden, die durch die Constitution ihm zugebilligten politischen Rechte wieder zu erlangen, wenn er die zu Gunsten des Volkes erlassenen Decrete von Neuem sanctioniere. Hierauf möge er die National-Versammlung zu sich entbieten und neue Wahlen ausschreiben, um durch eine zweyte Versammlung die Beschlüsse der ersten zu bestätigen und nach Befinden zu modificieren.

Aehnlich spricht sich Mirabeau in seinem an den Grafen von Provence gerichteten Gutachten aus; er will nichts von der errungenen Freyheit schwinden lassen, aber Alles daran setzen, um einer Anarchie zu wehren. Durch Provence trat der König mit Mirabeau in Unterhandlung und versprach ihm Geld und Staatsdienst. Der Verf. gesteht, daß er aus äußeren und inneren Gründen lange an der Echtheit des hierauf bezüglichen Actenstückes gezweifelt habe, bis ihm das Brouillon desselben, von Mirabeaus Hand geschrieben und corrigiert, und ein hierauf bezügliches Originalschreiben Provences zu Gesicht gekommen sey. Es ist bekannt, daß dieser Vertrag nicht zur Ausführung kam, zu-

nächst wohl weil man Bedenken trug, sich einem Mirabeau in die Arme zu werfen.

Nachdem der Verf. hierauf in einer eigenen Abhandlung die principales actes de l'assemblée vom Ende Septembers 1789 bis zur Mitte Aprils 1790 erörtert hat, wendet er sich zu den Plänen Mirabeaus zurück. Erfolge auf der Tribüne entschädigten diesen für wiederholte Teuschungen. Als alle Parteyen ihn zurück gestoßen hatten, keine ihn als Stütze wollte, wartete er im stolzen Schweigen auf die Zeit, daß der Hof ihm werde entgegen kommen müssen. Graf Mercy, der Gesandte Oestreichs, war der Erste, welcher von ihm Rettung für den wankenden Thron erwartete. Im Anfange des Merz 1790 sprach er sich darüber gegen die Königin aus, fand hier Gehör und gewann den Grafen Lamarck zum Vermittler. Nun wiederholte Mirabeau, daß der Thron nur durch eine Constitution geschützt werden könne, daß er selbst gegen das alte Regiment und die absolute Gewalt mit allen ihm verliehenen Mitteln ankämpfen werde. Zeigte sich der König hiermit einverstanden, so ging Mirabeau weiter, verlangte unbedingtes Vertrauen, auf eine Weise, die ihm das Ministerium erschlossen haben würde. Das aber stimmte nicht zu den Ansichten Ludwigs XVI.; er wollte nur Rathschläge von Mirabeau und daß derselbe innerhalb und außerhalb der National-Versammlung die Sache des Königthums vertheidige. Doch zwang endlich die wachsende Noth den König zur Nachgiebigkeit und im May fanden zu St. Cloud die bekannten Besprechungen Mirabeaus mit der Königin Statt. 'La reine, sagte damahls der Letztere, est le seul homme, que le roi ait près de lui.' Aber ihm fehlte die Gelegenheit, die Königin oft zu sprechen; schriftliche

Mittheilungen konnten hier nicht ausreichen, er konnte durch sie die Unentschlossenheit und das Mistrauen des Hofes nicht beseitigen. Daß er damahls Geld vom Könige erhielt, ist ausgemacht und man streitet nur über die Größe der Summen. Was die von Vielen angegebene heimliche Zusammenkunft Mirabeaus mit dem Könige anbelangt, so wagt der Verf. nicht, sich unbedingt dagegen auszusprechen, obgleich er die Wahrheit der Angabe in Zweifel zieht. Gewis ist, daß die Persönlichkeit Ludwigs XVI., der auf alle Pläne hörte, ohne sich einem derselben unbedingt zu ergeben, auch hier den Erfolg vereitelte. 43 Noten, welche Mirabeau an den König richtete und die vom Grafen Lamarck aufbewahrt sind, geben, obwohl man sich ihrer nur mit Vorsicht bedienen darf, interessante Aufschlüsse über diesen Gegenstand.

Nachdem der Verf. hierauf den Bewegungen im Innern Frankreichs und den Berathungen der National-Versammlung einen eigenen Abschnitt seiner Untersuchungen eingeräumt hat, faßt er (S. 307 flg.) Mirabeau wieder auf.

Hier begegnen wir Mirabeau auf dem Präsidentenstuhl der National-Versammlung, fortwährend beflissen, dem Könige mit neuen Vorschlägen zur Bekämpfung seiner heftigsten Widersacher zu dienen. Die Stände sollen aufgelöst werden und die Verfassung, nach voran gegangenen neuen Wahlen, einer Revision unterliegen, dergestalt daß eine Bildung von zwey Kammern erfolge, dem Könige das absolute veto und das Recht, die Stände zu vertagen und aufzulösen, die volle Ausübung der vollziehenden Gewalt (mit verantwortlichen Ministern) und der Oberbefehl über die Nationalgarden zustehe. Sodann sollen nur Grundbesitzer zu Deputierten gewählt werden dürfen, ein Drittel der

Güter der Geistlichkeit zum Besten des Staates verwendet, die Aufhebung der Vorrechte der beiden ersten Stände und aller dem Volke lästigen Privilegien unwiderruflich bestätigt werden. Dieses zu erreichen, solle man durch Agenten und eine in jedem Departement zu bildende geheime Commission die Wahlen leiten, die heftigsten Zeitschriften nach und nach gewinnen oder unterdrücken, und vor allen Dingen Mirabeau von der Tribüne herab seine Thätigkeit entfalten.

Bey einer Beleuchtung dieser Vorschläge hält sich der Verf. vornehmlich an die oben genannten handschriftlichen Memoiren von Malouet.

Mirabeaus Thätigkeit blieb sich gleich auch als er den Tod nahen fühlte. Er konnte mit tiefer Reue auf sein vergangenes Leben zurück blicken, konnte, wenn er das Mistrauen der Beßern nie völlig zu verscheuchen vermochte, voll Schmerz ausrufen: 'Je paie bien cher les fautes de ma jeunesse!' aber den Ausschweifungen entsagen, das konnte er nicht. Immer entschiedener trat er der Bewegungspartey entgegen; der Geist blieb stark, als der Körper zerfiel. Daß unter den damahligen Umständen er das Königthum noch habe retten können, glaubt der Verf. in Abrede stellen zu müssen. 'Selon toutes les probabilités, schließt er, Mirabeau est mort à propos pour sa gloire.'

Die beiden letzten Abschnitte beschäftigen sich mit den Ereignissen, welche der Revision der Constitution voran gingen und mit dieser Revision selbst. Der Verf. kann hinsichtlich seines Urtheils über die constituierende Versammlung im Verhältnis zu den beiden nachfolgenden nicht schwanken; aber er gesteht eben so offen, daß erstere nous a donné l'assemblée législative et la convention,

en ne sachant pas réprimer la licence et fonder des lois durables. Hav.

Berlin,

bey Enslin 1844. Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik. Ein Handbuch für Kaufleute, Fabrikanten und Staatsmänner; auch Grundlage öffentlicher Vorträge in gewerblichen Lehranstalten, so wie zu handelspolitischen und volkswirthschaftlichen Besprechungen. Zunächst für die Königl. Handels-Lehranstalt zu Berlin. Vom Dr Freyherrn Friedrich Wilh. von Reden. XX und 1062 S. in Octav.

Es kann nicht Zweck dieser Anzeige seyn, auf das vorliegende unstreitig sehr beachtenswerthe Werk erst aufmerksam zu machen, da dasselbe in der That ein so echt 'zeitgemäßes' und als solches schon in vielen Blättern bezeichnet und empfohlen worden, daß es sich ohne Zweifel schon gegenwärtig in den Händen von Hunderten befindet, von denen auch wohl Keiner es, ohne mancherley Belehrung und Anregung darin gefunden zu haben, aus der Hand gelegt haben wird. Auch ist Ref. weit davon entfernt der Verbreitung dieses Werkes irgend etwas in den Weg legen zu wollen. Denn sicherlich kann keiner als er selbst williger seyn das große Verdienst, welches der Hr Verf. sich durch diese Arbeit um die Verbreitung gediegener und wichtiger statistischer Kenntnisse erworben hat, anzuerkennen und einzelne Schwächen und Mängel, von denen ein Werk solchen Inhalts und solcher Manigfaltigkeit nimmer frey seyn kann, zu begreifen und zu entschuldigen. Deshalb würde Ref. gewis auch das Buch seinem ohne Zweifel günstigen Schicksale frey überlassen haben, wenn er nicht eben in der

wie er selbst erwähnt, die Erzählung von ihm bis zu dem Zeitpuncte (das Verwerfen des ersten Plans einer Constitution von Seiten der National-Versammlung) geführt ist, wo überall noch eine Gelegenheit geboten war, sich der Leitung der Revolution zu bemächtigen. Allerdings haben Viele der Möglichkeit dazu noch weiter hinaus Geltung geben wollen, sey es bis zum October, oder bis zum Eintritt der gesetzgebenden Versammlung, oder gar bis zu den Mordtagen des 9. und 10. August. Hiergegen protestiert der Verf. aufs Bestimmteste; seit die Worte eines Mounier, Lally Tolendal und anderer edlen und wahrhaft freysinnigen Männer ihr Gewicht verloren hatten, mußte die Zeit einer nicht mehr zu beherrschenden ungestümen Gewalt beginnen. Weil Frankreich, fährt er fort, die Mittel, welche ihm Gott zur Rettung bot, von der Hand wies, unterlag es dem Fluche. Um aber andrerseits dieselbe Frage noch einer zweyten, ausschließlich auf sie sich beschränkenden Prüfung zu unterziehen und zu untersuchen, ob noch in dem späteren Verlauf der ersten National-Versammlung eine Möglichkeit sich zeigte, die Bewegung zu überwachen und zu bemeistern, gibt der Verf. in dem dritten und letzten Bande eine Reihe von Forschungen, welche, besonders so weit sie sich auf Mirabeau erstrecken und diesen seltenen Mann im Zusammenhange beleuchten, hier noch übersichtlich mitgetheilt werden mögen. Wir bemerken hinsichtlich ihrer nur im Allgemeinen, daß in ihnen ein von Künstlerhand geschaffenes Bild des psychischen Lebens Mirabeaus enthalten ist, der von sich selbst sagte, er sey ein homme, dont on a tout dit excepté qu'il fût un sot und den außer ihm wohl nur der edle Forster so gründlich aufzufassen vermochte.

Es hätte jedes Mitglied der constituierenden Versammlung 1791 aus derselben ausscheiden können und der Gang der Begebenheiten würde derselbe geblieben seyn. Nur bey Mirabeau kann man, vermöge seines Talentes und seiner Charakterstärke, die Frage aufwerfen, ob er nicht im Stande gewesen wäre, dem Strome der Revolution eine andere Richtung anzuweisen. Während seiner politischen Laufbahn in der ersten National-Versammlung stellen sich verschiedene Phasen heraus. Anfangs zeigt er sich vom Verlangen nach Ruhm, nach Macht und Geld getrieben. Einsicht, Beredsamkeit, Kühnheit sichern ihm den Erfolg. Es würde sein Einfluß ein unbedingter gewesen seyn, hätte er sich der Achtung zu erfreuen gehabt. Aber sein schlechter Ruf scheuchte das Vertrauen zurück. Das fühlte er selbst und suchte deshalb den Verkehr mit unbescholtenen Männern, um sie von der Lauterkeit seiner Gesinnung zu überzeugen. Er bot den Ministern seine Unterstützung an, sobald ihr Streben auf gleiche Weise den Interessen des Throns und der Freyheit entsprechend sey. Man wies ihn ab, ohne daß er deshalb die Mäßigung aufgegeben hätte, wenn auch vorüber gehend Leidenschaft ihn erfaßte. Alle seine glänzenden Talente boten dem auf ihm lastenden Fluche des schlechten Rufes kein Gegengewicht. Daß sich die Mitdeputierten ihm nicht annäherten, ist begreiflich; nicht so, daß Necker und Montmorin seine Anerbietungen unberücksichtigt ließen. Was ihn tröstete, war das Bewußtseyn der in ihm wohnenden Kraft, die Ueberzeugung, daß er allein den Staat lenken könne; dazu aber bedurfte es der äußeren Macht und deshalb wollte er herrschen. Aus diesem Grunde ließ er sich in das Getriebe der Parteyen ein; er war selbst bereit, Orleans zur Er-

langung der Stelle eines lieutenant général behilflich zu seyn, weil er dessen Rath und Meister zu werden hofft.

Dieser Richtung folgte Mirabeau nur kurze Zeit; er trug noch einmahl dem Königthum seine Kräfte an und sah sich von der Königin abermahls mit Verachtung zurück gewiesen. Nun beschloß der tief Gekränkte, mit Gewalt zu erpressen, was man ihm abgeschlagen hatte. Er wollte die Unruhen nähren, da man ihm nicht erlaubt hatte, sie zu beseitigen, weil, wäre dieses jetzt geschehen, er dem Hofe völlig entbehrlich geworden seyn würde. Er ist wieder der Mann ohne Moral, der, obwohl er eine so hohe Meinung von der in ihm wohnenden Kraft hegt, das Verlangen nach Rache nicht beherrschen kann.

So finden wir Mirabeau in der zweyten Phase seines politischen Lebens als Parteymann wieder. Aber er ist kein gewöhnlicher Factiose. Fast alle, die in Revolutionen zu Macht gelangen wollen, sehen über die nächste Umgebung nicht hinaus; sie suchen nur die nahe liegenden Schwierigkeiten zu beseitigen, schmeicheln dem Haufen und befinden sich, wenn sie durch diesen gesiegt haben, in der Alternative, entweder nach Principien zu regieren, die nicht durchzuführen sind, oder durch Aufgeben der letzteren auch ihre Macht zu verlieren. Mirabeau aber dachte gleichzeitig an die Gewinnung und an die Sicherung der Gewalt und gab dem Volke immer nur bedingt nach. Von der gemäßigten Partey zurück gestoßen, hielt er die exaltierte in Entfernung und ging allein seinem Ziele entgegen, unbekümmert, wer ihn angreife, wer ihn unterstütze. Eine Partey wollte er nicht, weil sie ihn geniert haben würde. Nur durch Talent und Kraft wollte er die Versammlung fortreißen, den

Hof unterwerfen. Weil er der Ueberzeugung lebte, daß ihm ein Portefeuille nicht entgehen könne, sprach er, auf Kosten seiner Popularität, für Necker, um das Ministerium nicht jeder Stütze zu berauben.

Der allgemein verbreitete Glaube, daß Mirabeau an den Octoberunruhen (Zug nach Versailles) Antheil gehabt habe, findet bey gründlicher Untersuchung keine Bestätigung, obwohl Mounier in seinem Appel au tribunal de l'opinion publique — der besten Schrift über jene Begebenheiten — auf Mirabeau hinweist. Aber Mounier schrieb unmittelbar nach den Ereignissen und zwar in einer Aufregung, die ein scharfes Sondern von Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit nicht zugibt. Mallet Dupan, der Freund Mouniers, erklärt, daß er nach langem und peinlichem Forschen über die geheimen Lenker am 6. October die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Mirabeau nicht unter die Zahl derselben zu setzen sey. Eben so spricht Bertrand de Molleville, der entschiedene Gegner des Grafen; auch Lafayette hegte gegen letzteren keinen Verdacht, als er das Exil des Herzogs von Orleans betrieb. Aber dieses genügt dem Verf. nicht; er geht auf die Protocolle der Untersuchung im Châtelet zurück und erweist aus ihnen, daß Mirabeau auf keinerley Weise an dieser Bewegung Theil genommen habe. War es doch der Deputierte von Aix, der die in die National-Versammlung zu Versailles eingedrungenen Weiber gebieterisch zur Ruhe verwies.

Mitunter fand eine Annäherung zwischen Mirabeau und Lafayette Statt, eine Einigung nie; letzterer verachtete die Persönlichkeit Mirabeaus eben so sehr, als er dessen Talente bewunderte; Mirabeau dagegen sprach Lafayette jede politische Capa-

cität ab und fühlte sich getroffen, so oft er von dessen Unbescholtenheit, von dessen Mangel jeglichen Interesses reden hörte. Beide waren aufrichtige Freunde der Freyheit, aber zwischen ihnen war eine unausfüllbare Kluft. Mirabeau sah in dem Schüler Washingtons nur einen unpractischen Träumer, Lafayette in Mirabeau immer nur den Egoisten; dieser erkannte in den Schöpfungen der constituierenden Versammlung stäts nur einen Uebergang, ein Provisorium; jener hing mit Begeisterung an diesen Schöpfungen, in denen er sein Hoffen erfüllt sah. Dazu kam, daß der Eine der mächtigste Mann im Staate war, der Andere es werden wollte. Zwischen beiden Männern hatte der König die Wahl und man versteht, wie er nicht schwanken konnte. Lafayette hatte mit Duport, Alexander Lameth und Barnave geraume Zeit im Einverständnisse gelebt, dann sich von ihnen zurück gezogen. Es zeigte sich auch hier, wie viel leichter es sey, über den Beginn einer Revolution die Ansichten zu theilen, als über den Augenblick, wo ihr Schranken zu setzen seyen. Jene drey Männer liebten Lafayette nicht und verabscheuten Mirabeau, den Riesen der Revolution, dem der Weg zur Gewalt offen stand.

Noch einmahl versuchte der Graf, in seinem und in Frankreichs Interesse, sich dem Hofe zu nähern. 'Cest un âne rétif, qu'on ne peut monter qu'avec beaucoup de ménagemens' sagte er von der National-Versammlung in seinem interessanten Gespräche mit Montmorin. Er will eine unmittelbare Coalition zwischen dem Könige und dem Volke. Aber diese kann nicht in Paris erfolgen. Er verlangt Garantien für die dem Volke zugestandenen Rechte, aber zugleich Schranken für die Anarchie und eine wahrhaft monarchische Stellung für Lud-

wig XVI. Dahin zu gelangen, dürfe der König um Alles nicht an Flucht nach der Grenze denken, noch an einen Aufruf an den Adel; letzterer existiere nicht mehr, erstere stehe einer Abdication gleich. Nur in und mit der National-Versammlung könne der König zur wahren Freyheit gelangen; jeder andere Weg müsse zum Ausbruche des Bürgerkrieges führen. Dagegen möge der König sich nach dem loyalen Rouen begeben. Dann würden ihm die Normandie, Bretagne und Anjou gehören. Hier solle er die Erklärung abgeben, daß ihm in Versailles Gewalt angethan, daß er in Paris nicht frey gewesen sey. Alsdann werde ihm leicht werden, die durch die Constitution ihm zugebilligten politischen Rechte wieder zu erlangen, wenn er die zu Gunsten des Volkes erlassenen Decrete von Neuem sanctioniere. Hierauf möge er die National-Versammlung zu sich entbieten und neue Wahlen ausschreiben, um durch eine zweyte Versammlung die Beschlüsse der ersten zu bestätigen und nach Befinden zu modificieren.

Aehnlich spricht sich Mirabeau in seinem an den Grafen von Provence gerichteten Gutachten aus; er will nichts von der errungenen Freyheit schwinden lassen, aber Alles daran setzen, um einer Anarchie zu wehren. Durch Provence trat der König mit Mirabeau in Unterhandlung und versprach ihm Geld und Staatsdienst. Der Verf. gesteht, daß er aus äußeren und inneren Gründen lange an der Echtheit des hierauf bezüglichen Actenstückes gezweifelt habe, bis ihm das Brouillon desselben, von Mirabeaus Hand geschrieben und corrigiert, und ein hierauf bezügliches Originalschreiben Provences zu Gesicht gekommen sey. Es ist bekannt, daß dieser Vertrag nicht zur Ausführung kam, zu-

nächſt wohl weil man Bedenken trug, ſich einem Mirabeau in die Arme zu werfen.

Nachdem der Verf. hierauf in einer eigenen Abhandlung die principales actes de l'assemblée vom Ende Septembers 1789 bis zur Mitte Aprils 1790 erörtert hat, wendet er ſich zu den Plänen Mirabeaus zurück. Erfolge auf der Tribüne entſchädigten dieſen für wiederholte Teuſchungen. Als alle Parteyen ihn zurück geſtoßen hatten, keine ihn als Stütze wollte, wartete er im ſtolzen Schweigen auf die Zeit, daß der Hof ihm werde entgegen kommen müſſen. Graf Mercy, der Geſandte Oeſtreichs, war der Erſte, welcher von ihm Rettung für den wankenden Thron erwartete. Im Anfange des Merz 1790 ſprach er ſich darüber gegen die Königin aus, fand hier Gehör und gewann den Grafen Lamarck zum Vermittler. Nun wiederholte Mirabeau, daß der Thron nur durch eine Conſtitution geſchützt werden könne, daß er ſelbſt gegen das alte Regiment und die abſolute Gewalt mit allen ihm verliehenen Mitteln ankämpfen werde. Zeigte ſich der König hiermit einverſtanden, ſo ging Mirabeau weiter, verlangte unbedingtes Vertrauen, auf eine Weiſe, die ihm das Miniſterium erſchloſſen haben würde. Das aber ſtimmte nicht zu den Anſichten Ludwigs XVI.; er wollte nur Rathſchläge von Mirabeau und daß derſelbe innerhalb und außerhalb der National-Verſammlung die Sache des Königthums vertheidige. Doch zwang endlich die wachſende Noth den König zur Nachgiebigkeit und im May fanden zu St. Cloud die bekannten Beſprechungen Mirabeaus mit der Königin Statt. 'La reine, ſagte damahls der Letztere, est le seul homme, que le roi ait près de lui.' Aber ihm fehlte die Gelegenheit, die Königin oft zu ſprechen; ſchriftliche

Mittheilungen konnten hier nicht ausreichen, er konnte durch sie die Unentschlossenheit und das Mistrauen des Hofes nicht beseitigen. Daß er damahls Geld vom Könige erhielt, ist ausgemacht und man streitet nur über die Größe der Summen. Was die von Vielen angegebene heimliche Zusammenkunft Mirabeaus mit dem Könige anbelangt, so wagt der Verf. nicht, sich unbedingt dagegen auszusprechen, obgleich er die Wahrheit der Angabe in Zweifel zieht. Gewis ist, daß die Persönlichkeit Ludwigs XVI., der auf alle Pläne hörte, ohne sich einem derselben unbedingt zu ergeben, auch hier den Erfolg vereitelte. 43 Noten, welche Mirabeau an den König richtete und die vom Grafen Lamarck aufbewahrt sind, geben, obwohl man sich ihrer nur mit Vorsicht bedienen darf, interessante Aufschlüsse über diesen Gegenstand.

Nachdem der Verf. hierauf den Bewegungen im Innern Frankreichs und den Berathungen der National-Versammlung einen eigenen Abschnitt seiner Untersuchungen eingeräumt hat, faßt er (S. 307 flg.) Mirabeau wieder auf.

Hier begegnen wir Mirabeau auf dem Präsidentenstuhl der National-Versammlung, fortwährend beflissen, dem Könige mit neuen Vorschlägen zur Bekämpfung seiner heftigsten Widersacher zu dienen. Die Stände sollen aufgelöst werden und die Verfassung, nach voran gegangenen neuen Wahlen, einer Revision unterliegen, dergestalt daß eine Bildung von zwey Kammern erfolge, dem Könige das absolute veto und das Recht, die Stände zu vertagen und aufzulösen, die volle Ausübung der vollziehenden Gewalt (mit verantwortlichen Ministern) und der Oberbefehl über die Nationalgarden zustehe. Sodann sollen nur Grundbesitzer zu Deputierten gewählt werden dürfen, ein Drittel der

Güter der Geistlichkeit zum Besten des Staates verwendet, die Aufhebung der Vorrechte der beiden ersten Stände und aller dem Volke lästigen Privilegien unwiderruflich bestätigt werden. Dieses zu erreichen, solle man durch Agenten und eine in jedem Departement zu bildende geheime Commission die Wahlen leiten, die heftigsten Zeitschriften nach und nach gewinnen oder unterdrücken, und vor allen Dingen Mirabeau von der Tribüne herab seine Thätigkeit entfalten.

Bey einer Beleuchtung dieser Vorschläge hält sich der Verf. vornehmlich an die oben genannten handschriftlichen Memoiren von Malouet.

Mirabeaus Thätigkeit blieb sich gleich auch als er den Tod nahen fühlte. Er konnte mit tiefer Reue auf sein vergangenes Leben zurück blicken, konnte, wenn er das Mistrauen der Beßern nie völlig zu verscheuchen vermochte, voll Schmerz ausrufen: ‘Je paie bien cher les fautes de ma jeunesse!’ aber den Ausschweifungen entsagen, das konnte er nicht. Immer entschiedener trat er der Bewegungspartey entgegen; der Geist blieb stark, als der Körper zerfiel. Daß unter den damahligen Umständen er das Königthum noch habe retten können, glaubt der Verf. in Abrede stellen zu müssen. ‘Selon toutes les probabilités, schließt er, Mirabeau est mort à propos pour sa gloire.’

Die beiden letzten Abschnitte beschäftigen sich mit den Ereignissen, welche der Revision der Constitution voran gingen und mit dieser Revision selbst. Der Verf. kann hinsichtlich seines Urtheils über die constituierende Versammlung im Verhältnis zu den beiden nachfolgenden nicht schwanken; aber er gesteht eben so offen, daß erstere nous a donné l'assemblée législative et la convention,

en ne sachant pas réprimer la licence et fonder des lois durables. Hav.

Berlin,

bey Enslin 1844. Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik. Ein Handbuch für Kaufleute, Fabrikanten und Staatsmänner; auch Grundlage öffentlicher Vorträge in gewerblichen Lehranstalten, so wie zu handelspolitischen und volkswirthschaftlichen Besprechungen. Zunächst für die Königl. Handels-Lehranstalt zu Berlin. Vom Dr Freyherrn Friedrich Wilh. von Reden. XX und 1062 S. in Octav.

Es kann nicht Zweck dieser Anzeige seyn, auf das vorliegende unstreitig sehr beachtenswerthe Werk erst aufmerksam zu machen, da dasselbe in der That ein so echt 'zeitgemäßes' und als solches schon in vielen Blättern bezeichnet und empfohlen worden, daß es sich ohne Zweifel schon gegenwärtig in den Händen von Hunderten befindet, von denen auch wohl Keiner es, ohne mancherley Belehrung und Anregung darin gefunden zu haben, aus der Hand gelegt haben wird. Auch ist Ref. weit davon entfernt der Verbreitung dieses Werkes irgend etwas in den Weg legen zu wollen. Denn sicherlich kann keiner als er selbst williger seyn das große Verdienst, welches der Hr Verf. sich durch diese Arbeit um die Verbreitung gediegener und wichtiger statistischer Kenntnisse erworben hat, anzuerkennen und einzelne Schwächen und Mängel, von denen ein Werk solchen Inhalts und solcher Manigfaltigkeit nimmer frey seyn kann, zu begreifen und zu entschuldigen. Deshalb würde Ref. gewis auch das Buch seinem ohne Zweifel günstigen Schicksale frey überlassen haben, wenn er nicht eben in der

großen Wichtigkeit dieses Werkes für sich die Verpflichtung sähe, dasselbe, mehr abgesehen von seiner leicht zu erkennenden practischen Bedeutung, auch wissenschaftlich etwas näher ins Auge zu fassen, als es von solchen Beurtheilern geschehen konnte, welche, wie es leicht möglich war, von der Fülle der darin mitgetheilten Belehrung fast frappiert worden sind. Herr von Reden nennt sein Werk eine 'vergleichende Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik' und sagt dann in seiner Vorrede, daß es eine solche bisher noch in keiner Sprache gegeben habe. Dies ist vollkommen wahr und somit gewinnt das Werk als ein Werk einzig in seiner Art allerdings eine Bedeutung besonderer Art. Wir wollen hier nur daran denken, daß das Buch gewis das Muster für viele Bücher ähnlicher Tendenz werden wird, und deshalb ist auch der Gelehrte, in Betracht der großen Wichtigkeit solcher statistischer Werke und ihres besonderen Einflusses auf die wissenschaftliche Ausbildung der Geographie und Statistik gewissermaßen verpflichtet zu untersuchen und darzulegen, in wie fern die Arbeit des Hrn von Reden dem hohen Zwecke, den er sich vorgesetzt hat, genügt und in wie weit es Nachahmern zum Vorbilde und zum Leiter dienen kann.

Fragt man zunächst, wie es bey einem Werke dieser Art nöthig erscheint, nach der Qualification des Verfs, so muß die Antwort in so fern für denselben sehr günstig ausfallen, als Reichthum des Materials ein Haupterfordernis für statistische Werke dieser Art ist. Herr von Reden ist längst als sehr thätiger Statistiker und Geschichtsmann bekannt. Hier zu Lande werden Viele dankbar sich seiner erinnern in seiner Thätigkeit als General-Secretär des Gewerbevereins und als

Verfasser der Statistik des Königreichs Hannover, eines Werkes, welches ohne Frage, einzelner Mängel unerachtet, ein für Hannover sehr wichtiges Werk ist, und welches es gewis bedauern macht, daß Hr von Reden in neuerer Zeit die bisher seinem Vaterlande zugewendete Thätigkeit und die damit zusammen hängenden Arbeiten gegen neue jenen in mehrfacher Beziehung sehr entgegen gesetzte vertauscht hat (z. B. seine Statistik von Hannover ist dem Kronprinzen von Hannover, sein vorliegendes Werk den zum deutschen Handels- und Zoll-Vereine verbundenen Regierungen dedicirt). Besonders aber in neuester Zeit hat unser Verf. eine enorme schriftstellerische Thätigkeit entwickelt. So hat derselbe im vergangenen Jahre (1843) außer dem vorliegenden statistischen Werke (welches obgleich sein Titel die Jahrszahl 1844 trägt, doch schon im Novemb. 1843 die Presse verlassen hatte) 67 Bogen stark, noch zwey andere voluminöse statistische Werke, nämlich das Kaiserthum Rußland u. s. w. 39 Bogen, und die Eisenbahnen von Europa und Amerika 1ste Abtheilung 22 Bogen stark, im Ganzen also 129 Bogen in einem Jahre drucken lassen und respect. ausgearbeitet. Erwägt man nun hierbey, wie mühsam und auf einem wie weiten Felde das Material für statistische Werke dieser Art, an welchen noch dazu bis zum Abdruck der einzelnen Bogen immer fortgearbeitet werden muß, zusammen gesucht werden muß und daß Hr von Reden neben diesen Arbeiten noch Zeit übrig behalten für seine Geschäfte als Specialdirector der Berlin-Stettiner Eisenbahn und zu einer polemischen Schrift gegen die unglücklichen politischen Predigten des Dr Faber, einer sehr unerquicklichen Art der Thätigkeit, so muß man in der That erstaunen über die Energie dieses Mannes und ihn

in dieser Beziehung wohl vor vielen andern Statistikern befähigt erklären zu einer solchen Riesenarbeit wie die einer allgemeinen vergleichenden Handels- und Gewerbs-Statistik und Geographie. — Diesen bewunderungswürdigen Fleiß hat der Herr Verf. auch bey dem vorliegenden Werke aufs Neue glänzend bewährt. Es ist in der That Staunen erregend, welch eine Masse statistischen Details sich in diesem Werke zusammen gedrängt findet, und gerne glauben wir dem Hrn Verf., daß sie, wie derselbe in seiner Vorrede S. IX sagt, das Resultat eines 12jährigen Sammelfleißes sind. Auch würde unstreitig schon dieser Reichthum des zusammen gebrachten Materials das Buch, es möchte sonst noch so viele Mängel haben, zu einem sehr nützlichen und dankenswerthen machen. Indes geographisch-statistische Arbeiten, wie die vorliegende es seyn soll, müssen um ihren Zweck zu erfüllen nicht allein Niederlagen statistischer Notizen seyn, sie dürfen sogar nicht einmahl die Reichhaltigkeit des Materials in den Vordergrund stellen, ihre Hauptaufgabe ist vielmehr die einzelnen statistischen Angaben, zumahl die durch Zahlen ausgedrückten, ihrem relativen Werthe und ihrer Zuverlässigkeit nach hervor zu heben und sie mit stäter Berücksichtigung ihrer Wechselbeziehungen zu einander so zu gruppieren, daß sie eine möglichst vollkommene und treue Anschauung eines zwar gegliederten aber in sich doch organisch zusammen hängenden Ganzen, wie das Object einer vergleichenden Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik es doch ist, gewähren.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

Den 5. October 1844.

Berlin.

Schluß der Anzeige: 'Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik. Ein Handbuch für Kaufleute, Fabrikanten und Staatsmänner; auch Grundlage öffentlicher Vorträge in gewerblichen Lehranstalten, so wie zu handelspolitischen und volkswirthschaftlichen Besprechungen. Zunächst für die Königl. Handels-Lehranstalt zu Berlin. Vom Dr Freiherrn Friedr. Wilh. von Reden.'

Wie es für die allgemeine Erdkunde die vornehmste Aufgabe ist, die Erdoberfläche immer zugleich als den Grund und Boden alles Lebens und als das Feld zu betrachten, welches dem Menschen für seine Erkenntnis und für seine Thätigkeit angewiesen ist, so ist es für eine besondere Handels-Geographie u. s. w. das nothwendigste Erfordernis, Handel und Industrie in ihren natürlichen Wechselbeziehungen zur physischen Constitution und zur geographischen Stellung des Landes einerseits und zur Nationalität und geistigen Cultur des Volkes

andrerseits darzustellen. Hiernach ist aber eine allgemeine vergleichende Handels-Geographie u. s. w. allerdings eine sehr schwierige Aufgabe. Wir wollen sehen, wie weit der Hr Verf. sie gelöst hat und zu dem Ende, so weit es hier geschehen kann, genauer auf sein Buch eingehen.

Wenn Hr von Reden den Zweck seiner Schrift (Vorwort S. VII.) folgendermaßen bezeichnet: 'unter Voraussetzung der Bekanntschaft mit den Grundbegriffen der Weltbeschreibung dem bereits gebildeten Manne eine Sammlung von Thatsachen nebst Folgerungen über die Culturverhältnisse der Völker darzubieten; für den sich bildenden Geschäftsmann aber ein Leitfaden zur Erkenntnis dessen zu seyn, was im practischen Leben jetziger Zeit ihm unentbehrlich ist;' so möchte dieser im Wesentlichen allerdings mit dem was wir als Hauptaufgabe einer vergleichenden Handels-Geographie u. s. w. angedeutet haben, überein stimmen, nur tritt uns hier schon die Schwierigkeit entgegen, durch ein und dasselbe Buch diese Aufgabe für den schon gebildeten Mann (worunter dem Titel zufolge Kaufleute, Fabrikanten und Staatsmänner zu verstehen sind) und den sich bildenden Geschäftsmann (worunter der Hr Verf. vorzugsweise auch, wie der Titel besagt, die zum Theil 14 Jahr alten Schüler der Königl. Handels-Lehranstalt zu Berlin versteht,) zu lösen. Doch wir wollen das Buch selbst sprechen lassen und zunächst die Anordnung und Eintheilung des Stoffes betrachten. Das Werk zerfällt in 4 Hauptabtheilungen: Erdkunde, Länderkunde, Völkerkunde und Staatenkunde. Schon hieraus sehen wir, daß der Hr Verf. darauf verzichtet, dasjenige zu geben, was man unter vergleichender Geographie und Statistik versteht, denn die beiden ersten Abtheilungen, die geographischen, stehen ganz für sich und

nicht in dem geringsten Zusammenhange mit den anderen, den statistischen. Obwohl wir dies, unseren oben ausgesprochenen Anforderungen gemäß, sehr bedauern müssen, so dürfen wir doch mit dem Hrn Verf. darüber nicht rechten, daß er die alte, bequeme Darstellungsweise gewählt hat, denn offenbar hatte er dabey als Hauptzweck eine ausführlichere Schilderung der in den geographisch-statistischen Compendien ungebührlich vernachlässigten gewerbs- und handelsstatistischen Verhältnisse vor Augen und gewis ist auch dies schon eine verdienstliche Arbeit. Da der Herr Verf. jedoch auch eine Handels-Geographie geben will, so dürfen wir in dieser Anzeige auch den geographischen Theil des Werkes nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, und da müssen wir denn mit aller Anerkennung des Rechtes, welches der Hr Verf. auf seinem Standpuncte hatte, diesen geographischen Theil als bloße Nebensache zu behandeln, doch ehrlich aussprechen, daß wir hier etwas mehr erwartet hätten, daß wir uns gewundert haben, diese dürftige Behandlung der Erdkunde in einem Handbuche zu finden, welches für die Handels-Lehranstalt in Berlin bestimmt ist, wo Carl Ritter lehrt und wo die ausgezeichneten Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde von A. v. Roon in den Händen eines jeden Gymnasiasten sind. Wir vermissen hier nicht allein die relative Abgeschlossenheit, die obwohl die ganze Erd- und Völkerkunde nur 69 Seiten umfaßt, doch erstrebt werden mußte, sondern auch die nothwendige Klarheit der Begriffe und die Beherrschung des Stoffes und wir können uns dies bey dem sonst so großen Talente des Hrn Verfs sich in den Fächern des Wissens, die dem Gelehrten wie dem Beamten ferner liegen, zu orientieren, nur daraus erklären, daß er, von der Zeit ge-

drängt, die Grundzüge von v. Roon und den Grundriß der Geographie von Berghaus etwas zu eilig benutzte, wodurch sich denn auch solche Widersprüche unter den mitgetheilten Zahlangaben erzeugt haben, die kaum durch das was der Herr Vf. S. 1160 zur Entschuldigung des langen Verzeichnisses von Setzfehlern, Verbeßerungen und Nachträgen anführt, entschuldigt werden möchten und die uns sogar die Brauchbarkeit dieses ganzen Abschnittes zu bedrohen scheinen. Zum Belege dieses Urtheils wollen wir hier nur einen auffallenden Widerspruch hervor heben, dessen unter den Verbeßerungen nicht gedacht ist. S. 20 heißt es: 'Ungeachtet der ausgedehnten Ebenen im europäischen Rußland, der großen norddeutschen Ebene u. s. w. ist doch in der Oberflächengestalt Europas das Gebirgs- und Bergland, im Vergleich mit dem Flachlande, sehr überwiegend' u. s. w., und S. 22 dagegen: 'Hiernach verhält sich der Raum des Tieflandes zum Raume des Hochlandes wie 2, 5 : 1 u. s. w.' Wie der Hr Vf. zu diesem Widerspruch gekommen ist nur begreiflich, wenn man hierbey vergleicht Berghaus Grundriß S. 397. §. 151. Art. 4, dabey jedoch nicht, wie es dem Hrn v. Reden geschehen ist, die Worte 'in diesem verkleinerten Europa' (Berghaus betrachtet nämlich Rußland als nicht zu Europa gehörig) übersieht, und Berghaus Sammlung von Hilfs- und Nachweisungstabellen zu seinem Grundriß S. 78. Die eben angeführte Seite 20 bietet auch ein merkwürdiges Beyspiel eines saloppen Stils dar; es heißt dort nämlich nach den angeführten Worten: 'wogegen keines der europäischen Gebirgssysteme, hinsichtlich der Längenausdehnung, in die ersten Classen gehört, und auch in Beziehung auf die Höhe (keines?) hinter den Bergriesen anderer Erdtheile weit zurück steht,'

was schwerlich eine Verbeßerung von Berghaus ist, bey dem es a. a. O. so heißt: 'Aber was die Längen-Ausdehnung der europäischen Haupt-Gebirgs-Systeme betrifft, so gehört keines derselben in die erste und zweyte Classe; alle zählen nur in der 3. und 4. Classe und können auch, mit Ausnahme der Alpen und Pyrenäen, in Absicht auf Höhe, nicht mit den Riesengebirgen des Asiatischen Erdtheils den Vergleich aushalten.' — Wir können uns hiernach füglich von diesem geographischen Theile ab- und dem statistischen Theile des Werkes zuwenden, von dem wir größere Erwartungen hegen dürfen.

Dieser Theil fängt S. 70 mit einer Darstellung der 'Verbreitung und Zahl der Menschen, deren Zunahme und Abnahme' an. Hr v. Reden schätzt die Zahl aller menschlichen Bewohner der Erde zu 900 Millionen, von denen er 3 Millionen nach Oceanien, 50 Millionen nach Amerika, 102 Millionen nach Afrika, 250 Millionen (in den Verbeßerungen 267 Mill.) nach Europa und 495 Millionen (in den Verbeßerungen 435 Mill.) nach Asien setzt und danach die Zahl der auf jeder □ Meile Lebenden folgendermaßen bestimmt: in Oceanien 18, Amerika 70, Afrika 187, Asien 560 und Europa 1488. Wir wissen nicht auf welche Berechnungen Hr v. Reden diese Angaben gründet und können, weil wir selbst nicht im Stande sind eine Nachrechnung anzustellen, uns kein Urtheil darüber erlauben; bemerken müssen wir indes, daß die obigen Angaben mit keiner der Veranschlagungen der anerkanntesten neueren Statistiker (Balbi, Berghaus, v. Roon, Bernoulli, M'Culloch) überein stimmen. Die Angaben über das Verhältnis der männlichen zur weiblichen Bevölkerung in Europa, Afrika und Amerika sind Bernoulli §. 27 entlehnt, geben aber, so wie Hr von Reden sie hinstellt, eine ganz irrige Vorstellung von dem wahren Verhältnisse. — Indem

darauf folgenden Abschnitte 'Stammeintheilung der menschlichen Bevölkerung' nimmt der Hr Vf. die Eintheilung, Blumenbachs in 5 Rassen (nicht Urstämme, wie Hr v. Reden sagt) an, doch hat derselbe dabey wohl nicht Blumenbachs Schriften zur Hand gehabt, wenn er z. B. die kaukasische Rasse (den weißen Urstamm) so charakterisiert: 'eyrundes Antlitz, mittlere Größe, schöne Verhältnisse, Gleichgewicht der Temperamente und Neigungen.'— Wir übergehen die folgenden Abschnitte: Sprachverschiedenheit, Religionsverschiedenheit, körperliche und geistige Verschiedenheit, Lebensweise, Beschäftigungen im Allgemeinen, namentlich Einfluß der Eigenthümlichkeiten des Landes auf die Arten der Beschäftigungen, welches alles auf 10 Seiten abgehandelt wird und deren genauere Untersuchung uns viel zu weit führen würde, um endlich zu dem Theile des Werkes zu kommen, der bey weiten der wichtigste ist und in dem der Hr Vf. auch erst auf eigenen Füßen steht, wir meinen den handels- und gewerbsstatistischen. Hier tritt uns gleich (S. 91 bis 142) eine interessante Zusammenstellung der gegenwärtigen Gesammtproduction derjenigen landwirthschaftlichen Erzeugnisse entgegen, welche für den Weltverkehr Wichtigkeit haben. Wir sind, aufrichtig gestanden, nicht in der Lage alle einzelnen Angaben dieser Uebersicht zu prüfen, namentlich nicht die über die Gesammtproduction der so genannten Colonialwaaren, die von besonderem Interesse seyn möchten, da die officiellen und überhaupt die zuverlässigeren statistischen Angaben über die Colonien meist nur auf die Aus- und Einfuhr, nicht auf die ganze Production derselben sich beziehen. Doch scheinen uns die Berechnungen oder Schätzungen des Hn Vfs Vertrauen zu verdienen, wenigstens haben wir in den Fällen, wo wir dieselben nach officiellen Angaben zu controlieren im

Stande waren, keine große Differenzen mit unseren Berechnungen gefunden. Je weniger aber genauere Prüfungen bey den in diesem wichtigen Abschnitte mitgetheilten Angaben anzustellen möglich ist, desto wünschenswerther wäre es gewesen, daß der Hr Vf. seine Quellen oder seine Berechnungen für die mitgetheilten Angaben speciell mitgetheilt und so dem Leser einen Maßstab für die Zuverlässigkeit der einzelnen Daten an die Hand gegeben hätte; denn daß die hier mitgetheilten Zahlen dem Grade ihrer Zuverlässigkeit nach unter einander wenigstens sehr verschieden sind, versteht sich von selbst, sie sind mithin auch, ohne ein Mittel ihre Glaubwürdigkeit zu bestimmen, nur von sehr geringem statistischen Nutzen d. h. sie bieten keinen sicheren Grund zu Vergleichungen und Folgerungen, wozu solche Uebersichten doch eigentlich auffordern sollen. Dasselbe, was wir hier auszusetzen haben, gilt für alle statistischen Angaben in diesem Buche, man erhält keinen Maßstab ihrer Glaubwürdigkeit, denn obwohl der Hr Vf. bey der Staatenkunde eine überaus reiche Literatur anführt und auf dieselbe als auf seine Quellen sich beruft, so geschieht das doch immer nur so allgemein, daß man bey keiner seiner Angaben wissen kann, aus welcher Quelle er sie entnommen. Dies ist um so mehr zu bedauern, da er, wie wir weiter unten sehen werden, nicht immer bey seinen Angaben die Werke zu Rathe gezogen hat, die er als seine Quellen citiert. Gerne geben wir dem Hn Vf. zu, daß die von uns verlangte Angabe der Quellen das Volumen des Buches um die Hälfte und die Arbeit wohl um das Zehnfache vergrößert haben würde, dessen ungeachtet darf man doch bey Schriften dieser Art nicht von dieser Forderung abstehen. — Doch wir kehren zu unserem Buche zurück. Nach den eben bezeichneten Angaben über die Gesammtproduction der

Roherzeugnisse folgt (S. 142—296) eine Uebersicht des Gewerbbetriebes zur Verarbeitung der Rohstoffe und als Anhang dazu (S. 297—323) eine Uebersicht der großen Fischerey. Auch hier finden wir wieder sehr reichhaltige Angaben, von denen aber auch das eben Bemerkte gilt. — Mit dem folgenden Abschnitte gelangt der Hr Vf. zur Darstellung des Handelsbetriebes. Nach einigen Bemerkungen über den Handel im Allgemeinen und über die Eintheilung des Handels (wobey auch die in Frankreich von der Regierung eingeführte Eintheilung in commerce général und commerce spécial, deren der Hr Verf. in seinen Angaben über den Handel Frankreichs sich oft bedient, hätte erklärt werden müssen) erhalten wir S. 328—394 eine Beschreibung der Handelswege auf Meeren, auf Flüssen und Canälen und der Landhandelswege mit umständlichen Notizen über die Bauart und die Kosten der See- und Flußfahrzeuge, über Strömungen, Winde und Handelsstraßen der großen Oceane, eine Aufzählung der schiffbaren Flüsse, eine Angabe der Wege-Distanzen zwischen den Haupthandelsplätzen der Welt u. s. w. Wir wollen uns darüber kein Urtheil anmaßen: ob alle diese Materien in einem Werke über Handels-Geographie u. s. w. abgehandelt werden mußten und ob sie hier an ihrer richtigen Stelle abgehandelt sind, müssen jedoch das Bedenken äußern, ob ihre Darstellung hier in solcher Art geschehen, daß sie dem, der schon etwas von Geographie und Handel kennt, nicht trivial, und dem, der erst in die erste Kenntnis derselben eingeführt werden soll, nicht zu karg und unverständlich erscheinen werden. — Der folgende Abschnitt (S. 395 bis 552) hat die Hauptüberschrift: 'Einfluß des gesellschaftlichen und Staatenlebens auf die Beschäftigungen der Staatsangehörigen.' Die Masse des in diesem Kapitel zusammen gedrängten Stoffes ist

zu groß und manigfaltig, um denselben hier auch nur im Allgemeinen mit wenigen Worten bezeichnen zu können, weshalb wir den Leser auf das Buch selbst verweisen und es ihm überlassen müssen zu entscheiden, ob nicht einer der Hauptmängel des Buches, nämlich der, daß der Hr Vf. für dasselbe sich keinen auch nur einigermaßen bestimmten Leserkreis gedacht hat, in diesem wie in dem vorigen Abschnitte recht scharf und störend hervor tritt. Uns wenigstens hat es erscheinen wollen, als wenn der Hr Vf. sich namentlich dadurch seine Arbeit sehr erschwert und ihr den Charakter des Dilettantischen, um nicht zu sagen Oberflächlichen, aufgedrückt hat, daß er bey dem Leser, für den er schrieb, nicht diejenigen einfachen geographischen und commerciellen Kenntnisse voraus setzte, welche ein Jeder, der handelsstatistische Werke benutzen will, ja ein jeder Gebildete überhaupt besitzen muß. Wir geben gerne zu, daß es sehr schwer seyn mag, hier den richtigen Ton zu treffen, daß für einen großen Theil derjenigen, welche heut zu Tage über Handel und Handelspolitik mitsprechen, nicht elementar genug geschrieben werden kann, dessen ungeachtet darf doch der Geograph und Statistiker sich zu diesen nicht herab lassen und bey ihnen das nachholen wollen, was sie in der Schulstube zu lernen versäumt haben. Populär soll und muß der Statistiker schreiben, aber nicht in der Weise eines Conversationslexikons oder eines Pfenningmagazins, denen nichts im Himmel und auf Erden zu hoch oder zu niedrig ist, um darüber nicht einen Jeden in jeder Minute belehren zu können.

Wir wenden uns zum 4. Hauptabschnitte, der Staatenkunde, einer Statistik sämmtlicher Staaten oder Länder der Welt. Um das ungeheure Material, welches die Darstellung dieser Verhältnisse erheischte, einigermaßen übersichtlich zu machen und

auf den Raum, der dafür in einem Werke dieser Anlage bestimmt werden konnte, zusammen zu drängen, hat der Hr Vf. viele Materien in tabellarischer Form dargestellt, was nur zu billigen seyn möchte. So erhalten wir im allgemeinen Theil der Statistik der Europäischen Staaten (S. 568—599) tabellarische Uebersichten 1) der Besitzungen Europ. Staaten in anderen Welttheilen; 2) des Flächengehaltes, der Bevölkerung und des Unterrichtswesens in den Europ. Staaten; 3) der Staatsausgaben und Staatsschulden; 4) der Stärke des Landheeres und der Marine so wie der Ausgaben für dieselben; 5) des Werthes ihres auswärtigen Verkehrs und ihrer Handelsflotten; 6) der Waßer-, Land- und Eisenstraßen, so wie der Dampfkraft; 7) des Antheils der Europ. Staaten an dem Gesammtwerthe aller wichtigsten Zweige landwirthschaftlicher und industrieller Erwerbe; 8) des Antheils der bedeutendsten Länder in und außer Europa an der Production der wichtigsten Bodenerzeugnisse; 9) der Handelsverhältnisse von 36 der größten Verkehrsplätze Europas. Wir enthalten uns auch hier eines Urtheils über die Zuverläßigkeit dieser Tabellen, da wir, aufrichtig gestanden, nicht alle die Hilfsmittel besitzen, welche eine Gesammtprüfung derselben erfordert, und es zur Prüfung dieser Tabellen nicht für hinreichend halten, einzelne Angaben, deren Controle uns wohl mit unseren Mitteln möglich wäre, nachzurechnen. Wir wenden uns deshalb gleich zum besonderen Theil, der Specialstatistik der einzelnen Europäischen Staaten, wo die bey den einzelnen statistischen Angaben zu gestattenden Schwankungen schon in engere Grenzen eingeschlossen werden können, und hier wollen wir ein Paar Seiten des Buches näher ins Auge fassen. Zuvörderst betrachten wir S. 659—665 die §§. 4—12 der Statistik des britischen Reiches. §. 4 gibt die Haupt-

verhältnisse der Bevölkerung der britischen Inseln. Die angegebenen Bevölkerungszahlen weichen nur wenig von den bey Porter, Progress of the Nation und bey M'Culloch, Stat. Account und Geogr. Dict. übereinstimmend sich findenden Angaben (die übrigens gewis das meiste Vertrauen verdienen) ab. Dagegen ist sehr zu bemerken, daß die angegebene Zahl der bewohnten Gebäude (3,464,007) nicht für das vereinigte Königreich, sondern nur für England, Wales und Schottland mit Ausschluß Irlands gilt, und die angegebenen Zahlen für die Gebornen, Ehen und Todesfälle während des Jahrs 1839—1840 beziehen sich sogar nur auf England und Wales allein! *) Die Angabe in §. 5, daß $\frac{7}{9}$ der Bevölkerung im Ackerbau und $\frac{2}{7}$ mit der Fabrication beschäftigt sind, ist unrichtig, der Hr Verf. mag damit nun, was aus dem Zusammenhange sich nicht ersehen läßt, die Bevölkerung des ganzen Reiches oder die seiner einzelnen Theile bezeichnen wollen, denn den besten Auctoritäten (M'Culloch und Porter) zufolge waren im Jahre 1831 in England 27,7 Proc. der Bevölkerung mit dem Ackerbau beschäftigt, in Wales 43,9 Proc., in Schottland 41,3 Proc. und im vereinigten Königreiche 38,4 Proc. und bekanntlich hat seit 1811 die Zahl der im Ackerbau Beschäftigten in Gr. Britanien stätig abgenommen. — Die Zahl der männlichen Dienstboten ist auch um etwa 30,000 zu hoch. — Die §. 7 angegebenen Zahlen für die Verhältnisse des dem Ackerbaue gewidmeten Landes im vereinigten Königreiche beziehen sich auf das Jahr 1827, umfassen aber auch Wiesen und Weiden, was der Hr Verf. bey Berechnung des Bodenertrages vergessen zu haben scheint, wenigstens kann man sonst nicht be-

*) Vgl. Fourth Annual Report of the Registrar-General, abgedruckt in d. Companion to the British Almanac for 1844. p. 44 sqq.

greifen, wie derselbe die Summe des Gesammtwerthes des Bodenertrages zu 2040 Millionen Thaler erhalten hat, da derselbe, die höchsten Angaben genommen und den Ertrag der Berg- und Holzweiden in Schottland wie den der so genannten bogs in Irland eingerechnet, kaum 1500 Mill. Thaler beträgt. — Die §. 8 gegebene Uebersicht des jährlichen Ertrages der Fabrication ist wohl nur in Bezug auf die Ausfuhr zuverlässig, wenigstens ist der angegebene Werth des Hauptpostens der britischen Fabrication, des der Baumwolle (350,292473 ℔) um einige Millionen Pfund Sterling höher als M'Culloch und Porter sie angeben (Geogr. Dict. 1. p. 722. u. Progress. Sect. V. cap. V. p. 79). Die Summe von 143854000 ℔ für den Gesammtwerth des jährlichen Ertrages ist dagegen zu niedrig, es sind dafür wenigstens 170 Millionen anzurechnen. Der folgende § ist von besonderer Wichtigkeit, weil er die Angaben über den Werth des auswärtigen Handels des britischen Reiches enthält. Auch hier haben sich nicht unbedeutende Fehler eingeschlichen. So z. B. ist der Durchschnittswerth der Ausfuhr britischer und irländischer Erzeugnisse in den Jahren 1836—1841 nicht 410,413891 ℔, sondern nur etwa 346 Millionen (49,425,000 Pfd Sterling) gewesen, eine Differenz, welche um so mehr zu beachten ist, da die von Hrn v. Reden angeführten Durchschnittszahlen dem Leser eine sehr irrthümliche Meinung von dem Steigen der britischen Ausfuhr während der letzten 10 Jahre gewähren muß, die in der That lange nicht so bedeutend gewesen ist, wie die Tabelle glauben macht und die seit dem Jahre 1837 sogar etwas zurück gegangen ist. Die nun folgende Uebersicht der Länder, nach denen die Ausfuhr Statt gehabt, scheint uns deshalb nicht genügend, weil darin eine beträchtliche Anzahl von Ländern übergangen ist, nach welcher die Ausfuhr

(1840) gleichwohl über eine Million ℔ betragen hat, z. B. Syrien und Palästina mit 223,033 Pfd St., Westküste von Afrika mit 492,128 Pfd St., Mauritius mit 325,812 Pfd, die Philippinen mit 325,463 Pfd; auch ist es nicht genau die Rubrik der engl. Liste Cape of Good Hope durch britische Besitzungen in Afrika zu übersetzen. — In der folgenden Tabelle ist für 1841 der Werth der ausgeführten Baumwollengewebe, sollen darunter bloß die Cotton Manufactures der englischen Listen verstanden werden, um fast 7 Millionen zu hoch, und um etwa 2 Millionen zu niedrig, wenn der Hr Vf., was wahrscheinlicher ist, damit die Artikel Hosiery, Lace and Small Wares hat zusammen fassen wollen, voraus gesetzt jedoch, daß der Declared Value der Zollisten seinen Berechnungen zu Grunde liegt. — In der Uebersicht der Einfuhr und des Consums für 1842 vermissen wir mehrere Artikel von Bedeutung, wie Getreide, Bauholz, Pfeffer (Einfuhr 6 Millionen Pfd, Verbrauch 2,700,000 Pfd), Cassia (1,313,000 und 119,470 Pfd) u. s. w. — Wir übergehen die folgenden 7 Seiten, in denen uns sehr reichhaltige statistische Daten über die Haupt-Handels- und Fabrikstädte des vereinigten Königreichs mitgetheilt werden, da deren nähere Untersuchung uns viel zu weit führen würde. Auch auf die S. 669—671 gegebene tabell. Uebersicht des Flächeninhalts und der Population der britischen Besitzungen außerhalb Europa können wir nicht näher eingehen, da der größte Theil derselben zu wenig bekannt ist, um ihre territorialen und Bevölkerungs-Verhältnisse in Zahlen genau angeben zu können, Differenzen zwischen den Angaben des Hrn Vf. und denen der besten engl. Statistiker also natürlich sind. Zu bedauern ist, daß der Hr Vf. hier den 3. Theil von Porters Werk nicht hat benutzen können, da die sehr gründlichen Untersuchungen dieses Statistikers ihm zur Berichtigung mancher Angaben hätten dienen können. Verbessern wollen wir hier nur ein Paar Druckfehler, nämlich Acera, Dix-Love, Annabon, welches Accra, Dix-Cove, und Annaboe heißen muß; auch hätte bey den afrikanischen Besitzungen Fernando Po aufgeführt werden müssen, welches die Engländer seit 1827 in Besitz haben.

Um unsere Anzeige nicht über die Maßen auszudehnen, wollen wir nur noch über den folgenden Abschnitt 'Frankreich und dessen Besitzungen außerhalb Europa' einige Vergleichungen mit den Schriften anstellen, welche der Hr Vf. der S. 673 enthaltenen Note gemäß, dazu benutzt

hat, uns jedoch dabey auf den §. 9 beschränken, der den auswärtigen Handel Frankreichs darstellt.

Die angegebenen Durchschnittswerthe der Gesammt-Ein- und Ausfuhr in den Jahren 1827 bis 1841 stimmen nicht vollkommen überein mit den officiellen Bekanntmachungen der Statistique de la France, publ. par le Ministre des travaux publiques de l'agriculture et du Commerce und der Administration des Douanes (Tableau gén. du Commerce de la France pendant l'année 1841) Résumé analytique. Diesen zufolge waren die jährlichen Durchschnittswerthe

	der Einfuhr	der Ausfuhr
1827 — 1836	667,4 Mill. Francs	698,3 Mill. Francs.
1834 — 1838	826,4 — —	844,8 — —
1839	947 — —	1003 — —
1840	1052 — —	1011 — —
1841	1121 — —	1066 — —

Demnach muß es, den Franc mit dem Hn Vf. zu 0,269 ℳ angenommen, verbeßern wir nur die Werthe für die 3 letzten Jahre, heißen:

1839	statt 223,190000 ℳ	254,743,000 ℳ
	— 204,072000 —	269,807,000 —
1840	— 260,690000 —	282,988,000 —
	— 207,698000 —	271,959,000 —
1841	— 303,087000 —	301,549,000 —
	— 287,934000 —	286,754,000 —

(Wir fügen die Zahlen für 1842 nach den Documens sur le Com. extérieur; avis divers Nr. 74 (Juillet 1843) bey, die Einfuhr betrug 1138,7 Mill. Francs, die Ausfuhr 940,0 Mill. Fr.).

Sehr zu bedauern ist, daß der Hr Vf. in der folgenden Tabelle über den Werth des Verkehrs von Frankreich mit einzelnen Staaten nicht den publicierten officiellen Quellen, welche bis 1841 gehen, gefolgt ist, sondern sie der Statistique de la France par Schnitzler (Par. 1847) Tom. 11. p. 268 entnommen hat, welche nur bis zum Jahr 1839 reicht, und außerdem nicht unerhebliche Druck- oder Rechnungsfehler enthält, die somit in unser Buch übergegangen sind. Auch die darauf folgenden Angaben über den Werth der einzelnen Artikel der Ein- und Ausfuhr sind nicht der Stat. de la France, sondern dem Werke von Schnitzler 11. S. 154 entnommen und noch deshalb mangelhaft, weil sie nur die Werthe des Commerce spécial (Consumtion) enthalten, wodurch der Leser einen irrigen Begriff von der Quantität der einzelnen Einfuhren erhält, indem die Werthe in der vorhergehen-

den Tabelle, wie ganz richtig auch überall bey der Werthsangabe der Ein- und Ausfuhr geschehen ist, den Commerce général darstellen, der den Com. spécial fast um die Hälfte übertrifft. Ein noch bedeutenderer Irrthum hat sich in der folgenden Uebersicht der Bewegung der Handelsschifffahrt in den französischen Häfen von 1830-1841 eingeschlichen, da für die Jahre 1830 bis incl. 1836 die Zahl und der Tonnengehalt aller derjenigen französischen Schiffe vergessen worden, welche aus den französischen Colonien eingelaufen sind, was eine Differenz von ungefähr 1000 auf die Zahl der Schiffe und von 20000 auf die Tonnenzahl per Jahr macht. Wie der Hr Vf. zu diesem Versehen gekommen, können wir nicht nachweisen, da sowohl Schnitzler II. S. 298 als die Statistique de la France (Commerce extérieur) p. 14 dazu keinen Anlaß geben konnten. — Indes wir müssen, wollen wir zu Ende kommen, hier mit unserer genaueren Analyse einhalten und uns auf die kurze Inhaltsangabe des noch übrigen Theils beschränken. S. 914—933 führt uns die asiatischen Staaten vor, zuerst in 3 tabell. Uebersichten ihre geogr. Lage, Begrenzungen, Größe, Einwohnerzahl, Staatseinnahmen, Staatsschulden, Landheere, Religion, Regierungs- und Verwaltungsform, Bestandtheile, Erwerbszweige der Bewohner, Gegenstände des Aus- und Einfuhrhandels, ihre wichtigsten Handelsplätze und Häfen und darauf in kurzen Umrissen die statistischen Verhältnisse jedes Staates für sich. Auf dieselbe Weise werden S. 934-953 die afrikanischen, S. 954—1048 die amerikanischen Staaten und endlich S. 1050—1053 die Reiche Oceaniens vorgeführt. Den Beschluß macht eine interessante Uebersicht des ungefähren Werthes des Waarenumsatzes zwischen den Europäischen Staaten und den übrigen Erdtheilen. Wenn der Hr Vf. in der Vorrede S. IX sein Werk als einen ersten Versuch einer durchaus neuen Art der Bearbeitung industrieller und handelsstatistischer Materialien nennt, so gilt das besonders von dem eben bezeichneten letzteren Theile seines Werkes, in welchem die außereuropäischen Welttheile behandelt werden. Hr v. Reden hat hier eine höchst schwierige Aufgabe in einer Weise gelöst, daß ihm jeder Statistiker und auch der Kaufmann dafür Dank wissen muß. Schon die sehr fleißige Zusammenstellung der hierher gehörigen Literatur ist ein Verdienst, viel mehr aber die fleißige Benutzung derselben, die aus den mitgetheilten Daten hervor geht. Daß dessen ungeachtet hin und wieder Angaben nicht so richtig sich finden, wie die an-

geführten Quellen sie darbieten — z. B. die Productionsverhältnisse der vereinigten Staaten von N. Amerika (American Almanac for 1844 *), die statistischen Verhältnisse Venezuelas, namentlich dessen politische Eintheilung (Codazzi) — ist ein Umstand, der demjenigen, welcher sich mit ähnlichen statistischen Arbeiten beschäftigt hat, leicht erklärlich ist, und unbillig wäre es darüber den großen Werth dieser Zusammenstellung im Allgemeinen zu verkennen. Ref. ist davon gewis am weitesten entfernt, wie es denn auch durchaus nicht seine Absicht gewesen ist beym Lesen des Buchs in demselben nach Fehlern auf die Jagd zu gehen. Daß die ganze Anlage desselben seinem Begriffe von einer Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik nicht entspricht, hat er im Eingange zu dieser Anzeige schon angedeutet. Er mußte demnach bey der Beurtheilung auf die Prüfung des Einzelnen eingehen und da hat er weiter nichts zeigen wollen, als daß auch Hr v. Reden bey seinem enormen Fleiße nichts Uebermenschliches hat leisten können, daß bey Werken, wie das vorliegende, die Genauigkeit im Einzelnen zu der Mannigfaltigkeit des angehäuften Stoffes im umgekehrten Verhältnisse stehen muß, will man nicht ein ganzes Menschenleben auf ein solches Buch wenden. Hieraus geht denn auch allerdings hervor, daß das Buch von Staatsmännern und Statistikern nur mit Vorsicht gebraucht werden darf, daß man es aber dennoch nach bester Ueberzeugung als das beste deutsche Buch seiner Art empfehlen darf. Wir empfehlen dasselbe aber insbesondere unseren oberländischen Handels- und Seefahrts-Politikern, welche außer sehr vielen ihnen höchst wichtigen Kenntnissen auch das daraus lernen können, wie man ein wahrer, warmer Anhänger des Zollvereins und ein Kämpfer für seine Erweiterung seyn kann, ohne deshalb Alles, was noch nicht zum Zollverein gehört und das, was der Natur der Sache nach nie ihm angehören darf, zu insultieren und zu verdächtigen. Wp.

*) Wir erlauben uns die Zahlen für die Hauptartikel, deren Kenntnis auch von allgemeinerem Interesse seyn möchte, hier nach dem zu Washington gedruckten officiellen Berichte zu verbeßern. (Vgl. American Almanac for 1843. p. 136 sq.)

Waizen statt	73,984786	Bushels,	84,823,272	Bushels
Mais	—	298,253124	—	377,531,875	—
Wolle	—	27,977996	Pfund	35,802,114	Pfund
Tabak	—	158,070806	—	219,163,319	—
Reis	—	76,154731	—	80,841,422	—
Baumwolle	—	1064,560785	—	790,479,275	—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. Stück.

Den 7. October 1844.

Zürich.

Verlag von Meyer und Zeller 1844. Untersuchungen zur Kenntniß des körnigen Pigments der Wirbelthiere in physiologischer und pathologischer Hinsicht von Dr Carl Bruch. Mit 2 lithographierten Tafeln. VIII und 62 Seiten in Quart.

Die vorliegende, Herrn Professor Henle gewidmete Schrift, soll, wie der Verf. in der Vorrede sagt, keine Monographie, sondern eine Sammlung von Thatsachen seyn, von Beyträgen zur Aufhellung eines verhältnismäßig noch ziemlich dunklen Gebietes der Histologie. Solche Arbeiten sind immer verdienstlich, wenn der Verf. es ernst meint, sich nicht in vage, überschwengliche Hypothesen verliert, sondern gewissenhaft seine Beobachtungen mittheilt, und durch diese selbst oder durch vorsichtig daraus gezogene Schlüsse entweder bereits Bekanntes, aber noch Zweifelhaftes bestätigt oder neue Gesichtspuncte eröffnet; doppelt in-

teressant sind sie aber dann, wenn dabey neben specielleren histologischen Verhältnissen Fragen von allgemeinerem Interesse zur Sprache kommen und so auch die gewonnenen Resultate eine allgemeinere Bedeutung erhalten. Dies ist aber in der vorliegenden Schrift der Fall; sie erweitert nicht bloß in manchen Puncten unsere bisherigen Kenntnisse der körnigen Pigmente, sie berührt auch, von diesem speciellen Gegenstande ausgehend allgemeinere Gesichtspuncte, wie die normale und pathologische Neubildung, die Zellenbildung und dergl. Ref. begrüßt sie deshalb, wenn auch seine Ansichten nicht überall mit denen des Verfs übereinstimmen und derselbe in der Aufstellung von Theorien in einigen Puncten viel weiter geht, als unsere gegenwärtigen Kenntnisse es erlauben, als eine erfreuliche Erscheinung, und erlaubt sich manche Puncte derselben etwas ausführlicher zu besprechen.

Als Einleitung schickt der Verf. einige allgemeine Bemerkungen über die Farben überhaupt, namentlich über die im thierischen und menschlichen Körper vorkommenden, voraus. Er unterscheidet entoptische Farben und eigentliche chemische Farbestoffe. Letztere sind entweder in einer Flüssigkeit gelöst, am häufigsten als gefärbtes Fett, oder sie erscheinen an mikroskopische Körperchen von unmeßbarer Feinheit gebunden — körniges Pigment. (Nicht immer sind die Pigmentmoleküle unmeßbar fein, sie erreichen bisweilen einen Durchmesser von $\frac{1}{300}$ — $\frac{1}{100}$‴, z. B. in den menschlichen Lungen. Ref.). Das körnige Pigment, das eigentliche Object des Verfs, erscheint auf einer gewissen Entwickelungsstufe immer in Zellen eingeschlossen. (Doch gibt es hiervon Ausnahmen; so erscheint der Gallenfarbestoff in manchen Gallensteinen und bisweilen auch in der Substanz der Leber körnig abgela-

gert, ohne daß er auf irgend einer Entwickelungsstufe von Zellen umgeben würde. Ref.)

Von dem normalen körnigen Pigment wird zuerst das schwarze Augenpigment genauer beschrieben (S. 3 — 16). Die Darstellung schließt sich im Allgemeinen an die von Henle in seiner allgemeinen Anatomie gegebene an, geht sehr ins Detail ein und enthält manche neue Angaben und Deutungen. Ich hebe das Wichtigste hier heraus. Unter den membranartig ausgebreiteten Pigmentzellen an der inneren Seite der Choroidea, die meist polygonal, sechsseitig sind, kommen einzelne größere, achtseitige vor. Stellenweise erscheint zwischen den Zellen eine amorphe Intercellularsubstanz, welche durch Jod gefärbt wird. Der als heller Fleck hervor tretende Kern ist gewöhnlich größer als er scheint, weil sein Rand theilweise von Pigment verdeckt ist, daher man ihn, um genaue Maße zu erhalten, nicht innerhalb der Zelle messen muß, sondern erst nachdem man ihn durch Druck ꝛc. isoliert hat. Der Kern ist bald rund, bald oval, ohne daß hierbey eine Gesetzmäßigkeit Statt zu finden scheint. Bisweilen enthält eine Zelle zwey Kerne.

Die Pigmentkörnchen werden durch Chlor entfärbt; sie bestehen also nicht selbst aus einem Farbestoff, sondern sind nur mit einem solchen imprägniert (Ref.). Die Vertheilung der Pigmentkörnchen in den Zellen ist eine sehr verschiedene. Der Verf. bestätigt, was schon Henle beschrieben und abgebildet hat, daß das Pigment immer nur die äußere, der Choroidea zugekehrte Hälfte der Zellen einnimmt und daher der innere Theil der Zellen, bey einer Seitenansicht derselben, pigmentlos erscheint. Die Pigmentkörner liegen nicht frey in den Zellen, sie werden durch eine zähe, formlose Substanz zusammen gehalten, welche Jod gelinnen

macht (daher sieht man auch gewöhnlich in den Zellen selbst keine Molekularbewegung. Ref.). Beym Kaninchen finden sich zwischen dem Pigment noch zahlreiche Fetttropfen.

Der Verf. erwähnt mit Recht, daß am Tapetum, wo es bey Thieren vorkommt, die Pigmentschicht sich continuierlich über dasselbe fortsetzt, aber die Zellen enthalten hier kein Pigment mehr. Eben so ist im Auge der weißen Kaninchen zwar der Ueberzug von Zellen vorhanden, aber diese selbst sind pigmentlos (Ref.).

Bey dieser Gelegenheit spricht Bruch von einer eigenthümlichen Schichte, die er beym Menschen und mehreren Thieren zwischen der Choroidea und der Pigmentschichte beobachtete und die er auch über das Corpus ciliare und die hintere Fläche der Iris verfolgte. Sie besteht aus regelmäßig angeordneten ovalen, seltener runden Kernen, die auf einer sehr zarten, glashellen structurlosen Membran aufsitzen. Ueber ihre Bedeutung und Function konnte er aber nicht ins Klare kommen. Auch Ref. hat öfter an Thieraugen eine solche kernhaltige Zwischenmembran gesehen und möchte zu einer weiteren Verfolgung dieses Gegenstandes auffordern. Daß aber diese Schichte, wie der Verfasser meint, die Grundlage des Fächers (Kammes) im Vogelauge bildet, davon konnte sich Ref. trotz wiederholter Untersuchungen nicht überzeugen. — Mit den Angaben des Verfs über die Structur des Tapetum ist Ref. vollkommen einverstanden: in Bezug auf sie, so wie auf die folgende Detailbeschreibung der Pigmentschicht bey Vögeln, Amphibien und Fischen muß auf die Schrift selbst verwiesen werden. Von allgemeinerem Interesse ist die Bemerkung, daß die Zellen der Pigmentschicht, welche bey den Säugethieren in ihrer Form mit dem Pflasterepithelium überein kommen, bey Am-

phibien (Frosch) dem Uebergangsepithelium, bey Vögeln dem Cylinderepithelium gleichen.

Der zweyte Abschnitt (S. 16 — 22) bespricht die gefärbte Oberhaut. Vom Menschen hat der Verf. nur die gefärbten Brustwarzen der weißen Raçe untersucht. Er fand, wie kürzlich Krause (Wagners Handwörterbuch der Physiologie, Artikel Haut), daß die Färbung hier nur von gefärbten Zellenkernen herrührt; ein körniges Pigment kommt nicht vor. Zahlreichere Beobachtungen hat er an der Oberhaut der Thiere gemacht. Hier findet sich wirklich körniges Pigment als Zelleninhalt, ganz wie im Auge und der Zellenkern ist selten schwach gefärbt, gewöhnlich ungefärbt. Detailbeschreibungen des Pigmentes in den Klauen und Hufen, den Haaren und Federn beschließen den Abschnitt.

Darauf folgt (S. 22 — 25) eine Beschreibung der verästelten, sternförmig verzweigten Pigmentzellen, die nur Bekanntes enthält. Der Vf. nennt diese Form der Pigmentzellen pigmentierte Faserzellen, ein Name, der wohl deshalb keinen allgemeinen Beyfall finden dürfte, weil die von den Zellen ausgehenden Verlängerungen in der Regel viel mehr als Röhren, denn als Fasern zu betrachten sind. Er macht hierbey auf ein sehr wichtiges Bildungsgesetz aufmerksam, das, wie bey den meisten normalen und pathologischen Bildungen so auch bey der Entstehung der verästelten Pigmentzellen sich wirksam zeigt. In der Regel nämlich folgen die neuen Bildungen und bey der ersten Entwickelung die secundären, accessorischen Bildungen dem Typus des Haupt- oder Mutter-Gewebes. So treten die in Röhren und Fasern verlängerten Pigmentzellen durchaus nur in faserigen Geweben auf, als eingestreute Bildungen, während die pflasterartigen Pigmentzellen zusammen hängende Membranen bilden und die Bedeutung

von Epithelien haben. Ref., der dieses Gesetz bey einer andern Gelegenheit (Wagners Handwörterbuch der Physiol. Art. Entzündung) in seiner wichtigen Bedeutung für die pathologischen Neubildungen nachgewiesen hat, schlägt dafür einen eigenen Namen vor; er möchte es 'das Gesetz der analogen Bildung' nennen.

Von den beschriebenen normalen Pigmentbildungen geht nun der Verf. zur Betrachtung der pathologischen Pigmente über. Die so genannte gutartige Melanose der Lungen und Bronchialdrüsen bildet dazu den Uebergang. Zuerst wird die von Carswell (nach dem Vorgange von Christison und Gregory, Ref.) ausgesprochene Ansicht bekämpft, daß die Melanose der Lunge durch von außen in die Lunge eindringende Materien, wie eingeathmeten Kohlenstaub und dgl. entstehe. Ref. gibt dem Verf. gerne zu, daß für die Mehrzahl der Fälle diese Erklärungsweise nicht paßt, aber es läßt sich doch die Möglichkeit nicht leugnen, daß in einzelnen Fällen Melanose aus einem solchen Grunde entstehen kann. Freylich sind die Gründe, welche die genannten englischen Gelehrten für ihre Ansicht vorgebracht haben, nichts weniger als beweisend, aber dies reicht nicht hin, bis genauere Untersuchungen vorliegen, die Sache ganz zu leugnen. — Nach dem Verf. entsteht das schwarze Pigment in den Lungen in Zellen, welche ganz den gewöhnlichen Pigmentzellen gleichen, er hat solche, aus melanotischen Lungen durch Abschaben frischer Schnittflächen erhaltene Pigmentzellen unter Fig. 22 abgebildet. Auch Ref. hält diese Entstehungsweise für wahrscheinlich, muß aber doch darauf aufmerksam machen, daß hierbey Manches vorkommt, was sich von der gewöhnlichen normalen Pigmentbildung unterscheidet. Einmahl sind die Pigmentmoleküle hier nicht so regelmäßig,

wie beym normalen Pigment, man sieht unter ihnen viele größere, eckige Körner (bis zu $\frac{1}{300}$''' Drchm.); dann erscheint ferner das in unregelmäßigen Haufen im Lungenparenchym abgelagerte Pigment in der Mehrzahl der Fälle durchaus nicht in Zellen eingeschlossen; man müßte also annehmen, daß die ursprünglich vorhandenen Pigmentzellen später wieder resorbiert werden und nur der Zelleninhalt, das Pigment, übrig bleibt. Ein solcher Vorgang würde aber einen wesentlichen Unterschied zwischen diesem und dem normalen Pigment begründen. Ref. theilt die Ansicht des Verfassers, daß die Pigmentbildung in der Lunge in der Regel ganz unschädlich ist, nur kann sie durch Auftreten in großen Massen die Blutgefäße, seltener die Lungenbläschen beeinträchtigen. In den melanotischen Bronchialdrüsen fand der Verf. immer ganz deutliche Pigmentzellen und hält demgemäß hier die Pigmentbildung für physiologisch.

Die Beschreibung des eigentlichen pathologischen Pigmentes (S. 30 — 40) enthält manche gute Beobachtung, ist aber lange nicht erschöpfend, was man freylich bey der Schwierigkeit des Gegenstandes dem Verf. nicht zum Vorwurf machen kann. Namentlich vermisset hier Ref. eine genaue Unterscheidung der morphologischen Verhältnisse bey den einzelnen pathologischen Färbungen, denn sie bildet die nothwendige Basis für eine künftige genauere Kenntnis der hierher gehörigen Vorgänge. So unterscheidet der Verf. die vom Blute abhängenden pathologischen Färbungen allerdings mit Recht in solche, die von einer Hyperamie (Anhäufung von Blut innerhalb der Gefäße) und solche, die von Blutextravasat (Austritt von Blut aus den Gefäßen) abhängen. Es ist aber für die Weiterentwickelung des Blutextravasates gar nicht gleichgiltig, ob die Blutkörperchen darin sich erhalten,

oder ob sie sich im Serum auflösen. Wenn man ferner dem Verf. auch zugeben muß, daß die braune und schwarze Färbung der Gewebe beym Brande in der Regel von verändertem Blute abhängt, so ist doch gerade die genauere Beschreibung des Zustandekommens dieser Veränderung von der größten Wichtigkeit, und durch Aufklärungen hierüber hätte der Verf. der Wissenschaft einen besonderen Dienst leisten können. Eben so ist nichts damit gewonnen, wenn der Verf. alle pathologischen Färbungen der Excrete von Blut oder Galle ableitet; daß dieses auch z. B. beym blauen Schweiße der Fall ist, möchte Ref. sehr bezweifeln. Doch mögen des Verfs Bemerkungen hierüber nur für gelegentliche gelten, denn sein eigentliches Object sind die körnigen Pigmente. Aber auch hier vermisset man die scharfe Unterscheidung von zwey morphologisch sehr verschiedenen Vorkommnissen; bisweilen nämlich erscheint das Pigment deutlich in Zellen eingeschlossen, wie beym melanotischen Markschwamm; in anderen Fällen dagegen sind die Körnchen desselben gleichförmig im Parenchym der Organe zerstreut, ohne Spur von umgebenden Zellen, so namentlich in den häufigen schiefergrauen Färbungen an der Oberfläche der Milz, der Leber, in den grauen oder schwärzlichen Wandungen mancher Abscesse. Und nicht bloß das mikroskopische Verhalten, auch die ursächlichen Verhältnisse dieser beiden Arten von Melanose beweisen, daß man es hier mit zwey ganz verschiedenen Prozessen zu thun hat. Geben nun die Untersuchungen des Verfs auch hierüber nicht die gewünschten Aufschlüsse, so wollen wir doch das, was er mittheilt, dankbar annehmen, dem in der Vorrede ausgesprochenen, oben angedeuteten Zweck seiner Schrift gemäß.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. 163. Stück.

Den 10. October 1844.

Zürich.

Schluß der Anzeige: 'Untersuchungen zur Kenntniß des körnigen Pigmentes der Wirbelthiere in physiologischer und pathologischer Hinsicht von Dr Carl Bruch.'

Der folgende Abschnitt behandelt die Entstehung des körnigen Pigmentes (S. 40 — 51). Er ist unstreitig der schwächste Theil der Schrift, aber freylich auch der schwierigste. Hören wir zuerst die Ansicht des Verfassers. Alle Pigmente sollen nach ihm aus dem Blute entstehen, und zwar aus dem Farbestoff desselben. Dieser erleidet chemische Veränderungen, welche seine Farbe modificieren, wird in den Organisationsprozeß mit hinein gezogen, an Körnchen gebunden, die sich mit Zellen umgeben und bildet so das körnige Pigment. Die Beweise dafür glaubt der Verf. in einigen Untersuchungen apoplektischer Cysten gefunden zu haben; er schließt aber offenbar aus vereinzelten Thatsachen zu viel und hat es versäumt, verschiedene Vorgänge gehörig von einander zu trennen. Ref.

hält es deshalb für nöthig, die Ansicht des Vers von einem allgemeineren Gesichtspuncte aus zu prüfen.

Der rothe Farbestoff des Blutes ist von dem Farbestoff des schwarzen Pigmentes chemisch wesentlich verschieden; es ist bis jetzt nicht gelungen, durch Reagentien aus dem Hämatin eine dem Pigmente ähnliche Materie darzustellen. Wenn dies auch nicht geradezu gegen die Entstehung von Pigment aus Blutfarbestoff spricht, so muß es doch billig Bedenken gegen eine solche Erklärungsweise erregen. Wir sehen ferner sehr oft, ja gewöhnlich Blutextravasate wieder verschwinden, ohne daß sich Melanose aus ihnen bildet. Es wären also zu einer solchen Umwandlung jedenfalls ganz bestimmte, selten vorkommende Bedingungen nöthig; so lange wir aber diese nicht kennen, hat die Angabe, daß das Pigment veränderter Blutfarbestoff sey, selbst wenn sie bewiesen wäre, wenig Werth. Vollends unwahrscheinlich wird sie aber, wenn man die Entstehung des normalen Pigmentes, z. B. im Auge, betrachtet. Die Pigmentzellen entstehen hier ohne Zweifel aus demselben Blastem wie die übrigen Körpertheile, aus Blutplasma, und nichts spricht dafür, daß gerade hier etwa eine vorzugsweise Absonderung von Hämatin aus den Gefäßen Statt finde. Warum soll auch im thierischen Körper eine gefärbte Substanz nicht aus einem farblosen Blastem entstehen können? Die thierischen Farbestoffe bilden ja keine so streng geschlossene Gruppe, daß der eine etwa nur aus dem anderen entstehen könnte. So können wir aus dem farblosen Protein durch Kochen mit Salzsäure eine violette Flüssigkeit, aus farbloser Harnsäure das gefärbte Murexid, aus Milchzucker und Kali, die beide farblos, eine dunkelbraunrothe Flüssigkeit darstellen. Und muß nicht

im Embryo sowohl als bey der Blutbildung in Exsudaten, die keine Blutkörperchen enthalten, der Blutfarbestoff selbst aus einer ungefärbten Substanz entstehen? Diese Bemerkungen mögen zeigen, daß des Verfs Ansicht weder bewiesen ist, noch, wenn sie dies wäre, unsere Kenntnisse von der Entstehung der Pigmente um einen Schritt vorwärts bringt. Ref. will jedoch damit nicht leugnen, daß manche pathologischen Färbungen, welche man gewöhnlich zu den Melanosen rechnet, aus verändertem Blutfarbestoff hervor gehen, aber nur für eine beschränkte Zahl von Fällen läßt sich dieser Uebergang nachweisen (vgl. meine Icones hist. path. Taf. 26. Fig. 4.) und der Verf. hätte beßer gethan, den Umwandlungsprozeß in diesen Fällen genauer nachzuweisen als aus einigen wenigen noch dazu nicht ganz klaren Fällen eine allgemeine Theorie zu entwickeln.

Die Frage dagegen, wie die Pigmentzellen entstehen, gehört zu denen, welche sich schon jetzt durch Untersuchungen lösen lassen und hier stimmt Ref. dem Verf. bey, daß zuerst die Zellenkerne und Pigmentmoleküle entstehen und um diese herum sich erst die Zellenmembranen bilden. Hierfür sprechen namentlich die Beobachtungen an der pigmentierten Oberhaut. Der Verf. zieht hierher auch die so genannten Entzündungskugeln, die er für den Prototyp der pathologischen Pigmentbildung hält. Das letztere kann Ref. nicht zugeben, da sich die Entzündungskugeln oder Körnchenzellen von dem pathologisch neu gebildeten Pigment wesentlich unterscheiden. Die Pigmentmoleküle in den Zellen des melanotischen Markschwamm, bey der Lungen-, Leber-, Milz-Melanose ꝛc. sind intensiv schwarz, die Körnchen der Entzündungskugeln sind nie schwarz, bisweilen bräunlich, gewöhnlich

aber bey auffallendem Lichte weiß und nur bey durchfallendem dunkel. Daß aber die Entzündungskugeln durch Hinzutreten von freyen Blutfarbestoff in Pigment übergehen sollen, ist eine Hypothese, die nach dem oben Besprochenen sehr wenig für sich haben dürfte.

Ref. kann hier nicht umhin, einen Punct zu berühren, der ihn specieller angeht. Er betrifft die Ansicht von der Bildung der Körnchenzellen. Der Verf. bekämpft nämlich die vom Ref. früher ausgesprochene, von Benett getheilte Ansicht, daß sich hierbey zuerst Zellenmembranen bilden, die sich erst später mit Körnchen erfüllen; er läßt dagegen die Körnchen zuerst vorhanden seyn, später sich Kerne bilden und endlich zuletzt das Ganze mit einer Membran umgeben werden. Ich benutze diese Gelegenheit, zu erklären, daß es mir bey Aufstellung jener Ansicht zunächst nur darum zu thun war, Gluge gegenüber nachzuweisen, daß dessen so genannte zusammen gesetzte Entzündungskugeln nicht bloße Aggregate von Kernen aufgelöster Blutkörperchen, sondern wahre Zellen sind, die nach dem allgemeinen Typus der Zellenbildung entstehen. Als ich meine früheren Beobachtungen hierüber machte, war die Bildungsweise von Zellen um Haufen von Elementarkörnern, wie sie neuere Beobachter namentlich in der Entwickelungsgeschichte nachgewiesen haben, noch unbekannt, und mir schien die secundäre Bildung der Körnchen in bereits gebildeten Zellen wahrscheinlich; gegenwärtig bin ich geneigter, die von Bruch adoptierte Ansicht zu theilen. Dies nur im Vorbeygehen. Die ausführlichere Darlegung meiner Ansichten hierüber behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor.

Der letzte Abschnitt der Schrift, unter dem Titel 'Chemische Thatsachen' sucht die Entstehung

des Pigmentes aus Blutfarbestoff auch auf chemischem Wege zu beweisen, wobey der Verf. vorzüglich auf die bekannte Thatsache Werth legt, daß Blut durch Kohlensäure dunkler, fast schwarz gefärbt wird. Es wäre also, nach ihm, nur Zutritt von Kohlensäure zu ausgetretenem Blute nöthig, um Pigment zu erzeugen. Aber so einfach ist die Sache nicht; durch Kohlensäure dunkel gefärbtes Blutroth ist noch kein schwarzes Pigment. Beide verhalten sich chemisch so verschieden, daß wohl nur die vorgefaßte Meinung von der Entstehung von Pigment aus Blutfarbestoff den Verf. bestimmen konnte, aus einer zufälligen Farbenähnlichkeit einen solchen Schluß zu ziehen.

Als Anhang gibt der Verf. noch eine große Anzahl Messungen von Pigmentzellen und anderen in der Schrift besprochenen histologischen Elementen.

Die beiden Tafeln Abbildungen sind gut und die Ausstattung des Werkes von Seiten des Verlegers sehr lobenswerth.

Möge diese ausführliche Anzeige dem Verf. ein Beweis seyn, daß sich Ref. mit Interesse mit der kleinen Schrift beschäftigt hat, und Fachgenossen, die sich specieller für Histologie interessieren, eine Aufforderung, daraus manche Belehrung über specielle Verhältnisse zu schöpfen. J. Vogel.

Lyon,

bey Savy jun. 1842. Histoire topographique et médicale de grand Hotel-Dieu de Lyon par J. P. Pointe.

Das vorliegende Werk, dessen Verfasser durch langjährige Thätigkeit an dem großen Hotel-Dieu zu Lyon mit den Verhältnissen desselben auf das genaueste bekannt ist, bietet uns eine interessante

und in mehrfacher Beziehung lehrreiche Lectüre dar. Zunächst wird das Werk für solche, die ihrer Stellung gemäß dem Hospitalwesen ein besonderes Studium widmen müssen, als eine wirkliche Bereicherung ihrer Literatur erscheinen können, da schwerlich irgend eine der wichtigeren Fragen, welche das Wohl der Hospitäler betreffen, unerörtert geblieben ist. Aber auch für diejenigen, welche kein so specielles Interesse an diese Fragen knüpft, bleibt die Lectüre, obwohl etwas breit und im Detail zuweilen ermüdend, gleichfalls nicht unfruchtbar. Der Verf. hat seinen Gegenstand nicht allein von einem practischen, sondern wo ihn die Gelegenheit darauf führte, auch von einem würdigen moralischen Standpuncte aufgefaßt. Frey von Ruhmredigkeit und localer Vorliebe nimmt er keinen Anstand neben den Vorzügen dieses großartigen Institutes auch die Schattenseiten zu betrachten und die Wünsche auszusprechen, deren Erfüllung zur Vervollkommnung des Hospitales beytragen könnten. Er kennt keinen andern Gesichtspunct als das Wohl der Kranken und hierauf wird jede Frage schließlich zurück geführt. Der gegenwärtige Zustand mit seinen möglichen Verbeßerungen ist ihm der Mittelpunct der ganzen Arbeit und was von historischen Notizen eingeflochten ist, dient nur zur Vergleichung und Erläuterung. Doch finden wir in den verschiedenen Kapiteln zerstreut eine hinreichende Uebersicht über die Entstehung und Entwickelung dieser Krankenanstalt.

Im Jahre 542 wurde durch Childebert I. der Grund zu dem Hospitale gelegt. Anfangs war es eine Wohlthätigkeitsanstalt von geringem Umfange, bestimmt Hilfsbedürftige aller Art aufzunehmen; Kranke, ermüdete Pilger, Waisen fanden da Aufnahme. Die Mittel bestanden in geringen Dota-

tionen und nur durch freywillige Beyträge fristete das Hospital seine Existenz von einem Tage zum andern. Aber wo einmahl ein derartiger Grund gelegt ist, wird das Bedürfnis immer fühlbarer; Staat, Kirche und Privaten sicherten den Bestand des Hospitals durch Geschenke immer mehr und mehr; ums Jahr 1300 war das Vermögen der Anstalt schon hinreichend, seine Existenz zu sichern. Die Verwaltung, welche von Anfang her in den Händen von Laien gewesen war, ging später in die Hände der Geistlichkeit über. Endlich wurde eine besondere Administration (1583) eingesetzt, meist aus angesehenen Bürgern gewählt, die auch bis jetzt besteht. Damahls war das Hospital schon nicht unbeträchtlich, aber noch nicht zur Hälfte so groß als jetzt; es hatte (1598) 100 Betten, jedes für 5 Kranke berechnet; jetzt zählt es 1100 Betten, natürlich jedes immer nur für einen Kranken berechnet. Auch die übrige Ausstattung hat in gleichem Schritte sich verbeßert. Die Fortschritte der Cultur drängen gebieterisch auch zu Verbeßerungen in den Wohlthätigkeitsanstalten, zuweilen sogar zu einem streng genommen nicht durchaus nothwendigen Aufwande. Aber dafür wird denn der Andrang zu solchen Anstalten leider auch täglich größer. Dies zeigt sich in Lyon sehr auffallend. Trotz dem daß jetzt neben dem genannten noch 2 große Hospitäler daselbst vorhanden sind, vermögen sie die zudrängenden Kranken nicht alle zu fassen. Die Zahl der armen Kranken hat sich in einem zur Bevölkerung ganz unverhältnismäßigen Grade vermehrt, wobey noch zu bemerken ist, daß in langen Jahren keine Epidemie dort gehaust hat, wie dies in früheren Jahrhunderten so oft vorgekommen ist. Diese Erfahrung hat sich überall wiederholt und wenn man auch der größe-

ren Verarmung im Allgemeinen einen Theil der Schuld zuschreiben darf, so reicht dies doch nicht aus, das große Misverhältnis zu erklären. Diese Betrachtung führt auch unseren Vf. zu dem schon öfter wiederholten Ausspruche: *je vortrefflicher wir die Wohlthätigkeitsanstalten einrichten, desto mehr Arme machen wir.* Es ist dies leider eine Wahrheit, betrübend für diejenigen, welche mit Ernst den Unglücklichen zu helfen bemüht sind, bequem für diejenigen, welche in Apathie bey fremdem Unglücke vorbey gehen. Aber eine große Lehre liegt für diejenigen darin, welche in fast leidenschaftlichem Eifer den Armen zu einer sorgenfreyen Lage verhelfen wollen und ungerecht jede kalte und ruhige Ueberlegung für Gleichgiltigkeit und Mangel an Mitgefühl erklären möchten. Es gibt gar zu viele, welche eine bequeme Armuth einer unbequemen aber unabhängigen Existenz vorziehen. Ist es nicht traurig, wenn es bey einem Hospitale eine Hauptsorge wird, daß nicht Parasiten sich einschleichen, daß nicht erheuchelte Krankheiten übersehen werden, daß Simulanten nicht den wirklich Kranken ihre Stelle rauben?

Wir würden es jetzt als eine Barbarey betrachten, wenn noch 5 Kranke in demselben Bette untergebracht werden sollten, und wohl nicht mit Unrecht. Dennoch leben in jeder größeren Stadt und auf dem Lande unendlich viele Familien in dieser Weise, und bey Erkrankungsfällen sieht man sie dasselbe Lager theilen, weil sie keine anderen Mittel haben. Was Wunder, daß sie sich zu den Hospitälern drängen, wo sie solchen Unbequemlichkeiten entgehen können; daß sie selbst dann, wenn nicht wirkliche Noth herrscht, diesen Aufenthalt dem gewohnten vorziehen! Für unser Mitgefühl liegt darin eine Beruhigung, nicht aber für ein besonne-

nes Urtheil. Freuen darf man sich über die Richtung, welche den Wohlthätigkeitssinn überall zur Erleichterung fremdes Leides antreibt und sich in unserer Zeit so vielfach und schön bewährt, aber bedauern muß man die Folgen, welche so oft daraus hervor gehen. Als wirklich verwerflich bezeichnet unser Verf. jedes eitle Prunken, jede Art von Luxus in einem Krankenhause, welches ja eigentlich den Armen gehören soll; es ist ein Raub an ihrem Vermögen und vermehrt die Demoralisation, indem es den Andrang derjenigen befördert, welche eigentlich nicht zur Theilnahme an der Wohlthat vermöge vollständiger Dürftigkeit berechtigt sind. Die Einrichtung übersteige nie die Schranken der dringendsten Nothwendigkeit.

Das Wesentlichste bey jedem Krankenhause sind natürlich die eigentlichen Sanitätsverhältnisse, die Lage, die Krankensäle und deren Anfüllung, die Anordnung der Betten, die medicinische Behandlung und die diätetische Pflege. Alles dieses scheint nach des Verfs Mittheilungen im Hotel-Dieu in der vortrefflichsten Ordnung und seine Rügen betreffen meistens solche Puncte, die nicht zu den Hauptsachen gehören. Er geht sehr genau in alle Einzelnheiten ein und beurtheilt sie mit großer Schärfe. Obwohl das Mortalitätsverhältnis im Hotel-Dieu sehr gering ist, so macht er doch darauf aufmerksam, wie verkehrt es sey, hieraus auf den Werth eines Hospitals schließen zu wollen. Es verräth ihm ein beschränktes Urtheil aus einem Resultate einen Schluß ziehen zu wollen, wenn so viele Umstände concurrieren, welche in diesem Resultate Schwankungen hervorbringen können, und wo so viele andere Puncte beurtheilt werden müssen, welche mit diesem Resultate nicht in unmittelbarer Verbindung stehen. Er findet es

sogar gefährlich, wenn auf diese Mortalitätsverhältnisse ein zu großer Werth gelegt wird, indem ein eitler Arzt, der dem Publicum durch Veröffentlichung eines geringen Mortalitätsverhältnisses zu imponieren sucht, leicht dadurch veranlaßt werden kann, schwere Kranke, deren Ende nahe bevor zu stehen scheint, zurück zu weisen und die Plätze, welche dem größten Uebel offen stehen sollten, mit leicht Erkrankten auszufüllen.

Eine sehr wichtige Stelle nehmen in jedem Hospitale die Krankenwärter und Krankenwärterinnen ein, und in einem großen Hospitale gehört es zu den nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, diese Plätze gut zu besetzen. Die bloß temporär gemietheten Individuen zeigen sich oft zu roh und theilnahmlos und vernichten durch brutale Behandlung, was durch manche Opfer von andern Seiten gut gemacht wird. Barmherzige Schwestern, die einen vom Hospitale unabhängigen, selbständigen Orden bilden, sind leicht zu eigenwillig und den Aerzten gegenüber widerspenstig, so daß eine gute Hausdisciplin dadurch gestört wird. In Lyon hat sich ein Mittelding ganz organisch ausgebildet, ein halb religiöses Institut der Schwestern und Brüder, aber in vollkommenster Abhängigkeit vom Hospitale selbst. Dies Institut wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts ausgebildet. Der Aufnahme mußte eine Meldung 6 Monate vorher gehen. Das erste Jahr war Probejahr. Hatten sie sich darin gut gehalten, Willigkeit und körperliche Ausdauer und Stärke bewiesen, so wurden sie eingekleidet, blieben aber noch provisorisch soeurs prétendantes, bis sie endlich mit großer Feyerlichkeit unter kirchlichen Ceremonien vollständig aufgenommen wurden. Nach einer großen Messe geben die Aufzunehmenden folgendes Versprechen: 'Me confiant en la bonté et

en la miséricorde de mon Dieu, j'embrasse la croix de Jésus-Christ, me consacrant à lui par la pauverté, la chasteté et l'obéissance, que je promets d'observer toute ma vie'. Darauf erhalten die Schwestern ein silbernes Kreuz mit dem Bilde der Notre-Dame de Pitié, Patronin des Hospitals und heißen nun soeurs croisées. Die frères bekommen ein silbernes Schild mit gleichem Abzeichen. Trotz des Gelübdes sind die Schwestern und Brüder unbehindert dem Hospitaldienste zu entsagen, und es kommt mitunter vor, daß sie das Haus verlassen um sich zu verheirathen, wenn gleich selten. Eben so kann die Administration sie aus dem Dienste verweisen, was aber sehr selten und nur bey groben Vergehen geschieht. Interessant ist es, die Vermehrung des Dienstpersonals im Laufe der Jahre zu verfolgen. 1335 reichten 5 Krankenpfleger aus; 1523 war da eine mère supérieure und 16 quasireligieuses; 1696 war die Zahl der soeurs croisées auf 40 fest gesetzt; 1840 versahen 280 Personen den Krankendienst als 34 frères prétendants, 40 frères croisés, 80 soeurs prétendantes, 92 soeurs croisées', 30 Domestiken und einige Novizen. Ein ansehnliches Corps, wie man sieht, dem ein Vereinigungspunct wohl Noth thut und der gewis nicht beßer gefunden werden kann als in der oben beschriebenen Form. Der moralische Zwang, die Verknüpfung der ganzen eigenen Existenz mit dem Wohle des Hospitales, das ununterbrochene Leben zwischen den Kranken, alles dies macht den Wärtern den Krankendienst so zur andern Natur, daß kaum etwas zu wünschen übrig bleibt. Eine Schwäche, welche der Verf. rügt, ist die Neigung zum Quacksalbern auf eigene Hand, deren sich die Schwestern zuweilen schuldig machen, eine Schwäche, die sich

aber überall im Leben kund gibt und sicher im Hospitaldienst weit weniger herrscht, als im gewöhnlichen bürgerlichen Leben. Sonst ist nur selten über Ungehorsam und Unfolgsamkeit zu klagen, was sonst häufig bey gemiethetem Personal vorkommt, und eben so wenig zeigt sich die den Kranken störende Sucht zur Proselitenmacherey, wie sie da selten fehlt, wo Nonnen den Dienst versehen, und wozu in Lyon sich reichliche Gelegenheit bieten würde, wegen der vielen Fremden, die immer im Hospitale Aufnahme finden. Die Zahl der behandelten Kranken war im Jahre 1840 15,023. Sie zeigt in den letzteren Jahren nur wenig Schwankung, weil das Hospital fast immer angefüllt ist.

Das Institut ist im eigentlichen Sinne eine Wohlthätigkeitsanstalt, indem jedes Individuum christlicher Religion, dessen Armuth nicht in Zweifel gezogen wird, unentgeltliche Aufnahme findet. Jedoch sind auch einige Säle und einzelne Zimmer zur Aufnahme nicht ganz unbemittelter Kranken gegen eine mäßige Vergütung eingerichtet. Auch diese sind fast beständig angefüllt und der Verf. hält ihre Vermehrung für sehr zweckmäßig, um solche Kranke dahin zu verweisen, welche notorisch nicht ganz dürftig sind.

Die Anzahl der Aerzte und Chirurgen an der Anstalt entspricht ihrer Größe; sie werden nach einem Concurse, welcher die Form eines Examens hat, gewählt. Die Besoldungen sind nicht hoch, doch die Geschäfte durch vielfache Vertheilung auch nicht sehr beträchtlich. Die Chirurgen treten auch dort allmählich vor den Aerzten in den Vordergrund, ganz im Gegensatze gegen früher, wo sie sehr untergeordnet gestellt waren. Präcision in den Visiten wird durch ein ganz eigenes Mittel

aufrecht erhalten, nämlich durch ein gemeinsames Frühstück, welches sämmtliche Aerzte und Chirurgen nach beendeter Visite zusammen einnehmen. Auch Mitglieder der Administration finden sich nicht selten dazu ein, um über Hospitalangelegenheiten mit den Aerzten zu reden; eine speisende Conferenz nach deutschem Muster, sicher ein Mittel zur Aufrechthaltung eines angenehmen collegialischen Verhältnisses.

Ich habe nur einzelne Notizen aus dem umfassenden Werke herausheben können; es ist reich an statistischen Belegen und wichtigen Betrachtungen der Hospitalverhältnisse im Allgemeinen; im Auszuge würde es aber dürftig aussehen. Ich muß deshalb auf die Schrift selbst verweisen, die Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

O. Kohlrausch.

Danzig.

1843. Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft. 4ter Band 1stes Heft.

In diesem Bande der angeführten Societäts-Schrift findet sich ein interessanter Aufsatz des Herrn Oberlehrer A. Menge über die Lebensweise der Spinnen. Der Verf. hat sich seit langer Zeit mit Vorliebe diesen Beobachtungen gewidmet und durch ausdauernden Fleiß mehrere Resultate gewonnen, welche zur Förderung unserer Kenntnis dieser Geschöpfe von großer Wichtigkeit sind. Dahin rechne ich zumeist die Beobachtungen über die Begattung. Unserem Verf. steht das Verdienst zu, durch directe Beobachtungen diesen Punct außer Zweifel gestellt zu haben. Zwar ist schon vor dem Erscheinen dieser Arbeit unseres Verfs von Dr Grube die Ansicht ausgesprochen worden,

daß die Palpen des männlichen Thieres als Uebertragungsorgane des Samens anzusehen seyen, was derselbe aus ihrem anatomischen Baue zu schließen sich genöthigt findet. Dieser anatomische Bau ist aber bey verschiedenen Gattungen sehr verschieden und überhaupt nicht der Art, daß man daraus einen festen Schluß auf die, hier so eigenthümliche, Function des Theiles machen könnte. Da aber Grube aus mündlichen Mittheilungen die Beobachtungen unseres Verfs bekannt waren, so fanden darin seine Schlüsse eine sichere Stütze. Als ein Beyspiel seiner Beobachtungen theilt unser Verf. die Begattungsweise von Linyphia triangularis und Agelena labyrinthica mit. Die Art wie das Männchen den Samen in die Tasterkolben bringt ist folgende. L. triangularis baut sich an einer gelegenen Stelle, in der Nähe des Weibchens, mit welchem schon Begattungen vorher gegangen waren, einen kleinen Steg aus drey starken, in einer Ebene liegenden, und in einem Puncte zusammen treffenden Fäden, in der Form eines y. Einer der drey so entstandenen Winkel wird durch eine Anzahl paralleler und einige rechtwinkelige Fäden zu einer kleinen dreyeckigen Fläche verwebt. Auf dieser Fläche rutscht dann das Männchen mit seinem Leibe hin und her, bis zuletzt aus der Oeffnung seiner Samen-Bläschen am Anfange des Hinterleibes ein kleines Samentröpfchen quillt und auf das Dreyeck zu liegen kommt. Es steigt dann wieder unter die Ebene, und nimmt mit den samenübertragenden Organen des Tasters, indem es bald den einen, bald den andern Kolben an das Tröpfchen bringt, in wenigen Secunden den Samen zwischen die Zangen und das Endblättchen des Kolbens auf. So ausgerüstet begibt sich das Thier wieder zum Weibchen, welches es wil-

lig aufnimmt, und die Uebertragung geschieht durch Umfassen und Festhalten der Scheidenöffnung und öftere Erschütterungen von Seiten des Männchens. Der Same ist weiß, dick und zähe. Vor dem jedesmahligen Ansetzen zieht das Männchen die Kolben durch die Kiefern und benetzt sie. Es scheint demnach, daß der zähe Samen-Stoff durch den Speichel des Mundes flüssiger gemacht werden muß, um gehörig in die Eyerstöcke des Weibchens zu dringen. Aehnlich sah der Verfasser den Vorgang bey Ag. labyrinth.

Die Begattung selbst geschieht bey den übrigen Spinnen nach demselben Principe, und wenn Verf. auch die Methode, wie sie den Samen in die Uebertragungsorgane aufnahmen, bey ihnen nicht beobachten konnte, so ist es doch wohl als gewis anzusehen, daß es in ähnlicher Weise geschehe.

Durch diese Beobachtungen hat der Verf. die so lange zweifelhafte Frage endlich mit Entschiedenheit gelöst und verdient unseren aufrichtigen Dank. Wer ähnlichen Beobachtungen obgelegen hat, weiß, welche unbeschreibliche Ausdauer dazu gehört, solche Thatsachen zu beobachten. Ich habe nur diesen einzelnen, physiologisch so wichtigen Theil der Arbeit berühren wollen. Das Uebrige ist nicht weniger interessant und lehrreich, z. B. über die Tracheen. Doch wird gewis Jeder, der sich für dies Kapitel interessiert, das Genauere in der Abhandlung selbst nachzulesen wünschen.

D. Kohlrausch.

Paris,

bey Jules Renouard und Comp. 1839. Maximilien I., empereur d'Allemagne, et Marguerite d'Autriche, sa fille, gouvernante des Pays-bas.

Esquisses biographiques. Par Le Glay. 110 Seiten in Octav.

In der voran gesandten Notice sur Maximilien begegnen wir einer kurzen Uebersicht des Lebens dieses Kaisers, dessen nicht leicht aufzufassende Persönlichkeit nicht ohne Glück geschildert wird. Daß hin und wieder französisches Nationalgefühl sich Bahn bricht, namentlich bey Gelegenheit der Erwähnung der Sporenschlacht (Guinegate), kann den im Allgemeinen wohlthuenden Eindruck nicht stören. Hieran schließt sich eine Notice sur Marguerite d'Autriche. In beiden Notices sind ältere und besonders in der neuesten Zeit so reichlich veröffentlichte Quellenschriften, so wie zahlreiche auf den vorliegenden Gegenstand bezügliche Abhandlungen mit großem Fleiße benutzt. Aber für eine Biographie Maximilians und Margarethas ist diese Mittheilung zu gedrängt. Sie macht den Eindruck eines nach reichlich vorliegendem und gut geordnetem Material entworfenen Schema, das man sich aufstellt, um nach dessen Abtheilungen, Uebersichten und Andeutungen Einheit und eine zweckmäßige Vertheilung der Einzelnheiten in die Ausführung zu bringen. Freylich bezeichnet der Verf. seine Arbeit selbst als Skizzen; aber auch diese Benennung sagt noch zu viel. In so fern kann also diesem Büchlein ein nur geringer Werth zugesprochen werden. Warum der Verf. also verfahren, warum er es nicht vorzog, ungedruckte Correspondenzen von Maximilian, Margaretha und Carl V., die ihm, den kurzen Noten zufolge, vorlagen, der Oeffentlichkeit zu übergeben, ist nicht klar.

Mit Vergnügen durchblättert man die notes additionelles, namentlich das nach einem Autographum Margarethas abgedruckte Inventar der in ihrem Besitze befindlichen Handschriften, Kunstwerke und sonstigen Kostbarkeiten. Hav.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 12. October 1844.

Hamburg,
bey Fr. Perthes 1843. Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr von Victor Strauß. XCV und 312 Seiten nebst 6 Seiten Musikbeylagen in Octav.

Es ist des Herrn Gnade und Gabe, und seiner Gemeine Ehre und Ruhm, daß sie das Wort hat, wie in lauterer und reiner Lehre und Predigt, so auch in lieblichen geistlichen Liedern und Gesängen. In dem Bewußtseyn dieser Gemeine, die wir unbedenklich als die evangelische Kirche bezeichnen, stehen aber Lehre und Lied, Predigt und Gesang in solchem Einklange, daß sie in ihrem ersten eigenthümlichen und öffentlichen Bekenntnisse zum Zeugnisse christlicher Wahrheit sich nicht bloß auf das Wort des Herrn, sondern auch mit gutem fröhlichen Gewissen auf den Gesang der Kirche beruft; als Conf. Aug. XX: Christus dixit: Sine me nihil potestis facere. Et Ecclesia canit: Sine tuo numine nihil est in homine, nihil est innoxium. Daß man aus der evangelischen Kirche

heraus solchen Einklang nicht überall und allezeit gehört hat, weil man in ihr erst in Lehre und Predigt hin und wieder einen anderen Ton anstimmte, dann allmählich die dann misklingenden Lieder und Gesänge umstimmte, und, wenn das bey ihrer spröden Eigenheit übel gerieth, andere an deren Statt singen ließ, daß man auf diese Weise zwischen dem was gepredigt und gesungen wurde einen Einklang herstellte, welcher nur für diejenigen wohl lautete, die für das Wort Gottes weder ein hörendes Ohr noch ein achthabendes Herz hatten — das müssen wir mit unseren Freunden beklagen, und unseren Widersachern draußen offen eingestehen. Doch was Luther mit großer Glaubensfreudigkeit gesungen: 'Das Wort sie sollen lassen stahn, Und kein'n Dank dazu haben. Er ist bei uns wohl auf dem Plan, Mit seinem Geist und Gaben' — das hat sich bewährt, nicht bloß in der Zeit, als die evangelische Kirche von außen her bedrängt wurde, sondern auch seit sie unter ihren Hausgenossen ihre Feinde sehen mußte. Das Wort Gottes ist der Gemeine geblieben, und hat an heiliger Stätte und besonders da, wo die Ordnung des Kirchenjahrs mit seinen alten Sonn- und Festtagsevangelien sich aufrecht erhalten, fortweg vor der Gemeine und für sie protestiert gegen alle unevangelischen Predigten und Lieder. Wie sollte nun aber dieses protestierende Wort nicht diejenigen zu Protestanten machen, die daraus ihr Leben und Licht haben? Wie sollte die Gemeine unserer Zeit, die und so weit sie wiederum geboren ist aus dem unvergänglichen Samen des Wortes Gottes, ihre Herkunft und Geburt so verleugnen können, daß sie sich auch nicht einmahl das Bedürfnis und Verlangen merken ließe, das Wort zu hören in lauterer und reiner Lehre und Predigt,

und das Wort zu singen in lieblichen geistlichen Liedern und Gesängen? Und diese Gemeine verleugnet nicht, sondern bekennt ihr Bedürfnis und Verlangen. Ihr Bekenntnis vor den Menschen ist auch ihr Gebet zu dem Herrn. Der hat ihr einstmahls Prediger gegeben, die herrliche Dinge gepredigt, und Sänger, die es gut gemacht haben auf Saitenspiel mit Schalle. Soll nun die Gemeine ihres Gebetes Erhörung nur davon erwarten, daß der Herr ihr ihre Todten wiedergibt? Nein! auch bedarf es dessen nicht, denn die sind gestorben und leben noch als Zeugen biblischer Predigt und Gesanges. Aber je mehr das Wort, durch und für welches sie predigen und singen gelernt haben, die Glieder der Gemeine dieser Zeit belebt und erleuchtet, desto mehr werden diejenigen, denen der Herr Beruf und Amt, Gnade und Gabe verliehen, auch die Weise unserer alten Kirchenlehrer und Kirchensänger lernen, nicht als bloße Nachahmer ihrer Weise ohne Nachfolge ihres Glaubens, sondern als Jünger desselben Meisters und in derselben Schule. Solche wird die Gemeine allezeit freudig begrüßen als die ἐξ ἡμῶν καὶ μεθ' ἡμῶν.

So freudig sey denn auch begrüßt der Sänger der Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr. Das Buch, in welchem er uns diese schöne Gabe bietet, enthält mehr als nur eine Sammlung christlicher Lieder, wie die nachfolgende Uebersicht des Inhaltes zeigen wird. Das Kirchenjahr, in dessen Zeiten, Festen und Tagen sich das mit Christo erschienene Gnadenjahr, die ganze angenehme Zeit mit allen ihren Tagen des Heils, nicht bloß historisch als eine vergangene, sondern als eine gegenwärtige und bis ans Ende der Welt fortwährende, der Gemeine

darstellt — wird zu Anfange freudig besungen. Dann folgen die Evangelien durchs ganze Jahr in den alten weder verkürzten noch verlängerten Texten vom 1. Advents- bis zum 27. Trinitatis-Sonntage, einschließlich der Evangelien für den Stephanstag, die drey Marientage, den Johannistag, den Kirchweihtag und das Reformationsfest, nebst der Geschichte von dem Leiden und Sterben des Herrn. Die nun folgende Reihe der Lieder selbst eröffnen Lieder von der Schöpfung, dem Ehestande, dem Sündenfalle, dem Gesetze, dem Opferdienste und der Verheißung, also den Hauptpuncten der vorchristlichen Zeit; an welche sich dann in der durch die Ordnung des christlichen Kirchenjahres gegebenen Folge die Lieder für die sämmtlichen Sonn- und Festtage, auch für die Passionszeit, das Missions-, Erndte- und allgemeine Todtenfest reihen; auf diese folgen allgemeine Sonntagslieder zu Anfange des Gottesdienstes, Schlußverse, ein Taufflied, Confirmationslieder, ein Beichtlied, Abendmahlslieder, ein Trauungslied, ein Begräbnislied, und als Schlußlied: Ermahnung fürs Leben. Diese 116 Lieder und Verse sind größtentheils nach den älteren, auch darüber bezeichneten Choralweisen zu singen. Die angeschlossenen Andeutungen über das christliche Kirchenjahr von Bunsen, insbesondere aber das Nachwort des Verfs, sind eine willkommene Zugabe des Buches, dessen Inhalt schließlich noch durch eine Notenbeylage von 5 neu erfundenen Sangweisen bereichert ist.

Was nun die Lieder selbst, die eigentliche Gabe dieses Buches, betrifft, so kündigt sie der Titel an als Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr. Da ein Jeder seiner eigenen Worte bester Ausleger ist, und der Verf. sich als solchen

in seinem Nachworte darbietet, so möge er selbst uns der Lieder Namen und Inhalt deuten.' Die Gemeine, aus welcher diese Lieder heraus klingen, ist die evangelische, oder noch bestimmter, die evangelisch-lutherische Gemeine, die Gemeine, welche ein christliches Kirchenjahr, und für dasselbe, für seine Zeiten, Feste und Tage jene Auswahl biblischer Texte (Perikopen) hat, durch welche das Kirchenjahr 'mit gleicher Gründlichkeit und Wahrheit die Entwickelung des Gottesreiches in der gegenständlichen Geschichte wie in der innerlichen Erfahrung abspiegelt, deren unterscheidbare Stufen in seinem Laufkreise wiederholt und die ewige Vermittelung durch den Einen Mittler, welcher ist Christus der Herr, nachbildlich und zum Theil vorbildlich vollendet.' Diese Gemeine hat nicht nur während der Zeit des Abfalls vom Worte und der Feindschaft gegen das Wort lebendige Glieder gehabt und bewahrt, sondern es ist für sie auch eine neue Gemeinezeit gekommen. 'Was in der ewig frischen Kraft und Herrlichkeit des Wortes Eins war, erkennt und fühlt nun fröhlich wieder seine Einheit, seine organische Verbindung unter dem Einen Haupte, empfindet sich von Neuem als Gemeine — als Kirche.' Lieder aus der Gemeine sind demnach Lieder, welche die Gemeine singt. Ecclesia canit. 'Nicht das einsame Ich, das sich gelegentlich auch eines Wir entsinnt, sondern das gemeinsame Eine Wir, in welchem jedes Ich sein Leben verliert, um es zu gewinnen, will im Heiligthum Opfer darbringen und Gnaden empfangen, und sich dieses Zusammenschließens mit dem Worte in der gemeinsamen Weise bewußt werden.' — 'O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund — der natürlichste Wunsch des Einsamen, der Gott vollloben möchte! In der Kirche

ist dieser Wunsch erfüllt, und dasselbe Gefühl muß umschlagen in den Wunsch: O daß wir Tausend Eine Zunge, wir Alle hätten Einen Mund. Die Erfüllung dieses Wunsches ist die Geburtsstunde des Kirchenliedes.' Es möge vergönnt seyn, sogleich einige Aeußerungen des Verfs über das Kirchenlied hierher zu ziehen. 'Das Kirchenlied, bemerkt er, ist das eigenthümlichste Gebilde deutscher Kunst seit Luther, und hat allein seine innere selbständige Geschichte; es ist allein wahre Volksangelegenheit gewesen, und — Gott sey Dank — abermahls geworden. Die Lücke, welche in seine stätige Fortentwickelung ein willkürlicher Subjectivismus seit acht Jahrzehnten gerissen, beginnt sich zu schließen, die Augen sind wieder aufgegangen für die Herrlichkeit des alten Kirchenstils. — Einfalt ist die Form des Erhabensten wie des Tiefsten, und der angeborene Schmuck der Wahrheit. So lange die Sprache biblisch, d. h. volksmäßig bleibt, was Kraft und Kürze, Fülle und Freyheit nicht aus- sondern gerade einschließt, so lange vermag sie die umfassendsten Gedanken, die gewaltigsten Empfindungen, die wunderbarsten Uebergänge zu vermitteln, die weit mehr Eigenthum des kirchlichen Volkes sind, als der büchergebildeten Minderzahl. Auch die Sprache des Heiligthums soll die priesterliche Gemeine reden. Das untersagt jedoch nicht eine Verschmelzung derselben mit der geschichtlich gewordenen Ausdrucksweise der Gegenwart, sofern diese aus dem Volksleben erwachsen und nicht bloß Kunsterzeugnis der Buchsprache ist; vielmehr erfordert sie der ganze Zweck des Kirchenliedes. — Nur keine 'Zugabe des nöthigen dichterischen Elementes'! Das Kirchenlied will zwar den Herrn anbeten im heiligen Schmuck, welcher Schmuck aber soll nicht auswendig seyn

mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch. Bleibt ein weltliches Lied, in Kinderprosa übersetzt, nicht dichterisch, so ist es gewis schlecht; bleibt es ein Gemeinelied bey derselben Probe nicht, so ist es sicherlich so wenig kirchlich als christlich, und die Gemeine, der es sich aufdrängen will, so wie deren Haupt, wird sagen: Wenn du dich schon mit Purpur kleidest und mit goldenen Kleinodien schmückest und dein Angesicht schminkest, so schmückest du dich doch vergeblich.'

Auch über die Aufgabe des Liedes für das Kirchenjahr spricht sich der Verf. in dem Nachworte treffend aus. Er sagt: 'Den Tag des Herrn um seinet- und um unserntwillen zu feyern, uns und das Unserige ihm darzubringen, Ihn und das Seinige zu empfangen; das ist der allgemeine Gedanke, die allgemeine Stimmung, womit wir in sein Haus tretend, unsere Stimme gemeinsam vor ihm erheben; dies bestimmt das Anfangslied, das in Bezug auf das Kommende gewählt, immerhin die verschiedensten Schattierungen erträgt. Nun folgt am Altare die Liturgie, das Allgemeine in seiner bleibenden nothwendigen Bestimmtheit umfassend; die Collecte leitet auf das Besondere hinüber, die Perikope wird vorgelesen — und nun hat der Tag seine Besonderheit, seinen Charakter, seine Einzigkeit in dem reichen Bau des Kirchenjahres, in dem gegliederten Ganzen des kirchlichen Glaubenslebens; nun ist der Gemüthsboden der Gemeine für das Lied des Tages befruchtet, der einzeln bestimmte gegenständliche Stoff ergreift sie, wird von ihr ergriffen, und die ganze Bewegung ihres Inneren folgt in Loben und Bitten, Mahnen und Verkündigen der besonderen Strömung,

in welche das Schriftwort sie hinein gezogen. Und dieser Bewegung, sofern sie in Allen gleich ist, oder gleich seyn sollte, Worte und Weise zu geben, das ist die Aufgabe des echt kirchlichen Gemeineliedes.'

So hat denn der Verf. selbst den Maßstab zur Beurtheilung seiner Lieder gegeben. Und wer, wie Ref. diesen Maßstab für den richtigen hält, der wird ihnen das Zeugnis geben: sie halten das Maß; sie sind nach Inhalt und Ausdruck Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr. Ihr Inhalt ist das Wort, und zwar in der unbedingten Annahme, der glaubensvollen Aneignung, der tiefen Auffassung, der reichen Beziehung und fruchtbaren Anwendung des älteren Kirchenliedes. Ihr Ausdruck ist dem Inhalte gemäß biblisch. Die Gemeine wird sie als die ihrigen erkennen, und manche derselben zum kirchlichen Gebrauch um so mehr sich aneignen, als der Schatz ihrer älteren Lieder für das Kirchenjahr keineswegs ein überflüssiger ist. In welchem Sinne aber der Verf. seine Lieder in die Welt hinaus geschickt hat, wird die Gemeine mit Freuden in dem Geständnis lesen: 'Jene Christolatrie, die so alt ist wie das Bekenntnis des Petrus und der Kniefall des Thomas, um deretwillen Beide vom Munde der ewigen Wahrheit selig gepriesen wurden, soll die Schmach und Ehre auch dieser Lieder seyn.' S—a.

Paris.

Comptoir des imprimeurs-unis 1843. Les diplomates européens. Par M. Capefigue. VIII und 410 Seiten in Octav.

Das hier Gebotene ist, wie das kurze Vorwort

bemerkt, schon früher bruchstücksweise in Revuen veröffentlicht und auf den Rath von Freunden in diese Sammlung gebracht. Ging, wie es ferner heißt, der damahls beabsichtigte Zweck, die Völker von der ungeheuern Einsicht (vastes intelligences) der Leiter der großen europäischen Cabinette zu überzeugen, in Erfüllung — warum hinterdrein noch diese Sammlung? Doch wird der Verf. jedem seiner Leser einen kleinen gerechten Zweifel an diesem Erfolge gestatten.

Die Werke des Verfs zeugen von einem unersättlichen Bedürfnisse schriftstellerischer Thätigkeit, von einem nie gestillten Verlangen nach raschem Absatze der kurzen Waare der Historie. Man fühlt sich unwillkürlich, wenn von Jahr zu Jahr bändereiche Werke aus den Händen dieses schreibseligen Mannes hervor gehen, an die Worte von A. W. Schlegel erinnert:

Bist du so fruchtbar doch wie jene flandrische Gräfin,
Sprich, welch' bettelndes Weib hat mit dem Fluch dich behext?

Wir wollen, um nicht ungerecht zu scheinen, wiederholen, daß der Verf., vermöge der ihm zu Gebote stehenden archivalischen Mittel, auch mit dem besten Willen nicht umhin kann, inmitten der Schaugerichte seine Gäste durch eine frische, saftige Frucht zu überraschen. Aber warum diese silbernen Aepfel in goldenen Schalen? Wozu dieser Aufwand melodisch fallender Phraseologie, diese künstliche Ekstase, die nachlässige Eleganz einer Frau von Stande? Oder ist in Paris auch die Geschichte 'eine schöne geschminkte Dirne im feuerfarbenen Taste?' Zu den Füßen Thierrys sollte

der Verf. sich setzen und auf den tiefen, sittlichen Gehalt, die Keuschheit und Würde und reine Manneskraft des kranken, blinden Forschers horchen, der die kleinen Mittel der Bestechung verschmäht, weil er weiß, daß er die Herzen durch Ueberzeugung an sich zieht. Und wie bescheiden sich der Hochmuth des Verfs äußert! 'Les corps illustres, heißt es, se donnent le bonheur d'écouter les éloges de tous ceux qui ont ravagé notre vieille société, et l'on n'est pas un homme capable, savant, vertueux, si l'on n'a pas été au moins demi-régicide.' Er aber bitte nur um ein anspruchloses Plätzchen für Staatsmänner, welche Reiche zu schaffen, zu ordnen, zu erhalten verstehen. Solchen Staatsmännern möchte mit der Apologie Capefigues wenig gedient seyn, der die Declamation mit den Worten schließt: 'Je donnerais toutes les renommées des constitutionels de 1791, de l'an III ou de l'an VIII, pour la moindre parcelle de l'intelligence du grand cardinal de Richelieu.' Wenigstens darf man voraussetzen, daß derselbe im Verkehr mit ersteren beßer gefahren seyn würde, als in einem der Donjons des Herzog-Cardinals, so wie daß er, im Besitze der moindre parcelle de l'intelligence du grand cardinal de Richelieu, diese Schrift dem Publicum vorenthalten haben würde.

Man glaube nicht, daß die hier geschilderten Persönlichkeiten durch Zufall neben einander gestellt sind. Jeder von ihnen repräsentiert, wie uns versichert wird, eine Idee, ein System, eine Politik. Darnach ist Metternich der Schöpfer der bewaffneten Neutralität; Talleyrand stellt die diplomatie tempérée Napoleons und der Restauration vor. Aber irren wir nicht, so hörte man

auch Talleyrands Namen in dem oben genannten Jahre 1791 und in den darauf folgenden Zeiten und dieser Name ist damahls und seitdem Vielen unleidlicher gewesen, als der der fatalen Constitutionellen. Dann Wellington, der Vertreter des bewaffneten Englands und seiner Tories; der Herzog von Richelieu, das Symbol treuer Geschäftsführung und verkannter Dienste; Pozzo di Borgo, die personificierte Geschicklichkeit in der Leitung der europäischen Politik; Lord Castlereagh, dessen wahre Charaktergröße erst durch diese Schrift ins Licht gestellt wird, der würdige Nachfolger Pitts — wir würden als solchen eher auf einen anderen großen englischen Staatsmann gerathen haben; endlich Hardenberg, der anfangs das neutrale, dann das mit seinen poétiques universités fortstürmende Preußen bezeichnet. Sonach wären wir glücklich abermahls zu einem der Stichwörter des Verfs, den poetischen Universitäten Deutschlands gekommen. Ob nicht auch dieses Mahl der Student mit blauem Auge und blondem Haar folgt, der träumerisch den Blick auf die dahin rauschenden Ströme seines Vaterlandes wirft?

'Mon gout pour les esprits d'intelligence et de gouvernement m'a porte à les rechercher.' Wohl den Seelen, auf die also der Geschmack des Verfs fällt. Aber hier ist mehr als gout. Sprechen wir es immerhin im Namen des bescheidenen Verfassers aus, es ist das: les esprits se rencontrent!

Von den hier geschilderten Staatsmännern stoßen wir zuerst auf den Fürsten Metternich. Der Verf. beruft sich auf Mittheilungen, die ihm aus dem Munde dieses hohen Staatsmannes zugekommen seyen; auf dieselbe Weise hat sich Pozzo di

Borgo gegen ihn erschlossen. Beide werden vom Verf. höchst naiv befragt, ob man 1813 in Prag wirklich den Frieden gewollt habe und beide bejahen solches aufs Bestimmteste. Und weiter nichts? Wer dürfte zweifeln, daß beide ihr Herz gegen den Fragenden ausgeschüttet haben? Und der Fragende verdiente dieses Vertrauen. Er ist discret und verschweigt den Inhalt der übrigen Eröffnungen, nur daß er bisweilen ein 'Man muß den Grafen Pozzo di Borgo selbst darüber sprechen gehört haben' oder 'quiconque a causé avec M. de Metternich' geheimnisvoll fallen läßt.

Hierauf folgt Talleyrand. Alle Müssiggänger und Tagediebe, klagt Capefigue, haben sich berufen gefühlt, auf einen Mann Schmach zu häufen, in dessen mystères d'une longue existence doch nur so Wenige eingedrungen sind, den schon die haute noblesse ehrwürdig machen, den man um seine artigen Erzählungen aus seiner Jugend, wie er, der zum geistlichen Stande Bestimmte, über Mauern geklettert und seinen Besuch im Mansardenkämmerchen abgelegt, schonen sollte. Und wenn Talleyrand die Heiligen verspottete, den Katholicismus zum Gegenstande der Sarkastik dienen ließ, wie gern verzeiht man diese Schwäche dem Bischofe, der ja kaum das vierzigste Jahr erreicht hatte. Daß der Geistliche seine Kirche verhöhnte und in den Stand der Ehe trat, der Diplomat den reichen Geschenken, deren Annahme der Pöbel nur einer käuflichen Seele zumuthet, offene Hand bot, verzeiht man gern, wenn man sich seine überwiegenden Talente vergegenwärtigt, die unübertreffliche Leichtigkeit, mit welcher er sich in den Formen feiner Hofsitte bewegte, die Treue, mit welcher er dem verstoßenen Hause der Bourbons

angehörte, während er vor seinem kaiserlichen Herrn kroch, die Gewandtheit, mit welcher dieser kleine diable boiteux Versprechungen und Eide zu handhaben wußte, zu Gunsten der Bourbons bey den verbündeten Mächten influierte und von dem zusammen brechenden Thron der älteren Bourbons mit einem Witzworte Abschied nahm. Und doch war (S. 116) 'son coeur un peu sec, son imagination froide; on le comparait à un véritable tacticien, qui jugeait les partis et les hommes avec une rectitude mathématique.'

Man glaubt zuweilen bey dieser Lecture von einem Netze zarter Ironie umschlungen zu werden; man erschrickt vor dem Gedanken, in den Bereich einer künstlichen Mystification eingetreten zu seyn. Nicht doch! Es ist dem Verf. ein purer Ernst um die Apotheose dieses Fürsten der Diplomatie. Schließlich spricht sich derselbe mit Zuversicht dahin aus, daß Talleyrand Memoiren hinterlassen habe, fügt aber hinzu, daß diese wahrscheinlich nur justifications enthalten würden. Dann bewahre uns Gott vor den nothwendig endlosen Bänden voll feiner Lügengewebe!

Wir übergehen den Baron Pasquier, Pozzo di Borgo, den Günstling jenes Alexanders à l'ame mystique et genereuse, Wellington, den Herzog von Richelieu, Lord Castlereagh und den Grafen Nesselrode. Nur aus der Darstellung Hardenbergs mögen uns noch einige Mittheilungen verstattet seyn. Vergrößerung, heißt es hier, war stäts das Princip der preußischen Monarchie, improvisée pour ainsi dire au commencement du XVIII siècle, und Hardenberg ist als Personification der preußischen Politik zu betrachten. Gebürtig aus Hannover, principauté enclavée au milieu de l'Alle-

magne, stammte er aus einem Adelsgeschlechte, das bis zum zehnten Jahrhundert, bis zur Zeit der schwäbischen Kaiser hinaufreicht, und war der Sohn eines maréchal de l'empire. — Noch höher die Confusion zu schrauben, möchte Mühe kosten, es sey denn, daß es dem Verf. gelungen wäre, wenn er auf sein Lieblingskapitel, die Mystik des Tugendbundes, zu sprechen kommt. Nach den Vorschriften desselben (S. 298) tous les jeunes gens de 17 à 24 ans doivent prendre les armes pour former des volontaires, avec un costume particulier, la petite casquette d'étudiant, la redingote courte et serrée par une lanière de cuir, ce costume que portaient Stein et Schill. Nul ne pourra se marier s'il na fait ce service; aucun amour, aucune ambition sans cela. Am Schlusse dieser Diatribe stoßen wir noch (S. 315) auf eine Schilderung der poetisch-philosophischen Richtung des preußischen Staates. Hav.

Leipzig,

bey E. L. Schwickert 1844. Lebensbeschreibung des Ablaßpredigers D. Johann Tezel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirchenreformation im sechszehnten Jahrhundert. Von M. Friedrich Gottlob Hofmann. 180 Seiten in Octav.

Ueberall, namentlich aber im Königreich Sachsen, macht man sich neuerdings mit den Personen der Reformationsgeschichte, auch den sehr untergeordneten, viel zu schaffen. Aber lernt man denn wirklich eine Familie so viel beßer kennen, wenn man ihre Jahrsknechte und Dienstboten sich beschreiben läßt? Zudem ist die Reformation höch-

stens eine geistige Familie und da wird eben der Geist auch in der Geschichte nicht fehlen dürfen. — Hiermit scheint das anzuzeigende Schriftchen nicht ganz einverstanden zu seyn; doch war es vielleicht (s. Vorwort) nicht ursprünglich zum Drucke bestimmt. 'Einige gelehrte Freunde' haben einen Todten zu ehren geglaubt, wenn sie dieses Stück seines Nachlasses der Oeffentlichkeit übergäben.' — Wir können nicht umhin zu gestehen, daß diese Lebensbeschreibung des berüchtigten Ablaßpredigers nach sächsischer Weise sehr gelehrt, nur von den Aeußerlichkeiten handelt: S. 46 wird erzählt, in Görlitz sey von dem Ertrage der Ablaßverkündigung das Kupferdach für die dortige Kirche angeschafft. Eine Note unterrichtet uns, daß besagtes Dach 1691 bey einem großen Brande zu Grunde ging: 'wurde aber bald wieder hergestellt.' — Sonach ist der geistige Zusammenhang sehr vernachlässigt; selbst der Ablaßbegriff wird in der Einleitung in solcher Aeußerlichkeit historisch erörtert, daß man nicht begreift, wie die besten Scholastiker, die doch nicht im röm. Solde standen, sich darum kümmern konnten. Tezels Leben ist hiernach mehr ein Product des Zufalls und der Willkür. Eine Menge für anderweiten Gebrauch nicht unnütze Anecdoten werden beygebracht, aber leider fehlt es an rechter Sichtung und Critik. Dies wird sich an einem auffallenden Beyspiele darthun lassen. Tezel ist 1512 in Zwickau, 1513 in Torgau und Freyberg. Dann entweicht er nach Tyrol und zeugt im Ehebruche mit einer Ehefrau zwey Kinder, wird erst zum Tode verurtheilt, dann zu lebenslänglicher Haft, sitzt einige Zeit, darf dann beym Papste für sich selbst Ablaß suchen und — ist schon 1514 wieder Subnuntius bey Arcimboldi. Wie soll da eine nur

mögliche Chronologie heraus kommen? Außerdem schreibt unser Verf. (S. 56, Note **) dem alten Kapp nach (Nachlese, 3. S. 220 f.), Tezel sey Inquisitor haereticae pravitatis in Polen gewesen. Fontana berichtet dies (Monum. Dominic. p. 409), nennt aber jenen Tezel ausdrücklich Jacob. Ohne Zweifel war dies ein anderer, als der unserige, der Johann heißt. Der Verf. macht es ja selbst plausibel, daß 'Tezel' eine Verstümmelung von Dietrich sey, und so wird derselbe Name allerdings an mehreren Orten vorgekommen seyn. Eben so hätte sich leicht ermitteln lassen, daß der S. 144 als Tezels alter Genosse erwähnte M. Baumgärtner derselbe ist, welcher S. 39 als Baumhauer vorkommt. Auch kleine Unrichtigkeiten fehlen nicht: der h. Dominicus wird geradezu 'ein Freund' des Franciscus d'Assisi genannt, S. 18. Um die erste Schrift des Prierias gegen Luther soll der Pabst nicht gewußt haben, S. 120. — Mit 1517 ist Tezels Ablaßverkauf zu Ende S. 102; weshalb wird nicht gesagt, warum das geschah, geschehen mußte? Der Verf. schweift vielmehr völlig ab und vertieft sich in Luthers Geschichte, die, um Tezels weiteres Leben zu verstehen, gar nicht erforderlich war. — Wenn wir noch gesagt haben, daß die Reflexion oft fade, die Darstellung unnöthig breit ist und zuweilen einen unangenehmen Anlauf zur Salbung nimmt, so wird das Urtheil gerechtfertigt seyn, daß durch diese Schrift Tezels Lebensgeschichte nicht eben weiter gefördert ist, als in den zahlreichen Schriften aus früherer Zeit, die S. 161 flg. in dankenswerther Vollständigkeit verzeichnet sind. K. Kb.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 14. October 1844.

Paris,

bey J. P. Aillaud 1841. Chronica do descobrimento e conquista de Guiné, escrita por mandado de el Rei D. Affonso V. pelo chronista Gomes Eannes de Azurara, dada pelo primeira vez á luz per diligencia do Visconde da Carreira cet., precedida de una introducção e illustrada com algumas notas pelo Visconde de Santarem cet. cet. 4 Seiten Facsimile der Handschr. XVIII und 474 Seiten in gr. Octav.

Daselbst in der Librairie orientale de Ve Dondey-Dupré 1842. Recherches sur la priorité de la découverte des pays situés sur la côte occidentale d'Afrique, au-delà du Cap Bojador, et sur les progrès de la science géographique, après les navigations des Portugais au XVe siècle par le Vicomte de Santarem etc. Accompagnées d'un Atlas composé de mappemondes et de cartes pour la plupart inédites, dressées depuis le XIe jusqu'au XVIIe siècle.

CVII und 335 Seiten in Octav und Atlas in Royal-Folio.

Die vorliegenden Werke, beide von nicht geringer Bedeutung, sind, wie ihr Datum zeigt, keine ganz neue Erscheinungen, dennoch wahrscheinlich in Deutschland noch so gut wie unbekannt, wenigstens haben bis jetzt unsere literarischen und critischen Zeitungen, welche doch sonst sich sehr beeilen ihren Lesern die bedeutenderen ausländischen Werke vorzuführen, weder das eine noch das andere angezeigt, geschweige gebührend besprochen. Wir würden dies eine auffallende Erscheinung nennen, wären wir nicht überzeugt, daß die bisherige Vernachlässigung dieser Schriften von Seiten unserer wissenschaftlichen Journale ihren Grund leider in nichts Anderem hat, als in der Verkennung der Bedeutung solcher Werke für die wissenschaftliche Erdkunde und in der zumeist noch herrschenden Geringschätzung dieser Wissenschaft, die sich bey uns noch nicht die Stellung im Gesammtgebiete des Wissens hat erringen können, welche sie sowohl als natürliche Vermittlerin vieler der schroffen Gegensätze heutiger wissenschaftlicher Forschung, so wie auch als Leiterin zur richtigen Beantwortung mancherley die Gegenwart tief bewegender Fragen des practischen Lebens einzunehmen berufen ist, — und deshalb müssen wir die bisherige Ignorierung dieser Werke eine in der That betrübende nennen. Aus demselben Grunde ist es aber auch ein unerquickliches und misliches Unternehmen durch Anzeige solcher Art von Schriften die Aufmerksamkeit auf dieselben hinlenken zu wollen und gewis würde auch Ref. sich damit nicht befaßt haben, wenn ihm nicht auch so genannte undankbare Arbeit zu thun als Pflicht erschiene und wenn er in diesem Falle nicht noch dazu besonders sich aufgefordert

fühlte durch den Genuß und die wissenschaftliche Förderung, welche ihm die genannten Werke gewährt haben.

Um aber im Allgemeinen den Standpunct zu bezeichnen, von dem aus diese beiden Werke zu beurtheilen sind, müssen wir daran erinnern, daß es eine der Hauptaufgaben der heutigen geographischen Wissenschaft ist, nicht allein nachzuweisen, wie nach und nach der Erdkreis der gebildeten Welt räumlich bekannt geworden ist, sondern auch diese allmähliche Erweiterung des geographischen Gesichtskreises in ihren tieferen Ursachen und Wirkungen darzustellen und darin die Wechselbeziehungen zwischen bestimmten mit der Geistesentwickelung der Menschheit im innigen Zusammenhange stehenden Ideen und Zeitrichtungen einerseits und der räumlichen Erweiterung des einen der beiden großen dem Menschen zur Erkenntnis angewiesenen Gebiete andererseits, zur Anschauung zu bringen. Welch eine Fülle wissenschaftlicher Anregungen und Resultate derartige Untersuchungen darbieten, wird ein Jeder erfahren haben, der Carl Ritters Werke über Afrika und Asien und Alexander von Humboldts Critische Untersuchungen u. s. w. mit Aufmerksamkeit studiert hat. — Gehen wir aber die Geschichte der geographischen Entdeckungen durch, so werden wir bald finden, daß keine Periode in derselben von größerer Bedeutung, von schlagenderem welthistorischem Einfluß gewesen, als die, in welcher die von Heinrich dem Seefahrer angeregten geographischen Entdeckungen der Portugiesen längs der Westküste von Afrika anfingen, jene Entdeckungen, welche den Europäern den Seeweg nach Ostindien eröffneten und die Entdeckung der neuen Welt vorbereiteten. Mit der Umschiffung des Cap Bojador beginnt eine neue Epoche der

Erdkunde, welche von größerer Bedeutung für die Entwickelung des Abendlandes gewesen ist, als man gewöhnlich noch glaubt. Bis zu jener Zeit war die geographische Weltanschauung im Ganzen noch die des Alterthums. Noch zur Zeit der ersten portugiesischen Entdeckungsreisen unter dem Infanten Heinrich stritten die Gelehrten darüber, ob die südliche Hemisphäre, falls daselbst in der That Land vorhanden, bewohnt seyn könne. Bedeutende Männer bewiesen mit Gründen der damahligen Physik ihre Unbewohnbarkeit und ein halbes Jahrhundert nach der Reise des Gil Eannes waren die fruchtbaren, reich bevölkerten Tropengegenden zweyer Welttheile aufgefunden, Entdeckungen, durch welche die kosmologischen Systeme und die ganze systematische Naturbeschreibung jener Zeiten völlig umgewandelt wurden. Denn die neuen Länderräume mit ihren neuen Pflanzen, Thieren und Menschenracen waren nicht unter zu bringen in die alten Systeme, die man von Griechen und Römern ererbt hatte; die neue Welt machte erst recht aufmerksam auf die alte und mit Erstaunen erkannte man, daß diese eben so unbekannt war wie jene. Welch ein Umschwung durch diese fast plötzliche Enthüllung einer ganzen Hälfte der Erdoberfläche der Naturwissenschaft jener Tage gegeben werden mußte und von welchem mächtigen Einflusse dieser Umschwung zunächst auf die Naturanschauung und dadurch auf die Gestaltung der Weltanschauung, auf die sittliche Entwickelung überhaupt werden mußte, ist leicht zu ermessen. — Je mehr man aber diese Bedeutung der geographischen Entdeckungen des 15ten Jahrhunderts erwägt, desto lebendiger wird das sittliche Bedürfnis sich einen tieferen Blick zu verschaffen in das Wesen der geistig bewegenden Kräfte, welche solche Erfolge hervor brachten, ihren

inneren Zusammenhang mit dem Streben vorher gegangener Zeiten kennen zu lernen, die Entwickelungskeime klarer aufzufassen, deren Früchte eben jene glänzenden Resultate waren. Deshalb muß man sich Glück wünschen, daß die beiden Nationen, welche zuerst der europäischen Menschheit den Blick über den ganzen Erdkreis eröffneten, daß Portugiesen und Spanier in neuester Zeit angefangen haben von höherem Gesichtspuncte aus die Bedeutung der Entdeckungen ihrer Vorfahren während des 15. und 16. Jahrhunderts zu begreifen und aus den reichen Schätzen ihrer Archive Urkunden über jene Zeiten mitzutheilen, welche ohne Frage zu den wichtigsten Erscheinungen unserer neueren Literatur gezählt werden müssen. Es scheint als wenn erst durch den Verlust ihrer unermeßlich weiten und reichen überseeischen Besitzungen bey den genannten Völkern das edlere historische Interesse für jene Länder, welche durch die Kraft, die Tugenden und die Opfer ihrer Vorfahren erworben wurden, in den Vordergrund getreten sey, und wenn irgend etwas den großen und wichtigen Werken, welche Portugiesen und Spanier neuerdings zur Entdeckungsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts geliefert haben, noch einen besonderen, eigenthümlichen Reiz verleihen kann, so ist es der Zug der tiefen Wehmuth, der sich durch jene Darstellungen der ruhmvollen Thaten ihrer Vorfahren hindurch zieht, ein Zug des Schmerzes über den Verlust eines hohen unwiederbringlichen Gutes, welches man als einen Theil seiner selbst anzusehen gewöhnt worden, mit dem man durch die Bande des Blutes verbunden gewesen. Wir erinneren nur an das Werk Navarretes über die Seereisen der Spanier seit dem 15. Jahrhundert

(vergl. diese Anz. 1842. St. 3). Für die Geschichte der portugiesischen Entdeckungen fehlte es, obgleich interessante Beyträge dazu durch die Arbeiten verschiedener Mitglieder der Academie zu Lissabon und auch durch den Vicomte von Santarem (s. unsere Anz. seiner Untersuchungen über Vespucci im 113. bis 115. St. dieser Bl.) geliefert worden sind, bis jetzt ganz und gar an einem Werke, welches eine tiefere Einsicht in die wichtige Periode dieser Entdeckungen zur Zeit Heinrichs des Seefahrers gewährte. Zwar hat Barros in seinen Decadas da Asia wichtige und aus guten Quellen geschöpfte Nachrichten über jene Entdeckungen uns überliefert, sie machten aber den Verlust der Hauptquelle, aus der er geschöpft, nämlich der Chronik der Entdeckung von Guinea, welche der Chronist Gomes Eannes de Azurara auf Befehl des Königes Alfons V. und unter Anleitung und nach den Mittheilungen des Infanten Heinrichs selber verfaßte, und welche auch der Pater Freire für seine Vida do Infante Don Henrique nicht mehr benutzen konnte, um so mehr bedauern, da wir über alle die bis zum Tode des Infanten (1460) gemachten afrikanischen Entdeckungen, außer einem Tagebuche des Cadamosto über zwey 1445 und 1446 ausgeführte Reisen, durchaus keine authentische gleichzeitige Nachrichten besaßen. Deshalb muß die Auffindung dieser Chronik in der Manuscriptensammlung der königl. Bibliothek zu Paris ein sehr glücklicher Fund genannt werden und eben so glücklich ist es, daß die Herausgabe derselben zweyen Männern anvertraut wurde, welche wohl am meisten dazu berufen waren dies wichtige Werk in würdiger Gestalt der Oeffentlichkeit zu übergeben und seinen reichen In-

halt auch dem in die Kenntnis der portugiesischen Geschichte und Literatur des 15. Jahrhunderts weniger Eingeweiheten aufzuschließen. Das im Jahre 1837 von Herrn Ferdinand Denis, dem Herausgeber der Chroniques chevaleresques de l'Espagne et du Portugal aufgefundene Manuscript wurde von der französischen Regierung dem Visconde de Carreira, portugiesischen Gesandten in Frankreich zur Publication überlassen, der, damit dies wichtige Document durch die Nachlässigkeit der Abschreiber nicht entstellt werde, es eigenhändig copierte. Der Visconde de Santarem, ehemahliger Generaldirector der portugiesischen Staats-Archive, der gründlichste Kenner der Geschichte der portugiesischen Entdeckungsreisen des 15. und 16. Jahrhunderts, erläuterte dasselbe durch eine große Menge der werthvollsten Noten, fügte ihm ein Glossar der alten nicht mehr gebräuchlichen Ausdrücke bey und eröffnete es mit einer Einleitung, in welcher er die Wichtigkeit dieser Chronik des Azurara hervor hebt. So ausgestattet erschien das Werk im Jahre 1841 mit allem Luxus, den eine solche Ausgabe verdient.

Gehen wir nun auf das Werk Azuraras selbst ein, so müssen wir zuvörderst bemerken, daß sein Werth als eigentliche Quelle für die Geschichte der Entdeckungen unter Heinrich dem Seefahrer von nicht geringer Bedeutung ist, denn Azurara schrieb seine Chronik nach Documenten, welche ihm der Infant, dem er sehr befreundet war, selbst mittheilte und nach mündlichen Aussagen der Entdecker selbst, und für seine Aufrichtigkeit und Treue bürgen sowohl sein durch andere Schriften bewährter guter Ruf als Historiker (wir besitzen von ihm noch eine sehr geschätzte, 1644 zu Lissabon gedruckte

Fortsetzung der von Fernam Lopez geschriebenen Chronik des Königs Johann I., welche er als Chronista mor von Portugal auf Befehl Alfons V. verfaßte und im Jahre 1459 beendigte), wie auch seine aus verschiedenen Stellen des Werkes hervor gehende Gewissenhaftigkeit, welche ihn selbst über wichtige Ereignisse lieber ganz schweigen läßt, als daß er sie nach zweifelhaften Nachrichten darstellte. Wir enthalten uns hier weiterer Bemerkungen über die Darstellungsweise des Werkes und begnügen uns, auf die Reichhaltigkeit seines Inhaltes durch die folgende kurze Uebersicht diejenigen aufmerksam zu machen, welche sich für die wichtigen Entdeckungen der Portugiesen im 15. Jahrhundert näher interessieren.

Nachdem unser Verf. in den ersten VII Kapiteln einige Nachrichten über das Leben des Infanten Heinrich gegeben und die Hauptgründe aufgezählt hat, welche diesen Prinzen bey der Ausrüstung seiner Seeexpeditionen leiteten, führt er Kap. VIII die Ursachen an, welche bis zur Reise des Gil Eannes die Umschiffung des Caps Bojador verhindert hatten. Diese Darstellung ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil daraus mit Bestimmtheit hervor geht, daß das Vorgebirge zu Anfang des 15. Jahrhunderts die südliche Grenze der Schifffahrt der Europäer war, nicht aber, wie man aus einer Nachricht des Barros gefolgert hat, das um fast 3 Grad nördlicher gelegene Cap Nun, ein Irrthum, den Ref. auch schon vor dem Erscheinen dieser Chronik in diesen Blättern (1841. St. 33) zu berichtigen sich bemüht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

166. 167. Stück.

Den 17. October 1844.

Paris.

Fortsetzung der Anzeige: 'Gomes Eannes de Azurara, chronica do descobrimento e conquista de Guiné.'

Kap. IX erzählt die Reise des Gil Eannes, durch welche im Jahre 1434 das Cap Bojador glücklich umschifft wurde. Die folgenden acht Kapitel führen die Geschichte der auf Kosten des Infanten unternommenen Entdeckungsreisen weiter bis zum Jahre 1443, in welchem Nuño Tristam die Insel Gete oder Arguin entdeckte, woselbst er, dem Beyspiele mehrerer seiner Vorgänger folgend, die, um dem Infanten Eingeborene der entdeckten Gegenden zu überbringen, Menschenraub getrieben hatten, eine Anzahl Gefangene machte und sie als Sclaven nach Portugal brachte. Diese Erfolge veranlaßten eine Anzahl von Privatleuten aus Lagos in Algarvien, nachdem sie von dem Prinzen die erbetene Erlaubnis dazu erhalten, Expeditionen nach den neu entdeckten Ländern auf eigene Rechnung und Gefahr auszurüsten. Der erste, welcher eine solche

Unternehmung machte, war ein gewiſſer Lancerote (Kap. XVIII—XXIII). Er geht im Jahre 1444 mit vier Caravelen unter Segel, begleitet von einer großen Anzahl abenteuerluſtiger Edelleute, unter denen ſich auch derſelbe Gil Eannes befand, der zehn Jahre früher durch Umſegelung des Vorgebirges Bojador die Bahn zu dieſen afrikaniſchen Entdeckungen gebrochen hatte. Mit dieſer Expedition fingen die Menſchenjagden an, durch welche bis auf unſere Tage ſo viel Menſchenblut in Afrika vergoſſen und durch welche ſo viele Millionen von Negern ihrem heimathlichen Boden entriſſen worden. Lancerote und ſeine Gefährten landeten auf mehreren kleinen Inſeln an der Küſte (Naar, Tider u. a. in der Nähe von Arguin), welche damahls ſehr bevölkert waren, überfielen auf denſelben bey Nacht die Ortſchaften, maſſacrierten die Einwohner, welche ſich vertheidigten und führten die übrigen als Sclaven auf ihre Schiffe. Nachdem ſie dasſelbe Verfahren beym Cap Blanc wiederholt hatten, kehrten ſie nach Lagos zurück mit 235 Sclaven am Bord, welche daſelbſt am 8. Auguſt 1444 auf öffentlichem Markte 'wie das Vieh' verkauft wurden. Dies Datum iſt für die Geſchichte des afrikaniſchen Sclavenhandels von Wichtigkeit, denn obgleich ſchwarze Sclaven ſchon zwey Jahre früher zu Liſſabon ausgeboten und ſchon in den erſten Jahren des 15. Jahrhunderts nach Sevilla gebracht wurden, ſo datiert ſich doch der Anfang desjenigen Sclavenhandels, jener Peſt, die heut zu Tage auszurotten die ganze Macht der Beherrſcherin der Meere nicht hinreicht, doch erſt von der Expedition des Lancerote an, da ſeitdem Neger-Sclaven als ein Hauptausfuhrartikel Afrikas betrachtet wurden. Deshalb iſt es wohl nicht unpaſſend, wenn wir aus der lebendigen Schilderung, welche Azurara

von der Landung dieser ersten Ladung afrikanischer Sclaven in Lagos entwirft, Folgendes hervorheben: 'Es war am 8ten Tage des Augusts ganz früh in der Morgenkühle, heißt es S. 132, als die Seeleute anfingen ihre Gefangenen zu landen. Diese wurden am Ufer neben einander aufgestellt und gewährten einen wunderbaren Anblick. Denn einige unter ihnen waren vollkommen weiß (de razoada brancura) und von angenehmem Aeußeren, andere, weniger weiß, ins Graue fallend (pardos, Mulatten), und noch andere vollkommen schwarz und an Gestalt und Gesicht so häßlich, daß es fast schien als sähe man Bilder aus der Unterwelt (imagoeẽs do imispergo mais baixo). Aber welches Herz wäre so hart gewesen, daß es nicht mit tiefem Mitleid erfüllt worden wäre beym Anblick dieser Menschen, von denen die einen mit gesenktem Haupte, die Wangen in Thränen gebadet, einander sich stumm anblickten, die anderen, tiefe Seufzer ausstoßend, ihre Augen gen Himmel richteten, als wollten sie Hilfe erflehen vom Schöpfer der Welt, andere endlich sich mit den Händen ins Gesicht schlugen und sich zu Boden warfen, oder in einem traurigen Gesange in der Weise ihres Landes Wehklagen äußerten, die, obgleich man ihre Worte nicht verstand, doch die Größe ihres Schmerzes ausdrückten.' — Herzzerreißend aber wurde nach Azuraras Schilderung die Scene, als die Theilung der Sclaven vorgenommen, als Aeltern und Kinder, Mann und Weib, Bruder und Schwester getrennt wurden, und nicht zu begreifen würde es seyn, wie der so milde menschenfreundliche Infant, der diesen Scenen beywohnte um den ihm zufallenden Fünften in Empfang zu nehmen, dieses Verfahren zulassen konnte, wenn man nicht bedenkt, daß es in der Zeit war, wo die Be-

wohner der iberischen Halbinsel noch auf Leben und Tod mit den Ungläubigen kämpften, daß Heinrich, entflammt in den langen blutigen Kämpfen gegen die Mauren von Ceuta, sich die Ausbreitung seines Glaubens zur Aufgabe seines Lebens gesetzt hatte, und daß damahls zur Erreichung solchen Zweckes auch das härteste Mittel erlaubt, ja geheiligt schien. So hat allerdings ein irre geleiteter frommer Eifer zu Anfang den afrikanischen Sclavenhandel begünstigt, ja hervor gerufen; sehr irren würde man indes, wollte man auf ihn die Sünde wälzen, welche die Europäer im Laufe der folgenden Jahrhunderte gegen ihre afrikanischen Brüder auf sich geladen haben. Die niedrige Habsucht und Heucheley der späteren Beförderer und Vertheidiger des Sclavenhandels haben nichts gemein mit dem frommen Eifer eines Infanten Heinrich, eines Columbus oder eines Las Casas. Um die in ihren Folgen so unendlich wichtig gewordenen Vorschläge des Letzteren richtig zu beurtheilen, muß man bedenken, daß er seinen Begriff der Sclaverey nur aus dem Zustande der afrikanischen Sclaven auf der Halbinsel abstrahierte, wo man anfangs, wenn man den Zweck, durch den man sich berechtigt glaubte die Bewohner der neu entdeckten Küstenländer zu Sclaven zu machen, nämlich ihre Bekehrung, erreicht hatte, dieselben frey gab, oder sie wenigstens durch Wohlthaten für die erduldeten Leiden zu entschädigen suchte, daß sie zum Theil angesehene Staatsbürger werden und mit der Landesbevölkerung sich vermischen konnten. In dieser Beziehung ist das folgende Kap., in welchem der Verf. von der Behandlung und der Aufführung dieser Sclaven spricht, von nicht geringem Interesse. — Kap. XXVII — XXIX berichten über einige Expeditionen, welche jedoch nur

von geringer Wichtigkeit sind, da sie nicht zur Erweiterung der bereits gemachten Entdeckungen beytrugen. Dagegen erfahren wir durch Kap. XXX Näheres über die Reise des Nuño Tristam, der zuerst das eigentliche Negerland entdeckte (seine Vorgänger besuchten nur die an der Küste liegenden Inseln) und bis zum 18° N. B. (in die Nähe des alten Forts von Portendik) vordrang, einer Gegend, in welcher er nach einer langen Fahrt längs einer sandigen, von aller Vegetation entblößten Küste wieder frischen Pflanzenwuchs fand (viiram aquella terra acompanhada de muytas palmeiras e outras arvores verdes e fremosas e assy todollos campos da terra p. 154). Sein Nachfolger Dinis Diaz (bey Barros Dinis Fernandez genannt) entdeckt (1446) die Mündung des Senegal, den unser Verf. nach dem Systeme der Alten mit dem Nil in Verbindung bringt, und das grüne Vorgebirge (Cabo Verde). Azurara ist über diese Reise (Kap. XXXI) leider sehr lakonisch, dagegen verweilt er in den folgenden Kapiteln (XXXII — LXXV) sehr lange bey mehreren Expeditionen, welche mit Erlaubnis des Infanten von Privatleuten aus Palos ausgeführt wurden, um auf eigene Hand Entdeckungen und Eroberungen zu machen. Obwohl diese Expeditionen für die eigentliche Entdeckungsgeschichte nicht von Wichtigkeit sind, so liest man doch gerne die weitläufige Erzählung des Verfs, weil sie denselben eigenthümlichen Reiz gewährt, welcher die Relationen der spanischen Descubridores, Conquistadores und Pobladores des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts so anziehend macht und der wesentlich darin seinen Grund hat, daß diese Männer, obwohl zum größten Theil nur durch den Hang nach Abenteuern, Ehre und Reichthum nach

der neuen Welt geführt, dennoch durchgehends offene Sinne und ein empfängliches Gemüth behielten für die erhebenden Eindrücke einer neuen großartigen Natur, und, begeiſtert von der wunderbaren Schönheit des Schauplatzes ihrer Thaten, in der Erzählung derſelben immer zugleich ein lebendiges Naturgemählde zu geben wußten, in welchem ihre eigene Thätigkeit nur zur Belebung der Scene zu dienen ſcheint. Dieſe poetiſche Auffaſſung der Natur, dieſe unbewußte Schärfe in der Beobachtung neuer phyſiſcher Erſcheinungen, der feine Sinn für die unmittelbaren Eindrücke der zaubervollen Tropenwelt ſind ein gemeinſamer Zug der früheſten portugieſiſchen und ſpaniſchen Reiſebeſchreibungen, und auch hier finden wir ihn wieder in der Schilderung der unteren Geſtadelandſchaften des Senegal und in den umſtändlichen und genauen Nachrichten über Pflanzen und Thiere jener Gegenden, welche zum Theil erſt nach Jahrhunderten in den Naturgeſchichten aufgeführt erſchienen. Was jedoch dem Geographen dieſen Theil der Chronik von beſonderer Wichtigkeit macht, das ſind die hin und wieder (beſonders Kap. LIX—LXIII) eingeſtreueten geographiſchen Betrachtungen und verſchiedene Hinweiſungen auf die Pläne des Infanten, aus denen mit Beſtimmtheit hervor geht, daß Heinrich der Seefahrer, was man bisher nur aus dem Gange der Entdeckungen ſelbſt errathen konnte, bey ſeinen Unternehmungen einen beſtimmten, durchdachten Plan verfolgte, und daß die Erfolge derſelben eine Frucht der hervorragenden Bildung des Infanten geweſen, der durch das Studium der Alten, durch die Aneignung der neuen geographiſchen und nautiſchen Kenntniſſe, welche die Italiäner und Spanier während des Mittelalters erworben hatten, und durch ſeine perſönlichen Berührun-

gen mit den Bewohnern des nordwestlichen Afrikas sich eine vollkommenere geographische Anschauung von den räumlichen Verhältnissen der südlichen Hemisphäre zu bilden und die Richtung zu erkennen wußte, welche sein Jahrhundert zur Befriedigung des längst gefühlten Bedürfnisses nach Erweiterung des Handelsverkehrs einzuschlagen hatte.

Wir übergehen die folgenden Kapitel LXXIX bis LXXXV, in welchen der Verf. seine Erzählung unterbrechend, zwar interessante, jedoch für die Geschichte der afrikanischen Entdeckungen weniger wichtige Nachrichten über die Canarischen Inseln und über die vor der Umsegelung des Cap Bojador durch die Portugiesen colonisierten Inseln Porto Santo und Madeira mittheilt, um noch auf Kap. LXXXVI und LXXXVII aufmerksam zu machen, durch welche wir genauere Kunde erhalten über zwey Expeditionen unter Nuño Tristam und Alvaro Fernandez, welche die Entdeckung der Küste 60 legoas über das grüne Vorgebirge hinaus führten bis zur Mündung eines Flusses, der von dem Entdecker den Namen Nuño Tristam erhielt und welchen der Vicomte v. Santarem mit Barros für den heutigen Rio Grande hält. Zu bedauern ist es, daß der Verf. das Datum beider Reisen nicht angibt, indes kann man sie wohl mit Barros in das Jahr 1447 setzen. In dasselbe Jahr fällt auch wahrscheinlich die von Azurara in den folgenden Kapiteln ausführlicher erwähnte Expedition einer Flotte von neun Schiffen, von denen drey dem Infanten, eins dem Bischofe von Algarve und die übrigen Privatleuten gehörten, welche gleichfalls bis zum Rio Grande vordrang, jedoch in ihrem Hauptzwecke, dem Menschenraub, beynahe eben so unglücklich war wie ihr Vorgänger Nuño Tristam, der dabey mit dem größten

Theile seiner Gefährten das Leben eingebüßt hatte. Wir erwähnen nur im Allgemeinen der noch übrigen neun Kapitel unserer Chronik, in welchen von einigen nicht sehr glücklichen Handelsunternehmungen nach der afrikanischen Küste im Norden des Cap Bojador und von der auch von Barros Kap. XV erwähnten Expedition die Rede ist, welche im Jahre 1447 oder 1448 ein dänischer Edelmann, Vallarte von Azurara, Ballard von Barros genannt, auf einer portugiesischen Flotte unternahm, welche jedoch kein Resultat lieferte, da Vallarte im Kampfe mit den Negern des grünen Vorgebirges sammt mehreren seiner vornehmsten Gefährten den Tod fand. — Mit dieser Expedition schließt Azurara, nachdem er einige Notizen über die bis zum Jahre 1448 nach Portugal eingeführten afrikanischen Sclaven hinzugefügt hat, diesen Theil seiner Chronik, deren im schönen Facsimile mitgetheilte Dedication aus dem Jahre 1453 datiert ist. Sehr wahrscheinlich hat Azurara nie die Fortsetzung geschrieben. Dies ist um so mehr zu bedauern, da in den portugiesischen Schriftstellern über die ferneren bis zum Tode des Infanten (1460) ausgeführten Entdeckungen sehr wenige und noch dazu nur sehr confuse Nachrichten sich finden, und da erst nach dem Jahre 1448, mit welchem Azurara seine Chronik schließt, eigentliche Niederlassungen an der Küste von Guinea gegründet wurden. Dessen ungeachtet müssen wir doch diese Chronik als die Hauptquelle für die Geschichte der portugiesischen Entdeckungen des 15. Jahrhunderts nennen und sie um so höher stellen, als sie gerade über die Anfänge dieser Entdeckungen, welche bisher mit tiefem Dunkel bedeckt lagen, so viel Licht verbreitet, daß wir dadurch klaren Aufschluß über die tieferen sittlichen Ursachen jener großartigen und

folgereichen Unternehmungen erhalten. Deshalb muß auch jeder Geograph den beiden Herausgebern dieses Werkes den innigsten Dank wissen, dem einen für die sorgfältige Redaction des Textes, dem anderen für die trefflichen Noten und Erläuterungen, durch welche an vielen Stellen erst der Reichthum des Inhaltes uns aufgeschlossen wird.

In engem Zusammenhange mit dieser Chronik des Azurara stehen die Recherches des Vicomte von Santarem. Sie sind zum Theil die Früchte eines genauen Studiums jener Chronik, und man könnte sie als einen reichhaltigen Commentar dazu betrachten, wenn man ein Werk, zu welchem die Glossierung eines älteren allerdings die erste Grundlage gegeben, welches aber durch eigene, selbständige auf das Studium anderer, gleichwichtiger Quellen gegründete Forschungen nicht allein seinen Text, sondern auch den in demselben dargestellten Gegenstand selbst in ein neues Licht stellt, so nennen dürfte. — Wir haben schon oben den Gesichtspunct angedeutet, von dem aus diese Recherches zu betrachten sind, auch schon früher Veranlassung gehabt (vgl. diese Anz. St. 113—115), die großen und eigenthümlichen Verdienste, welche der Vicomte v. Santarem sich um die Geschichte der Geographie des 15. und 16. Jahrhunderts erworben hat, gebührend hervor zu heben, demnach können wir hier gleich auf das Werk selbst eingehen, wodurch am besten erhellen wird, wie bedeutend dasselbe wiederum unsere Kunde von der Geographie und den maritimen Entdeckungen jener Zeit fördert.

Um uns gleich auf den Standpunct, von dem aus der Hr Verf. seine Untersuchungen anstellt, zu versetzen, müssen wir bemerken, daß, seitdem man in neuester Zeit mit größerem Interesse der Ge-

Theile seiner Gefährten das Leben eingebüßt hatte. Wir erwähnen nur im Allgemeinen der noch übrigen neun Kapitel unserer Chronik, in welchen von einigen nicht sehr glücklichen Handelsunternehmungen nach der afrikanischen Küste im Norden des Cap Bojador und von der auch von Barros Kap. XV erwähnten Expedition die Rede ist, welche im Jahre 1447 oder 1448 ein dänischer Edelmann, Vallarte von Azurara, Ballard von Barros genannt, auf einer portugiesischen Flotte unternahm, welche jedoch kein Resultat lieferte, da Vallarte im Kampfe mit den Negern des grünen Vorgebirges sammt mehreren seiner vornehmsten Gefährten den Tod fand. — Mit dieser Expedition schließt Azurara, nachdem er einige Notizen über die bis zum Jahre 1448 nach Portugal eingeführten afrikanischen Sclaven hinzugefügt hat, diesen Theil seiner Chronik, deren im schönen Facsimile mitgetheilte Dedication aus dem Jahre 1453 datiert ist. Sehr wahrscheinlich hat Azurara nie die Fortsetzung geschrieben. Dies ist um so mehr zu bedauern, da in den portugiesischen Schriftstellern über die ferneren bis zum Tode des Infanten (1460) ausgeführten Entdeckungen sehr wenige und noch dazu nur sehr confuse Nachrichten sich finden, und da erst nach dem Jahre 1448, mit welchem Azurara seine Chronik schließt, eigentliche Niederlassungen an der Küste von Guinea gegründet wurden. Dessen ungeachtet müssen wir doch diese Chronik als die Hauptquelle für die Geschichte der portugiesischen Entdeckungen des 15. Jahrhunderts nennen und sie um so höher stellen, als sie gerade über die Anfänge dieser Entdeckungen, welche bisher mit tiefem Dunkel bedeckt lagen, so viel Licht verbreitet, daß wir dadurch klaren Aufschluß über die tieferen sittlichen Ursachen jener großartigen und

folgereichen Unternehmungen erhalten. Deshalb muß auch jeder Geograph den beiden Herausgebern dieses Werkes den innigsten Dank wissen, dem einen für die sorgfältige Redaction des Textes, dem anderen für die trefflichen Noten und Erläuterungen, durch welche an vielen Stellen erst der Reichthum des Inhaltes uns aufgeschlossen wird.

In engem Zusammenhange mit dieser Chronik des Azurara stehen die Recherches des Vicomte von Santarem. Sie sind zum Theil die Früchte eines genauen Studiums jener Chronik, und man könnte sie als einen reichhaltigen Commentar dazu betrachten, wenn man ein Werk, zu welchem die Glossierung eines älteren allerdings die erste Grundlage gegeben, welches aber durch eigene, selbständige auf das Studium anderer, gleichwichtiger Quellen gegründete Forschungen nicht allein seinen Text, sondern auch den in demselben dargestellten Gegenstand selbst in ein neues Licht stellt, so nennen dürfte. — Wir haben schon oben den Gesichtspunct angedeutet, von dem aus diese Recherches zu betrachten sind, auch schon früher Veranlassung gehabt (vgl. diese Anz. St. 113—115), die großen und eigenthümlichen Verdienste, welche der Vicomte v. Santarem sich um die Geschichte der Geographie des 15. und 16. Jahrhunderts erworben hat, gebührend hervor zu heben, demnach können wir hier gleich auf das Werk selbst eingehen, wodurch am besten erhellen wird, wie bedeutend dasselbe wiederum unsere Kunde von der Geographie und den maritimen Entdeckungen jener Zeit fördert.

Um uns gleich auf den Standpunct, von dem aus der Hr Verf. seine Untersuchungen anstellt, zu versetzen, müssen wir bemerken, daß, seitdem man in neuester Zeit mit größerem Interesse der Ge-

schichte der geographischen Entdeckungen der Portugiesen und Spanier im 15. Jahrhundert sich zugewendet und den Fäden nachgeforscht hat, welche diese erfolgreichen Entdeckungen innerlich verknüpfen mit früheren, weniger glücklichen und deshalb schnell vergessenen, Bestrebungen der Europäer, über die Grenzen der dem Mittelalter bekannten Welt vorzudringen, die gründlichsten Forscher, geleitet durch einzelne zerstreute, in Schriften und Archiven aufgefundene Nachrichten zu der Ansicht gelangt sind, daß schon lange Zeit vor den Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste von Afrika ein großer Theil dieser Küste von Zeit zu Zeit durch europäische Seefahrer besucht worden und daß demnach die Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer diese Küsten nicht eigentlich entdeckt, sondern nur wieder aufgefunden und in dauernde Verbindung mit Europa gebracht hätten. Wer sich etwas genauer mit der bisher ungebührlich vernachlässigten Geschichte des Seehandels der Italiäner und Catalanen während des Mittelalters beschäftigt hat, wird leicht geneigt gewesen seyn, diesen Nationen die Ehre der ersten Entdeckung der westafrikanischen Küste bis über das Cap Bojador hinaus zuzuerkennen, und in der That wird es auch nicht geleugnet werden können, daß von diesen Nationen einzelne Versuche gemacht worden, an der atlantischen Küste von Afrika gegen Süden zur Eröffnung neuer Handelsverbindungen mit den Negerländern vorzudringen. Entschiedener jedoch noch hat man die Ehre der ersten Entdeckung der bezeichneten Küste in Anspruch genommen für eine Nation, welche im Mittelalter als seefahrendes Volk eine bedeutende Rolle spielte, nämlich für die Normannen, und namentlich haben die Franzosen öfter und neuerdings wieder versucht, den Nor-

mannen als ihren Vorfahren diese Ehre zu sichern. Sie haben umständliche Nachrichten über normännische Ansiedelungen an der Küste von Guinea aus dem 14. Jahrhundert vorgebracht und mit einer Bestimmtheit von diesen Unternehmungen gesprochen, daß ein Zweifel daran kaum mehr erlaubt schien. Sonach stand es mit der Frage über die Priorität der Entdeckung der Küste von Afrika ganz ähnlich, wie noch vor nicht langer Zeit mit der über die Entdeckung der neuen Welt. Auch hier wurde oft behauptet, Columbus habe die neue Welt nicht entdeckt, sondern nur in dauernde Verbindung mit Europa gebracht. Auch hier, mit den Spaniern, concurrierten dieselben Nationen, die Normannen (Isländer) und die Italiäner, um die Ehre der ersten Entdeckung, und erst die Untersuchungen der Herren von Navarrete und Alexander von Humboldt haben dargethan, daß die Ehre der Entdeckung dem Columbus und keinem Anderen gebühre, daß die zufälligen Entdeckungen der Küste von Labrador u. s. w. durch die Isländer im 11. und 12. Jahrhundert ihm diese Ehre nicht streitig machen können und daß die Italiäner (z. B. die Gebrüder Zeni) durchaus keinen Anspruch auf diese Entdeckung haben. Diese Untersuchungen über die Entdeckungen der Spanier im 15. Jahrhundert mußten das Interesse für die ihnen unmittelbar vorangegangenen Entdeckungen der Portugiesen aufs Neue erwecken. Die damahligen Bestrebungen dieser beiden Nationen hingen auf das Innigste zusammen. Heinrich der Seefahrer wie Columbus suchten eine leichtere Verbindung mit Indien, beide Männer concentrierten in sich bis zu einem hohen Grade die gelehrte Bildung ihrer Zeit und das commerzielle und geographische Wissen, welches die handeltreibenden und seefahrenden Nationen

Europas im Mittelalter ſich erworben hatten. Sie ſchlugen zur Erreichung ihres Zweckes verſchiedene Wege ein, den beiden verſchiedenen Reihen von Ideen ſich anſchließend, welche von Alters her über die Ausführbarkeit einer Seefahrt nach Indien (dem öſtlichen Aſien) ſich gebildet und zu Ende des Mittelalters ſich beſtimmter ausgeprägt hatten; der eine ſuchte das auf dem Wege gen Weſten, was der andere durch die Umſchiffung Afrikas erſtrebte. Erwägt man dieſen genauen Zuſammenhang zwiſchen den großen Seeunternehmungen der Portugieſen und der Spanier während des 15. Jahrhunderts, der dadurch noch intereſſanter wird, daß Columbus durch die portugieſiſchen Entdeckungen zu ſeiner Unternehmung angeregt wurde, daß er in Liſſabon den Plan faßte, 'auf einem leichteren Wege das auszuführen was die Portugieſen erſtrebten,' und bedenkt man zugleich, wie außerordentlich wenig bis in die neueſte Zeit zur Aufhellung der portugieſiſchen Entdeckungen unter Heinrich dem Seefahrer geſchehen iſt, ſo wird es nicht übertrieben ſcheinen, wenn wir behaupten, daß das vorliegende Werk des Vicomte von Santarem in der Geſchichte der Geographie Epoche macht, indem es uns die Entdeckungen, mit welchen die eigentlichen planmäßigen Entdeckungsreiſen zur See ihren Anfang nahmen, genauer kennen lehrt, uns einen tieferen Blick in die Ideen und Pläne des Infanten Heinrich, des Vorläufers des Columbus, verſchafft, und ſomit eine gründlichere Erkenntnis jener wichtigen Zeit des Ueberganges zwiſchen Mittelalter und Neuerer Zeit gewährt, in welcher das immer klarer erkannte Bedürfnis nach Erweiterung des geographiſchen Geſichtskreiſes die großartigen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts vorbereitete. Alles dies aber leiſten dieſe

Recherches, obwohl sie ihrem Hauptzwecke nach nur die Priorität der geographischen Entdeckungen an der Westküste von Afrika jenseits des Cap Bojador zu beweisen trachten, denn indem der Herr Verf. diesen Hauptzweck verfolgt, verbreitet er, neue Quellen über jene Entdeckungen uns eröffnend, zugleich neues Licht über jene denkwürdige Zeit und beweist dadurch, daß die in ihren Folgen so überaus wichtige Umschiffung des Cap Bojador durch den Portugiesen Gil Eannes nicht dem so genannten zufälligen Glücke einer Nation kühner, planloser Abenteurer zu verdanken gewesen, sondern im genauesten Zusammenhange gestanden hat mit bestimmten Ideenrichtungen, welche sich im Mittelalter naturgemäß entwickelt hatten, somit eine wahre natürliche Frucht gewesen der höheren, geistigen Bestrebungen einer Zeit, welche die ihr überlieferten Ideen in ihrem organischen Zusammenhange zu begreifen und folgerecht zu verwirklichen wußte. Dies vorausgeschickt wird eine kurze Analyse der Untersuchungen hinreichen ihre Bedeutung heraus zu stellen.

Wir dürfen die sehr instructive Einleitung (S. I bis CVII) nicht übergehen, in welcher der Hr Vf., nachdem er den Gegenstand seiner Untersuchungen näher bezeichnet und als einen Hauptzweck derselben namentlich die Widerlegung der von den Franzosen aufgestellten Behauptung, normännische Seefahrer aus Dieppe hätten schon im 14. Jahrhundert Niederlassungen an der Küste von Guinea gegründet, hervor gehoben hat, einen Ueberblick der Kenntnisse gibt, welche das Alterthum und das Mittelalter von dem westlichen Theile Afrikas besaßen. Aus den hier in seltener Reichhaltigkeit zusammen gestellten und mit der bekannten Gelehrsamkeit des Hrn Verfs beleuchteten Ansichten, Mei-

nungen und Nachrichten jener Zeiten über diesen Theil von Afrika geht mit genügender Sicherheit hervor, daß ihre genauere Kenntnis der Westküste dieses Welttheils sehr beschränkt war und jedenfalls nicht bis über das Cap Bojador hinaus reichte, daß die Araber im Mittelalter zwar einen nicht unbeträchtlichen Theil selbst des westlichen Sudans kennen lernten, daß sie diese Kenntnisse jedoch nur durch ihre Eroberungs- und Handelszüge zu Lande und nicht durch See-Expeditionen erlangten und deshalb auch von der Westküste südwärts des genannten Vorgebirges nur ganz vage, durch mündliche Berichte erworbene Kunde besaßen. Als besonders wichtig müssen wir in dieser Uebersicht die Skizze bezeichnen, welche der Hr Verf. von den hierher gehörigen geographischen Kenntnissen der Araber entwirft, da er dafür auch arabische Quellen benutzte, welche bisher nicht zugänglich waren, und da er, fern von jeder vorgefaßten Meinung, nur die in reicher Fülle beygebrachten Thatsachen selbst reden läßt. Wie unparteyisch er dabey in der Mittheilung des Materials zu Werke gegangen, zeigt u. A. die S. LXXX ff. aus einem auf der Pariser Bibliothek befindlichen Manuscripte des Geographen Ibn Said gezogene Erzählung, aus welcher mit Bestimmtheit hervorgeht, daß schon im 13. Jahrhundert arabische Seefahrer auf einer von Nul-Lamtha (Nun) aus unternommenen Fahrt, durch Stürme gegen Süden verschlagen, das Cap Bojador doublierten und bis zum Weißen Vorgebirge gelangten. Bemerkenswerth ist, daß sich diese Fahrt zu den 200 Jahre späteren Entdeckungen der Portugiesen eben so verhält, wie die Entdeckung der Küste von Nord-Amerika durch die Isländer zu der Entdeckung der neuen Welt durch die Spanier (Columbus). Die Entdeckung der

Araber wie die der Isländer war eine rein zufällige, sie blieben ganz ohne Folgen für die Erweiterung der Erdkunde *), sie waren völlig vergessen, als im 15. Jahrhundert Portugiesen und Spanier, mit bestimmtem Ziele vor Augen, auf neue Entdeckungen in das Atlantische Meer hinaus segelten. — Für den Ref. hat diese Skizze noch dadurch ein besonderes Interesse, daß sie in ihren Resultaten im Wesentlichen ganz überein stimmt mit dem Ergebnisse der Untersuchung, welche er gleichzeitig mit dem Hn Verf., ohne jedoch von dessen Arbeit die geringste Kenntnis zu haben, über denselben Gegenstand anstellte und vor zwey Jahren in der ersten Abtheilung seiner Unters. über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer publicierte. — Nachdem der Hr Verf. zum Schlusse seiner Einleitung nochmahls die Resultate der mitgetheilten historischen Uebersicht resumiert und darauf ein Verzeichnis der in seinem Werke beschriebenen oder citierten theils sehr seltenen, theils noch nicht edierten geographischen Karten des Mittelalters und der neueren Zeit gegeben hat, eröffnet er seine Untersuchungen selbst §. I und II (S. 1 — 6) mit einer Zurückweisung der Hypothese eines neueren französischen Schriftstellers, welcher die Entdeckung der Küste von Guinea durch die Normannen bloß aus dem Grunde annimmt, weil dieses Volk im 9. Jahrhundert von Skandinavien aus große See-

*) Die von Ibn-Said mitgetheilte Nachricht ward nicht einmahl von den späteren arabischen Geographen aufgenommen. Weder Bakui noch Ibn-Khaldoun reden davon und selbst Abulfeda hat sie nicht der Erwähnung werth gehalten, obwohl er, wie Anmerkungen von seiner Hand beweisen, das Manuscript besaß, aus welchem der Hr Verf. die Erzählung mittheilt.

expeditionen unternahm, auf welchen es nicht allein alle atlantischen Küsten Europas plünderte, sondern auch bis tief ins Mittelländische Meer vordrang. Daß der Hr Verf. es sich nicht hat verdrießen lassen, dergleichen Behauptungen wirklich zu widerlegen, zeigt wenigstens wie allseitig er sein Thema durchzuführen bemüht ist; mit welcher Gründlichkeit aber er darin zu Werke geht, lehrt uns schon der folgende §, in welchem uns der Schriftsteller vorgeführt wird, der zuerst den Portugiesen die Priorität ihrer Entdeckungen jenseits des Cap Bojador streitig zu machen versucht hat, und der um so mehr der strengsten Critik bedarf, da, wie später gezeigt wird, kein Schriftsteller vor ihm von den in Frage stehenden Entdeckungen der Normannen gesprochen hat und alle späteren, welche dieselben behaupten, im Wesentlichen nur seine Behauptungen nachgeschrieben haben. Dieser Schriftsteller, ein gewisser Villaut de Bellefond aus Dieppe, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine Reise nach Guinea gemacht hatte, publicierte im Jahre 1666 eine, dem bekannten Colbert dedicierte Reisebeschreibung, in welcher er behauptet, daß Seefahrer aus Dieppe Guinea entdeckt und daselbst schon im Jahre 1365 Niederlassungen, namentlich Petit-Dieppe und Sestro-Paris, gegründet hätten. Villaut citiert durchaus kein Document für diese Behauptung, er sucht nur Spuren der früheren französischen Herrschaft auf in der Sprache und den Gebräuchen der Eingeborenen jener Gegenden, und citiert zu dem Ende einige Worte und Redensarten derselben, welche französischen Ursprungs seyn sollen.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 19. October 1844.

Paris.

Schluß der Anzeige: 'Gomes Eannes de Azurara, chronica do descobrimento e conquista de Guiné.'

Unser Hr Verf. geht, da auf die Widerlegung dieses Schriftstellers Alles ankommt, auf diese Art von Gründen näher ein und es gelingt ihm, ausgerüstet mit der gründlichsten Kenntnis der portugiesischen Entdeckungsgeschichte und der Geographie jener Länder, so vollkommen alle von Villaut vorgebrachten Gründe zu entkräftigen, daß sie sogar ihm dazu dienen müssen die Priorität der portugiesischen Entdeckung zu bestätigen. Eben so überzeugend zeigt der Hr Verf. in den folgenden Abschnitten (S. 24 — 65) mit Hilfe einer überaus reichen Literatur, daß kein französischer Schriftsteller vor Villaut von dem behaupteten Verkehr der Einwohner von Dieppe und Rouen mit der Küste von Guinea gesprochen, daß im Gegentheil alle, welche von der Entdeckung dieser Küste reden, sie den Portugiesen zuschreiben, und daß alle die-

jenigen franzöſiſchen Schriftſteller, welche ihren Landsleuten dieſe Entdeckung zuſprechen, nur die Behauptungen Villauts wiederholt, oder wenn ſie, wie es bey zweyen, Dapper und Labat, der Fall, neue Beweiſe für dieſe Entdeckung aufgeſtellt haben, eben ſo unzuverläſſig und leichtſinnig dabey geweſen ſind, wie Villaut ſelbſt, und endlich, daß, als die Portugieſen in Folge ihrer Entdeckung im 15. Jahrhundert Beſitz von den ſüdwärts vom Cap Bojador gelegenen Küſtenländern nahmen, ihr Recht darauf von keinem europäiſchen Souverain in Zweifel gezogen wurde, daß namentlich die Könige von Frankreich dies ihren eigenen Unterthanen gegenüber (welche, wie namentlich zu Villauts Zeit, wo ſich in Rouen eine afrikaniſche Handelsgeſellſchaft gebildet hatte, Schutz für ihre Handelsunternehmungen nach Guinea forderten) wiederholt anerkannten und behaupteten. — Dies zuſammen genommen würde vollkommen hingereicht haben, die von Seiten der Franzoſen auch neuerdings wieder in einigen ſonſt ſehr gründlichen, ſelbſt halb officiellen Werken (z. B. Notices statistiques des Colon. franç. 111) wiederholten Anſprüche auf die erſte Entdeckung der Küſte von Guinea zu entkräftigen, und ſomit hätte der Hr Verf. auch hier ſchon dieſen Gegenſtand abſchließen können, wäre es nicht ſeine Abſicht geweſen in dieſen Unterſuchungen zugleich die Periode, in welcher die Weſtländer Afrikas von den Europäern entdeckt wurden, genauer zu beſtimmen und darzuthun, daß es die Portugieſen allein geweſen, denen Europa die erſte Kenntnis jener Länder zu verdanken gehabt hat. Zu dem Ende liefert der Hr Verf., nachdem er S. 65 — 89 einen Ueberblick der portugieſiſchen Entdeckungen unter Heinrich dem Seefahrer gegeben hat, in den §§. X und XI (S. 89

bis 140) eine genaue Analyse einer großen Anzahl höchst interessanter bisher unedierter geographischer Karten aus dem 14. bis ins 17. Jahrhundert, deren Resultat folgendes ist; 1) die Karten aus dem 14. Jahrhundert und die aus dem 15., welche vor der Umschiffung des Cap Bojador durch Gil Eannes gezeichnet sind, zeigen unwiderleglich, daß die Europäer damahls von der Westküste Afrikas jenseits des genannten Vorgebirges durchaus keine genauere Kenntnis hatten. Der größte Theil dieser Karten läßt die Zeichnung dieser Küste bey dem Cap Bojador (Caput finis terrae auf der Karte der Pizzigani vom Jahre 1367 und auf der berühmten catalanischen Karte der Pariser Bibliothek vom Jahre 1375) enden, und wo sich noch eine Fortsetzung dieser Küste über das Vorgebirge hinaus findet, ist sie der Art, daß sie offenbar nur nach bloßen Conjecturen, höchstens nach einigen vagen Nachrichten der Araber gezeichnet ist, welche diese auf ihren Zügen im Innern dieses Welttheils über jene Küsten, über Flüsse, die sich auf denselben mündeten u. s. w., vernommen hatten. 2) Die geographischen und nautischen Karten, auf welchen sich die südwärts vom Cap Bojador gelegene Küste richtiger gezeichnet findet, sind alle jünger als die Umschiffung dieses Vorgebirges durch die Portugiesen (1434); alle diese Karten, sie mögen von Italiänern, Spaniern oder Franzosen gezeichnet seyn, bedienen sich bis ins 17. Jahrhundert für die geographische und nautische Bezeichnung dieser Küstenstrecke der portugiesischen Nomenclatur und auf keiner dieser Karten findet sich die geringste Andeutung von französischen Niederlassungen wie Petit-Dieppe und Sestro-Paris. Beweise genug, daß erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts die

Europäer wahrhafte Kenntnis von der Westküste Afrikas jenseits des Cap Bojador erhalten haben und zwar allein durch die Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer. Diese Beweise vervollständigt der Hr Verf. noch in den folgenden §§. XII — XXI (S. 140 — 227) durch eine höchst interessante historische Untersuchung über den Zustand des Seehandels der Normandie um das 14. Jahrhundert, über die Stellung, welche die Geographen des 14. und 15. Jahrhunderts Guinea anwiesen, und über die Zeiten, in welchen die Franzosen, Spanier und Engländer die Küste von Guinea zu besuchen anfingen, eine Untersuchung, welche, gestützt auf zahlreiche Documente aus portugiesischen Archiven und eine Literatur, wie man sie nur in Paris zusammen findet, eine Fülle neuer Resultate zu Tage fördert, auf die wir jedoch eben deshalb den Leser selbst verweisen müssen. Nur eins erlauben wir uns daraus hervor zu heben, d. i. den in dem §. XV geführten Beweis, daß im Mittelalter der Name Guinea, der zuerst durch die Araber uns überliefert wurde, von verschiedenen Geographen sehr verschiedenen Theilen der Westküste von Afrika beygelegt wurde, weil dieser Umstand (auf welchen auch Ref. schon in seinen Untersuchungen über die Negerländer der Araber aufmerksam gemacht hat) von der größten Wichtigkeit ist zum Verständnis der Nachrichten, denen zufolge die von den Portugiesen im 15. Jahrhundert entdeckte Küste von Afrika durch italiänische und catalanische Seefahrer schon über ein Jahrhundert früher besucht seyn soll. Der Herr Verf. betrachtet diese Nachrichten, nämlich die über die Expeditionen der Genuesen Doria und Vivaldi im 13. und die des Catalanen Don Jayme

Ferrer im 14. Jahrhundert in den letzten Paragraphen seines Werkes (S. 227—262) und zeigt, so schwierig in dieser Sache auch zu entscheiden ist, doch mit hinlänglicher Sicherheit, daß selbst, wenn diese Reisen den darüber aufgefundenen Notizen gemäß ausgeführt wären (was von der des Doria und Vivaldi sehr zu bezweifeln ist), dieselben doch zur Bekanntwerdung der Westküste Afrikas südwärts vom Cap Bojador nichts beygetragen hätten und den Portugiesen die Ehre der Priorität ihrer afrikanischen Entdeckungen nicht streitig machen könnten. Unserer festen Ueberzeugung nach stimmen wir hierin mit dem Hrn Verf. überein, müssen jedoch im Interesse der Wissenschaft den Wunsch aussprechen, daß der Hr Verf. sein Versprechen in einem besonderen Werke darüber Auskunft zu geben, was den Infanten zu seinen afrikanischen Expeditionen hauptsächlich veranlaßte und welche Zwecke er dabey vor Augen hatte, recht bald erfüllen möge, indem erst danach es möglich seyn wird, mit Bestimmtheit zu entscheiden, ob und in welchem Zusammenhange die Unternehmungen Heinrichs des Seefahrers mit jenen früheren, misglückten und deshalb von der Welt unbeachtet gebliebenen Versuchen der Italiäner und Catalanen stehen, und ob in der That, wie ein großer Geograph unserer Zeit behauptet hat, die Araber den Portugiesen den Weg nach Indien gezeigt haben. Möge der Hr Verf. neben den vielen sonstigen Arbeiten, denen er sich namentlich durch seine Herausgabe der wichtigen Sammlung von Documenten zur Geschichte der politischen und diplomatischen Beziehungen Portugals zu anderen Staaten (Quadro elementar das Relações politicas e diplomaticas de Portugal com as diver-

sas potencias do mundo, bis jetzt 4 Bde) unterzogen hat, Muße und Kräfte behalten, die Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer zum Abschluß und damit diese glänzendste Periode der portugiesischen Geschichte zu der Klarheit zu bringen, welche die Wichtigkeit derselben einem Jeden, der ein tieferes Verständnis dieser Zeit der Verwirklichung der Wünsche von Jahrhunderten erstrebt, sehnlichst wünschen lassen muß.

Wir würden nur einen sehr unvollkommenen Begriff von der Bedeutung des besprochenen Werkes geben, wollten wir den dazu gehörigen Atlas mit Stillschweigen übergehen. Diese schöne Sammlung alter, zum großen Theil noch nicht edierter, Karten, zu deren Erläuterung der Hr Verf. hier und da in seinen Untersuchungen und namentlich in den Additions (S. 263 — 324) treffliche Fingerzeige gibt, dient nicht allein dazu die Beweise für die Priorität der portugiesischen Entdeckungen zu liefern, sondern beleuchtet auch die Geschichte der Kartenzeichnung und der Geographie des Mittelalters und der ersten Jahrhunderte der neueren Zeit in einer Weise, daß die Herausgabe dieses Atlasses in der That in dieser Beziehung Epoche machend genannt werden muß. Ref. gesteht, daß, obgleich die wichtigen hierher gehörigen Arbeiten des Cardinals Placido Zurla, des Barons von Walckenaer und des Grafen Baldelli ihm nicht unbekannt waren, doch schon ein nur noch oberflächliches Studium dieser Kartensammlung ihm eine solche Fülle der Belehrung gewährt hat, daß er in Verlegenheit ist, in wenig Worten, wie es für eine Anzeige passend ist, einen Begriff zu geben von der Bedeutung, welche die Herausgabe dieser

eigentlichsten Quellen für das so schwere Studium der Geschichte der Erdkunde hat, und daß er sich nur ungern darauf beschränkt, auf eins der nächsten Resultate, die sich aus der ersten Vergleichung dieser Karten unter einander und mit denen, welche wir von den Arabern aus jener Zeit besitzen, herausstellen, aufmerksam zu machen. Dies ist die augenscheinliche Bestätigung der zwar öfters schon ausgesprochenen, bis jetzt jedoch nur wenig bewiesenen Behauptung, daß der neue Umschwung, welchen die Geographie zu Ende des Mittelalters nahm, vornehmlich der Entwickelung des Seehandels im mittelländischen Meere und der dadurch bewirkten commerciellen Berührung des Abendlandes mit dem Morgenlande zu verdanken ist. — Die hier mitgetheilten Karten aus dem Mittelalter zerfallen nämlich in zwey ihrem Charakter nach wesentlich von einander verschiedene Classen. Zu der ersteren gehören die so genannten Mappemondes (Mappamundi) von kreisförmiger Gestalt, zur zweyten die so genannten Portulanos (Hafenkarten). Die zur ersteren Classe gehörigen sind ganz ohne geographische Anschauung construiert, sie sind das Werk von Gelehrten, die, wie bekannt, im Mittelalter ihre geographischen Kenntnisse einzig und allein aus den Werken des Alterthums schöpften, und sie zeigen deshalb in ganz roher Zeichnung nur die bewohnte Welt (ἡ οἰκουμένη) nach den Begriffen der Alten. Auf den älteren dieser Erdtafeln wird durchaus keine Rücksicht genommen auf eine Eintheilung nach Längen- oder Breitengraden, selbst nicht auf die nach Klimaten. (Die Linien auf der Karte der Bibl. Cotton., welche aus dem 11. Jahrhundert seyn soll, sind schwerlich als mathematische oder geographische Eintheilungs-

linien anzusehen). Zwey dem Durchmesser des Kreises von Nord nach Süd parallele Linien stellen den Hellespont und das Meer, welches die Küsten von Klein-Asien und Syrien bespült, vor. Zwey andere Parallellinien von Westen her nach den beiden genannten gezogen, schließen den übrigen Theil des mittelländischen Meeres ein. Zwey die Tafel begrenzende concentrische Kreislinien schließen das den Erdkreis umgebende Weltmeer ein. Die ganze östliche Hälfte (doch ist die Orientierung der Karten nicht immer die jetzt gebräuchliche) der Erdscheibe nimmt Asien ein, den nordwestlichen Theil Europa, den südwestlichen Afrika. Im entferntesten Osten ist das Paradies; Jerusalem, vorgestellt durch eine bethürmte Stadtmauer, liegt gemeiniglich im Centrum der Erdscheibe; ähnliche Zeichnungen deuten die Lage von Rom, Constantinopel und einiger anderer Hauptstädte an. Die Namen der hauptsächlichsten Staaten und Herrscher sind ganz willkürlich ohne Rücksicht auf Chronologie und geographische Lage in die einzelnen Erdräume eingeschrieben. Zu dieser Classe von geographischen Karten, wenn man sie so nennen darf, gehören *): 1) Eine Welttafel aus einem Manuscripte der Bibliothek zu Leipzig, wahrscheinlich aus dem 11. Jahrhundert; 2) eine dgl. aus einem Mscpte des 12. Jahrhunderts der königl. Bibliothek zu Turin; 3) und 4) zwey dergl. aus der Abhandlung: de imagine mundi des Honorius von Autun aus dem 12. Jahrhundert (beide illuminiert); 5) bis

*) Wir umfassen in dieser Aufzählung zugleich eine Sammlung von 12 Karten, welche der Hr Verf. in den Jahren 1842 und 1843 nach dem Erscheinen des Atlasses noch heraus gegeben und welche Ref. gleich wie jenen der Güte des Hrn Verfs verdankt.

8) vier dergl. aus der Abhandlung gleichen Titels des Gauthier de Metz aus dem 12. Jahrhundert; 9) eine dergl. aus einem Mscpte des 14. Jahrhunderts betitelt: De statu Sarracenorum des Guilielmus de Tripoli; 10) eine ähnliche aus derselben Zeit aus der kaiserlichen Bibliothek zu Wien; 11) Erdtafel der Chroniken von St. Denis (1364 bis 1372) aus der Bibliothek St. Geneviève (mit der eigenhändigen Namensunterschrift Carls V. von Frankreich); 12) Globus des Nicolas d'Oresme vom Jahre 1377 zu seinem Traité de la Sphère (schön illuminiertes Facsimile); 13) Welttafel der Abhandlung: De Imagine Mundi des Pierre d'Ailly vom Jahre 1410 (gleichfalls illuminiert). — Gänzlich verschieden von diesen Karten sind die der zweyten Classe, die so genannten Portulanos. Während auf den eben genannten von einer Darstellung der wahren Gestalt der Länder und Meere kaum eine Spur ist, finden wir auf diesen die Küsten mit Sorgfalt, oft mit bewunderungswürdiger Genauigkeit des topographischen Details, wenn auch noch oft fehlerhaft in der relativen Orientierung, verzeichnet. Es sind dies Seekarten, zum practischen Gebrauche für Seefahrer gezeichnet, deshalb auch mit den Strichen des Compasses (rhumbs) versehen, wie unsere heutigen Seekarten. Der Hr Verf. theilt, sich auf seinen Hauptzweck beschränkend, von dieser Art von Karten nur Fragmente, die Westküste Afrikas mit, was zu bedauern ist, doch reichen auch diese schon hin zu zeigen, daß mit dieser Art der Kartenzeichnung, welche unzweifelhaft von Seefahrern ausging, welche die Küsten nicht nach theoretischen Ansichten, sondern nach Peilungen (bearings), also nach wirklichen Beobachtungen zeichneten, eine neue Aera für

die Geographie anfing. Die Karten dieser Art, von welchen der Atlas Proben enthält, sind: 14) Karte der Pizzigani aus dem Jahre 1367 der Bibliothek zu Parma (vergl. dazu: Pl. Zurla, dissert. di Marco Polo cet. T. II. Apend. p. 318 sq.); 15) Karte der Pinelli-Bibliothek aus den Jahren 1384 — 1400 aus der Sammlung des Baron Walckenaer; 16) Karte der Bibliothek zu Weimar aus dem Jahre 1424; 17) Karte des Andrea Bianco vom Jahre 1436 (vergl. Pl. Zurla, a. a. O. S. 329 ff.); 18) Karte des Gabriel de Valsequa 1439 zu Mallorka gezeichnet; 19) Karte des Grazioso Benincasa vom Jahre 1467 in der Pariser Bibliothek (schön illum. Facsimile); 20 a und b) 2 Karten von demselben vom Jahre 1471 auf der Vaticana zu Rom (vgl. Pl. Zurla, a. a. O. S. 351 ff.); 21) Africa do Mappamundi de Juan de la Cosa, Piloto de Christava˜o Colombo en 1493, desenhado en 1500 (sehr schönes Facsimile dieses Theils des im Besitze des Baron von Walckenaer befindlichen Originals, von welchem Herr v. Humboldt im 5ten Theile seines Examen crit. den Amerika betreffenden Theil hat nachstechen lassen); 22) Afrika der Weltkarte zu Weimar, deren Titel: Carta Universal, en que se contiene todo lo, que del mondo sea descubierto hasta a ora; hizola un Cosmographo de su Magestad ano MDXXII. (sehr interessantes Facsimile); 23) Afrika des Diego Ribero vom Jahre 1529 in der Bibliothek zu Weimar, von welcher Sprengel Amerika heraus gegeben hat; 24) Les premières oeuvres de Jacques de Vaulx, pilote pour le Roi en la Marine 1533 (sehr schönes, illum. Facsimile); 25) Afrika der Karte des Joan Martines, 1567 zu Messina gezeichnet

(prachtvoll illum. Facsimile). — Die Karten dieser Art sind von denen der ersten Classe so durchaus verschieden, daß ihre Vergleichung unter einander chronologisch geordnet, wie der Atlas sie gibt, gänzlich unfruchtbar zur Erkenntnis der allmählichen Fortschritte der Kartenzeichnung und der Geographie seyn würde, wenn wir nicht noch eine Anzahl von Karten besäßen, auf welchen wir einen Uebergang von der ersten Art zur zweyten wahrnehmen und zugleich deutlich erkennen könnten, wie die von den Italiänern und Catalanen im Mittelalter durch ihren Seehandel erworbenen nautischen und geographischen Kenntnisse diese große Umwandlung der Karten allmählich bewirkt haben. Zuerst zeigt sich das Bestreben, die Grenzen zwischen Land und Waßer naturgetreuer darzustellen, indem man die geraden Linien in irreguläre Curven umwandelt, jedoch noch ziemlich willkürlich. Das zeigen die folgenden 7 Karten: 26) Welttafel des 11. Jahrhunderts aus dem britischen Museum; 27) Erdtafel der königl. Bibliothek zu Paris aus einem Manuscripte des 11. Jahrhunderts, betitelt: Cosmographie d'Azaph; 28) Erdtafel aus dem Brit. Museum in Mss. Roy. 14 C. IX. a. d. 13. Jahrhundert (sehr merkwürdig); 29) Erdtafel aus derselben Sammlung Mss. Roy. 14 C. XII. a. d. 13. Jahrhundert; 30) Mappa terrae habitabilis in den Flores historiarum, sive hist. ab orbe condito ad ann. 1251, per Matthaeum de Parisis, Ms. Cott. des Brit. Mus. des 13. oder 14. Jahrhunderts; 31) Erdtafel eines Mscpts des Polichronicon von Ranulphus Hygeden des Brit. Museums aus dem 14. Jahrhundert; 32) Welttafel aus einem Mscpte des Pomponius Mela der Bibliothek zu Rheims aus d. Jahre 1417 (pracht-

volles Facsimile). — Nach und nach tritt in diesen krummen Linien die wahre Form der Küsten mehr erkennbar hervor und mit großer Vollkommenheit geschieht dies zuerst bey den Meeren, welche von den Seefahrern der apenninischen und pyrenäischen Halbinsel am meisten befahren wurden, den Becken des mittelländischen und des schwarzen Meeres. Man vgl. hierzu die folgenden Karten: 33) Welttafel des Marino Sanuto vom Jahre 1306 aus einem Mscpte der königl. Bibliothek zu Paris mit dem Titel: Chronicon ad annum 1322 (interessantes illuminiertes Facsimile, welches im Einzelnen viele Abweichungen zeigt von der Nachbildung des Sanutischen Planisphär, welchen Bongars im 2. Theile seiner Gesta Dei per Francos nach einem Mscpte der Secreta fidelium Crucis aus dem Jahre 1321 hat nachstechen lassen); 34) Planisphär des Fra Mauro vom Jahre 1460, worüber der Cardinal Zurla eine eigene Abhandlung mit einer vollständigen Abbildung begleitet, geschrieben hat. 35) Globus des Martin Behaim vom Jahre 1492 (der Afrika betreffende Theil, interessant wegen der Darstellung der Ostküste dieses Welttheils und der des indischen Meeres, vgl. dazu von Murr, diplomatische Geschichte Martin Behaims und Ghillany, der Erdglobus des Martin Behaim, Nürnberg 1842); 36) Karte von Afrika aus der 1508 zu Rom erschienenen Ausgabe der Geographie des Ptolemäus; 37) Karte von Afrika zum Ptolemäus der Ausgabe von Strasburg aus dem Jahre 1513. — (Zu dieser Classe von Karten würden wir auch die Karte von Afrika und den Portulano der Mediceischen Bibliothek vom Jahre 1351 zählen, den der Graf Baldelli in seiner Ausgabe des Milone di Marco

Polo erläutert hat). — Um die Zahl sämmtlicher Karten dieses Atlasses vollständig anzugeben, führen wir noch die folgenden an, welche von speciellerem Interesse für die Geschichte der afrikanischen Entdeckungen sind und zugleich den Beweis liefern, daß die Franzosen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts nicht daran gedacht haben, den Portugiesen die Priorität ihrer afrikanischen Entdeckungen streitig zu machen. Es sind dies: 38) Westküste von Afrika nach der Karte des Guillaume Levasseur von Dieppe vom Jahre 1601; 39) dieselbe nach der Karte des Jean Dupont von Dieppe vom Jahre 1625 und 40 a und b) Afrika nach der Karte des Jean Guerard von Dieppe aus dem Jahre 1631, welche zum ersten Mahle den Namen Petit-Dieppe enthält.

Schließlich müssen wir noch darauf aufmerksam machen, daß die Untersuchungen des Vicomte von Santarem über die afrikanische Geographie bey dem Zeitpuncte anfangen, mit welchem die endigen, welche Herr Desborough Cooley in seinem Negroland of the Arabs (London 1841) bekannt gemacht hat. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir hier noch weiter auf dies interessante Werk, in welchem der Ref. viel Uebereinstimmung mit seinen eigenen gleichzeitigen auf denselben Gegenstand gerichteten Untersuchungen (Geographische Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer) gefunden hat, eingehen, doch darf er dasselbe Allen, welche sich für die Geographie Afrikas während des Mittelalters interessieren, auf das Beste empfehlen. — Die Ausstattung der angezeigten Werke ist sehr schön, der prachtvolle Atlas ist auf Kosten der portugiesischen Regierung heraus gegeben. Wp.

Heidelberg,

bey J. C. B. Mohr 1844. Ueber den Begriff und die Strafe des Kindsmordes nach der peinlichen Gerichtsordnung Karls V. mit Rücksicht auf das römische und altgermanische Recht. Ein Beitrag zur Interpretation der Artikel 35. 36 und 131 der Carolina, von Ludwig Jordan, beider Rechte Doctor. XXXIV und 117 S. in Octav.

Gewis darf man es eine erfreuliche Erscheinung nennen, daß in neuerer Zeit bey der Bearbeitung des deutschen Criminalrechtes auch dem speciellen Theile dieses Zweiges der Rechtswissenschaft, oder der Lehre von den einzelnen Verbrechen, in Monographien mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Mag dies auch bey einer gewissen Verbrechensclasse, insbesondere hinsichtlich des Kapitels vom Hochverrath eine nur zu traurige Veranlassung in Ereignissen der jüngsten Zeiten finden; in anderen Fällen ist es ohne Zweifel ein rein wissenschaftlicher Grund, welcher zur Bearbeitung der Lehre von mehreren einzelnen Verbrechen z. B. der Gewaltthätigkeit, des Betrugs, Diebstahls, Raubes, Unterschlagung, Entführung, Nothzucht u. s. w. hingeführt hat. Auch der Verfasser der obigen, mit ihrem vollständigen (jedoch manchen Ausstellungen ausgesetzten) Titel angeführten, Schrift darf daher keinen Vorwurf fürchten, wenn er das in practischer Hinsicht so höchst wichtige, in der Theorie (und zwar nicht bloß der gemeinrechtlichen, sondern auch der particularrechtlichen) so manchen Controversen unterliegende Verbrechen des Kindesmordes, dessen bekannte Bearbeitung durch Gans wohl nie den wissenschaftlichen Anforderungen zur Genüge entspro-

chen hat, für seinen ersten schriftstellerischen Versuch als Gegenstand sich erwählt hat. Dem Verfasser gebührt dabey im Allgemeinen das Lob des Strebens nach gründlicherer Forschung, sowie eines gewissen Geschicks und gesunden Tacts in der Behandlung des positiven Materials; besonders diejenige Partie der Abhandlung, welche sich speciell mit der Stellung und Behandlung des Kindesmordes im System der P. G. O. beschäftigt, darf als die gelungenere bezeichnet werden. Die ziemlich ausführliche Einleitung, betreffend die allgemeine Auffassung des Verbrechens in der Theorie, Praxis und Gesetzgebung, ist nicht frey von manchen mehr oberflächlichen und nicht sattsam geprüften Bemerkungen; die eigentlich auch zur Einleitung gehörige, schon oft genug vorgekommene, Aufstellung des, nach gewöhnlicher Ansicht so sehr divergenten, Strafprincips im römischen und altgermanischen Recht und dessen weitere Ausführung im ersten und zweyten Kapitel darf wohl mehr als Specimen eruditionis, denn als wirklich zur Sache gehörig betrachtet werden. Ein wesentliches Verbindungsglied zwischen dem römischen Rechte und der P. G. O., die Theorie und Praxis des Mittelalters, besonders die italiänische, hat der Verf. wenn auch nicht übersehen, doch übergangen. Die ganze Arbeit ist aber in so fern Bruchstück, als es noch an der wirklich practischen Entwickelung des Begriffes und Thatbestandes des Verbrechens fehlt. Denn daß der Standpunct gegenwärtig ein ganz anderer ist, als der der P. G. O., liegt am Tage; seine Grundlagen genauer zu erforschen und zu verfolgen ist deshalb von hohem Interesse, wobey es besonders auch darauf ankommen würde, die in Deutsch-

land herrschende Ansicht mit derjenigen zu vergleichen, welche bey der Motivierung des Code pénal im ganz entgegengesetzten Sinne ausgesprochen worden ist. Bloß die Furcht vor dem Verluste der Geschlechtsehre ist es allerdings nicht, was die besondere Auffassung des Verbrechens rechtfertigt. Auch die P. G. O. hat in den Worten 'ihre geübte Leichtfertigkeit verborgen zu halten' kein wesentliches Requisit des Thatbestandes bezeichnen wollen, obwohl auch der Verf. der P. G. O. diese einseitige Auffassung unterlegt und durch eine unrichtige Combination der Art. 35. 36 und 131 deshalb auch die Verheimlichung der Schwangerschaft als wesentliches Merkmahl des Begriffes hinstellt, während es doch nur der enunciativ erwähnte gewöhnliche Fall ist, den das Gesetz vor Augen hat. Rathsamer würde es gewesen seyn, die Arbeit nicht bruchstückweise zu edieren, indem die einzelnen Stadien der legislativen und wissenschaftlichen Entwickelung der Rechtsbegriffe und die verschiedenen Elemente des gemeinen Rechtes in einer zu innigen Verbindung stehen und einen zu eigenthümlichen Verschmelzungs-Prozeß durchlaufen sind, als daß das Eine ohne das Andere ein relevantes wissenschaftliches Resultat gewähren könnte. Die neuerlich mehrfach beliebte Methode bloße Vorarbeiten als selbständige Opuscula in die Welt zu schicken, verdient keine Billigung. Zachariä.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stück.

Den 21. October 1844.

Göttingen.

Der königl. Societät der Wissenschaften sind am 7. d. M. von dem Prof. Wöhler die Resultate einer Untersuchung über einen im academ. Laboratorium von Hrn Bödeker entdeckten neuen organischen Stoff, das Idryl, vorgelegt worden.

Zu Idria in Illyrien versuchte man vor einigen Jahren ein neues Verfahren der Queckfilber-Gewinnung anzuwenden; man bekam dabey aus den bituminösen Erzen als Nebenproduct eine mit Queckfilberkugeln vermischte schwarze, weiche Masse, von der dem Prof. Wöhler eine Portion, unter dem dort üblichen Namen Stupp, von Hrn A. Löwe in Wien mitgetheilt wurde. Da diese Queckfilbererze das von Dumas entdeckte Idrialin enthalten, so lag die Vermuthung nahe, daß auch der Stupp diesen seltenen Körper enthalten werde. Allein Hr Bödeker, der hierüber Versuche anstellte, fand bald, daß dies nicht der Fall war, sondern daß jenes Destillationsproduct statt dessen einen neuen Körper enthielt, der durch die Beziehung,

in der er seiner Zusammensetzung und Entstehung nach zu dem Idrialin steht, von Merkwürdigkeit ist. Er ist ein organischer Kohlenwaßerstoff, so zusammen gesetzt, daß er als das Radical vom Idrialin betrachtet werden kann. Hierauf bezieht sich der dafür gewählte Name Idryl.

Das Idryl wurde auf die Weise aus dem Stupp ausgezogen, daß dieser wiederholt mit Alkohol ausgekocht und die nach dem Abdestillieren des Alkohols zurück bleibende weiche, braune Masse, das noch unreine Idryl, in concentrierter, siedendheißer Essigsäure aufgelöst und daraus krystallisiert erhalten wurde. Durch wiederholtes Umkrystallisieren aus Alkohol wurde es vollkommen rein erhalten.

Das Idryl stellt eine aus feinen Krystallblättchen bestehende, sehr lockere, schimmernde Masse dar, die nicht ganz farblos ist, sondern stäts einen Schiller ins Gelbgrüne zeigt. Es hat einen kaum bemerkbaren Geruch und Geschmack. Es schmilzt bey 86° C. zu einem klaren, blaßgelben Liquidum, und erstarrt bey 79° zu einer concentrisch strahligen, undurchsichtigen, fast farblosen Masse. Weiter erhitzt, sublimiert es sich leicht und vollständig in Form eines äußerst feinen und lockeren Staubes, bestehend aus zarten Blättchen, die ausgezeichnet schön irisieren.

In Alkohol, Aether, Terpenthinöl, Essigsäure löst es sich bey gewöhnlicher Temperatur wenig, bey Siedhitze aber so leicht, daß die gesättigten Lösungen in den drey ersteren beym Erkalten erstarren. Eine sehr geringe Menge ist hinreichend, die Lösung schön blaulich irisierend zu machen, ähnlich einer sauren Lösung von schwefelsaurem Chinin. Concentrierte Schwefelsäure färbt sich damit schon bey gewöhnlicher Temperatur goldgelb;

erwärmt, löst sie es reichlich auf zu einer tief grüngelben Flüssigkeit, die sich mit Wasser klar mischen läßt. Erst beym stärkeren Erhitzen entwickelt sich schweflige Säure. Auch diese Lösungen schillern stark blaulich. Dieses Verhalten zu Schwefelsäure und sein niedriger Schmelzpunct, unterscheiden das Idryl wesentlich vom Idrialin, das von Schwefelsäure mit intensiv blauer Farbe aufgelöst wird und dessen Schmelzpunct jedenfalls über 156° liegt, daher es auch nicht, wie das Idryl, in heißem Terpenthinöl schmelzbar ist. Auch läßt sich das Idrialin selbst in einem Strom von Kohlensäuregas nicht unzersetzt sublimieren; nur ein kleiner Theil entgeht dabey der Zersetzung. Eben so bestimmt unterscheidet sich das Idryl vom Chrysen, das eine gelbe Farbe hat, erst bey 230° schmilzt und in Alkohol ganz unlöslich ist.

Die Analysen des Idryls wurden mit Kupferoxyd gemacht, auf die Art, daß es in einem länglichen Platingefäß geschmolzen in das Verbrennungsrohr eingebracht und die Verbrennung zuletzt mit Anwendung von reinem Sauerstoffgas bewirkt wurde.

Als Mittelzahlen von zwey gut übereinstimmenden Analysen wurden für seine Zusammensetzung erhalten:

		berechnet nach C^3H.
Kohlenstoff	— 94,568	94,75
Wasserstoff	— 5,459	5,25

C^3H ist aber merkwürdigerweise die relative Aequivalent-Zusammensetzung, die von Dumas für das Idrialin, von Laurent außerdem für das Chrysen angegeben worden ist. Dies gab Veranlassung, zunächst das Idrialin einer neuen Ana-

lyse zu unterwerfen, um so mehr, als Dumas selbst die Richtigkeit der einzigen, von ihm angestellten Analyse bezweifelt (Traité T. V. p. 651).

Das Idrialin wurde hierzu nach dem Verfahren von Dumas aus Idrialit dargestellt und durch Umkrystallisiren theils aus reinem Terpenthinöl, theils aus einem Gemische desselben mit Alkohol, theils aus Aceton gereinigt. Nach dem Auspressen bildete es eine schön perlfarbene, glänzende Masse, frey von Queckſilber.

Als Mittel von 4 sehr nahe überein stimmenden Analysen wurde folgende Zusammensetzung erhalten:

		berechnet nach $C^{42}H^{14}O$.
Kohlenstoff	— 91,828	91,990
Waßerstoff	— 5,299	5,094
Sauerstoff	— 2,873	2,916.

Das Idrialin ist also nicht ein bloßer Kohlenwaßerstoff, sondern enthält unzweifelhaft Sauerstoff. Aber Kohlenstoff und Waßerstoff sind in der That darin in demselben relativen Verhältnis wie im Idryl enthalten; und ist es richtig, das Idryl als das Radical des Idrialins zu betrachten, so muß die Zusammensetzung des Idryls durch die Formel $C^{42}H^{14}$ ausgedrückt werden. — Einige Versuche, aus dem Idrialin Idryl darzustellen, gaben nicht das erwartete Resultat; indessen ist nicht zu zweifeln, daß das in dem Stupp enthaltene Idryl aus Idrialin entstanden ist, denn in dem Queckſilbererz war es nicht zu finden.

Aus Mangel an Material konnten leider weder eine Bestimmung seiner Dampfdichte gemacht, noch sein Verhalten zu Chlor und zu Schwefelsäure weiter verfolgt werden. Mit beiden vereinigt es sich; mit der letzteren bildet es eine gepaarte Säure, die mit Baryt und Bleyoxyd lösliche Salze gibt

und vielleicht mit der von Schrötter beobachteten Idrialin-Schwefelsäure identisch ist.

Außer dem Idryl enthält der Stupp noch einen anderen, davon bestimmt verschiedenen, krystallisierbaren Körper, der aber zu einer näheren Untersuchung nicht in erforderlicher Menge erhalten werden konnte. Er setzte sich aus dem Alkohol, mit welchem der Stupp ausgekocht geworden war, sogleich beym Erkalten ab, während das Idryl aufgelöst blieb. Er bildete feine, blaß gelbe Blättchen, war in Alkohol und Essigsäure viel weniger löslich, als das Idryl, schmolz erst über 100°, sublimierte sich aber schon vor dem Schmelzen und wurde nur in der Wärme von concentrierter Schwefelsäure, und zwar mit braunrother Farbe, aufgelöst. Eine Analyse, die nur mit 0,140 Grm. angestellt werden konnte, gab:

Kohlenstoff	—	93,654
Waßerstoff	—	5,666
		99,320.

Berlin.

Druck und Verlag von G. Reimer 1844. Drei Vorlesungen über Gyps-Abgüsse, gehalten im Königlichen Museum zu Berlin von Eduard Gerhard. Nebst drei Bildtafeln: Aegineten, Parthenon, Niobe. 75 Seiten in Octav.

'Die Providenz', sagt Hr Gerhard, 'die über den Trümmern der alten Kunst auf eine oft wunderbare Weise gewacht hat, ließ in drey Reihen zahlreiche und zusammen gehörige Musterstücke der alten Kunst uns zurück, wie wir zu einer tieferen Kenntnis derselben nur immer uns wünschen konnten; in ihnen ist eine dreyfache Anzahl von Mar-

morbildern der besten griechischen Zeit, der edelsten Bestimmung, der ausgeprägtesten Kunstrichtung, der bedeutsamsten und ergreifendsten Darstellung uns erhalten; alle drey scheinen sie Tempelgiebel in den Zeiten von Griechenlands Freyheit geschmückt zu haben, und die Kunstrichtung, die in jedem dieser Statuenvereine eigenthümlich ist, stellt die verschiedenen Entwickelungsstufen der fast oder durchaus vollendeten griechischen Kunst uns neben einander vor Augen'; tritt nun aber zu dieser natura eximia atque illustris, wie wir den hier behandelten Stoff wohl nennen dürfen, eine ratio conformatioque doctrinae hinzu, wie sie sich von einem anerkannten Meister archäologischer Auslegung erwarten läßt, so wird auch wohl von selbst, der ciceronianische Schluß seine Stelle finden: tum illud nescio quid praeclarum ac singulare solere existere. Zwar sind die vorliegenden drey Vorträge nur für ein größeres und gemischtes Publicum bestimmt, dem die Geschichte und Bedeutung jener Probestücke drey scharf getrennter und doch so nahe verwandter Stufen helleniſcher Kunst in gedrängter Uebersicht vor das Auge gestellt werden soll; doch auch abgesehen von dem belehrenden Interesse, das eine solche Uebersicht aus dem Munde eines Forschers, dem nicht leicht etwas dahin Gehöriges entgangen ist, schon als solche selbst für den Mann vom Fache haben muß, bringt es die unerschöpfliche Tiefe des Gegenstandes mit Nothwendigkeit mit sich, daß jeder neue Blick, welchen ein Kennerauge auf den wenn auch noch so oft besprochenen wirft, neue Seiten an demselben entdeckt, von welchen der Mitforscher Kenntnis zu nehmen nicht umgehen kann; und wenn es in der ersteren Hinsicht genügen würde, auf die Erschei-

nung dieses Büchleins aufmerksam gemacht zu haben, so gibt dasselbe in der anderen noch zu manigfacher weiterer Betrachtung Anlaß. Namentlich gilt dieses von der mittleren Abhandlung, die sich freylich, weil sie an Gipsabgüsse geknüpft werden sollte, vorzugsweise nur mit dem östlichen Giebelfelde des Parthenon beschäftigt, weil von diesem allein noch wenigstens die Eckfiguren beider Seiten unter den Schätzen des britischen Museums vollständig erhalten sind, wogegen wir den westlichen Giebel im Zusammenhange eigentlich nur noch aus der vor der Zerstörung des Jahres 1682 durch den französischen Mahler Carrey genommenen Zeichnung kennen; während aber diese Seite eben auf den Grund jener Zeichnung sofort zur Deutung ihrer Composition zu schreiten erlaubte, deren wesentliche Grundzüge, wie sie namentlich von unserem Otfried Müller bereits 1827 in der Abhandl. de signis olim in postico Parthenonis fastigio positis gegeben worden sind, wohl als sicher betrachtet werden dürfen, nahm die fehlende Mittelhandlung der andern zunächst lediglich die restaurierende Künstlerphantasie in Anspruch; und so erscheint gegenwärtige Abhandlung als der erste Versuch, auch für sie die Totalidee eines in sich geschlossenen Organismus zu ermitteln, die dann auch für die bisher versuchten Einzeldeutungen der erhaltenen Figuren als Maßstab der Beurtheilung dienen kann.

Hinsichtlich der Ergänzung der fehlenden Mittelgruppe kehrt Hr Gerhard gewis mit vollem Rechte zu der Annahme von Quatremere de Quincy zurück, daß Pausanias Nachricht, nach welcher auf diesem Giebelfelde die Geburt der Athene dargestellt war, wörtlich und buchstäblich zu verstehen

und nicht wie Cockerell und selbst Müller (in Ersch und Grubers Encykl. B. VI. S. 239) gethan haben, in eine Einführung der Neugeborenen in den Götterkreis umzudeuteln sey: wie geläufig der älteren griechischen Kunst die Vorstellung der aus dem Haupte des Vaters Zeus hervor springenden Götterjungfrau war, ist aus Vasenbildern und analogen etruskischen Spiegelzeichnungen zur Genüge bekannt, und auch in künstlerischer Hinsicht macht Hr Gerhard noch besonders darauf aufmerksam, wie geeignet eben die Erscheinung des gewappneten Athenebildes über dem Haupte des thronenden Götterkönigs gewesen sey, den hoch anstrebenden Mittelpunct des Giebels einzunehmen, den nach der andern Ansicht der sitzende Zeus allein mit aller seiner Majestät auszufüllen nicht hingereicht hätte. Nur hinsichtlich der übrigen Nebenfiguren dieser Mittelgruppe weicht er in so fern von Quatremere de Quincy ab, als dieser theils zu wenige Götter um den König in ihrer Mitte versammelt, theils jene selbst zu modern aufgefaßt und gruppiert hatte, um neben der einfachen Größe der erhaltenen Eckfiguren bestehen zu können; unser Verf. geht von der Idee aus, daß in dem hehren Augenblicke vor Allen die zwölf Hauptgötter des hellenischen Systems anwesend seyn müssen, und hat demgemäß seine Ergänzung mit besonderer Rücksicht auf die aus dem ersten Bande der Vasenbilder hier wiederholte Darstellung so angelegt, daß wir, ohne ihre Einzelnheiten vertreten zu wollen, ihr jedenfalls das Prädicat echt antiker Haltung im Ganzen nicht versagen können.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

170. 171. Stück.

Den 24. October 1844.

Berlin.

Schluß der Anzeige: 'Drei Vorlesungen über Gyps-Abgüsse, gehalten im Königlichen Museum zu Berlin von Eduard Gerhard.'

Die Hauptsache bleibt inzwischen die Idee des Ganzen, die wir mit Hr Gerhards eigenen Worten darlegen wollen, um dann noch einige nähere Betrachtungen daran zu knüpfen: 'es war ein religiöses Welt- und Schöpfungs-Drama, von welchem in diesen erhabenen Trümmern uns einige mächtige Spuren erhalten sind, dargestellt durch den Himmelsgott Zeus, der zur Vollendung des Schöpfungsactes die Göttin des höchsten Lichtes aus seinem umwölkten Haupte gebiert: um ihn versammelt bey jenem großen Weltereignis sich nicht nur der ganze Kreis olympischer Himmelsgötter, auch die entfernteren und geheimeren Göttermächte, die düsteren Sprossen alter Titanenherrschaft, werden bey solchem Anlaß zugleich mit den dienenden Götterboten gewaltsam aufgeregt! In ungestörter Bewegung bleiben nur Helios und Se-

lene; die feſt gegründete Ordnung der Tageszeiten wird durch keinen erweiterten Götterkreis mehr geändert; was aber werden die Erdmächte, was die Göttinnen geheimer Weihe Demeter und Kora, was ihr erſter göttlicher Eingeweiheter Herakles ſagen, wenn ihnen nun Iris die Götterbotin Athenens Geburt berichtet? Was werden die Schickſalsmächte forthin vermögen, wird Klotho noch ſpinnen, Atropos den Faden noch abſchneiden dürfen, wenn Nike die Siegesgöttin von ihnen geht und allen künftigen Sieg Pallas Athenen zu eigen gibt? Fragen dieſer Art mußten vom Standpunct attiſcher Religion aus eröffnet, es mußte der Blick des Beſchauers auf alle Bezüge des Cultus gelenkt, aller mächtigſten Götter Verhältnis zur Göttin Athens angeregt und dargelegt werden, um Prieſter und Weiſe zugleich mit der ſchauluſtigen Menge am großen Kunſtwerke des Parthenongiebels genießen und das große Schöpfungsbild zum Ruhme ihrer Burggöttin wirken zu laſſen.' So weit der Verf., der alſo, wie man ſieht, hinſichtlich der Auslegung der erhaltenen Figuren im Weſentlichen mit Visconti überein ſtimmt, insbeſondere die drey weiblichen Figuren der linken Giebelſeite als die Mören, die der rechten als Iris, Demeter und Kora auffaßt, und für den gewöhnlich ſo genannten Theſeus, der ſich an die letzteren anlehnt, ſogar ſeine eigene frühere Anſicht, die ihn mit Welcker als Jakchos nahm (Vaſenbilder B. I. S. 20), aufgibt, um freylich mit anderer Beziehung, als von Visconti geſchehen, zu deſſen Herakles zurück zu kehren; die Wechſelbeziehung aber, in welche ſein Scharfblick erſt hier dieſe vereinzelten Geſtalten mit dem Gegenſtande des Ganzen und der Mittelgruppe geſetzt hat, gehört ihm ganz eigen; und wenn er es gleich nicht für nö-

thig gehalten hat, noch einen Schritt weiter zu gehen und diese seine Gestaltung des östlichen Giebelfeldes zugleich mit der Composition des westlichen in Parallele zu setzen, so wird doch auch diese nur eine neue Bestätigung seiner schönen Auslegung darbieten. Bekanntlich ist die Idee des westlichen Giebelfeldes, worin alle neueren Deutungen überein kommen, der Sieg der Sittigung über die rohe Naturkraft: Poseidon hat das Roß geschaffen, aber erst Athene lehrt es bändigen und gewinnt dadurch den Sieg über ihren Gegner, der dessen eigene Schöpfung auf ihre Seite herüberzieht; und diesem Grundgedanken entsprechend sind dann auch die übrigen Figuren auf beiden Seiten so vertheilt, daß rechts auf Athene und den Rossebändiger Erichthonios oder Erechtheus die übrigen Gestalten aus Athens ältester Staats- und Culturgeschichte folgen, während sich links an Poseidon Amphitrite oder Thalassa, Ge Kurotrophos und andere Vertreter und Personificationen physischer Erscheinungen anschließen, die, so schwer sie auch nach der unsicheren Grundlage der Carreyschen Zeichnungen im Einzelnen zu bestimmen sind, doch wenigstens nichts enthalten, was dem angegebenen Grundgedanken zuwiderliefe. Wie überraschend kehrt nun aber dieser nämliche Gedanke in der Gerhardischen Auffassung der vorderen Gruppe wieder? Auch hier links die kalten Vertreterinnen der ewigen Nothwendigkeit, deren höchstes Gesetz die physische Weltordnung ist und für die es nichts Bleibendes gibt als das Untergehen; rechts 'die Bezähmerin wilder Sitten', wie sie unser Dichter nennt, 'die den Menschen zum Menschen gesellt, die in friedliche feste Hütten wandelte das bewegliche Zelt', mit ihrer Tochter, dem Symbol des Lebens, das aus dem Tode hervor geht und da-

durch das Auge des Geistes über die enge Schranke des Diesseits hinaushebt, endlich Herakles der Bezwinger der Ungeheuer, der Begründer griechischer Sittigung, dessen göttliche Kraft selbst dem Tode nicht erlag; und in der Mitte zwischen beiden wiederum die Göttin des Lichtes und der Weisheit, des Friedens und des Sieges, dieselbe, die Herakles in seinen Kämpfen beystand und der Orestes die Oberhand über die verfolgenden Mächte der Unterwelt verdankte; — wer könnte da noch zweifeln, daß der Künstler mehr als eine bloße Götterversammlung, daß er das Werden einer neuen Zeit in ähnlicher Art wie Aeschylus in seinen Eumeniden habe verbildlichen wollen? Anderswo ist es Apoll, in dem sich der Gegensatz eines neuen ethischen Princips gegen das natursymbolische früherer Religion ausspricht; für das perikleische Athen aber nimmt dessen Stelle die jungfräuliche Göttin ein, deren Aetherglanz sich zu seiner Sonnenhelle eben so verhält, wie attische Intelligenz zu dorischer Harmonie; und je reicher die attische Sage auch unabhängig von ihr an Zügen uralter Cultur und Sittigung war, desto heller mußte ihr Name strahlen, wenn in ihr als der Personification des attischen Gesammtstaates alle jene Radien der Einzelculte zusammen liefen. Ihre Geburt ist gleichsam die offenbare Vollendung dessen, was andere Culte nur im Dunkel der Mysterien ersehnt und erstrebt hatten; in demselben Augenblicke wendet der Sieg den alten Schicksalsmächten den Rücken, und vernehmen die eleusinischen Gottheiten mit freudigem Erstaunen die himmlische Botschaft — das ist der Gedanke des vorderen Giebels; — und wie diese Hoffnungen dann in Erfüllung gehen, und wo sie zumeist in Erfüllung gehen, welches Land die neugeborene Jung-

frau vor allen zu ihrem Sitze und damit zum Sitze und Mittelpuncte der auf Intelligenz und Industrie begründeten Cultur erwählt, das stellt der hintere Giebel auf eine Art dar, die selbst, wie gesagt, wieder ihr Licht auf das Verständnis des vorderen zurück wirft. Was dort zunächst nur eine religiöse Bedeutung hat, gewinnt hier zugleich eine historisch politische, indem geradezu Attika als der Schauplatz jener natur- und schicksalbezwingenden Kraft der Göttin erscheint, und so rundet sich das Ganze zu einer antistrophischen Dichtung, die mit der Symmetrie des äußeren Parallelismus, welchen sie mit den äginetischen Giebelbildern gemein hat, die lebendigste Wechselbeziehung der Gedanken verbindet und uns Phidias Künstlergröße, die wir bisher nur in der technischen Ausführung seiner Schule bewunderten, noch in weit höherem Maße in der Erfindung zu erkennen lehrt.

Kürzer können wir über die beiden anderen Vorträge seyn, in welchen allerdings der Zweck überwiegt, dem größeren Publicum die Ergebnisse der gelehrten Forschungen neuester Zeit zugänglich zu machen. So ist für die Aegineten namentlich auch die Vergleichung der Vasengemählde herangezogen, aus deren Kreise Hr Gerhard außer dem bereits von Panofka (der Tod des Skiron und des Patroklus, ein Vasenbild des königl. Museums zur Bestätigung der äginetischen Statuenordnung u. s. w. Berlin 1836. 4.) in diesem Sinne angewandten auch dasjenige hat abbilden lassen, welches Inghirami Gall. Omer. II. 254 und aus ihm Müller Denkm. III. 47 von einer volcentischen Schale mittheilt; ein drittes noch bezeichnenderes finden wir übrigens jetzt in der neuesten Lieferung seiner auserlesenen Vasenbilder Nr. CXC, wo nur die Namen *Ηετλωρ* (sic) und *Αιας* ver-

setzt zu seyn scheinen, da jetzt nicht allein gegen den sonstigen Gebrauch die Griechen auf der linken Seite fechten, sondern auch der Bogenschütze dieser Seite offenbar barbarisches Costüme trägt. Hinsichtlich der Niobiden schließt sich Hr Gerhard im Wesentlichen an Welckers Anordnung im Rhein. Mus. B. IV an und gibt demgemäß namentlich auch dem Münchener so genannten Ilioneus keinen Platz in seiner Zusammenstellung; nur die Lücke, die bey Welcker noch an der vorletzten Stelle der linken Seite blieb, füllt er, zuversichtlicher als dieser S. 264, mit der gewöhnlich als Psyche erklärten Figur aus, und bezweifelt dagegen die Thierschische Ergänzung der siebenten Tochter aus der vaticanischen Gruppe von Kephalos und Prokris: 'da jedoch jene Jünglingsfigur füglich auch ohne die vielleicht erst später mit ihm gruppierte und die Linienhöhe der Giebelfiguren unterbrechende Schwester sich denken läßt, so ist es wahrscheinlicher die noch fehlende in einem Marmor zu suchen, dessen Nachweisung uns nahe liegt: wir meinen die von den Erklärern bis jetzt unbeachtet gelassene, ihrem Charakter nach dem Statuenkreise der Niobe kaum vorzuenthaltende, weibliche Statue entsetzten und harrenden, aber gefaßten Ausdruckes im königlichen Museum in Berlin' (S. 64; vgl. Berlins antike Bildwerke I, n. 123). Doch hierüber wollen wir um so weniger mit ihm rechten, als uns die Nummer XIX der archäologischen Zeitung, in welcher er diese Ansicht weiter zu begründen verspricht, noch nicht zugekommen ist; in seiner Abbildung hat er selbst mit Welcker die angebliche Prokris mit in die Gruppierung aufgenommen, und die Hauptsache bleibt uns jedenfalls, daß auch er die ursprüngliche Bestimmung dieser Gruppe für ein Giebelfeld mit seiner gewichtigen

Auctorität unterstützt, wovon sich bis auf den heutigen Tag noch so manche, namentlich practische Künstler nicht überzeugen wollen. So war erst kürzlich wieder in der archäologischen Zeitung Nr. IX, S. 158 das Urtheil des Bildhauers Wolff zu lesen, daß er die vormahlige Aufstellung der Niobiden in einem Giebel für unzulässig halte, 'darum weil theils Apoll und Diana kaum fehlen dürften, theils und hauptsächlich weil mehrere Figuren jener Statuenreihe nicht zur Fernsicht von unten, sondern zur Ansicht auf gerader Linie mit dem Beschauer gearbeitet wären'. Auf den ersten Punct hat schon Thiersch Epochen S. 315, obgleich er selbst nicht einmahl für die pyramidalische Aufstellung ist, genügend geantwortet; hinsichtlich des zweyten sind wir der Ansicht, daß eine solche Berechnung des Effectes für den bestimmten Standpunct vor der Zeit des Lysippus in der griechischen Sculptur nicht vorausgesetzt werden könne. Es ist ein bekannter Ausspruch Lysipps, daß seine Vorgänger die Menschen gebildet hätten, wie sie seyen, er, wie sie zu seyn schienen; welches von beiden künstlerisch das Richtige, läßt sich streiten; kunstgeschichtlich aber werden wir hiernach jedenfalls berechtigt seyn, bey einer Gruppe, deren Entstehung wenigstens vor Lysippus fällt, jede Rücksicht auf das Verhältnis des Bildes zum Beschauer abzuweisen, und uns lediglich an seine Angemessenheit zu seiner Bedeutung und dem Begriffe seines Gegenstandes zu halten. K. Fr. H.

Lyon.

Imprimerie de Boitel 1842. Histoire et Critique de la Révolution Cartésienne par M. Francisque Bouillier, ancien élève de l'école

normale, profess. de philosophie à la faculté des lettres de Lyon. VII und 443 S. in Octav.

Zwischen das unbekümmerte Fortconstruieren der Philosophie trotz alles Mislingens treten einzelne Puncte einer umfassenden Besinnung über Bedürfnisse, Aufgaben und Hilfsquellen der Speculation, die für jeden, der die Geschichte der Gedanken überblickt, immer einen eigenthümlichen Reiz besitzen werden. Descartes gehört unstreitig zu diesen Geistern, die mitten im Gewirre streitiger Meinungen und desorientierter Ansichten durch die Sammlung und Fassung ihres Denkens die Augen auf sich ziehen und als die Begründer einer neuen Zeit angesehen werden müssen. Der Anfang des Tractats de methodo spannt in der That die Erwartungen des Lesenden, ein vielfach im Leben herum geworfener Geist übersieht das Ganze einer reichen Erfahrung, innerlicher und äußerer Erlebnisse, und stellt sich mit einer Energie, der keine Unterwürfigkeit gegen verjährte Irrthümer und festgewordene Ansichten eine Fessel anlegt, die Frage nach der Möglichkeit und dem Quelle einer Wahrheit und Gewisheit. Dennoch ist diese Sonne der neuen Zeit nur in der voraus geschickten Morgenröthe wirklich majestätisch, ihren Aufgang aber begleitet die empfindliche Kälte einer geteuschten Erwartung. Descartes war in seinem Anlaufe zur Philosophie gewis großartig, namentlich wenn wir die Verhältnisse der Zeit berücksichtigen, in der er lebte; mustern wir dagegen die Ergebnisse, die ein so rücksichtsloses Streben nach Wahrheit zu Tage gefördert hat, so ist ihr Inhalt sehr unerheblich, wenn gleich ihre Nachwirkungen von großer Bedeutung für die Entwickelung der Philosophie gewesen seyn mögen. Für die Franzosen jedoch muß diese Erscheinung, diese Erinnerung an die einzige

Zeit, in der in Frankreich wirkliche Philosophie mit einiger Intensität aufzublühen anfing, von besonderem Werthe seyn, und die Académie des sciences morales konnte schwerlich eine passendere Preisaufgabe stellen, als die Geschichte und Critik der Cartesischen Philosophie. Das vorliegende Buch ist von ihr würdig gehalten worden den Preis zu theilen. Ueber seinen Charakter zunächst zwey allgemeinere Bemerkungen.

Wie wenig, trotz des gegentheiligen Anscheins, Frankreich geneigt seyn würde, sich ernstlich mit deutscher Philosophie zu beschäftigen, ließ sich eigentlich voraus sehen; dieses Buch zeigt aufs Neue, daß jene Beschäftigung den Franzosen zu ungewohnt war und daß sie, trotz alles Studiums, die Bedürfnisse des philosophierenden Geistes in sich noch nicht entwickelt haben, die vorhanden seyn müssen, ehe das Studium zum Verständnis führen kann. Leider aber kommt dazu noch sehr wahrnehmbar jene nationale Eitelkeit, die sich auf keinem Gebiete verleugnen kann. Nicht auf eine Darstellung der wichtigen von Cartesius namentlich der Naturwissenschaft geleisteten Dienste kommt es an, sondern darauf, aus der Révolution Cartésienne ein Seitenstück der Julirevolution, einen neuen Gegenstand nationaler Mythologie zu machen, und dieses mouvement Cartésien absorbiert vollständig in sich alle Leistungen der späteren Philosophen, die nur kleine Schößlinge dieses größten aller Denker sind, und von denen keiner eine Bewegung des Gedankens zu erzeugen gewußt hat, die gleich weit und tief in alle Beziehungen der Geschichte eingegriffen hätte. Eine solche Verehrung würde an sich zwar nur ein theatralischer Luxus, aber doch nicht gerade vom Uebel

seyn, wenn nicht ihre Ausschließlichkeit den Verf. in der That oft zu Ungerechtigkeiten gegen anderes Verdienst verleitete. Muß doch selbst Locke sich gefallen lassen, als Cartesianer behandelt zu werden, aus dem einzigen Grunde, weil er in seinem Buche der psychologischen Methode des Cartesius gefolgt sey, aus welcher Methode überhaupt der Verf. unbegreiflich viel macht, und um deren willen er den Cartesius den Vater der neueren Psychologie nennt.

Das Zweyte, was wir aus dem Buche hinweg wünschten, ist die emphatische Declamationsweise, die hier den eigentlich strengen philosophischen Stil dadurch ersetzt, daß sie zum Theil sehr populäre Gedanken mit einer Menge nicht hierher gehöriger Redensarten umkleidet. Was trägt es zur Critik einer rein theoretischen Ansicht bey, wenn in jedem Augenblicke und mit unzähligen Wiederholungen an die Verdienste erinnert wird, die sich ihre Urheber dadurch um die Menschheit erworben, und an die souffrances, die sie über sich genommen? Die dadurch entstehende Weitläufigkeit, deren Vermeidung ohne Schaden das Buch auf die Hälfte seines jetzigen Volumens würde zusammen gezogen haben, zeigt sich besonders in den einleitenden Abschnitten, welche von dem Gedankengange der Philosophie in den Arbeiten des Pomponatius, Vanini, Telesia, Campanella, Ficinus, Ramus und Bruno eine nur skizzenhafte Darstellung geben, dagegen vielfach sich in der Beschreibung der ziemlich gleich bleibenden Conflicte wiederholend, in welche diese Philosophien mit der Kirche geriethen.

Der Kern des Buches behandelt in zwey Abschnitten zuerst die Cartesianische Lehre selbst, dann

die Ecole Cartésienne. Der erstere umfaßt die Darstellung der metaphysischen und physicalisch-physiologischen Ansichten des Cartesius in einer deutlichen und schmuckloseren Sprache, als sie sonst angewandt worden ist. Wenn man in diesen Auseinandersetzungen eine brauchbare und getreue Schilderung der Cartesianischen Lehren findet, so hat man zu bedauern, daß den eigentlich mathematischen Verdiensten des Philosophen gar kein eigener Abschnitt gewidmet ist, obwohl gerade diese Seite seiner Thätigkeit, die seinen Namen durch bleibenden Gewinn, den sie der Wissenschaft gebracht, fortwährend in ehrenvollem Andenken erhalten wird, nicht nur eine besondere Aufmerksamkeit verdiente, sondern auch wesentlich ist, um den ganzen Charakter seines Geistes zu übersehen. Eine andere ebenfalls der Darstellung der Cartesischen Philosophie gewidmete Schrift von Bordas-Demoulins, deren wir nächstens gedenken wollen, hat diese zwar schwierige, aber lohnende Aufgabe ihrem Interesse gemäß berücksichtigt. Die Ecole Cartésienne umfaßt unter dem allgemeinen Titel der disciples immédiats et avoués de Descartes zuerst Cherselier, Rohault, de la Forge, Sylvain Régis, Geulincs, Clauberg (p. 182 — 201), dann Spinoza (201 — 236) und Malebranche (236 — 268) und hierauf mit der Andeutung einer weniger engen Anhängerschaft Abschnitte über die Influence de la Philos. de Descartes sur la Philos. de Locke (268 — 280); rôle de Leibnitz dans le mouvement Cartésien (281 — 304); rôle de Bayle dans le m. C. (305 — 320) und Influence générale du Cartésianisme sur la littérature du XVIIme siècle, worin von p. 321 bis 366 die Ausbreitung der Cartesischen Lehre und ihre Ver-

folgungen, Pascal, Arnauld = Nicole, Mad. de Sévigné, Labruyère, Boileau, Lafontaine, Boſſuet und Fénelon eine Erwähnung finden.

Wenn wir angeben, daß eine nationale Eitelkeit den Verf. zu einer Ueberſchätzung des Carteſius hin und wieder verleite, ſo iſt es nothwendig, den Abſchnitt über die Urſachen der décadence du Cartésianisme et du triomphe de la philosophie sensualiste hervor zu heben, in welchem der Verf. fremdem Verdienſt viel gerechter geworden iſt, als in ſpäter anzuführenden ſehr entgegengeſetzten Behauptungen. Am Ende des 17. Jahrhunderts war der Carteſianismus trotz des Widerſpruches der Sorbonne und der Jeſuiten zum höchſten Glanze gediehen; funfzig Jahre ſpäter iſt er in Verachtung. Welches ſind die Urſachen dieſes plötzlichen Wechſels? Zuerſt, ſagt der Verf., le Cartésianisme, infidèle des ses premiers pas à la méthode d'observation, avait une tendance manifeste à l'hypothèse, un certain mépris pour l'expérience; er warf ſich ferner, nachdem er in ſeinem Urſprunge eine inſurrectionelle Tendenz gegen früheren Dogmatismus verfolgt, zu einem nicht minder deſpotiſchen Organ aller Wahrheit auf. Mais ce sont surtout les grandes découvertes de Newton, qui vinrent porter le coup mortel au Cartésianisme. Lange wurde von Frankreich, namentlich von Fontenelle der Streit gegen Newton zu Gunſten der Wirbeltheorie geführt, bis Maupertuis und Voltaire der neuen Anſicht das Uebergewicht verſchafften. Mit dem Falle der Phyſik wurde auch der Glaube an die Metaphyſik erſchüttert. Der Carteſianismus, zu einer Partey des Stillſtandes in der Wiſſenſchaft geworden, erfreuete ſich nicht mehr der früheren Sympathien, on pouvait le soup-

çonner d'avoir fait cause commune avec cette vieille monarchie que Louis XIV avait emportée avec lui dans la tombe. Il n'en fallut pas davantage pour que les réformateurs du 18. siècle les confondissent dans une haine commune. Gaſſendis Metaphyſik zwar konnte nicht an die Stelle der Carteſiſchen treten; dafür ward Locke durch Voltaire eingeführt und der Senſualismus prit une forme toute française entre les mains de Condillac. So geſchah es, daß eine Philoſophie sans vérité et sans grandeur, in ihrer Dürftigkeit allen Beſtrebungen des 18. Jahrhunderts fremd, ſich geltend machte, bloß weil ſie ganz äußerlich ſchien s'allier à la cause de la réforme politique et sociale. Solches ſind nach dem Verf. die Geſchicke der Philoſophie in Frankreich.

Von größerem Intereſſe beynahe, als die Darſtellung der Carteſianiſchen Lehre ſelbſt wird für uns die vom Verf. der Aufgabe der Academie gemäß beygefügte Critik derſelben ſeyn, welche in zwey Abſchnitten die Bilanz der Wahrheiten und Irrthümer zu bilden ſucht. Hieran muß der Standpunct der eigenen philoſophiſchen Ausbildung des Verfs ſichtbar werden und ſich zugleich zeigen, was die Philoſophie des Carteſius für ihn iſt, wie weit namentlich die hiſtoriſche Beſchäftigung mit den Gedanken eines längſt vergangenen Syſtems in den Verſuch übergeht, ſie jetzt noch als die Grundlage weiter fortzuſetzender Unterſuchungen zu benutzen. Wir finden nun, daß dies Letzte bey dem Verf. in nicht unbedeutendem Grade Statt findet, und daß ſeine philoſophiſche Bildung, wie vielleicht von der Mehrzahl der jetzt philoſophierenden Franzoſen gelten kann, eben auf dem Standpuncte der Carteſianiſchen Zeit ſteht, eben im Be-

griff, sich der Herrschaft angeerbter Vorurtheile und Dogmen zu entziehen, ohne die Schwierigkeiten, die in solchen populären Protestationen des unbefangenen Verstandes liegen, zu fühlen, und ohne durch positive Lehren den reichen Inhalt der angegriffenen oder ihre speculative Bedeutung ersetzen zu können. In den Einzelnheiten dieser Auseinandersetzungen sind wir durch ein seltsames Zusammentreffen genöthigt, gerade das, was der Verf. an Cartesius für höchst lobenswerth hält, in Zweifel zu ziehen, andere Puncte aber hervor zu heben, die er im Schatten läßt oder gering schätzt. So betrachtet der Verf. den Satz des Cartes von der Wahrheit des Evidenten als die unumstößliche Grundlage der Philosophie und das genügende Criterium der Wahrheit. Er verhehlt zwar die dem Cartes früh gemachten Einwürfe der Gegner nicht, wie viele Irrthümer sich mit der größten unmittelbaren Evidenz aufdrängen, allein ihm genügt die Ausrede des Cartes und des Malebranche, daß jenes eben scheinbare, pathologische Evidenzen seyen, die den vom Sturme der Leidenschaft bewegten Gemüthern häufig ankommen. Allein eben weil es so außerordentlich viele pathologische Evidenzen gibt, kann die bloße Evidenz nur als ein sehr ungeschicktes Mittel zur Erkennung der Wahrheit angesehen werden, und schwerlich wird man die Ruhe des Gemüthes als eine Waffe zur Abwehr jeder theoretischen Verirrung betrachten können. Daß wir freylich zuletzt das unabweislich Evidente zugestehen müssen, ist wahr, aber so drückt der Satz nur das Selbstvertrauen der Vernunft zu ihrer Wahrheitsfähigkeit überhaupt aus und ist weit mehr eine Art der Gesinnung, ohne die kein Mensch eine Veranlassung zu irgend einer Unter-

ſuchung haben könnte, als ein Princip, vermittelſt deſſen eine ſolche geführt wird.

Der directen poſitiven Evidenz, durch die ſich ein Satz mit großer Ueberredungskraft als wahr aufdrängt, muß immer helfend die indirecte negative Evidenz zur Seite ſtehen, welche uns die Unmöglichkeit oder die Abſurdität des Gegentheils zeigt. Carteſius hat, ohne dies auszuſprechen, es wohl gefühlt, und daher rührt ſein theoretiſch betrachtet allerdings im Zirkel laufender Beweis von der Wahrheit unſerer Erkenntnis, der in der ethiſchen Abſurdität eines Gottes beſteht, der uns teuſchen will. Die bloße poſitive Evidenz iſt ein factiſches Feſtſtehen des Urtheils, welches zwar den Verſtand, aber nicht den ganzen Geiſt befriedigen kann, und ſo ſehen wir Carteſius ſeinen unbefangenen Glauben an die Wahrheit der Vernunft dadurch ſtärken, daß er dieſe zuerſt theoretiſche Vorausſetzung mit der ethiſchen Gewisheit einer Wahrheit überhaupt zuſammen bringt, ein Verſuch, der von dem Verf. nicht ſo gering zu ſchätzen war, da namentlich auch die Folgezeit, z. B. die Philoſophie des Malebranche zeigt, daß er nicht vereinzelt ſtand, ſondern wohl ſeinen Grund in der Denkweiſe der Zeit und dem Verhältnis der eben erwachenden Speculation zu der von ihr meiſt angegriffenen Kirche hatte.

Eben ſo leicht als mit dem Princip der Evidenz verträgt ſich der Verf. mit der ſtrengen Scheidung der res cogitans und res extensa, die allerdings in gewiſſer Weiſe ein großes Verdienſt des Carteſius iſt. Nämlich in ſo fern als er dem Materialismus dadurch entgegen trat, daß er bemerklich machte, wie thöricht es ſey, von zwey ganz diſparaten Attributen das eine zum Erklärungs-

principp des andern machen zu wollen. Damit war aber keineswegs ein Recht zur Vertheilung beider an verschiedene Substanzensorten gegeben, sondern diese Trennung, die Cartes später zu seinem Thierautomaten verleitete, gründete sich auf eine jener bloß positiven Evidenzen. Allerdings ist im Begriffe der ausgedehnten Substanz nichts, was auf ein Denken hindeutet und in der Erscheinung der unbelebten Körper nichts, was Spuren eines seelenartigen Daseyns zeigte, aber weder die Unmöglichkeit einer uns unerkennbaren latenten Seele ist gezeigt, noch die Absurdität ihrer Annahme. Dieses Feld ist vielmehr noch offen und unbekannt, obwohl es richtig ist, daß das Denken aus der Ausdehnung nicht folgen und nicht erklärt werden kann. Carteſius sagt das selbst von den Thieren; er glaubt nicht an ihre Seelen, aber findet sie möglich; dasselbe hätte er von jeder res extensa sagen können, denn wir erkennen jede fremde Seele aus Analogien, die mehr oder minder auffordernd seyn oder auch ganz verschwinden können. Diese harte Trennung von Seele und Materie ist eine ähnliche Einseitigkeit wie die Idealität der Dinge bey Fichte. Es lag auf der Hand, daß selbst dann, wenn Dinge existieren, wir aber sie erkennen, unsere Vorstellungen von ihnen uns doch nur als unsere subjectiven Vorstellungen vorkommen können, so daß diese Realität unsers ganzen Bewußtseyns vom Aeußern über die Existenz oder Nichtexistenz desselben gar nichts entscheidet.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 26. October 1844.

Lyon.

Schluß der Anzeige: 'Histoire et Critique de la Révolution Cartésienne par M. Francisque Bouillier.'

Von den angebornen Ideen gibt der Verf. zwar zu, daß Carteſius ſie nicht ſyſtematiſch uns deutlich vorgetragen habe, aber er hegt doch wenigſtens für die Idee des Unendlichen große Ehrfurcht, und läßt ſich durch Hobbes und Gaſſendis Einwurf, daß man von einem erreichten Unendlichen keine Vorſtellung habe, nicht irre machen. Fühlen wir doch, ſagt er, die Unmöglichkeit, Zeit, Raum zu begrenzen. Allerdings beruht nun der Begriff des Unendlichen auf der wahrgenommenen Unfähigkeit, einer Reihe ein Ende zu machen, die kein immanentes Geſetz des Abſchluſſes hat. Das Gleichgiltige, dem jedes innere Maß fehlt, iſt das einer unendlichen Erweiterung Fähige; allein dieſen Begriff hält der Verf. nicht feſt, ſondern vermengt ihn mit dem des Größten, über das es kein Größeres geben kann, eine mathematiſche Vorſtel-

lungsweise, die ihre bestimmten Grenzen der Anwendung hat. Unbegreiflich ist es aber, wie diese Vorstellung der Gleichgiltigkeit gegen jede Begrenzung nun zu dem Begriff der Gottheit überführen soll, als könnte der Mangel an Charakter in einer Vorstellung uns die Existenz eines Wesens verbürgen, welches ebenfalls keinen Charakter hat. Von den drey Beweisen für das Daseyn Gottes nämlich, die Cartesius gegeben hat, scheint dieser dem Verf. der einzige stichhaltige. Die Idee eines unendlichen Wesens existiere, plus ou moins vague, plus ou moins confuse, in allen Intelligenzen. Von dieser idée vague de quelque chose d'infini ist aber zu der Idee Gottes une distance assez grande pour concevoir que l'intelligence humaine ne puisse immédiatement la franchir. Trotz dieses Zugeständnisses bemüht sich jedoch der Verf. keinesweges, diese Kluft auszufüllen und zu zeigen, warum dem sich selbst klaren Geiste jene Idee von quelque chose d'infini sich nothwendig zum Gottesbegriff steigern müsse, da sie doch ursprünglich, von der inneren Schrankenlosigkeit einer gleichgiltigen Anschauung hergenommen, schwerlich zu etwas Anderem führen konnte, als zu unendlichem Raum, unendlicher Zeit und unbegrenzter Ausdehnung der Materie. Daß ethische Vollkommenheit und Unendlichkeit zwey ganz disparate Begriffe sind, wird still übergangen. Nicht weniger leicht macht es sich der Verf. nun mit der andern Schwierigkeit. Die Existenz jener Idee zugegeben, wie folgt daraus die Existenz ihres Gegenstandes? Männer wie Kant freylich würden eine solche Frage erheben, aber nous, qui d'accord avec le genre humain, avons foi à la légitimité de la raison, et par conséquent à l'objectivité de ses diverses données,

nous pensons, qu'une conclusion, qui va d'une idée à l'objet et à l'exemplaire de cette idée, est une conclusion légitime. Wie es nun zugeht, daß trotz dieser laxen logischen Moral der Verf. den ontologischen Beweis eine vaine illusion de logique, dépourvue de toute valeur nennen kann, ist nicht leicht einzusehen. Denn wie man auch über diesen Beweis denken mag, so ist er doch jedenfalls um einen Grad wenigstens noch strenger als der des Verfs. Während dieser überhaupt von der Idee auf das Daseyn ihres Gegenstandes schließen lehrt, schließt der ontologische nur dann darauf, wenn der Gegenstand um seines Inhaltes willen einen Anspruch auf die Anerkennung seines absoluten Seyns zu besitzen scheint.

Der zweyte Abschnitt dieser Critik zeigt nun la part d'erreur contenue dans le Cartésianisme und tadelt zuerst den falschen Begriff der Substanz, die nur in dem passiven Daseyn bestehen solle, eine Ansicht, durch die Descartes dazu verleitet worden sey, die Seelen der Thiere zu leugnen, die Existenz der äußeren Welt zweifelhaft zu machen, Wille mit Intelligenz zu verwechseln und die Erhaltung der Welt als einen continuierlich fortgehenden Act der Schöpfung zu betrachten. Substanz und Kraft seyen im Gegentheil untrennbare Begriffe, und so wie überhaupt der Ausgangspunct dieser Betrachtungen in dem eigenen Ich liege, der einzigen Substanz, die unserer Beobachtung unmittelbar zugänglich sey und nach deren Analogie wir den Begriff der Substanz überhaupt auszubilden haben, so sey in diesen der Begriff einer wirkenden Kraft schlechthin aufzunehmen. Carteſius habe geirrt, wenn er die Substanz als das aus sich selbst Existierende definierte, denn diese

Definition paſſe nur auf das höchſte Weſen, während alle endlichen Weſen, obwohl ihrem Daſeyn nach nicht unabhängig, doch durch die in ihnen liegende Kraft, aus ſich ſelbſt zu handeln und zu wollen, das Prädicat der Subſtanz verdienen. Zu nahe mit Gott habe Carteſius das Endliche verbunden, und ihm gar keine eigene Exiſtenz gelaſſen; zu weit von ihm getrennt habe es Leibnitz, der übrigens jenen Begriff des bloß paſſiven Daſeyns glücklich überwunden: mettons à profit l'erreur de ces deux grands génies et tâchons d'arriver à une détermination plus exacte des vrais rapports de l'être infini et incréé avec les êtres finis et créés. Dieſe vrais rapports beſtehen aber bloß darin, daß der Verf. eine relative Selbſtändigkeit der endlichen Weſen mit ihrer creatürlichen Natur zu vereinbaren wünſcht; eine Erklärung der Möglichkeit gibt er nicht, ſondern tritt dafür bloß mit dem Gleichnis des Fötus hervor, der mit der Mutter zuſammen hängt, und doch ein eigenes Weſen ſey, wobey er die ſeinem Zwecke ſehr undienliche und unobſtetriciſche Bemerkung hinzufügt, daß der Fötus ſterbe, si les liens, qui l'unissent avec la mère, sont rompus. Man nennt das ſonſt in vielen Fällen Geburt. Ein zweyter Fehler des Carteſius beſtehe in der liberté d'indifférence, die er dem Willen Gottes zugeſchrieben, und mit deren Annahme allerdings der Verf. mit Recht alle Grundlagen ethiſcher Beurtheilungen ſchwinden ſieht. Ihr gegenüber ſteht die aveugle nécessité des Hobbes und Spinoza. Genau aber in der Einheit der Weisheit und Allmacht findet ſich nach dem Verf. le milieu raisonnable zwiſchen beiden gleich unerträglichen Anſichten. La choix du meilleur ne nécessite pas, mais il in-

cline, il détermine infailliblement la volonté de Dieu, wodurch die Sache doch wohl wieder auf die nécessité zurück kommt.

Die letzten Bemerkungen, die sich auf die naturwissenschaftlichen Arbeiten des Cartesius beziehen, bieten in doppelter Hinsicht etwas Unangenehmes. Cartesius war ohne Zweifel als Mathematiker und Naturforscher von ungleich größerer Bedeutung denn als Philosoph, und so müssen wir zuerst beklagen, daß der Verf. zu wenig Sachkenntnisse zu besitzen scheint, um uns ihn in dieser Rücksicht vollkommen darzustellen. Die wenigen Reflexionen über die Wirbelhypothese und das Thierautomat reichen natürlich nicht aus, um die Bedeutsamkeit des Cartesius als Naturforscher auch nur einigermaßen begreiflich zu machen. Auf der andern Seite überläßt sich der Verf. einer so ungezähmten Nationaleitelkeit, daß er den Cartesius geradezu den alleinigen Anfang der neueren Naturwissenschaft seyn läßt. Obwohl er selbst die Unhaltbarkeit der Wirbelhypothese zugegeben, so sagt er doch: jamais le génie de l'homme n'a conçu une plus grande et plus belle hypothèse. Und dies bloß deswegen, weil Cartesius zuerst den Gedanken gefaßt habe, alle verschiedenen Erscheinungen der Natur aus einem einfachen und verständlichen Kreise von Principien abzuleiten. Nie würde Newton auf den Einfall gekommen seyn, daß dieselben Kräfte, die den Apfel zur Erde fallen lassen, auch den Mond um die Erde treiben, wenn nicht dieser große Gedanke des Cartesius vorangegangen wäre. Daher habe Cartesius eigentlich viel mehr geleistet als Newton; denn er habe das Problem gestellt; nachdem es einmahl gestellt war, sey es übrigens weiter nicht schwer gewesen, es aufzulö-

sen. Wobey bloß unbegreiflich ist, warum es Carteſius doch nicht gelöst hat; wahrscheinlich aus Schonung, um andern Nationen eine Aufgabe übrig zu lassen. Eine solche Berechnung der Verdienste kann schwerlich einem Andern beykommen als einem Franzosen und sicher würde, hätte ein Engländer das Problem gestellt, der Franzose aber es gelöst, Hr Bouillier sich plötzlich darauf besonnen haben, daß es eigentlich nicht schwer ist, einen ganz allgemeinen Gedanken zu fassen, viel schwerer aber, die in ihm enthaltene Aufgabe zu lösen. Noch ist es Niemandem als großes Verdienst angerechnet worden, einen Zusammenhang zwischen Electricität und Magnetismus geahnt zu haben, wenn er ihn nicht in bestimmten Formen aufzuweisen vermochte.

Lassen wir jedoch diese widerwärtigen Erörterungen, um mit dem Resumé des Verfs zu schließen: le Cartésianisme est mort, mais son esprit vit en nous, il est l'esprit même de la science, de la philosophie et de la civilisation des temps modernes. Der erste Satz dieser Periode ist eine zugestandene Wahrheit; mit dem zweyten charakterisiert der Verf. seine eigene Bildung und mit dem dritten befiehlt er uns nachzusinnen, in wie weit es den Franzosen möglich geworden ist, fremde Literatur und Philosophie zu verstehen. Lotze.

London,

bey John Murray 1843. The life, voyages, and exploits of admiral Sir Francis Drake. By John Barrow. XV und 428 S. in Octav.

Zu den großartigen Erscheinungen, denen man

in England unter der Regierung Elisabeths begegnet, gehört vor Allem Sir Francis Drake, er, der aus niederem Stande geboren, vom gemeinen Seemann zur höchsten Stellung in der Flotte sich aufrang, der erste Engländer, der die Welt umkreiste. Und doch war von den eigenen Niederzeichnungen dieses merkwürdigen Mannes, die vorzugsweise zur richtigen Auffassung seiner Persönlichkeit dienen müssen, bisher fast nichts der Oeffentlichkeit übergeben. Nun gelang es dem Verf., die Einsicht zahlreicher, in den königlichen Archiven und auf dem British Museum aufbewahrten Briefe und amtlichen Mittheilungen von Seiten Drakes und des Ober-Admirals, Grafen von Effingham zu gewinnen; literarische Freunde reichten dem unverdrossenen Sammler bereitwillig ihre Beyträge und aus dem solchergestalt reichlich gebotenen Material erwuchs das vorliegende, in 10 Kap. getheilte Werk, in welchem zwischen die Erzählung zahlreiche Briefe Drakes und des Ober-Admirals eingestreut sind.

Sittliche Strenge, ein unerschütterlich fester Glaube und die ganze Kraft und der Stolz, den das Nationalgefühl dem Engländer verleiht, spricht sich in der Erzählung aus, die in Anlage und Zuschnitt vielfach an das treffliche Werk Harrisons über Horatio Nelson erinnert. Wenn aber in letzterem eine größere Frische und Lebendigkeit vorherrscht, so mag der Grund einfach darin zu suchen seyn, daß die Veröffentlichung desselben im Jahre nach dem glorreichen Tode des hero of the Nile erfolgte. Trotz einer gewissen behaglichen, aber nie ermüdenden Breite, wie wir ihr in den Erzählungen Fieldings, nicht selten auch in den Schilderungen Walter Scotts begegnen, schließt sich die

männliche, ungeschminkte Sprache dem Gegenstande genau an. Wie so anders, als wenn deutsche Biographen das Leben eines derben, thatenreichen Reitergenerals und einer geistreichen, kränkelnden Frau in dasselbe sprachliche Gewand kleiden! — Ob die Grundzüge zu Shakspeares Caliban und Trinculo in der Art, wie der Verf. bey verschiedenen Gelegenheiten darauf hindeutet, den Reiseberichten Drakes entnommen sind, mag dahin gestellt bleiben.

Mit gesteigertem Interesse folgt man dem Leben des kühnen Francis, der, einer der älteren von zwölf Brüdern, als Knabe einem alten Handelsschiffer übergeben wurde, von diesem dessen Barke erbte und nun dem unternehmenden John Hawkins sich anschließend, seit 1567 Fahrten nach Westindien unternahm und hier mit geringer Mannschaft der Wuth des Oceans und der überlegenen Macht spanischer Gegner zu trotzen lernte. Der Gelegenheit zum günstigen Dreinschlagen nachspähend, standen Elisabeth und Philipp II. einander gegenüber, 'each willing to wound, but each afraid to strike.' Englands Flotte war gering, die Zahl geübter Seeleute, wegen des Mangels an Colonien, nicht groß, aber es stand da 'like little body with a mighty heart' wie ein Dichter singt. In den Jahren 1572 und 1573 treffen wir Drake abermahls in Westindien, die erlittenen Unbilden an Spanien zu rächen. Er nahm eine Menge feindlicher Schiffe, überfiel mit nur 70 Mann die Stadt Nombre de Dios und kreuzte lange vor Cartagena. Um zwey Brüder ärmer, die in seinen Armen gestorben waren, reich an Besitzthum, mit dem Verlangen nach neuen und größeren Unternehmungen kehrte Drake nach England zurück,

wo er vom Volke mit lautem Jubel, von der Königin mit herzlicher Freundlichkeit begrüßt wurde.

Mit der höchsten Heimlichkeit traf Drake die Vorkehrungen zu einer neuen Fahrt und verließ auf dem Pelican von 100 Tonnen, begleitet von vier kleineren Schiffen, die zusammen nur 175 Tonnen hielten, mit 163 Gefährten 15. November 1577 den Hafen von Plymouth. Ueberall den spanischen Schiffen nachstellend, mit Glück sie bekämpfend, fuhr er die Inseln des grünen Vorgebirges, dann die Küsten Brasiliens und Patagoniens vorüber, überwinterte in demselben Hafen, der viele Jahre zuvor dem unternehmenden Magelhaens zu gleichen Zwecken gedient hatte, umsegelte das Cap Horn, erreichte, durch keinen Unfall, durch keine Gefahr entmuthigt, die Westküste Amerikas, nahm in Arica die silberbeladenen Barken Spaniens und fuhr mit seinem einzigen Schiffe in Calloa, den Hafen Limas, ein, wo er, fast ohne Widerstand zu finden, obgleich über dreyßig Schiffe dort ankerten, die Ladung von 17 derselben, welche zur Abfahrt fertig lagen, plünderte. Auf 90,000 Pfund Sterling belief sich die hier gewonnene Beute. Alsdann begab sich Drake nach Acapulco und hier war es, wo er, trotz des Widerstrebens seiner nach rascher Heimkehr verlangenden Mannschaft, eine nordwestliche Durchfahrt, eine Verbindungsstraße zwischen dem stillen und nördlich atlantischen Ocean zu suchen beschloß. Auf Californien setzte er einen an seine Gegenwart erinnernden Denkstein, nahm von dem westlichen Nordstrande Amerikas, dem er die Benennung New-Albion beylegte, im Namen seiner Königin Besitz und segelte hierauf, weil die winterliche Jahreszeit ein weiteres Vordringen nach dem Norden nicht ge-

ſtattete, nach den Philippinen. Von hier erreichte er über Java und das Vorgebirge der guten Hoffnung 26. September 1580 Plymouth, nachdem er zwey Jahre und zehn Monate auf der Reiſe zugebracht hatte, in seeing the wonders of the Lord in the deep, in discerning so many admirable things, in going through with so many strange adventures, in escaping out of so many dangers, and overcoming so many difficulties. Wie ein Schriftſteller jener Tage bemerkt: 'He ploughed up a furrow round the world.' Da trat Eliſabeth, die Königin, auf das ſchwache Schiff des Erdumſegelers, ſchlug ihn zum Ritter, ernannte ihn zu ihrem Admiral und gebot, daß das Wrack für ewige Zeiten in den Docks von Deptford aufbewahrt werden ſolle.

Nach dieſen Vorgängen gewannen die Unternehmungen Drakes eine größere Ausdehnung. Eliſabeth übergab ihm 21 Schiffe mit einer Beſatzung von 2000 Matroſen und Soldaten, mit welcher er im September 1585 gegen Spanien in See ſtach. Die Fahrt galt zunächſt Hiſpaniola, wo Drake ans Land ſtieg, ſich der Stadt St. Domingo bemächtigte, den dritten Theil derſelben abbrannte, weil ſie die auferlegte Contribution nicht zu zahlen vermochte, dann auf Cartagena ſteuerte, die Stadt einnahm und ſechs Wochen lang behauptete, neue Forts der Spanier in Florida vernichtete und mit einer Beute von 60,000 Pfund Sterling und 240 Stück Geſchützen, aber auch nach einem Verluſte von 750, meiſt dem Fieber zum Opfer gewordenen Menſchen nach England zurückkehrte.

Das ſiebente Kap. berichtet über die 1587 Statt gefundene Unternehmung gegen Cadix. Die

von Philipp II. betriebenen Rüstungen zur See waren in England bekannt, ihr Zweck kein Geheimnis mehr, als Elisabeth 24 Schiffe an Drake übergab und dieser sich mit dem zwey Jahre zuvor zum Ober-Admiral ernannten Howard, Grafen von Effingham, wegen des Zieles seiner Unternehmungen verständigte. Eine Menge großer spanischer Schiffe wurde in den Häfen von Cadix und Lissabon durch ihn vernichtet oder genommen. Reichhaltiger und zu den interessantesten gehörend ist das folgende Kap.: The spanish Armada, called the Invincible. Referent kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, den Lesern ein kleines, damahls wie es scheint, viel gesungenes Lied mitzutheilen, welches von der stolzen Zuversicht zeugt, mit der Spanien den Erfolgen seiner Riesenflotte entgegen sah. Es lautet also:

Mi hermano Bartolo
Se va a Ingalaterra,
A matar al Draque
Y a prender la reyna,
Y a los Luteranos.
Tiene de traerme
A mi de la guerra
Un Luteranico
Con una cadena.
Y una Luterana
A señora aguela.

Der Verf., welcher hier ein genaues Verzeichnis des Tonnengehaltes, der Bemannung und der Geschütze der vornehmsten englischen und spanischen Schiffe gibt, theilt die Erzählung der Ereignisse von Tage zu Tage mit, untermischt mit zahlreichen Briefen von Drake und Lord Howard. Am 8. August, zu einer Zeit, als die Macht der Ar-

mada bereits der Hauptſache nach gebrochen war, ſchreibt Drake an ſeine ‘ most gracious Soveraigne’ alſo: ‘Your Highnes’ enemies are manie; yeat God hath and will heare your Majestie’s praier, putting your hand to the plough, for the defence of his truth, as your Majestie hath begunne. God for his Christ’s sak, blesse your sacred Majestie, now and ever.’ Einer mit Sorgfalt geführten Unterſuchung zufolge fanden an der iriſchen Küſte 17, im Canal und in der Nordſee 15 große ſpaniſche Schiffe, zuſammen mit einer Beſatzung von 10,185 Mann, den Untergang.

Das neunte Kap. erzählt die 1589 gegen Coruña und Liſſabon gerichtete Unternehmung, den kecken Verſuch Eliſabeths, Don Antonio, Prior von Crato, in den Beſitz der Krone von Portugal zu ſetzen. Wie freudig übernahm Drake die Führung einer Flotte, auf welcher ſich 11000 Soldaten unter John Norris befanden. In dem erſtürmten Coruña beſtand allein der erbeutete Wein aus mehr als 2000 Pipen. Als Männer verzagten, hatte hier Maria Pita, gleich jenem Mädchen von Saragoſſa, mit männlicher Kühnheit die Gegenwehr geleitet und doch — ‘Yet are Spain’s maids no race of Amazon’s’ ſingt Byron, indem er die zauberiſche Anmuth ſpaniſcher Frauen ſchildert. Dann erfolgte die Landung in der Nähe von Liſſabon, der Zug des ritterlichen Eſſex. — Das letzte Kapitel beſchäftigt ſich mit den Unternehmungen von Drake und Hawkins gegen die ſpaniſchen Colonien während der Jahre 1590 bis 1596. Während dieſer Fahrt ſtarb Francis Drake 28. Februar 1596 auf dem Wege nach Portobello. Schöner iſt die Perſönlichkeit des Seehelden nicht zu bezeichnen, als mit den aus Fuller’s holy state

entnommenen Schlußworten dieſes Werkes: 'This our Captain was a religious man towards God and his houses, generally sparing churches where he came; chaste in his life; just in his dealings; true to his word, and merciful to those who were under him; hating nothing so much as idleness.' Hav.

London.

1841 — 1842. Rogeri de Wendower chronica, sive Flores historiarum, nunc primum edidit Henricus O. Coxe. T. I. XXXV und 521. T. II. 445. T. III. 386. T. IV. 431 Seiten in Octav.

Unſere Kenntnis von den Lebensverhältniſſen Rogers iſt äußerſt gering. Seine Chronik ſelbſt gibt in dieſer Beziehung keinerley Aufſchluß. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Verf. zu Wendovre in Buckinghamſhire das Licht der Welt erblickte, aber wann er in die Reihe der Mönche von St. Alban eintrat, als deren precentor er ſpäter genannt wird, bis er das Amt eines Priors von Belvoir übernahm, wiſſen wir eben ſo wenig, als wann er dieſer Stelle durch ſeinen Vorgeſetzten, den Abt von St. Alban, beraubt wurde. Der bekannte Matthäus Paris, welcher der letzteren Begebenheit Erwähnung thut, ſetzt den Tod des Chroniſten auf 6 May 1237.

Rogers Erzählung zerfällt in zwey große Abſchnitte, von denen der erſte, welcher nach der Weiſe jener Zeit mit der Erſchaffung der Welt beginnt und bis zur Geburt Chriſti reicht, ſchon früher, obgleich abgekürzt, veröffentlicht und deshalb hier, gleich der unerheblichen Erzählung der

Begebenheiten der ersten 446 Jahre des zweyten Abschnittes, ausgeschlossen ist. Was nun die Quellen anbelangt, deren sich Roger bey der Abfassung seiner bis 1235 sich erstreckenden Chronik bediente, so ist für den Anfang des hier gegebenen Abdrucks vor allen Andern der beliebte Sigebert von Gembloux zu nennen, dessen Erzählungen zum Theil wörtlich von dem Engländer aufgenommen wurden, sodann theilweise Hermannus Contractus, Marianus Scotus, Erzbischof Wilhelm von Tyrus ꝛc. Für den größeren Inhalt liegen einheimische Berichterstatter, als Beda, Wilhelm von Malmesbury, Heinrich von Huntingdon und Florens von Worcester zum Grunde. So wenig Roger bey der Benutzung seiner Vorgänger sich irgend einer Art von Critik bediente, so entschieden ist seine Erzählung von Werth, sobald sie die Zeiten berührt, denen er selbst angehört. Hier zeigt er sich frey und furchtlos, wohl unterrichtet, nach Kräften unparteyisch, weniger in Raisonnements sich ergehend, als die Facta an einander reihend. Wie in ihn die früher genannten Chronisten übergingen, so hat Matthäus Paris aus ihm wiederum in Fülle geschöpft, dergestalt daß, als sich in der diesem Abdrucke zum Grunde liegenden, in der Bodleian library aufbewahrten Handschrift eine die Jahre 1192 und 1193 betreffende Lücke fand, solche unbedenklich aus dem Texte des Matthäus Paris ergänzt werden konnte. Den Titel Flores historiarum anbelangend, so läßt sich der Chronist darüber in der Vorrede folgendermaßen aus. 'Necessarium credimus propter fastidiosos lectores scripturarum, qui de facili nauseam incurrunt, historiae facere brevitatem, ut dum in paucis et rebus delectabilibus pauca reperiunt et jo-

cunda, animos eoruhdem in amorem brevis lectionis et ex pigris auditeribus ac taediosis lectoribus reddamus studiosos. Sumta autem sunt ea quae sequuntur ex libris scriptorum catholicorum fideque dignorum, velut ex pratis diversis flores varii colliguntur coloris, varias legentium mentes reficiat et, saporibus diversis praegustatis, ad usus delectabiles sufficiat singulorum.

Die von dem Herausgeber hinzugefügten fortlaufenden Noten dienen zur Ergänzung der Erzählung, zur Verbeßerung der hin und wieder mangelhaften Chronologie, zur Erläuterung der Geographie und Literargeschichte und zur Nachweisung der benutzten Niederzeichnungen. — Ein mit großer Sorgfalt ausgearbeiteter, dem Leser das Nachschlagen erleichternder Index ist dem auf Kosten der Historical Society abgedruckten Werke angehängt.

Schweinfurt.

1843. De Bambergensi codice institutionum Quintiliani manuscripto scripsit Fr. Leon. Enderlein, Prof. gymn. Suevofurt. Sect. I, 16 S. Sect. II, 22 Seiten in Quart.

Wir beeilen uns, die Freunde des Quintilian auf ein Schriftchen aufmerksam zu machen, welches zuerst von einer bisher nur oberflächlich bekannt gewesenen äußerst werthvollen Handschrift desselben genauere Kunde bringt. Der Bamberger Codex ist von zwey verschiedenen Händen, vielleicht gar in verschiedenen Jahrhunderten, im X. und XI., geschrieben. Die von älterer Hand herrührenden Theile kommen dem Hauptcodex (Ambros. I) an

Werth sehr nahe; die von jüngerer so wie die Correcturen neigen zu der geringern Classe des Turicensis, in welchem die Correcturen des Bamb. als Lesarten zu erscheinen pflegen. Wo nun der Ambros. im Stiche läßt, ist der Bamb. der sicherste Führer, wie das namentlich in den drey letzten Büchern der Fall ist.

In der ersten Abhandlung hat Herr Professor Enderlein die Lesarten von IX, 4., in der zweyten die vom ganzen zehnten Buche mitgetheilt. Die Veröffentlichung der sämmtlichen Lesarten würde sehr wünschenswerth seyn. Denn eine Prüfung eines Theils der hier mitgetheilten Abweichungen hat Ref. überzeugt, daß Herr Enderlein nicht aus blinder Vorliebe seinem Schatze das Wort redet. Beygefügte Anmerkungen machen auf manchen Gewinn im Einzelnen aufmerksam. Mitunter indes sind die angeblich nur im Bamb. erhaltenen guten Lesarten auch aus andern Quellen nachweisbar, die nur dem Herrn Verf. nicht zugänglich gewesen sind, wie z. B. gleich X, 1, 2. das richtige sciet auch aus dem nicht unwichtigen cod. Sarmaticus bey Sichard angeführt wird, auf dessen Werth Osann kürzlich nachdrücklich aufmerksam gemacht hat. Auch Proben des ehemahls dem Kloster Pollingen, jetzt der Münchener Bibliothek angehörenden Codex theilt Herr Enderlein mit und erinnert an einen Eppishäuser Codex im Besitze des Herrn von Laßberg. Die Critik des sehr corrumpierten Textes ist trotz mancher neuern Bestrebungen keineswegs abgeschlossen und jene Hilfsmittel würden ferneren Studien wesentlich zu Statten kommen. F. W. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. Stück.

Den 28. October 1844.

Göttingen.

Verlag der Dieterichschen Universitäts-Buchhandlung 1844. Beiträge zum Staatsrechte. Erster Beitrag: über die Natur des Staates. Von Dr Eduard Wippermann, Privatdocenten zu Göttingen. X und 174 Seiten in Octav.

Zwey Zwecke sind es, die der Verf. bey dem obigen Unternehmen zu erreichen beabsichtigt: einmahl dem Rationalismus zu begegnen, welcher sich bald absichtlich bald unabsichtlich auf dem Gebiete des deutschen Staatsrechtes geltend gemacht hat, andererseits aber den Umschwung zur Anschauung zu bringen, welchen unsere deutschen Staaten dadurch erhalten haben, daß sie den, im Geiste der früheren Territorialverfassung nothwendig enthaltenen patrimoniellen Charakter im Laufe der Zeit allmählich abgestreift haben.

Was den ersten Punct betrifft, so versteht der Verf. unter publicistischem oder überhaupt juristischem Rationalismus jenes Verfahren, rein subjective Meinungen und Ansichten für geltendes Recht auszugeben. Diese Methode, die sich theils darin

zeigte, daß man dem Rechte eine erdichtete, philosophische Basis gab und darauf ein willkürliches, nicht den Quellen des positiven Rechtes entnommenes System baute, theils darin, daß man einzelne Bestimmungen der Gesetze, die nicht zu dem philosophischen oder politischen Glaubensbekenntnisse des Interpreten passen wollten, untreuer Weise so lange chicanierte, bis sie die gewünschte Farbe angenommen hatten *), ist auf dem Gebiete des Civilrechtes überwunden. Nicht so auf anderen Rechtsgebieten, insonderheit nicht auf dem Gebiete des Staatsrechtes. Es ist aber gar nicht abzusehen, warum die historische Methode, welche ohne vorgefaßte Meinung und mit gänzlicher Beyseitesetzung der eigenen Individualität eindringen will in den Geist des positiven Rechtes, wie es hervorgegangen ist aus der Zeit, aus dem Charakter des Volkes, aus den bewegenden Motiven des Gesetzgebers, und demgemäß die Gegenwart, wo es nur immer zu ihrem Verständnis nöthig erscheint, an die Vergangenheit anknüpft, nicht die gleiche Berech-

*) Ja diese Mühe gab man sich nicht einmahl immer, vielmehr wurde eben so häufig ohne Beweis mit apodictischer Bestimmtheit ausgesprochen, was man eben zu haben wünschte. Mitunter freylich mag auch Unkenntnis die Schuld tragen. Dann kommen Urtheile zu Tage, wie wir sie wohl in dem Staatslexikon lesen, als z. B. folgendes: 'Wohin wir blicken, überall finden wir nur Annahme ohne Fundament, Berufung auf geschichtliches Herkommen ohne klaren Blick in die einfachsten Gestaltungen der Geschichte, traditionelle Ansichten ohne Wahrheit, Eintheilungen ohne allen Theilungsgrund, ja selbst ein System nicht erbaut aus Grundsätzen, sondern aus verworrenen Neigungen und Abneigungen.' — Hätte das Staatslexikon nur eine Ahnung von dem wahren geschichtlichen Verlaufe und dem inneren Getriebe unseres Rechtslebens, so würde es wissen, daß hier nicht, wie es meint, Laune und Willkür, sondern eher eine gewisse Nothwendigkeit, wenn auch keine Hegelsche, gewaltet hat.

tigung auf allen Gebieten der Rechtswissenschaft haben sollte; denn es gibt hier kein Drittes: sie kann nur die absolut wahre oder absolut falsche Methode seyn. Das Staatsrecht insonderheit hat in dieser Hinsicht keinen andern Charakter, als das Civilrecht. Die Pflicht des Publicisten kann deshalb keine andere seyn, als die des Juristen überhaupt. Zwar haben wir noch vor nicht gar langer Zeit das Wort gehört, die historische Methode sey wohl gut für das Civilrecht, nicht aber für das Staats- und Criminalrecht. Dennoch neigen sich unsere neuesten publicistischen Erscheinungen auf eine wahrhaft erfreuliche Weise dem Streben zu, das Staatsrecht von der bisher eingeschmuggelten Contrebande unparteyisch wieder zu säubern. Nur da, wo es vor allen Dingen hätte geschehen sollen, ist man noch ganz auf dem rationalistischen Standpuncte stehen geblieben, ich meine in dem so genannten allgemeinen Staatsrechte, welches es hauptsächlich mit dem Wesen und der rechtlichen Grundlage des Staates zu thun hat. Aus zweyen Gründen mußte die Critik hier den Anfang machen, einmahl weil ein Gebäude nichts taugen kann, wenn die Basis morsch ist, sodann weil hier am allermeisten aufzuräumen war. So hat es sich denn auch gezeigt, daß Schriftsteller trotz der Adoption der historischen Methode, trotz dem daß ihre Forschungen ein ganz neues Leben durchdringt, doch Einzelnheiten stehen ließen, die sie bey näherer Betrachtung als unvereinbar mit ihrer ganzen Auffassung hätten erkennen müssen.

Deshalb beginnt der Verf. seinen Cyklus von Abhandlungen mit einer Untersuchung über die rechtliche Natur des Staates. Er sucht zu zeigen, daß die Staatsrechtslehrer, den Philosophen folgend, sich bisher in dem allgemeinen Theile des Staatsrechtes mit einem leeren Hirngespinnste be-

schäftigt haben, mit dem Staate in der Idee, während sie, in das Leben schauend, sich nur allein mit wirklichen, reelles Daseyn habenden Staaten beschäftigen durften. Indem sie ein Ideal des Staates, Das, was der Staat seyn sollte, im Auge haben, verlassen sie das Gebiet des Rechtes, und betreten entweder das Gebiet der Philosophie oder das der Politik. Wie es auf keine Weise zu rechtfertigen ist, wollte der Civilist, sich an die Stelle des Gesetzgebers drängend, für Recht ausgeben, was eben nur er für Recht hält; wenn der Criminalist lehrt, wie das noch in der neuesten Zeit wirklich geschehen ist, was gestraft werden sollte (das Strafwürdige im Gegensatz zu dem Strafbaren), und wie nach seinen Principien gestraft werden müßte: so muß es nothwendig auch falsch seyn, wenn der Publicist über Das, was nach seiner Ansicht Rechtens seyn sollte, vergißt, was ist. Unsere älteren Publicisten wußten in dieser Hinsicht auch sehr wohl zu unterscheiden. Sie hatten zwey verschiedene, in keiner Verbindung mit einander stehende Disciplinen: das jus publicum universale und das jus publicum Germanicum, während man jetzt das jus publicum universale als eine Einleitung zum deutschen öffentlichen Rechte behandelt. Die älteren aber begannen ihre Lehr- und Handbücher über das deutsche Staatsrecht nicht mit Untersuchungen über das Wesen und die Entstehung des Staates und dergleichen, sondern mit Bestimmung — der Grenzen des deutschen Reichs. Das jus publicum universale aber war ihnen ein Theil des Naturrechts, nämlich das angewandte Naturrecht im Gegensatze zu dem reinen Naturrechte (jus mere naturale seu jus naturae strictissime sic dictum), welches als 'scientia legum naturalium in statu naturali observandarum' bearbeitet wurde. Nur darüber war

bekanntlich ein Streit, ob und in wie fern die aus der 'recta ratio' gefundenen Normen des reinen und angewandten Naturrechts Geltung in den wirklichen Staaten haben, und ob und in wie fern das positive Recht sie abändern dürfe. Dieser Streit aber, sollte man denken, wäre durch die neueren Untersuchungen über die Entstehung des Rechtes gänzlich beseitigt. Mag man darüber, ob die Vernunft im Stande ist, aus sich selbst oder mit Hilfe der Erfahrung ein System von Rechtsgrundsätzen aufzustellen, die von den ethischen verschieden sind, denken, wie man will: so viel scheint dermahlen über allen Zweifel erhaben zu seyn, daß solche Aufstellungen von rationalen Rechtsgrundsätzen an und für sich nicht Anspruch machen können auf practische Geltung, mögen sie nun dem reinen, mögen sie dem angewandten Vernunftrechte entnommen seyn. So ist es denn fast unbegreiflich, wie man dem alten jus publicum universale eine Stelle in der Wissenschaft des deutschen öffentlichen Rechtes vergönnen mochte, nachdem der Werth des Naturrechtes auf seinen wahren Gehalt gebracht ist. Der Verf. verwirft indessen durchaus nicht die Annahme einer allgemeinen Einleitung in das öffentliche Recht Deutschlands oder eines andern Landes. Er will nur eine totale Umgestaltung derselben, einen andern als den bisherigen Gesichtspunct, er will statt des rationalen einen positiven, einen objectiven Gesichtspunct streng festgehalten wie allenthalben durchgeführt sehen.

Wie ist nun derselbe möglich? Nur auf die Weise, wie überhaupt in der Erfahrung gegebene Dinge erkannt werden können: dadurch daß man eindringt in die historisch gesetzte, die positive Natur derselben. Wie die Naturgeschichte, wenn sie den Begriff der Pflanze, des Baumes, des Stei-

nes u. s. w. feststellen will, alle verschiedenen Species des betreffenden Genus zu betrachten hat, um so das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Zufällige von dem Nothwendigen zu scheiden, damit sie endlich die, allen Species charakteristisch zukommenden Merkmahle zum generischen Begriffe zusammen fassen könne, so kann die Aufgabe des Staatsrechtslehrers, wenn er im Allgemeinen und abgesehen von einer bestimmten bürgerlichen Gesellschaft das Wesen des Staates zur Anschauung bringen will, auch nur die seyn, die allen Staaten gemeinsamen, also dem Staate überhaupt zukommenden Merkmahle erfahrungsmäßig hervor zu suchen und vorzuführen. Was so von dem Staate überhaupt gilt, muß, weil es sein Wesen ausmacht, auch von jedem bestimmten Staate, der Species gelten.

Der Verf. nimmt nun erfahrungsmäßig zwey Factoren des Staates an: ein Volk und eine über demselben thronende höchste, von jeder andern Auctorität juristisch unabhängige, d. i. souveraine Gewalt; einen Herrscher und Beherrschte; ein Oberhaupt und ihm unterwürfige Unterthanen. §. 2 und 3 beschäftigt er sich mit der näheren Feststellung dieser beiden Factoren, wobey insonderheit geprüft wird, ob mit dem Begriffe der Souverainetät Beschränkungen des Souverains vereinbar sind, und ob der Souverain nicht in einem Staatenbunde seine Souverainetät aufgibt und zum Unterthanen der Bundesgewalt herab steigt; sodann ob der Staat stäts und immer, d. h. seinem Wesen nach eine Corporation oder doch wenigstens eine moralische Person bilde. §. 3 wird gefragt, ob zum Wesen des Staates ein Gebiet durchaus nothwendig erscheine; §. 4 ob der Staat eine auf ewig gegründete Anstalt sey. Die so sehr bestrittene, unendlich wichtige Frage nach dem Zwecke

des Staates mußte umständlicher in den weiteren Paragraphen (6 — 10) erörtert werden. Es wird zunächst gezeigt, daß es sich staatsrechtlich weder darum handeln könne, was der Staat in der Welteinrichtung soll, d. h. welche Zwecke die Gottheit durch die Staaten erreichen will, noch darum, ob und welches Motiv (Zweckverfolgung) bey den Völkern vorwaltet, in so fern sie die Gewalt des Staates über sich anerkennen, wie auch nicht darum, welche Tendenzen die Staaten vorwiegend zu verfolgen pflegen, noch endlich, was einzusehen gerade hier das Wichtigste ist, darum, was der Staat nach Regeln der Philosophie oder Politik thun sollte, sondern lediglich darum, welcher Wirkungskreis der Staatsgewalt von Rechtswegen zukommt, wenn man die Sache auf die äußerste Spitze treibt, mit anderen Worten: welche Zwecke sie realisieren darf, und welcher Mittel sie sich bedienen darf, ohne rechtswidrig zu handeln. Der Verf. weist darauf hin, daß die Frage lediglich aus dem Wesen der Staatsgewalt entschieden werden könne, dieses Wesen aber in ihrer Souverainetät bestehe, und demgemäß die Staatsgewalt, weil sie an und für sich Niemandem, als Gott und ihrem Gewissen verantwortlich und verpflichtet sey, an und für sich auch jeglichen Zweck verfolgen dürfe, ihr Handeln lediglich von ihrem Ermessen abhänge. Diese an und für sich unbegrenzte Sphäre könne indessen auf die verschiedenste Weise dadurch beengt seyn, daß sich die Staatsgewalt Schranken gesetzt oder unterworfen habe, wogegen wider ihren freyen Willen ihr von Niemand eine rechtliche Beschränkung imponiert werden dürfe. Aus diesem Principe werden sodann verschiedene wichtige Folgerungen gezogen, die den Verf. insonderheit zu Besprechung der Lehre von dem staatsbürgerlichen Gehorsame, dem

jus eminens des Staates und den s. g. natürlichen Grenzen der Staatsgewalt führen. — Durchaus nicht um eine Relation und Critik der verschiedenen Theorien über den Staatszweck, welche ja gewissermaßen zahllos zu nennen sind, zu geben, sondern lediglich um diejenigen Ansichten, mit welchen bey aller Verschiedenheit der Verf. als harmonierend erscheinen könnte, zu prüfen, werden sodann Hobbes, Spinoza, Haller, Stahl, Rob. Mohl, Adam Müller und einige Andere §. 10 bis 15 bezüglich ihrer Meinung über den Staatszweck charakterisiert. — Schließlich wird die völkerrechtliche Stellung des Staates in der Staatengesellschaft in §. 15 erörtert.

Ein zweyter, demnächst erscheinender Beytrag wird sich mit der rechtlichen Grundlage des Staates beschäftigen. Es ist dem Verf. bereits (Leipziger Repert. zum Heft 28 Jahrg. 1844) zum Vorwurfe gemacht, daß er diesen zweyten Aufsatz nicht zum ersten gemacht habe, indem das Wesen des Staates genügend nur aus seinem Ursprunge erkannt werden könne. Die Ansicht ist eine alte. Aristoteles spricht sie schon aus. Nachdem er Politik I, 1 gesagt hat, er wolle zunächst das Wesen des Staates und wie sich derselbe von dem Familienverbande (*οἰκία*) unterscheide, in Untersuchung ziehen, fährt er §. 3. so fort: *Εἰ δή τις ἐξ ἀρχῆς τὰ πράγματα φυόμενα βλέψειεν, ὥσπερ ἐν τοῖς ἄλλοις καὶ ἐν τούτοις κάλλιστ' ἂν οὕτω θεωρήσειεν.* (Wenn wir bey dieser Untersuchung, so wie in allen Aehnlichem geschehen sollte, gleich anfangs die Entstehung des Staates betrachten, so werden wir wohl am sichersten auf richtige Begriffe geleitet werden.)

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. 175. Stück.

Den 31. October 1844.

Göttingen.

Schluß der Anzeige: 'Beiträge zum Staatsrechte. Erster Beitrag: über die Natur des Staates. Von Dr Eduard Wippermann.'

Und in der That hängen auch alle bisherigen Theorien über die Entstehung und das Wesen des Staates so mit einander zusammen, daß sie gar nicht von einander getrennt werden können, sich vielmehr gegenseitig bedingen. Es war aber nicht der allerkleinste Zweck, welchen der Verf. bey seiner Abhandlung über die Natur des Staates verfolgte, zu zeigen, daß das Wesen der bestehenden Staaten vollständig dargestellt werden könne und müsse, ohne auf deren Ursprung zurück zu gehen, von welchem dasselbe vollkommen unabhängig sey.

Dagegen hat der Verf. bedeutend die Nachsicht des Publicums wegen seiner Scriptur in Anspruch zu nehmen, indem er sich, wie in einer wohlwollenden Beurtheilung in den Pölitzschen Jahrbüchern mit Recht gerügt ist, 'hin und wieder allzu sehr hat gehen lassen.'

Die weiter folgenden Beyträge werden mehr den oben zu zweyt genannten Zweck zu verfolgen suchen. In dieser Hinsicht muß bemerkt werden, daß der Charakter unseres jetzigen Staatsrechtes im Gegensatze zu dem früheren öffentlichen Leben in den deutschen Territorien allmählich ein ganz anderer geworden ist und nothwendig werden mußte. Unsere Landesherren erwuchsen nämlich zu solchen bekanntlich aus Reichsbeamten und Grundbesitzern mit lehnherrlichen und schutzherrlichen Rechten, also aus Privatpersonen, etwa wie es, jedoch ohne sonstigen Vergleich, unsere Patrimonialgerichtsherren sind. Während deshalb die Landeshoheit ursprünglich als eigenes Recht des Landesherrn oder der landesherrlichen Familie im Allgemeinen privatrechtlichen Grundsätzen, insonderheit denen des Lehnrechts folgte, ist dermahlen die höchste Landesgewalt, besonders, jedoch keineswegs ausschließlich, seitdem sie durch das Wegfallen des Reichsverbandes eine wahre Staatsgewalt geworden ist, nicht mehr als eigenes Privatrecht (Patrimonium) des Landesherrn zu betrachten. Wiewohl es sich nämlich auf keine Weise nachweisen läßt, daß die Krone bey uns kraft Uebertragung vom Volke, wie z. B. in Frankreich, wo au nom du peuple regiert wird, vielmehr kraft eigenen Rechtes getragen wird, so ist doch heut zu Tage der deutsche Landesherr nur als Träger und Innehaber der Staatsgewalt, als 'des Staates Oberhaupt,' nicht aber nach dem Satze: 'l'état c'est moi' als der Staat selbst zu betrachten. Wiener Schlußacte Art. 57. Mit anderen Worten die Staatsgewalt steht dem Staate als einer moralischen Persönlichkeit zu, der Landesherr ist der Repräsentant, das Organ, wenn man will, das Subject dieser moralischen Persönlichkeit. Während also der Landes-

herr früher Alles, was er that, für sich that, handelt er jetzt, in so fern er Staatsoberhaupt ist, für den Staat; sein Privatinteresse ist juristisch getrennt von dem Staatsinteresse, dem Gemeinwohl. Es ist dabey nur vor zwey Misgriffen zu warnen: vorerst den Regenten als Mandatar des Staates oder gar des Volkes, als ersten und obersten, wenn auch unverantwortlichen Staatsdiener anzusehen, wie das allerdings nach dem, was vorher bemerkt wurde, nach dem französischen Staatsrechte nothwendig erscheint; sodann das Volk als Corporation zu denken und mit dem Staate zu identificieren, indem derselbe gerade weder der Regent noch das Volk, sondern ein Drittes ist. §. 3 der angezeigten Schrift.

Aus diesen Principien ergeben sich und erklären sich die bedeutendsten Sätze unseres Staatsrechtes, und Niemand kann sich dasselbe zu klarer Anschauung bringen, der nicht einerseits diesen Umschwung im Auge hat, den unser öffentliches Leben auf allen Seiten durch den allmählichen Durchbruch des neuen Princips gewonnen hat, andererseits aber den historischen Zusammenhang außer Acht läßt, der die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft, da Gott Lob! nicht urplötzlich, nicht durch eine Revolution auf einer tabula rasa aufgebaut wurde und wird, sondern durch den fortschreitenden Geist der Zeit, so daß die Fäden, an denen unsere öffentlichen Zustände gehalten werden, eben weil sie nicht gewaltsam durchschnitten sind, an mehr als einer Stelle in verflossene Zeiten ragen, freylich in dem einen Territorium mehr denn in dem andern. Ueberhaupt aber ist der Kampf des bezeichneten neuen Staatsprincipes mit dem früheren Patrimonialitätsprincipe, wie dem Einsichtigen einleuchtet, noch keineswegs beendet.

Die Zeit will ihr Recht, die Verhältnisse und auch die Menschen verlangen Berücksichtigung. Ja in kleineren Territorien, die ähnlich wie große Gutsherrschaften nach patriarchalischen Grundsätzen regiert werden wollen, ist es vielleicht nicht möglich, wenigstens nicht wünschenswerth, daß dem modernen Principe allzu sehr Bahn gebrochen wird. In mancher Hinsicht würde es sogar lächerlich erscheinen, wenn alle Ausflüsse desselben hier Terrain gewönnen, zum Beweise daß nicht Alles allenthalben zweckmäßig ist. Abgesehen hiervon aber kann man, ohne ein Prophet zu seyn, vorher sagen, daß jenes Princip zwar wohl da, wo es noch nicht feste Wurzeln geschlagen hat, momentan zurück weichen kann, indem gewaltsam in die fortrollenden Räder des Staatswagens eingegriffen wird, daß es aber schließlich siegreich aus seinem Kampfe nach gänzlicher Unterdrückung der Patrimonialität hervor gehen muß, soll anders nicht Gefahr für den ganzen Staat entstehen.

Dieser Kampf nun, der Mangel eines Friedensabschlusses, der noch nicht vollendete Durchbruch des allenthalben nach Verkörperung ringenden Gedankens macht die Auffassung unseres Staatsrechtes, wie sich gezeigt hat, schwierig, zumahl die Theorie noch obendrein mit zwey feindlichen Parteyen zu kämpfen hat, die gesonnen sind, das, was ist, nach zwey entgegengesetzten Zielen hin für ihre Zwecke zu verdrehen, wir meinen die Anhänger des Systems der Volkssouverainetät und die Hallerianer, die Vertheidiger der 'Fürstensouverainetät', wie man es genannt hat, jene Menschen, die uns weiß machen wollen, wir lebten noch im Mittelalter, und da das doch augenscheinlich theils nicht wahr ist, theils auch das Mittelalter nicht auf jeder Seite in ihren Kram

paßt, eine Auffassung liefern, die nichts ist als eine Carricatur des Mittelalters! — In wie weit nun das beregte, in das Bewußtseyn des Volkes getretene Princip unseres heutigen Staatsrechtes bereits eingedrungen ist, in wie weit dasselbe die einzelnen Rechts-Institute und Verhältnisse bereits beherrscht, in wie weit nicht, Das zu klarerer Anschauung zu bringen, beabsichtigt der Verf. für die Zukunft. Eduard Wippermann.

Göttingen.

Dieterichsche Buchhandlung 1844. Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. Zweite Ausgabe, erster und zweiter Band. L und 1246 Seiten in Octav.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses bekannten Werkes ist Manches geschehen, was der deutschen Mythologie als einer Wissenschaft festern Boden verschaffte und ihren Bereich erweiterte. Ein schon lange gehegter Wunsch, daß noch aus den Zeiten des Heidenthums ein einheimisches Denkmahl aufgefunden werden möchte, welches von der Religion unserer Voraltern unmittelbar Zeugnis ablegte, wurde ganz wider Erwarten erfüllt. Die beiden von Georg Waitz entdeckten Merseburger Gedichte bereicherten die Quellen der deutschen Mythologie auf eine Weise, daß sie sich jetzt, wenn auch nicht an Ausdehnung, doch in Beziehung auf ihr Alter mit den nordischen messen können, und die Menge von deutschen Götternamen, welche das größere derselben enthält, hat bewirkt, daß jeder Zweifel, der vorher vielleicht noch gegen die Annahme eines ausgebildeten deutschen Göttersystems erhoben werden konnte, von der Zeit an verschwinden mußte. Zugleich zeigt die mehrfache

Uebereinstimmung dieser Götternamen mit den nordischen, daß die ursprüngliche Identität des nordischen und deutschen Glaubens, welche freylich einzelne Abweichungen nicht ausschließt, zu gut begründet ist, als daß sie ferner geleugnet werden könnte.

Außerdem ist in der neueren Zeit das Gebiet der deutschen Volkssage durch mehrere fleißige und tüchtige Sammlungen bedeutend zugänglicher und bekannter gemacht. Wir erwähnen hier nur Börners Sagen aus dem Orlagau, die von Reusch gesammelten samländischen Sagen, Adalbert Kuhns märkische und J. W. Wolfs niederländische Sagen. Mehrere anziehende oberdeutsche Sagen sind von Bernhard Baader in Mones Anzeiger mitgetheilt, die niedersächsischen hat H. Harrys zu sammeln angefangen. Die fortgesetzte Sammlung unserer wichtigsten Volkssagen, aus denen sich die deutsche Mythologie noch fortwährend bereichern kann, ist zu wünschen und steht auch bey dem regen Interesse, welches Grimm für die Kenntnis des deutschen Heidenthums erweckt hat, zu erwarten. — Nehmen wir dazu, daß der Verf. beständig bemüht war alles, was sonst noch für sein Werk Brauchbares vereinzelt auftauchte, zu benutzen, die Verbindung des Einzelnen weiter zu führen, die Religionen anderer Völker mehr zu vergleichen, und dem Ganzen mehrfache neue Gesichtspuncte abzugewinnen, so ist es natürlich, daß diese zweyte Auflage der deutschen Mythologie viel reichhaltiger geworden ist und in manigfacher Hinsicht eine andere Gestalt gewonnen hat, wenn auch der Plan und die Anlage des Werkes im Ganzen nicht verändert ist.

Statt daß die erste Auflage 29 Kapitel zählte, finden wir in der zweyten 38 Kapitel. Einige

behandeln freylich nur das, was früher in einem vereinigt war, in mehreren abgesonderten Abschnitten, weil die Menge des hinzu gekommenen Neuen die Trennung zweckmäßig machte. So sind den Göttern Zio, Fro, Paltar jetzt ganze Kapitel zu Theil geworden, während in der ersten Ausgabe nur Wuotan und Donar von den übrigen Göttern gesondert waren. Andere sind dagegen ganz neu, wie Kap. XIV, welches unter dem Titel 'Götterverhältnisse' eine interessante Darstellung der Totalauffassung der nordischen und deutschen Götter enthält. Es verbreitet sich namentlich über die anthropomorphistischen Ideen, welche sich mit den mehr geistigen Vorstellungen von den Göttern verbanden und wird deshalb auch dem classischen Philologen um so willkommener seyn, weil die homerische Schilderung der griechischen Götter zur Vergleichung herbey gezogen wird. Kap. XIX behandelt die kosmogonischen Sagen des Nordens, welche jetzt für die deutsche Mythologie ein größeres Interesse erhalten haben, weil mehrere neuerdings erst bekannt gewordene oder bisher nicht beachtete Zeugnisse, wie namentlich eine Stelle des Emsigerrechtes und eine andere in der jüngst aufgefundenen Vorauer Handschrift altdeutscher Gedichte den offenbarsten Beweis liefern, daß diese Sagen, besonders die von der Erschaffung der Welt aus einem Riesenleibe, auch bey uns nicht unbekannt waren. Kap. XXIX bespricht die mythischen Personificationen, Kap. XXX die Vorstellungen von der Entstehung der Dichtkunst; Kap. XXXVIII behandelt die Sprüche und Segensformeln. Dagegen sind die Sammlungen, welche der ersten Auflage in einem Anhange hinzu gefügt waren, in dieser zweyten weggelassen, obgleich auch hier diese Zugabe dem Forscher gewis willkommen ge-

wesen seyn würde. Aber theils ist das Werk durch das viele hinzu gekommene Neue schon sehr ausgedehnt, theils ist Manches von dem, was der Anhang der ersten Ausgabe bietet, jetzt schon mehr in das Ganze verarbeitet.

Betrachten wir nun das ganze Werk, so wie es vor uns liegt, so können wir dieser großartigen Sammlung, die nur durch eine ausgedehnte Gelehrsamkeit und einen seltenen Scharfblick, der da sah, wo lange nichts gesehen war, möglich wurde, unsere volle Anerkennung nicht versagen, und die Nachwelt wird es Grimm noch Dank wissen, daß er durch dieses Werk ein Gebiet aufgedeckt hat, welches bisher, obgleich es schon früher der Gegenstand mancher Untersuchungen war, gewöhnlich nur als ein solches erschien, von welchem sich ein Jeder mit dem unheimlichen Gefühle, daß wir nichts wissen können, gern abwandte. Wenn wir gleichwohl an der Anlage und der Art der Forschung im Ganzen einiges zu erinnern finden, so tragen wir um so weniger Bedenken unsere Ansichten offen auszusprechen, da die Vorzüge des Werkes fast nur durch seine Fehler erreichbar waren.

Grimms Untersuchungen sind gewöhnlich so umfassend, daß nicht leicht irgend etwas, was in den Bereich derselben gehört, übersehen wird; aber häufig wird in denselben die Verbindung der einzelnen Elemente nicht so weit geführt, daß ein Anderer, der sich mit Hilfe seiner Werke mit denselben Gegenständen bekannt macht, nicht manche Puncte fände, bey denen die wissenschaftliche Untersuchung weiter gehen könnte. Dieselbe Art der Forschung, durch welche Grimm allerdings vorzugsweise dazu geeignet war der Stifter einer neuen Wissenschaft zu werden, tritt dem unbefangenen Leser auch bey der deutschen Mythologie bald

entgegen. Auch hier ist nichts vernachlässigt, was nur irgend mit dem alten Glauben unseres Volkes in Zusammenhang steht, ja wir dürften fragen, ob nicht der Verf. bey manchen Einzelnheiten über die Grenzen der deutschen Mythologie hinaus gegangen ist. Es dürfte namentlich zweifelhaft seyn, ob einzelne Sagen, welche, wie die vom Schusse des Tell, kein religiöses Gepräge tragen, ob manche von dem Verf. behandelte abergläubische Meinungen, wie die welche die Heilung von Krankheiten und die Kräfte von Kräutern und Steinen betreffen, überhaupt in das Gebiet der deutschen Mythologie gehören, zumahl wenn wir bedenken, daß dieselbe doch zunächst und vor allem den religiösen Glauben unseres Volkes zu berücksichtigen hat. Natürlich sind wir auch für solche, streng genommen nicht zur deutschen Mythologie gehörende Mittheilungen dankbar, weil sie jeden Falls für die Charakteristik des deutschen Volkes wichtig sind, und weil nicht zu verkennen ist, daß auf diesem Gebiete manche Volksmeinungen und manche althergebrachte Gebräuche in Erwägung zu ziehen sind, welche früher vielleicht in einem innigern Zusammenhange mit religiösen Anschauungen stehen mochten, obgleich derselbe jetzt bey dem traurigen Zustande, in welchem sich unsere Kenntnis von der Religion unserer Vorältern befindet, verdunkelt und verwischt ist. Dessen ungeachtet hat offenbar die bedeutende Menge der in der deutschen Mythologie mitgetheilten Einzelnheiten augenscheinlich dem Ausgangspuncte der Untersuchung und der Anordnung des Ganzen geschadet.

Der Hauptzweck bey einer Untersuchung über das deutsche Heidenthum muß der seyn, nachzuweisen, welchen innern Zusammenhang dasselbe

hatte, und diesen dem Leser zu einer möglichst klaren Anschauung zu bringen. Daß ein solcher Standpunct wenigstens der wissenschaftlichste ist, leidet keinen Zweifel, und es muß daher ungeachtet der Schwierigkeiten, welche sich bey demselben ergeben, dahin getrachtet werden die Menge der zerstreueten einzelnen Nachrichten nach diesem Grundsatze anzuordnen. Der Verf. hat lieber einen andern Ausgangspunct nehmen wollen. In seinem Buche zeigt sich das Hauptbestreben nachzuweisen, daß und wie sich, namentlich in dem Volksglauben der christlichen Zeit, noch manches erhalten hat, was mit dem untergegangenen Heidenthume zusammenhängt oder doch zusammenhängen kann. Darum wird gleich nach der Einleitung Gott an die Spitze des Werkes gestellt und besonders gezeigt, wie in einzelnen Wendungen und Volksausdrücken Gott noch so menschlich erscheint, wie das Heidenthum sich seine Götter dachte, statt daß nach jener andern angegebenen Weise die heidnischen Vorstellungen von den Göttern den Ausgangspunct der Untersuchung machen würden. Aus demselben Grunde gibt Kap. XXXIII eine Abhandlung über den Teufel, welche ausführt, wie in einzelnen Volkssagen sich manches an denselben geheftet hat, was in früheren Zeiten von untergeordneten Wesen des heidnischen Glaubens, namentlich den Riesen, galt. Diese beiden Kapitel, welche ihrem Hauptinhalte nach offenbar nicht in die Darstellung des heidnischen Glaubens gehören, würden wenigstens in dieser Art der Ausführung weggefallen seyn, und vielleicht würde noch Mehreres sich anders gestaltet haben, wenn der Verf. sich mehr zur Aufgabe gemacht hätte, das deutsche Heidenthum in dem Zusammenhange zu erörtern, wie derselbe bis jetzt unserer Forschung erreichbar

ist. Wir verkennen nicht, daß demselben sein Standpunct auch manche Vortheile gewährte, daß namentlich dadurch manche treffliche Bemerkungen über das tiefe Wurzeln des Heidenthums und die Geschichte des Volksglaubens veranlaßt wurden; aber dieselben Vortheile ließen sich auch so erreichen, wenn vor oder nach der systematischen Darstellung der heidnischen Religion eine Geschichte ihres Fortlebens in der christlichen Zeit gegeben würde.

Erwägen wir nun die Ordnung des Werkes. Diese ist durchgehend nach dem Stoffe eingerichtet, so daß die einzelnen Zeugnisse unter die zunächst sich ergebenden Hauptbegriffe oder Rubriken gestellt und so besprochen werden. Die Hauptbegriffe werden dann in einer gewissermaßen natürlichen Reihenfolge abgehandelt. Dieses Verfahren ist das geeignetste, um die Menge der verschiedenartigen Einzelnheiten, welche bey der deutschen Mythologie in Betracht kommen, ausführlich zu besprechen und auch in so fern vortheilhaft, als der Leser, welcher sich über einen einzelnen Gegenstand belehren will, leicht die Stelle finden kann, welche ihm Auskunft gibt. Weil dasselbe aber auf der andern Seite ein äußerliches ist, so entsteht dabey die Gefahr, daß Sachen, die ihrer Bedeutung nach unter einen Hauptgesichtspunct fallen, leicht von einander getrennt, verschiedenartige dagegen nicht ganz gehörig vereinigt werden können. Dadurch wird denn die Uebersichtlichkeit des Ganzen, namentlich wenn man sich die Resultate der Untersuchung vergegenwärtigen will, eben so erschwert, als sie im Einzelnen erleichtert wird. So werden die bekannten heidnischen Festfeuer in Kap. XX unter der Ueberschrift 'Elemente' besprochen, nachdem Kap. III bis V das Aeußere des Gottesdienstes, Kap. VI

bis XIV die Vorſtellungen von den Gottheiten, Kap. XV bis XVIII Helden und untergeordnete Weſen und Kap. XIX die koſmogoniſchen Sagen abgehandelt ſind. Genau genommen gehören aber die erwähnten Feſtfeuer, als unzweifelhafte alte Cultusgebräuche zu dem Aeußern des Gottesdienſtes und mußten alſo dort ihre Stelle finden. Eben dahin gehören die Ueberbleibſel der Frühlingsfeſte, welche ſich in dem Einzuge des Maygrafen, dem Kampfe des Sommers und des Winters und ſonſt erhalten haben, obgleich ſie der Verf. erſt in Kap. XXIV unter der Ueberſchrift 'Sommer und Winter' behandelt. Kap. XXXII, welches die Entrückung beſpricht, war genauer mit Kap. XXV und XXVI zu verbinden, welche von der Unterwelt und dem Zuſtande der Seelen nach dem Tode handeln. Denn offenbar ſprechen alle die Sagen von Helden der Vorzeit, welche wie Friedrich Rothbart, in Berge entrückt ſind, nur aus, daß dieſe in der Unterwelt befindlich ſind, was der Verf. S. 904 auch ſelbſt anerkennt. Dagegen werden S. 549 bis 567 unter der Ueberſchrift 'Waßer' gar verſchiedenartige Sachen vereinigt: die Verehrung von Quellen und Flüſſen, das Schöpfen des Waßers zu beſtimmten Zeiten, um ſich durch Waſchung mit demſelben Geſundheit zu erwerben, Waſchungen überhaupt, Weiſſagungen die dem Steigen oder Fallen einzelner Quellen oder ſonſt dem Waßer entnommen werden, Cultusgebräuche um bey anhaltender Dürre von den Göttern Regen zu erflehen, Opfer die den Dämonen des Waßers gebracht werden, u. a. m. Wir meinen alſo, daß die Ueberſichtlichkeit des Ganzen gewonnen haben würde, wenn die einzelnen Kapitel mehr nach einem rationellen Principe, mehr nach den

den einzelnen Meinungen und Gebräuchen zum Grunde liegenden Ideen angeordnet wären.

Mit dieser Anordnung der Hauptabschnitte des Werkes nach dem Stoffe stimmt die Behandlung derselben im Einzelnen. Auch hier ist das Stoffliche, da in der Regel ein Zeugnis an das andere gereiht wird, überwiegend und fast zu überwiegend; die Resultate der Untersuchung liegen oft dazwischen in kurzen Bemerkungen versteckt, so daß sie einem minder aufmerksamen Leser leicht entgehen können, und häufig begnügt sich der Verf. mit der objectiven Darstellung der Einzelnheiten des deutschen Glaubens, ohne ihre Bedeutung näher anzugeben. So wird über die deutschen und nordischen Götter freylich manche treffende Bemerkung gemacht, welche zur Erläuterung ihres Wesens dient, aber diese werden selten benutzt um die Totalvorstellung von einem Gotte zu abstrahieren. Seine Attribute, seine Mythen werden bisweilen nur angeführt, aber nicht in Zusammenhang mit der Grundidee desselben gesetzt. Ueberhaupt scheint uns die Mythendeutung, obgleich sie in dieser zweyten Auflage nicht so von der Hand gewiesen wird, als in der ersten, doch noch nicht genug angewandt. Eine deutsche Mythologie, die auf so mancherley Gegenstände Rücksicht nehmen muß, hat freylich nicht vorzugsweise die Mythendeutung zum Zweck, aber diese darf doch namentlich da nicht vernachlässigt werden, wo sie über das Wesen eines Gottes Licht verbreiten kann.

Noch schwieriger als die Behandlung der Mythen ist die der Sage, welche eine ungleich größere Vorsicht erfordert. Die Art, wie der Verf. diese erörtert, ist in vielfacher Hinsicht sinnig und geistreich zu nennen. Kein Einzelzug derselben entgeht ihm, mag er auch noch so versteckt liegen, Alles

weiß er hervor zu ziehen und namentlich durch Vergleichung mit Mythen und andern Sagen in ein helleres Licht zu bringen. Aber hier scheint uns derselbe doch auch oft da stehen zu bleiben, wo die wissenschaftliche Behandlung noch weiter gehen kann. Er erhebt sich zu wenig über den Boden, auf welchen die Sage versetzt. Niemand wird leugnen, daß die Definition, welche S. 315 von den Helden gegeben wird: 'Held ist ein Mensch, der gegen das Böse streitend unsterbliche Thaten verrichtet und zu göttlicher Ehre gelangt', der Sage gemäß sey, aber die Wissenschaft der Mythologie kann sich nicht damit begnügen, da die Untersuchung in einzelnen Helden häufig verdunkelte göttliche Wesen erkennen läßt. Das erkennt auch der Verf. selbst an, wenn er diese und jene Züge der Heldensage mit Göttersagen und sie selbst auch mit göttlichen Wesen, aber wieder nur in Einzelnheiten und so vergleicht, daß wir nicht absehen, ob es nur eine Vergleichung oder eine Identification seyn soll. So sind auch die Sagen von Riesen und Zwergen objectiv vollständig behandelt, aber die Erörterung der Ideen, welche diesen Wesen zum Grunde liegen und ihre Sagen hervor gerufen haben, tritt in den Hintergrund, obgleich diese klar genug durch die nordische Mythologie angedeutet werden, welche die Riesen ganz offenbar als maßlose und ungestüme Naturgewalten, die Zwerge aber als die in der Stille wirkenden elementarischen Kräfte hinstellt.

Die nordische Religion hat der Verf. auch dieses Mahl 'nur zum Einschlag, nicht zum Zettel genommen.' Dieses Verfahren dürfte aber in einer Hinsicht sich als unzweckmäßig erweisen. Es ist bekannt, daß durch die Einzelnheiten der deutschen Mythologie kein fortlaufender Faden geht, daß uns

nur Trümmer überliefert sind, deren Zusammenhang erst durch das Ganze der nordischen Religion einigermaßen begreiflich wird. Wird nun aber dem Leser dieses Ganze der nordischen Religion seinen Hauptzügen nach nirgend vorgeführt, sondern werden nur an den passenden Stellen Einzelnheiten mit den deutschen Trümmern zusammengestellt, so wird offenbar der Ueberblick erschwert. Zweckmäßiger scheint dem Ref. eine andere Weise: die nordische Religion, in so weit namentlich, als der innere Zusammenhang der deutschen durch sie aufgehellt wird, (denn das Aeußere des Gottesdienstes erscheint auch an und für sich schon in Deutschland mit ziemlicher Klarheit) an die Spitze der Untersuchung zu stellen, und alles was in Deutschland Uebereinstimmendes aufgefunden werden kann, daran anzuknüpfen. Die zurückbleibende Masse würde dann dazu dienen die Verschiedenheiten der deutschen und nordischen Religion in ein helleres Licht zu setzen. Dieses müßte aber nothwendig in historischer Folge abgehandelt werden, theils weil unsere Quellen in der Zeit zu weit von einander abstehen, theils weil ihre Natur zu verschiedenartig ist, als daß sie sich immer zweckmäßig vereinigen ließen. Dadurch würde zugleich das erreicht, daß wir von den einzelnen Zeiten, in welchen das Heidenthum bestand, ein treueres Bild bekämen, besonders wenn wir die Zeiten des Cäsar und Tacitus von den der Völkerwanderung trennten und wieder abgesondert untersuchten, wie heidnische Ideen und Gestalten sich in christlichen Zeiten forterhielten und umbildeten. Wird man dagegen sagen, daß dann wieder der Ueberblick über das Ganze der deutschen Religion auf eine andere Weise erschwert würde, so ist das allerdings als

ein Uebelstand anzusehen, der sich aber deshalb nicht vermeiden läßt, weil wir eben das Ganze der deutschen Religion nicht kennen.

Die historische Trennung der Zeiten, aus welchen uns das deutsche Heidenthum bekannt ist, vermissen wir überhaupt in dem vorliegenden Werke zu sehr. Grimm scheidet keine Perioden, sondern verbindet selbst mit einer gewissen Vorliebe Altes und Neues, Nahes und Fernes. Abgesehen davon, daß auf diese Weise die doch immer bemerklich zu machende Grenze zwischen dem jetzigen Volksglauben und dem ehemahligen Heidenthume zu leicht verwischt wird, entsteht auch die Gefahr in einzelnen Fällen der historischen Wahrheit Abbruch zu thun. Dgs zeigt sich besonders bey den Abhandlungen über die einzelnen Gottheiten. Wenn hier solche Gottheiten, welche nur in den älteren nordischen Quellen erwähnt werden, in Deutschland aber kaum in einer schwachen Spur nachweisbar sind, zusammen mit denen aufgeführt werden, welche nur in der späteren deutschen Volkssage auftreten, wird diese Zusammenstellung nicht sehr bedenklich seyn? wird es nicht sehr bedenklich seyn, eine Berchta, eine Holda und andere nur in der noch lebenden Volkssage erscheinende Göttinnen neben Frigg, Freyja oder die Isis des Tacitus zu stellen, zumahl da wir nicht wissen können, ob nicht diese Wesen der Volkssage ihre Namen geändert haben und folglich vielleicht entweder unter sich oder auch mit andern in früheren Quellen erwähnten Gottheiten identisch sind?

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 2. November 1844.

Göttingen.

Schluß der Anzeige: 'Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. Zweite Ausgabe, erster und zweiter Band.'

Diese Verbindung der früheſten Zeiten mit den späteſten hat nun den Verf. zu mehreren Combinationen vermocht, welche unſeres Erachtens außerhalb der Grenzen der Wahrſcheinlichkeit liegen. Wir wollen hier nur zwey derſelben anführen. Wir haben ein hübſches Kindermärchen von dem ſtarken Hans, der als ein Held von gewaltiger Körperkraft dargeſtellt wird; es wird doch wohl zu gewagt ſeyn in dieſem Namen einen Anklang an Ans und ſomit an die Anſes oder Aſen zu finden. Nicht minder unwahrſcheinlich iſt es, wenn S. 347 der von Tacitus erwähnte Ulyſſes mit dem Orendel der Legende des zwölften Jahrhunderts in Verbindung geſetzt wird. Dann finden einzelne Aehnlichkeiten zwiſchen der Legende von Orendel und der Odyſſee Statt, ſo ſind dieſe entweder zufällig oder durch den Einfluß des griechiſchen Gedichtes

entstanden: daß wirklich jene Sage von Ulysses sich so lange in Deutschland erhalten und in eine Legende umgebildet habe, ist um so weniger annehmbar, da dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach den Deutschen von den Römern auf den Grund eines fremden Denkmahls — des vielleicht fälschlich so genannten Altars des Ulysses — angedichtet wurde.

Ueberhaupt scheint es Ref. bey den mythologischen Combinationen des Verfs, welche in dieser zweyten Auflage zahlreicher als in der ersten und oft treffend sind, daß derselbe fast zu häufig einzelne mythische Gestalten in Personen der späteren Sage wieder zu erkennen glaubt, wenn äußere Indicien, wie z. B. Namensähnlichkeit, sich zeigen, dagegen aber zu wenig auf die innere Uebereinstimmung der Wesen und die den Sagen zum Grunde liegenden mythischen Ideen gibt. Wenn die Volkssage von Friedrich Rothbart erzählt, er sey in den Kifhäuser entrückt und schlafe dort an einem Steintische sitzend, um welchen sein Bart schon zweymahl herum gewachsen sey, so enthält diese Erzählung, wie wir schon oben bemerkt haben, die einfache mythische Idee, daß der berühmte Hohenstaufe aus der Reihe der Lebenden verschwunden sey und in der Unterwelt hause. Damit ist unsers Erachtens die Sage hinlänglich erläutert. Gehen wir noch weiter und suchen wir den historischen Friedrich auf eine göttliche Gestalt des Heidenthums zurück zu führen, wollen wir namentlich mit dem Verf. in Friedrich Rothbart den rothbärtigen Donar oder den langbärtigen Wodan erkennen, auf dessen Schultern die Raben sitzen, wie der alte Kaiser aus seinem Schlafe erwachend nach den Raben fragt, welche um den Berg fliegen, so entbehrt diese Annahme, weil sie sich nur auf die

Aehnlichkeit äußerer Umstände stützt, der inneren Wahrscheinlichkeit. Dasselbe gilt von der Annahme des Verfs, daß, wie die Götter sich in Helden wandeln, auch die Thiersage manche Niederschläge der Göttersage enthalte, da beide auf einem zu verschiedenartigen Boden erwachsen sind, als daß nähere Berührungen zwischen ihnen hätten Statt finden können, und da einzelne Aehnlichkeiten im Ganzen doch zu unscheinbar sind. In solchen Puncten scheint also den Verf. die Liebe für seine Sache und sein eifriges Umhersuchen nach Ueberbleibseln altheidnischer Mythen fast zu weit geführt zu haben.

Wir könnten noch mehr Beyspiele von solchen zu kühnen Zusammenstellungen heidnischer Mythen und späterer Sagen beybringen, aber das würde uns zu weit in die Einzelnheiten der deutschen Mythologie führen, da wir uns in dieser Anzeige auf einige allgemeinere Andeutungen zur Charakteristik des Werkes überhaupt beschränken. Wir bemerken daher nur noch das Eine, daß der Verf. auf manche gelehrte Sagen mehr Gewicht gelegt zu haben scheint, als diese ihrem Gehalte nach verdienen. Wenn die Volkssage allerdings noch manchen Bestandtheil des deutschen Heidenthums aufbewahrt hat, wenn wir an dem Alter und der Echtheit ihrer Ueberlieferungen gewöhnlich nicht zweifeln dürfen, so tritt uns dagegen in denjenigen Sagen, welche als anscheinend historische Berichte früher nieder geschrieben wurden, häufig der Charakter der willkürlichen Erfindung entgegen. So verhält es sich z. B. mit der Sage über den Cultus der Göttin Zisa, welche zu Augsburg auf dem Zisenberge einen Tempel gehabt haben soll. Ungeachtet der Name dieser Göttin zu dem des Kriegsgottes Zio gehalten werden könnte und obgleich der Bericht über sie in das elfte Jahrhun-

dert hinauf reicht, ſo ſteht ſie doch nach unſerer Anſicht auf ſchwachen Füßen. Die Widerſprüche gegen die beglaubigte Geſchichte, welche die Erzählung von ihrem Cultus und namentlich von einer angeblichen Belagerung der Stadt Augsburg durch die Römer enthält, könnten wir noch überſehen; aber daß die ganze Ueberlieferung jedes Haltes entbehrt, zeigt beſonders das augenfällige Beſtreben des Aufzeichners die Namen der Perſonen, welche er anführt, auf eine ſeltſame Art mit bekannten Localitäten in Verbindung zu ſetzen. Wie jedoch dieſe Namen nur willkürlich zuſammen gerafft oder den Ortsnamen zu Gefallen ganz erdichtet ſind, ſo wird die Göttin Ziſa ebenfalls ihren Urſprung nur dem Ziſenberge verdanken. Auch gegen den angeblichen ſächſiſchen Gott Krodo, dem der Verf. jetzt wieder eine Stelle unter den deutſchen Göttern anweiſen will, müſſen wir aus dem einfachen Grunde aufs neue Bedenken erheben, weil der Verf. der Sachſenchronik unmöglich noch eine ſichere Kunde von irgend einem altſächſiſchen Götterculte haben konnte. Nur das iſt möglich, daß die Einzelnheiten, welche von dem Cultus des Krodo berichtet werden, dunkeln Erinnerungen an ſlawiſche Götterculte ihren Urſprung verdanken. Gegen ſolche gelehrte Sagen kann man nicht zu ſtrenge ſeyn, da es bekannt iſt, welche Verwirrungen ſie früher in die deutſche Mythologie gebracht haben.

Die vorſtehenden Erinnerungen glaubte Ref. im Intereſſe der Wiſſenſchaft machen zu müſſen, unbeſchadet ſeiner Hochachtung vor Grimm und unbeſchadet ſeiner vollen Anerkennung der großen Verdienſte, welche derſelbe ſich durch dieſes Werk erworben hat. Es iſt das höchſt Erfreuliche darin geleiſtet, daß der zerſtreute Stoff der deutſchen

Mythologie, so weit er bis jetzt durch die Kräfte eines Mannes herbeygeschafft werden konnte, in einer einfachen Ordnung nach den Thatsachen und so reichhaltig vorliegt, daß Niemand, der über irgend einen Theil der deutschen Mythologie Belehrung wünscht, sich ohne die gehörigen Nachweisungen von dem Werke entfernen wird. Ist die Forschung auch an manchen Stellen nicht so weit geführt, als es füglich geschehen konnte, sind auch einige subjective Ansichten des Verfs vielleicht nicht haltbar, so liegt doch hier eine solche Fülle von Zeugnissen und Thatsachen vor, und diese sind mit einer solchen Genauigkeit und Treue zusammen gestellt, daß ein Jeder sich nach seinen Ansichten daraus das Ganze der deutschen Religion construieren kann. Es ist etwas Großes eine lange verachtete und verkannte Wissenschaft so weit aufgeschlossen zu haben, daß derselben ihre Zukunft für immer gesichert bleibt. — Die Verlagshandlung hat das Ihrige gethan um das Werk würdig auszustatten. W. M.

Leipzig,

bey Fleischer 1844. Die Verrenkung des ersten Daumengliedes nach der Rückenfläche ꝛc. von Dr G. B. Günther.

Ein Fall dieser hartnäckigen Verrenkung, welcher nicht zur Heilung gebracht werden konnte, gab dem Verf. die Veranlassung zu der vorliegenden Schrift. Da die Meinungen über die Ursachen der Repositionsschwierigkeit getheilt sind, genaue anatomische Untersuchungen über den pathologischen Zustand bey dieser Luxation fehlen, und dem Verf., außer der einen Beobachtung, keine eigene Thatsachen vorlagen, hoffte er durch genaue anatomische Untersuchungen und durch künstliche Luxationen

an Leichen einiges Licht über die streitigen Puncte zu verbreiten. Der Vollständigkeit wegen schickt er eine kurze Uebersicht der früher mitgetheilten Fälle und der Ansichten der Schriftsteller voraus. Dann folgt der anatomische Theil, in welchem eine sehr minutiöse Darstellung der zubehörigen Gelenktheile und der bewegenden Apparate gegeben wird. Da sie für die daraus zu ziehenden Folgerungen von großer Wichtigkeit ist, verdient sie alle Beachtung. Nur in einigen Puncten kann ich mit dem Verf. nicht ganz überein stimmen. Die ligg. lateralia scheinen mir in den Abbildungen und nach der Beschreibung nicht ganz naturgemäß. Der Verf. findet das Band an seinem Ursprunge vom os metacarpi 3‴ breit und nach der Phalanx zu bis zu einer Breite von 5‴ wachsend. Daselbst scheint es ihm in 3 Fascikel zerlegbar, von denen das eine an die Phalanx, das andere an das os sesamoides sich heftet. Das dritte soll in der Mitte zwischen beiden liegen und mit der Sehne des flexor brevis verbunden seyn. Wo es sich aber anheften soll ist weder aus der Beschreibung noch aus der angezogenen Figur ersichtlich, und eben so wenig habe ich am Präparate ermitteln können, welchen Theil des Bandes der Verf. darunter versteht. Ich finde das lig. laterale folgendermaßen. Es entspringt in der vom Verf. angegebenen Breite vom os metacarpi, geht mit seinem Dorsaltheile direct zur Phalanx, mit seinem Volartheile über das os sesamoides, mit welchem es innig verwächst, weg, gleichfalls zur Phalanx und beschreibt somit nach der Volarseite zu einen Bogen, wodurch es in der Mitte am breitesten, am Ursprunge und Ansatz aber am schmalsten ist. Will man es in mehrere Bündel theilen, so ist meiner Meinung nach folgende Eintheilung am

natürlichſten. 1) Ein Bündel direct zwiſchen Mittelhandknochen und Phalanx. 2) Ein Bündel vom Mittelhandknochen zum Seſambein. 3) Ein Bündel vom Seſambein zur erſten Phalanx. Eine ſolche Abtheilung iſt zwar rein künſtlich, da das ganze Band eine zuſammen hängende Maſſe bildet, ließe ſich aber nach der Analogie des lig. laterale an der großen Zehe vertheidigen, wo die 3 Bündel beſtimmt getrennt ſind. — Das Band, in welches die Seſambeinchen ſelbſt eingewebt ſind, nennt der Verf. lig. intrasesamoidale. Dieſe neue Benennung ſcheint mir unnöthig, da wir die Benennung lig. transversum volare haben und es doch kein weſentliches Unterſcheidungsmerkmahl von den übrigen ligg. transversa iſt, daß hier ein Paar Seſambeinchen darin eingewebt ſind. Zudem iſt die Benennung unlateiniſch und müßte wenigſtens intersesamoideum heißen.

Auch bey dem flexor pollicis brevis läßt der Verf. einige neue Benennungen eintreten. Die innere Portion des Muskels nennt der Vf. flexor pollicis brevis ulnaris. Die äußere Portion theilt er in zwey, den flexor pollicis brevis radialis superfidialis und profundus. So ſehr es im anatomiſchen Intereſſe läge, Mittel aufzufinden, durch welche wir zu einer genauen und unveränderlichen Beſtimmung der Muskelbäuche des Daumenballens gelangen könnten, ſo wenig fruchtbar iſt es Unterabtheilungen zu machen, die bey der etwas unbeſtändigen Lage der Muskelbäuche nur zu willkürlichen Präparationen führen müſſen. Es iſt ja bekannt, wie die Muskelbäuche gerade an der Maus ſo von verſchiedenen Zellſtofflagen (Spalten) durchſetzt ſind, daß man ſich eine beſtimmte Präparationsmethode angewöhnen muß, um nur bey den Demonſtrationen immer ohngefähr gleiche

Abductoren und Adductoren und Flexoren ꝛc. darzustellen. Daher kommt es, daß die verschiedenen Schriftsteller unter sich nicht einig sind. Albin z. B. beeinträchtigte den flexor an seiner äußeren Seite und nahm ihm noch einen abductor alter weg. Meckel beraubt ihn an der inneren Seite und rechnet alles, was sich an das innere Sesambein setzt, zum adductor. Vielleicht wäre dies noch am besten, denn da ist eine Grenze immer bestimmt genug zu ziehen, nicht aber an dem Carpalursprunge. Es scheint mir im anatomischen Interesse beßer zu seyn, wenig zu unterscheiden als unbestimmte Unterscheidungen aufzustellen und somit möchte es rathsam seyn, den flexor brevis vorläufig heil zu lassen und wenn es für nöthig gehalten wird, der äußeren und inneren Portion eine bestimmtere Bezeichnung zu geben, sie als portio ulnaris und radialis aufzuführen. Eine tiefere Portion ist nicht bestimmt genug von den übrigen gesondert, um eine besondere Benennung nothwendig zu machen. Ich leugne nicht, daß man eine solche präparieren kann; aber eben so gut kann man dann noch mehrere präparieren.

Ich halte es für sehr nothwendig, Puncte, wie die eben besprochenen, genau zu beachten, damit solche Angaben nicht ohne fernere genaue Prüfung in die chirurgische Anatomie übergehen.

Aus den Verrenkungsversuchen an der Leiche hat der Verf. keine bündigen Schlüsse ableiten können. Die Luxation reponiert sich immer fast von selbst wieder, ein schlagender Beweis dafür, daß die so erlangten Verhältnisse von denen beym Lebenden durchaus verschieden sind. Verf. fand den flexor brevis und die Gelenkkapsel am Radialrande zerrissen, das lig. laterale radiale an seiner Volarpartie vom Mittelhandknochen abgerissen, die

Phalanx immer etwas nach der Ulnarseite auf den Rücken des Mittelhandknochens verschoben. Eine Einklemmung der langen Beugesehne des Daumens zwischen die luxierten Gelenkenden konnte man nur durch künstliche Manipulationen hervor bringen und der Verf. hat gewis Recht, wenn er auf diese Verschiebung der Beugesehne nur geringes Gewicht legt. Das größeste Hindernis der Reposition scheint dem Verf. in dem lig. transvers. volare mit den Sesamknochen zu liegen, indem sich dieser Theil hinter dem Kopfe des os metacarpi einklemme. Bey dieser Ansicht wird voraus gesetzt, daß die ligg. lateralia wenigstens großentheils bey der Luxation unverletzt bleiben. Da ihre Länge nicht so groß ist als die Dimension von ihrem Ansatzpuncte bis zum obern Theil des Gelenkkopfes, so setzen sie der Luxation ein großes Hindernis entgegen. Sind sie aber durch gewaltsame Extension einmahl über diesen Punct, ohne zu zerreißen, weggeführt, so sind sie ein eben so großes Hindernis der Reposition; sie umschnüren dann gleichsam das collum des Mittelhandknochens. Der Verf. hat gefunden, daß diese ringförmige Einschnürung erschlafft werden kann, wenn man das lig. transvers. volare zerschneidet, denn alsdann weichen die Sesambeine auseinander. Deshalb schlägt er vor, dies Ligament subcutan zu durchschneiden. Die Schwierigkeit einer solchen Operation im Dunkeln ist wohl einleuchtend und die Zerstörung des einschnürenden Ringes (wenn dieser wirklich das Hindernis abgeben sollte (?)) leichter durch Zerreißung oder Zerschneidung des lig. laterale radiale zu bewirken. Mir scheint die Annahme, daß dieser Bänderring die Einschnürung bewirke, immer noch sehr zweifelhaft. An einem präparierten Gelenke setzt der Theil des Bandes, welcher überhaupt über das Capitu-

lum metacarpi weggeführt werden kann, weder der Luxation noch der Repositon ein bedeutendes Hindernis in den Weg. Der Volartheil des Bandes mit den Sesambeinchen kann aber ohne Zerreißung der Bänder gar nicht bis auf das dorsum metacarpi gebracht werden. Ob bey der Luxation am Lebenden diese Bänder zerreißen oder nicht, ist gänzlich unbekannt. Bey des Verfs Versuchen an der Leiche zerrissen sie zum Theil und es reponierte sich die Luxation von selbst. Seine Annahme ist also bis jetzt nur auf theoretische Schlüsse gestützt, und wenn wir diesen Raum geben, so scheint die einfache Annahme am natürlichsten, daß die Muskeln, zwischen deren Endköpfen der Mittelhandknochen gleichsam durchgesteckt ist, die Einschnürung bewirken. Daraus würde sich auch erklären, warum an der Leiche diese Unmöglichkeit der Reposition nicht erreichbar ist. Daß des Verfs Versuch, durch die Todtenstarre die lebendige Muskelcontraction zu ersetzen, in einem Versuche mislang, möchte hiergegen schwerlich einen Einwand abgeben. Wir werden wohl schwerlich zu einer entscheidenden Kenntnis der hier besprochenen Momente gelangen, bevor nicht eine Reihe pathologischer Präparate dieser Luxation gründlich untersucht ist. Daß auf theoretischem Wege die Sache schwerlich erledigt werden kann, scheint mir aus der vorliegenden Schrift hervor zu gehen. So genau und gründlich auch alle Momente erörtert sind, so wenig sind doch die Zweifel, welche sich gegen die theoretischen Folgerungen aufdrängen, beseitigt. Die Schrift ist mehr interessant durch die scharfsinnige und gründliche Prüfung der möglichen Verhältnisse, als durch die gewonnenen Resultate. Wer aber eine genaue Anschauung der in Frage stehenden Theile zu erlangen wünscht, wird sie in dieser Schrift und den wohl

gelungenen Abbildungen erhalten, besonders wenn er dabey ein natürlich präpariertes Gelenk zur Hand nimmt. O. Kohlrausch.

Berlin.

Verlag von Hermann Schultze 1844. Der heilige Augustinus dargestellt von Bindemann, Licentiaten und außerordentl. Professor zu Greifswald. 1. Bd. 360 Seiten in Octav.

Die Darstellung des Augustinus in Leben und Lehre erforderte eine umfassende Bearbeitung in einer Zeit, die, wie die jetzige, eine Zeit der Krisen ist, der kräftigeren Entwickelung des religiösen Lebens auf der einen, des entschiedenen Gegensatzes auf der andern Seite. Luther ist vielfach auf Augustin zurück gegangen, die jetzige Zeit wird viele Berührungspuncte mit ihm bieten. Auch der Verf. dieses Werkes sieht sich oft zu Vergleichen zwischen dem Jetzt und Damahls veranlaßt, obgleich er dies keineswegs übertrieben und meist nur in den Noten gethan hat. Was jede Zeit religiöser Krisen auf Augustin zurück führt, ist die Einheit und gleiche Energie des Denkens und Lebens in diesem Kirchenvater; nirgends jene falsche Objectivität, die sich ihren Gegenstand in beschaulicher Ferne hält, sondern jene Energie des Denkens, welche ihn völlig erfaßt, durchdringt, verarbeitet, weil sie von ihm erfaßt ist. Er hat die philosophischen Systeme nicht bloß durchdacht, sondern durchlebt; durch die Schwankungen des Zweifels, den Uebermuth des Wissens, die Verzweiflung des Skepticismus hat er sich hindurch gearbeitet zur christlichen Wahrheit und zur Gewisheit und Demuth des Glaubens. Eben wegen dieser inneren Einheit von Leben und Denken hat der Vf. ganz Recht, wenn er die Darstellung der Lehre und des Lebens nicht hat tren-

nen wollen, sondern versucht hat 'die Schriften des Augustin genetisch aufzufassen und auf diese Weise ihren Inhalt der Entwickelung seines Lebens einzuverleiben.' Diese Vereinigung ist jedenfalls die schwierigere Aufgabe; sehen wir, wie der Verf. sie gelöst hat.

Das ganze Werk ist auf drey Bände berechnet, wovon der vorliegende erste den Abschnitt bis zur Taufe des Augustinus oder bis zum Schlusse des geschichtlichen Theils der Confessionen enthält; er umfaßt also die Kindheits- und Jugendgeschichte Augustins, seinen Uebertritt zum Manichäismus, sein Leben als Rhetor in Thagaste, Carthago, Rom, Mailand, die Einwirkung der akademischen Philosophie, den Rücktritt unter die Katechumenen vermittelt durch die Einwirkungen des Ambrosius, die Einwirkungen des Platonismus, seine Bekehrung, den Aufenthalt auf Cassiciacum, die Schriften contra Academicos, de beata vita, de ordine, de immortalitate animae, die Taufe, Monnicas Tod, Rückkehr nach Afrika.

Der Stoff zu dem hier Behandelten ist mit vieler Sorgfalt gesammelt, das Zerstreute oft nicht unglücklich combiniert und in den Entwickelungsgang eingereiht, allenthalben eine besonnene Forschung. Dabey hat der Verf. die einzelnen Vorfälle im Leben des Augustin nach ihrer psychologischen Bedeutung sinnig aufgefaßt und entwickelt, hier hat seine Darstellung ein warmes Leben, aber hierin zum Theil begründet sich auch das Mangelhafte derselben. Die gemüthvolle Auffassung hat das Einzelne als solches getrennt neben einander stehen lassen, ohne daß die ideellen Mächte, welche die Entwickelung des Augustin bedingen, welche seine ganze Zeit bewegen, zum lebendigen Bewußtseyn gekommen wären. Gerade jene sinnige Hin-

gebung, welche dem Besondern ein warmes Leben verleiht, hat die Momente der Entwickelung noch mehr vereinzelt, als es die bloß objective Zusammenstellung gethan haben würde; denn nun zieht sich eine erbauliche Reflexion durch die Darstellung, welche den Leser zwingt, das Einzelne aus seinem objectiven Zusammenhange abzulösen, um es nur mit seiner eigenen Subjectivität in Beziehung zu setzen.

Diese erbauliche Reflexion ist auf theologischem Gebiet dasselbe, was die so genannte geistreiche Auffassung und Behandlung des Geschichtlichen auf profanem; freylich eine nothwendige Erscheinung in Uebergangsperioden als die erste Form, worin der starre Stoff flüssig wird, aber doch etwas, das durch eine lebendige Auffassung und Darstellung des Ganzen überwunden werden muß. Hier kommt die Wirklichkeit nicht zu ihrem Rechte, alles bleibt farblos, oder die eintönige Färbung der Reflexion breitet sich doch wie ein Schleier über das Ganze und verdeckt die Gegensätze und Unterschiede, wodurch das Bild erst Leben erhält.

Der Verf. beginnt seine Schrift unmittelbar mit der Darstellung der Jugendgeschichte Augustins; eine Skizze der Zeit als des eigenthümlichen Bodens für seine Entwickelung fehlt, und das, was unter den Ueberschriften 'die Manichäer' 'die Kirche' und sonst zerstreuet gegeben ist, will sich nicht zum Ganzen verschmelzen. Was über die Kirche gesagt ist, gibt außerdem viel zu sehr den Eindruck eines friedlichen Stilllebens, als daß es auf jene Zeit passen könnte. Auch die Kirche ist damahls der Kampfplatz für jene Gegensätze, welche die ganze Zeit dualistisch spalten, das wildeste Treiben des nach Genuß, Ehre, Reichthum jagenden Lebens und der resignierten Zurückgezogenheit der Askese. Sie hatte eine Menge heidnischer Ele-

mente aufgenommen, die von dem Geiſte des Chriſtenthums noch keinesweges bewältigt waren. Auguſtin iſt aber mehr als ein Anderer das Kind ſeiner Zeit und ſeines Volkes; die unſicheren ſchwankenden Zuſtände des politiſchen Lebens ſind weſentlich für ſeine Entwickelung, die ſo wie ſie iſt, unter geordneten Verhältniſſen unmöglich iſt. Die ganze Zeit iſt von dem dunkleren oder klareren Bewußtſeyn dieſer Unſicherheit erfüllt, daher ihr dualiſtiſches Zerfallen, nicht mehr ein Streben nach feſten geordneten Zuſtänden, ſondern entweder das wilde Jagen der Genüſſe oder die völlige Entſagung, um in dem ruhigen ungetrübten Reich des Denkens zu leben. In dieſen Streit iſt Auguſtin geſtellt, und der Kampf dieſer beiden Mächte fällt in ſeiner ganzen Heftigkeit in dieſe eine Perſönlichkeit; jede will ihn ganz, aber die Natur Auguſtins iſt zu koloſſal, als daß eine ihn beherrſchen könnte. So verfällt er beiden, das Leben zieht ihn in den Strudel der Genüſſe, den wüſten Rauſch der Luſt, das Denken reizt ihn durch die Ausſicht auf das ſtille ewige Reich der Idee und erfüllt ihn mit ſeinem Wiſſensdünkel und Hochmuth. Bey dem anfänglichen Schein der Befriedigung ſteht beides noch ruhig neben einander — ſo in der erſten Zeit unter den Manichäern —; bald aber offenbart ſich die Unwahrheit jenes Lebens der Genüſſe durch Leere, Unbefriedigtheit, die Qualen der Reue, der Scham, die Unerſättlichkeit der Genußſucht und Ehrſucht; die Unwahrheit der Wiſſenſchaft und des Denkens durch Zweifel, die faſt zur Verzweiflung werden und durch die Unfähigkeit, ihm Ruhe und Herrſchaft über die ſtreitenden Mächte in ihm zu geben.

Es iſt eben die verzerrte Geſtalt von Leben und Wiſſenſchaft in jener Zeit, was den Auguſtin in

dieſe ruheloſen Kämpfe verwickelt; es concentriert ſich in ihm der Schmerz und das Leid jener ganzen Uebergangsperiode, und dies macht ihn zu einem der unglücklichſten oder vielmehr tragiſchſten Charaktere, die die Geſchichte kennt. Daß er nicht unterging, verdankt er zunächſt ſeiner Mutter, in deren durchaus geſundem wahrhaft chriſtlichem Seyn nichts von jener krankhaften Spaltung ihrer Zeit war, und der Kräftigkeit ſeiner Natur, welche die Palliative der Genüſſe, der Ehre, der Wiſſenſchaft bald als Palliative empfand. — Dies mußte in einer ſcharfen, in herben Contraſten raſch ſich fortbewegenden Darſtellung entwickelt werden; für erbauliche Reflexionen war abſolut kein Platz. Die retardierenden Momente der Entwickelung ſind die Genüſſe und der trügeriſche Schein der Wahrheit in den Syſtemen, die forttreibenden Ehrſucht und Wiſſensdurſt. Die endliche Bekehrung als der Sieg des Chriſtenthums über die verkehrten falſchen Mächte der Zeit wird nicht herbey geführt durch die weicheren Elemente des religiöſen Lebens, den Heimwehzug des Verfaſſers oder eine mildere Sehnſucht nach Ruhe — das ſind nur ſecundäre Momente und gehören den Augenblicken der Ermattung —, ſondern durch den ungeſtillten Wiſſensdrang als Drang nach Wahrheit, alſo zunächſt durch das Denken; Auguſtin findet im Chriſtenthum die Wahrheit, freylich die lebendige, aber das wird ſie ihm erſt, nachdem er ſie als Wahrheit erkannt hat. Darum will er anfangs auf das thätige Leben verzichten, hierin noch der dualiſtiſchen Spaltung ſeiner Zeit hingegeben, aber Gott zeigt ihm nun die eigentliche Verſöhnung in der vollen Wahrheit des chriſtlichen Lebens: innere Klarheit und kräftige geſtaltende Thätigkeit nach außen.

Bey den berührten philoſophiſchen und myſtiſch

phantastischen Versuchen, die Probleme des Daseyns zu lösen, vermisset man ungern ein Eingehen auf die zu Grunde liegenden Fragen. Der Manichäismus, akademische Skepticismus und der Platonismus sind sämmtlich durch die Probleme des Werdens und der Veränderung bedingt; jenes herrscht im Manichäismus und Platonismus vor, die es beide dualistisch zu lösen suchen; der Manichäismus durch den Gegensatz des guten Lichtprincipes und des mit der Finsternis und dem chaotischen Gähren der Elemente identificierten Bösen; der Platonismus durch den Gegensatz des mit dem wahrhaft Seyenden identificierten Formprincipes und der mit dem Nichtseyenden identificierten Hyle. Der Skepticismus hält sich an das allgemeinere Problem der Veränderung: äußerlich im Entstehen, Wachsen und Vergehen, innerlich im Ebben und Fluthen der Vorstellungen gibt es nichts Bleibendes, Sicheres. Dabey drängt sich schon der Gegensatz von Subject und Object hervor. Im Gegensatz der wechselnden Erscheinung zu dem beharrenden sich selbst gleichen Seyn begründet sich die Skepsis.

Auf das durchgehende Hypostasieren des Abstracten, auf die Verallgemeinerung der Gegensätze zu dem des Seyns und Nichtseyns ist nicht hingewiesen, obgleich dies auf Augustins Ansicht vom Bösen einen bedeutenden Einfluß gehabt hat.

Die Sprache des Verfs ist verflossen, der Ausdruck hängt wie ein schlotterndes Gewand um den Gedanken; die Perioden gliedern sich nicht, die Theile streben nach verschiednen Seiten auseinander. Besonders in den erbaulichen Partien ist der Ausdruck manieriert. Es kommen Provinzialismen vor, wie das Eimer; anderes, wie die sich entmündigenden Kräfte, ist geradezu unrichtig. G. A. Meier.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 4. November 1844.

Hamburg,

bey Friedrich Perthes 1844. Geschichte der Philosophie von Dr Heinrich Ritter. Siebenter Theil. Auch unter dem Titel: Geschichte der christlichen Philosophie. Dritter Theil. XXIII und 760 Seiten in Octav.

Die Geschichte der Philosophie im Mittelalter, welche in diesem Bande von ihrem Beginn bis zum Anfange des 13. Jahrhunderts doch mit Ausschluß der Arabischen Aristoteliker erzählt wird, ist selten aus ihren Quellen, nie in ihrem Zusammenhange dargestellt worden. Tennemann, welchem man gewöhnlich gefolgt ist, hat in sehr vielen Fällen nur Tiedemann zu seiner Gewähr, der doch nur einzelne Gedanken auszieht, um den systematischen Zusammenhang nur wenig bekümmert. Und dennoch kommt es beym Verständnis dieser Philosophie hauptsächlich auf das System an, da sich die so genannte scholastische Philosophie von der patristischen charakteristisch dadurch unterscheidet, daß sie systematischen Zusammenhang sucht. Das Au-

genmerk der vorliegenden Geſchichte iſt darauf gerichtet geweſen zu zeigen, wie und warum das ſyſtematiſche Beſtreben in der vorherrſchend theologiſchen Wiſſenſchaft des Mittelalters ſich bildete und wie und warum es an ſeiner Einſeitigkeit ſcheitern mußte.

Ueber die Philoſophie des Mittelalters und über ihre Stellung zu der Entwickelung der neueren Völker ſind viele Vorurtheile zum Theil der gröbſten Art verbreitet. Um ſie zu beſeitigen und den Gang der Entwickelung im Allgemeinen anzugeben, hat eine ziemlich weitläuftige Einleitung (8. Buch) nicht vermieden werden können. Sie ſoll die Geſichtspuncte ſtellen, welche aus der allgemeinern Geſchichte des Mittelalters für die beſondere Geſchichte ſeiner Philoſophie ſich ergeben. Das Mittelalter iſt die Zeit, in welcher die neueren romaniſch-deutſchen Völker ſich erſt bilden. Die Philoſophie des Mittelalters iſt die Philoſophie dieſer Völker. Die Arabiſche Philoſophie kann nur als ein dienendes Glied in dieſen Entwickelungen angeſehen werden. Die neueren romaniſch-deutſchen Völker bildeten ſich aber, wie ihr Name zeigt, aus einem doppelten Elemente, dem Deutſchen, welches eine neue Erfriſchung in die alten Völker brachte, und dem Romaniſchen, welches die Grundlagen der alten Bildung auf die neueren Völker übertrug. Aus dem Kampfe dieſer verſchiedenartigen Beſtandtheile, welche erſt ſich zu vertragen lernen ſollten, geht der innere Zwieſpalt des Mittelalters hervor. Die Gelehrſamkeit und mit ihr die Philoſophie gehört vorherrſchend dem Romaniſchen Elemente an, doch macht in dem ſyſtematiſch geſtaltenden Beſtreben die friſche Kraft ſich geltend, welche von der deutſchen Seite abgeleitet werden muß. Daraus daß die Ueberlieferung der

Romanischen Bildung nicht absterben durfte, erklärt sich die Macht der Autorität in der Philosophie des Mittelalters; sie wird aber überschätzt, wenn man unbeachtet läßt, wie die systematische Anordnung in die alten Lehren einen neuen Sinn und Geist legte. Es ist daher ein Vorurtheil, wenn man die so genannte scholastische Philosophie als eine Knechtschaft der Wissenschaft unter der Autorität der Kirche bezeichnet hat. Es reimt sich damit schlecht, daß man in einem andern sehr verbreiteten Vorurtheile der Meinung gewesen ist, daß in der Philosophie des Mittelalters die Autorität des Aristoteles allgemein geherrscht hätte. Durch Untersuchung der Quellen und von neueren Forschungen unterstützt hat es zur Evidenz gebracht werden können, daß bis in das 13. Jahrhundert die Platonische Philosophie vorherrschende Autorität hatte und daß erst nachher das Aristotelische System einen überwiegenden Einfluß gewann, welcher doch durch die Autorität der kirchlichen Theologie und der systematischen Bestrebungen sehr beschränkt wurde.

Die Eintheilung der Perioden ist in der Hauptsache dieselbe geblieben, wie sie Tennemann angegeben hatte. Die äußere Gestalt der Entwickelung gab sie zu deutlich an, als daß sie lange hätte verkannt werden können. Aber die Gründe der Eintheilung haben sich ändern müssen. Nach einer genaueren Untersuchung des Streites zwischen Nominalismus und Realismus konnte auf den Gang seiner Geschichte nicht mehr das Hauptgewicht gelegt werden. Die allmähliche Gestaltung des Systems und sein Verfall mußte als leitender Gesichtspunct gelten. Die vier Perioden der mittelalterlichen Philosophie ergeben sich nun in der Weise, daß die erste bis in das neunte Jahrhundert die

Philosophie vorherrschend in der Ueberlieferung zeigt, die zweyte bis in das 13. Jahrhundert die fragmentarischen Versuche umfaßt, welche in neuer origineller Gestaltung das System vorbereiteten, die dritte bis in das 14. Jahrhundert hinein das System zur Ausbildung bringt und endlich die vierte bis zu Ende des Mittelalters den Verfall des Systems zeigt. Erst in der letzten Periode gewinnt der Nominalismus seine Bedeutung.

In der Geschichte der ersten Periode (9. Buch) werden die nur wenig Befriedigung finden, welche verlangen, daß die Geschichte der Philosophie nur die Fortschritte berichte. Einen Fortschritt könnte man nur beym Johannes Scotus (Erigena) suchen. Aber im Mittelalter sind die Fortschritte in der Wissenschaft überhaupt fraglich und dennoch wird man ihre Geschichte nicht vernachlässigen dürfen. So wie in der Geschichte des Staates auch Zeiten der Stagnation, der Restauration, der Anarchie erzählt werden müssen, so, denke ich, ist es auch nicht überflüssig zu zeigen, wie in einer Zeit, welche nur wenig erfand, die wissenschaftlichen Kenntnisse überliefert wurden. Es war hier nachzuweisen, wie durch eine spärliche Ueberlieferung, welche nur die Hauptsätze festhielt, diese zusammen gerückt, enger verbunden und dadurch der systematischen Uebersicht näher gebracht wurden. In diesem Sinne sind die Werke eines Isidorus von Hispalis, eines Beda, Alcuinus, Hrabanus Maurus, Fredegisus, Paschasius Ratpertus einer Musterung unterzogen worden. Isidorus hätte fast wegfallen können, wenn er nicht zur Ergänzung der Reihe da stände, und überdies hat ihn der Vf. nicht ausschließen mögen, weil von ihm sonst nach bequemer Manier einzelne Sätze angeführt worden sind, welche nur einen lächerlichen Schein auf das

Verfahren dieſer Zeiten werfen ſollten. Paſchaſius Ratpertus, in der proteſtantiſchen Dogmengeſchichte übel berüchtigt, iſt hauptſächlich aufgeführt worden, weil doch keiner beßer als er den Auguſtiniſchen Lehrbegriff in lebendiger Zuſammenfaſſung darſtellt. Fredegiſus durfte nicht übergangen werden, weil er einen Vorſchmack des ſyſtematiſchen Beſtrebens gibt, welches Johannes Scotus entwickelte. Bey ſeinen Unterſuchungen über den letzteren hat der Verf. die Schrift von St.-René Taillandier über dieſen Mann und ſeinen Einfluß auf die ſcholaſtiſche Philoſophie noch nicht benutzen können. Es hat ihm ein Vergnügen gewährt ſie nachher mit ſeiner Darſtellung zu vergleichen. Taillandier, dem man Kenntnis ſeines beſonderen Gegenſtandes, des Joh. Scotus, und Gewandtheit in der Darſtellung nicht abſprechen kann, hat das Syſtem in eine wohl abgerundete Geſtalt zuſammen gefaßt, für die Ueberſicht ſehr bequem; der Verf. dagegen hat es vorgezogen vorherrſchend auf die Schwankungen in den Gedanken und auf die phantaſtiſche Verknüpfung des Ganzen aufmerkſam zu machen, um daraus abnehmen zu laſſen, warum eine ſolche ſyſtematiſche Auffaſſung doch nicht Grundlage der Philoſophie im Mittelalter werden konnte.

Die Verſuche des zweyten Zeitraumes (10. Buch) das theologiſche Syſtem in philoſophiſcher Unterſuchung auszubilden gehen theils von logiſchen oder metaphyſiſchen, theils von theologiſchen Forſchungen aus. Es wird hier zuerſt Gerbert erwähnt, von welchem eine neue Entwickelung der Schule in ununterbrochener Ueberlieferung ſich nachweiſen läßt, obwohl zwiſchen ihm und Berengarius mehr als ein Menſchenalter liegt. In dieſen und im Nominaliſten Roſcelin macht ſich zuerſt das Bedürfnis nach einer logiſchen, der Vernunft entſpre-

chenden Behandlung der Kirchenlehre kenntlich. An ihre Bestrebungen schließt sich, obgleich zum Theil im Gegensatze gegen sie, Anselm von Canterbury an, welcher die Kirchenlehre in einzelnen Abhandlungen zum Verständnis zu bringen und ihre Grundbegriffe durch Beweis zu stützen suchte. Ein lebhafter Streit zwischen Nominalismus und dem übertriebenen Realismus, welchen Wilhelm von Champeaux lehrte, war nun entbrannt und beschäftigte Philosophen und Theologen, doch ohne sehr tief in die systematischen Bestrebungen der Theologie einzudringen. Hierbey wird ein merkwürdiges Bruchstück aus dieser Zeit, welches V. Cousin an das Licht gezogen und dem Abälard zugeschrieben hat, dem Joscelin von Soissons oder seiner Schule zugeeignet und ausführlich untersucht. Die vorher genannten Männer alle waren muthmaßlich oder gewis der Platonischen Lehre zugethan. Aber das Platonische System wurde nach dem Timäos erst durch eine Reihe von Philosophen genauer erörtert, welche mit Theologie sich wenig zu thun machten und zum Theil in ihren Meinungen dem christlichen Glauben sehr fern standen; ihnen gehören Adelard von Bath, Bernhard von Chartres, der einflußreichste unter ihnen, auch Wilhelm von Conches und Walter von Mortagne an. Die genauere Kenntnis des Platonismus drang nun auch in die Theologie ein, besonders durch Abälard, Honorius von Autun und den bedeutendsten unter diesen theologischen Platonikern, den Gilbert de la Porrée, der auch für die Mäßigung des Realismus von Wichtigkeit ist, dessen Schriften man aber bis jetzt fast ganz vernachlässigt hat, während die Schriften Abälards mit Vorliebe gelesen worden sind. Neben diesen vorherrschend dialectischen Entwickelungen zieht nun aber eine

andere Gruppe von Forschungen, welche dieselbe Zeit beschäftigten, unsere Aufmerksamkeit auf sich, nämlich die Sammlungen und Zusammenstellungen zum Behuf des theologischen Systems, von welchen die Sentenzen des Petrus Lombardus den größten Einfluß auf die spätere Philosophie gewonnen haben. Der vorherrschend ethische Charakter dieses Werkes wird geschildert. Eine dritte Gruppe bilden die Mystiker, an deren Spitze Hugo von St. Victor steht. Das System dieses Mannes, welches nicht allein wegen seiner psychologischen Lehren, sondern auch wegen seiner eigenthümlichen Deutung der Platonischen Lehre Beachtung verdient, ist ausführlich dargelegt worden. Die Lehren Richards von St. Victor schließen sich ihm an und außerdem ist auch noch eine geistreiche Skizze des Isaak von Stella, welcher bisher wenig beachtet worden, dieser Gruppe angefügt. Die Geschichte dieser zweyten Periode schließt mit der Zusammenstellung einer Reihe von Erscheinungen, welche dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrhunderts angehören und zeigen, wie die vorher erwähnten Versuche das theologische System auszubilden den Bestrebungen des Mittelalters nicht genügten, wie besonders die Anwendung des Platonischen Systems auf die Kirchenlehre ihre großen Unbequemlichkeiten hatte. Zu diesen Erscheinungen gehören namentlich die Lehren Alains von Lille, des Johannes von Salisbury, des Walter von St. Victor und der Ketzer Amalrichs von Bene und Davids von Dinant.

Um nun zu zeigen, wie die im 13. Jahrhundert sich verbreitende Kenntnis der Aristotelischen Lehre einen neuen Schwung in das systematische Bestreben des Mittelalters brachte, durfte die Arabische Philosophie, durch welche jene Kenntnis vermittelt

wurde, nicht übergangen werden. Das 11. Buch ist ihr gewidmet, von ihm aber ist im vorliegenden Bande nur der erste Theil gegeben, welcher die einleitenden Betrachtungen über die Arabische Philosophie und die Lehren der orthodoxen Motakhallim und der Muatazile umfaßt. Von den letzteren wissen wir nur sehr wenig. Ueber die ersteren ist schon früher bey Gelegenheit einer Societätsvorlesung in diesen Blättern die Rede gewesen. Diese Vorlesung selbst hat zu Entgegnungen von Seiten Schmölders geführt, welche der Verf. in der Vorrede, so weit es nöthig schien, beantwortet hat. H. Ritter.

Paris,

bey J. B. Baillière 1844. Mémoires d'Anatomie et de Physiologie comparées, contenant des recherches sur 1° les lois de la symétrie dans le règne animal, 2° le mécanisme de la rumination, 3° le mécanisme de la respiration des poissons, 4° les rapports des extrémités antérieures et postérieures dans l'homme, les quadrupèdes et les oiseaux; par P. Flourens, Secrétaire perpétuel de l'Académie roy. d. Sc. u. s. w. Accompagnés de huit planches gravées et coloriées. VIII und 101 Seiten in Quart. –

Dieses soll der erste Band einer Reihe seyn, in welcher der Verfasser theils schon gedruckte, theils neue Arbeiten zusammen stellen will. Die hier auf dem Titel genannten Aufsätze sind mit sehr geringen Aenderungen Abdrücke schon bekannter, was der Verfasser nicht sagt. Deshalb geben wir die Nachweisungen hier, während eine Analyse oder Critik wohl nicht mehr nöthig seyn möchte. Die Aenderungen beziehen sich wesentlich wie es scheint nur auf die schönen Abbildungen, welche bey diesem Abdrucke hinzu gekommen sind. — Der erste Aufsatz findet sich theils Revue encyclopédique, 1832 Août, theils Annales des sciences naturelles, sec. série, tome III. Zoologie p. 40 sqq. Ob die letzte Abtheilung schon gedruckt war, wissen wir nicht; der zweyte: Annales des sciences naturelles tome XXVII. p. 40 sqq. p. 291 sqq. und Annales des sciences naturelles, sec. série, tome VIII. Zoologie p. 50 sqq.; der dritte Annales des sc. nat. 1830. tome XX. p. 5. — Der vierte findet sich mit derselben Abbildung wie hier: Annales des sciences naturelles, sec. série, tome X. Zoologie. Bergmann.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. 179. Stück.

Den 7. November 1844.

Utrecht,

gedruckt bey R. van der Monde 1843. Disquisitio historico-juridica et critica de morte voluntaria, quam . . . pro gradu doctoratus summisque in jure romano et hodierno honoribus . . . examini submittit Maria Matthaeus von Baumhauer. Sechs unpaginierte und 267 Seiten in Octav.

Eine kurze Anzeige dieser Abhandlung ist der Unterzeichnete, so wenig auch der größere Theil ihres Inhaltes in sein Gebiet einschlägt, sowohl dem fleißigen Verfasser als sich selbst schuldig, weil sie einerseits einen Theil des Tadels, welchen er in diesen Blättern 1843 St. 137 gegen die frühere Arbeit desselben Verfs über den nämlichen Gegenstand ausgesprochen hatte, aufhebt, andererseits aber, indem sie das dort Vermissete nachholt, gleichwohl gegen die von dem Ref. angedeutete Betrachtungsweise desselben auf eine Art auftritt, die ihm eine weitere Vertheidigung unerläßlich macht. Wir räumen gern ein, daß eine Betrachtung und

Würdigung der bürgerlichen und geſetzlichen Anſichten des Alterthums über den Selbſtmord in der vorliegenden rechtshiſtoriſchen Abhandlung mehr an ihrem Platze iſt, als ſie in der vorher gehenden philoſophiſchen geweſen ſeyn würde, und hätten, als wir die Nichtberückſichtigung jener dort rügten, uns wohl an die Sitte vieler junger holländiſcher Gelehrten erinnern können, ihre Erſtlingſtoffe dergeſtalt zu theilen, daß ein Stück davon auch zur juriſtiſchen Inauguralſchrift übrig bleibe; zur Sache jedoch können wir die frühere Behauptung, daß der Selbſtmord im claſſiſchen Alterthume nur ausnahmsweiſe oder misbräuchlich erlaubt oder gerechtfertigt worden ſey, um der entgegengeſetzten Gründe des Verfs willen nicht aufgeben. Derſelbe ſagt zwar ſelbſt S. 14: prouti apud Hebraeos ita quoque apud Graecos vulgaris opinio suicidio non favisse illudque tantum admisisse videtur, si justa causa adesset, quod voluntariae mortis genus vocarunt εὔλογον ἐξαγωγήν: was er aber hier ſelbſt nur als Ausnahme anzuerkennen ſcheint, das geſtaltet ſich ihm in der folgenden Darſtellung dergeſtalt als Regel, daß er die deutlichen Beyſpiele von Strafen, die in griechiſchen Staaten auf dem Selbſtmorde ſtanden, nur auf die Fälle beſchränkt, wo ein ſolcher ohne obrigkeitliche Erlaubnis vollzogen worden ſey; und obgleich er anfangs ganz richtig ſchreibt: quum vero Graeciae gentes, e diversis stirpibus ortae, pro cultus morumque varietate non uno modo de suicidio sentirent, ita quoque apud singulas institutorum sive legum, quibus suicidium concederent vel coërcerent, magnum discrimen cernitur, ſo gibt er doch nachher den ganz ſinguläre Fällen, wo in beſtimmten Orten, wie Keos und Maſſilia, wirklich eine ſolche Erlaubnis ertheilt zu werden pflegte,

eine solche Ausdehnung, daß die sonnenklarsten Beweise gesetzlicher Ahndung des Selbstmordes in andern Staaten dagegen nur als vereinzelte Ausnahmen erscheinen. Hierin scheint uns inzwischen ein doppelter Irrthum zu liegen. Gesetzt nämlich auch, der Selbstmord wäre, wie er allerdings von mehren Philosophen des Alterthums aufgefaßt worden ist, auch von dem bürgerlichen Rechte nur als Eigenmacht angesehen und bestraft worden, so würde doch nicht nur die Anzahl der gesetzwidrigen Fälle jedenfalls die größere, mithin die Regel gewesen seyn, sondern auch jener Grundsatz keinesweges eine so ausgedehnte Dispensationsbefugnis des Staates involvieren, wie es Hr von Baumhauer mit späteren Rhetoren annimmt, daß Jemand nur habe dürfen causas voluntariae mortis in senatu reddere, um sich vor der gesetzlichen Strafe zu sichern: wenn Aristoteles sagt, der Selbstmörder gehe der bürgerlichen Ehre verlustig, weil er sich am Staate vergangen habe, so heißt das nicht, weil er ohne Ermächtigung gehandelt, sondern weil er das gesetzliche Verbot übertreten habe (*ὁ δὲ δι' ὀργὴν ἑαυτὸν σφάττων ἑκὼν τοῦτο δρᾷ παρὰ τὸν ὀρθὸν νόμον ὃ οὐκ ἐᾷ ὁ νόμος*), woraus eben so wenig folgt, daß der Staat unter Umständen dieses Verbot relaxiert habe, als, wenn Schläge mit Schlägen zu vergelten gesetzlich untersagt ist, es Jemanden einfallen wird dieses nur auf die Fälle mangelnder Ermächtigung zu beschränken; und wenn sich Hr von Baumhauer gar S. 17 auf solche Beyspiele beruft, wo ganze Völker sich, um nicht in feindliche Hände zu fallen, dem Tode geweiht hätten, so ist das eben so fremdartig, als wenn man den Krieg als Beweis für gesetzliche Erlaubnis des Todschlags bey den civilisierten Völkern gebrauchen wollte. Höchstens könnte

man den Fall der Nothwehr als erlaubte Selbsthilfe anführen; aber was würde man da von einer juristischen Abhandlung über den Todschlag urtheilen, die, nachdem sie an die Spitze den Satz gestellt hätte: 'die civilisierten Völker gestatten den Todschlag nicht und lassen ihn nur in dem Falle zu, si justa causa adsit, was sie dann Nothwehr nennen,' sofort auf Beyspiele der Nothwehr überginge und dann so fortführe, wie es Herr von Baumhauer S. 19 in Beziehung auf den Selbstmord thut: nonnullis fortassis commenticia loqui videbor, qui mihi opponent leges constitutas, quibus homicidium coërceatur — sed his jure respondere posse mihi videor, legem restringendam esse ad eos casus, qui in hanc magistratuum veniam non caderent, d. h. der Todschläger wird zwar in einzelnen Fällen bestraft, jedoch nur dann wenn er nicht im Falle der Nothwehr gewesen ist, womit doch offenbar letztere als Regel und die strafbaren Fälle nur als Ausnahmen gesetzt wären! Dazu kommt nun aber noch weiter, daß weder der Gesichtspunct der Eigenmacht als der alleinige bey der Bestrafung des Selbstmordes im Alterthume eintrat, noch von dem Gebrauche einiger weniger Orte, der von den alten Schriftstellern selbst als eine besondere Merkwürdigkeit berichtet wird, irgend ein Schluß auf andere namentlich größere und bedeutendere Staaten erlaubt ist. Was den ersteren Punct betrifft, genügt es auf die Verunreinigung aufmerksam zu machen, die der Selbstmord wie jede Blutschuld über ein Land brachte, und die um so weniger bloß, wie Hr von Baumhauer S. 21 zu meinen scheint, bey der verweigerten Verbrennung in Betracht kam, als überhaupt Begräbnis in Griechenland viel häufiger als Verbrennung war; hin-

sichtlich des andern aber geben wir einfach zu bedenken, ob Valerius Maximus zur Vergleichung mit der massaliotischen Sitte die kleine Insel Keos herbey gezogen haben würde, wenn das classische Alterthum auch nur ein Wort davon gewußt hätte, daß (S. 17) uti Massiliae ita quoque Athenis autochiria sub certis conditionibus concedebatur, modo is qui moriendi consilium fovebat, senatui aut mutilatum corpus aut morbum medicina majorem aut orbitatem aut omnium facultatum jacturam probasset! Hr von Baumhauer stützt sich für die Annahme eines solonischen Gesetzes dieses Inhaltes auf die Declamationen des Libanius, von dem er meint: neque existimandum Libanium tam aperte de Solonis lege locuturum fuisse, nisi tum quidem ejusmodi lex fuisset, und argumentiert dann weiter, daß, wenn ein absolutes Verbot des Selbstmordes bestanden hätte, die Philosophen ihn auch in ihren Schulen nicht würden haben unter gewissen Voraussetzungen empfehlen können; wie aber letzteres erst in den Zeiten des Verfalls der öffentlichen Moral aufkam und namentlich Plato und Sokrates mit nichten, wie Hr von Baumhauer auch hier S. 18 wiederholt, justas mortis sibi consciscendae causas admittebant, hat Ref. schon in seiner vorigen Anzeige nachgewiesen, und wenn er für ein solonisches Gesetz, dem so viele argumenta ex silentio entgegen stehen, das Zeugnis eines neunhundert Jahre später lebenden Schönredners nicht anerkennt, so hat er dabey nicht nur das Urtheil aller neueren Philologen, die über attisches Recht und Gerichtswesen geforscht haben, sondern sogar das eigene des Verfs für sich, der wenige Blätter später S. 28 hinsichtlich einer ähnlichen Schulrede, deren Zeugnis ihm aber im Wege stehen

würde, unbedenklich denjenigen beypflichtet, welche has declamationes scholasticam fictionem omni historica fide destitutam esse censent! Gerade für Athen werden wir vielmehr die beſtimmte Nachricht eines claſſiſchen Schriftſtellers feſthalten müſſen, daß gleichwie ſelbſt lebloſe Gegenſtände, die das Blut eines Menſchen vergoſſen hatten, über die Grenze geſchafft wurden, ſo auch die rechte Hand des Selbſtmörders dem Geſetze verfallen war, und wenn auch dieſes Geſetz in concreten Fällen mit der ganzen ἐπιείκεια und φιλανθρωπία gehandhabt worden ſeyn mag, die den atheniſchen Charakter überhaupt auszeichnet (Demosth. Mid. §. 43), ſo iſt doch von ſolcher Milde und Connivenz noch ein weiter Schritt zu einem Inſtitute förmlicher Privilegierung, wie es Hn v. Baumhauer S. 18 ex Asia Athenas migrasse gentique Ionicae cum Phocaeensibus commune fuisse ſcheint; ſelbſt die ausdrücklichen Ausnahmen, welche Plato Legg. IX, p. 873 nachläßt, wenn jemand περιωδύνῳ ἀφύκτῳ προσπεσούσῃ τύχῃ ἀναγκασθεὶς oder αἰσχύνης τινὸς ἀπόρου καὶ ἀβίου μεταλαχὼν ſich umgebracht habe, können nicht anders aufgefaßt werden, und wenn nicht einmahl dieſer, dem das λόγον δοῦναι ἔχειν ſo hoch ſtand, eine Rechtfertigung vor der Behörde, wie ſie Libanius andeutet, vorgeſehen hat, ſo werden wir ſie in Athens bürgerlichem Leben noch viel weniger unterſtellen dürfen.

Nur das darf freylich bey dieſer ganzen Unterſuchung nicht unberückſichtigt bleiben, daß es ſich bey der Rechtsfrage lediglich um den groben Selbſtmord handelt, und der Begriff des ſubtilen, um welchen ſich der Staat nicht bekümmert, allerdings viel mehr als bey uns umfaßt: nicht jede freywillige Verkürzung des eigenen Lebens, ſondern ledig-

lich die Handanlegung an sich selbst (αὐτοχειρία) ist es, worauf es hier ankommt, und wie dadurch namentlich der sehr gebräuchliche Weg des Hungertodes von vorn herein ausgeschlossen ist, so mögen überhaupt in den meisten Fällen die einzigen Todesarten, auf welche die erwähnten gesetzlichen Bestimmungen Anwendung fanden, die zwey oder höchstens drey gewesen seyn, die auch in sonstiger Beziehung statt Aller genannt zu werden pflegen (Senec. Epist. 70; Aelian. V. H. XIII. 36; vergl. ad Lucian. Hist. conscr. p. 159), durch Schwert, Strang, oder Gift, während bey andern, wo sich der Mensch mehr passiv verhielt, keine positive Schuld auf ihn zu fallen scheinen konnte. Mit dieser nothwendigen Einschränkung aber, die ohnehin im Geiste des ganzen Alterthums begründet liegt und namentlich auch durch die schon in der vorigen Anzeige aufgeführten Worte des Festus: carnificis loco habebatur is qui se vulnerasset ut moreretur, bestätigt wird, hält Ref. selbst für Rom noch immer seine frühere Ansicht fest und kann es nur im höchsten Grade übereilt finden, wenn Hr von Baumhauer hier noch weiter als in Griechenland gehend geradezu behauptet, die Römer hätten den Selbstmord von den ersten Zeiten ihres Staates an nicht nur für kein Verbrechen sondern nicht einmahl für unsittlich gehalten und nie ein Gesetz gegen denselben anders als für höchst singuläre Fälle aufgestellt (S. 23; vergl. S. 63: Romanos a primis inde reipublicae temporibus, diu igitur antea quam iis innotuerat philosophia Stoica, in iisdem principiis, suicidium nec moraliter turpe habendum nec poena esse coërcendum, stetisse u. s. w.). Außer den Gründen, welche bereits früher dieser Annahme entgegen gestellt worden sind, tragen wir noch ein ausdrück-

liches Zeugnis gegen dieſelbe nach, das zwar ſeinem größeren Theile nach vielmehr die frühere Abhandlung des Verfs zu ergänzen dient, gleichwohl aber auch hier zugleich das abſprechende Urtheil hinſichtlich der Römer, das auch S. 89 wiederholt wird (Germanicae originis, a medii aevi barbaria excogitata, erat poena cadaveri illata, Romanis prorsus ignota) und die vorhin bereits angezogene Behauptung S. 20 widerlegen mag, daß 'philosophi ad unum omnes justas mortis sibi consciscendae causas admittebant.' Dasſelbe findet ſich in dem neueſten Bande von Cramers Anecdotis Parisiensibus T. IV, p. 405, wo der ungenannte Erklärer des Porphyrios, von deſſen Exiſtenz Hr von Baumhauer weder früher noch jetzt eine Kenntnis gehabt zu haben ſcheint, nachdem er die auch von jenem π. ἐ. ἑ. p. 253 aus Olympiodor mitgetheilten fünf Gründe, um derentwillen die Stoiker eine εὔλογος ἐξαγωγὴ zuließen, ausgeführt hat, zuerſt eine Stelle aus des Plotinos μονόβιβλος περὶ εὐλόγου ἐξαγωγῆς beybringt, wo dieſer οὐδένα τῶν πέντε τρόπων τούτων ἀποδέχεται, und dann gleichſam zur practiſchen Beſtätigung dieſer Strenge ſich auf die römiſchen Geſetze bezieht, welche das Begräbnis eines Selbſtmörders nicht eher geſtatteten, als bis er an den Füßen mishandelt (oder verſtümmelt) worden ſey: δηλοῦσι δὲ καὶ οἱ Ῥωμαίων νόμοι μὴ πρότερον ταφῇ παραδιδόντες τὰ τῶν ἐξαγαγόντων ἑαυτοὺς σώματα, πρὶν ἂν αἰκίσωνται κατὰ τῶν ποδῶν. Was die plotiniſche Stelle betrifft, ſo beſtätigt ſie auf das Erwünſchteſte die Vermuthung Creuzers ad Plotin. T. III, p. 79, daß das neunte Buch der erſten Enneade dem Alterthume in weit vollſtändigerer Geſtalt, als wir es jetzt beſitzen, vorgelegen habe, und be-

weiſt daneben aufs Entſchiedenſte, daß der echte Neuplatonismus den Selbſtmord unter keiner Bedingung billigte; das erwähnte römiſche Geſetz aber, ſo ſonderbar und vereinzelt es auch daſteht, nimmt begreiflicherweiſe als directes und poſitives Zeugnis eine viel größere Beweiskraft in Anſpruch, als alle jene argumenta e silentio oder e contrario, die Hr von Baumhauer beygebracht hat, und die wir im günſtigſten Falle als ähnliche Ausnahmen von der Regel betrachten dürften, wie er die unleugbaren Beyſpiele von Beſtrafung des Selbſtmordes für temporaria remedia in singularem casum erklärt, die aber größtentheils die ganze Frage, um welche es ſich hier zunächſt handelt, gar nicht berühren. Was er, in der Regel nach Wächter (N. Archiv des Crim. Rechts B. X) erwieſen hat, iſt, daß der Leichnam des Selbſtmörders nicht unbeerdigt blieb, und daß ſeine Hinterlaſſenſchaft wenigſtens bis auf Hadrian keiner Confiscation unterlag; daraus aber ſofort den Schluß zu ziehen, daß auf demjenigen, was nach den Begriffen des Alterthums überall als Selbſtmord galt, gar kein geſetzlicher oder auch nur moraliſcher Makel gehaftet habe, iſt um ſo voreiliger, als ſowohl grundſätzliche Aeußerungen wie die obige des Feſtus als beſtimmte Beyſpiele dagegen vorliegen, und wenn Hr von Baumhauer S. 35 gar meint, summam fuisse apud Romanos imperatorum aetate in suicidas reverentiam, non ipsius suicidii causa, sed quod ii, qui voluntaria morte fata properarent, vulgo essent fortes, optimi quique viri, qui sponte e vita exire quam injustae atque arbitrariae poenae ignominiam subire mallent, ſo kann doch wahrlich, wie er auch ſelbſt gefühlt hat, von dieſer verhältnismäßig geringen Claſſe von Menſchen, die einer drohenden

Hinrichtung durch freywilligen Tod zuvorkommen, nicht auf die moralische Würdigung des Selbstmordes als solchen geschlossen werden. Noch bey uns wird der Soldat, dem vergönnt worden ist, sich selbst das verhängnisvolle Feuer! zu commandieren, von Niemanden als ein Selbstmörder betrachtet werden; dieselbe Idee, nur in größerer Ausdehnung, liegt der eigenen Wahl der Todesart zu Grunde, die nicht erst in der Kaiserzeit an die Stelle der Hinrichtung getreten seyn mag, da sie schon Plato unter den Ausnahmen von der Strafe des Selbstmordes aufführt: *μήτε πόλεως ταξάσης δίκην:* und wenn derjenige, der selbst der drohenden Anklage bereits durch Selbstmord zuvor kam, sogar der Begünstigung genoß, daß sein Vermögen nicht confisciert wurde, so scheint dieses nach den eigenen Worten der viel besprochenen Stelle Papinians l. 3 pr. de bonis eorum einfach darin begründet, daß bey dem non postulatus noch das juristische Fundament der Confiscation ob facti sceleritatem fehlte, obgleich das Verbrechen selbst ob conscientiae metum in reo velut confesso so weit als erwiesen angenommen ward, um in der Handlung als solcher nur die dem Staate schuldige Genugthuung zu erblicken. Aus allen diesen und ähnlichen Erscheinungen folgt mithin immer nur so viel, was Ref. schon in der vorigen Anzeige gesagt hat, daß laxere Moralprincipien und Connivenzen der bürgerlichen Gesetzgebung selbst die Sphäre des strafbaren Selbstmordes gegen unsere Begriffe bedeutend verengten, keinesweges aber daß solcher im Principe selbst als erlaubt gegolten habe; und dafür spricht dann endlich auch die Gesetzesstelle l. 9 D. de peculio: servo in corpus suum saevire naturaliter licere, woraus doch nach gesunder Auslegung nichts an-

deres folgen kann, als daß dem Freyen dasselbe ex jure civili nicht erlaubt sey. Hr von Baumhauer meint freylich S. 50: unde a fortiori apparet idem jus concedi libero homini, und erklärt naturaliter für tanquam homini oder (S. 54) per se ipso jure, jure naturali se interficere licere; dieses würde aber ein ausdrückliches Naturrecht des Sclaven voraussetzen, von welchem das Alterthum nichts weiß, während der durchgängige Gegensatz von naturaliter und civiliter von selbst die Erklärung aufdrängt, daß der Sclave, der den sittlichen Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes nicht unterliegt, eben so wenig als das Thier durch sie von Beschädigung oder Tödtung seiner selbst abgehalten werden kann, und es folglich des Herren eigene Schuld ist, wenn er die einzige Macht, welche in beiden den Naturtrieb zügeln kann, sein Herrenrecht zur Abwehr solchen Schadens zu gebrauchen versäumt hat. Nur für die andere Pandectenstelle l. 3. §. 6 de bonis eorum, in welcher Ref. mit den meisten älteren und neueren Erklärern eine ausdrückliche Strafbestimmung für den Selbstmörder zu finden glaubte, erkennt er gern mit dem Verf. die scharfsinnige Auslegung von Bynkershoek und Wächter an, nach welcher dort allerdings die Strafe vielmehr dem Verbrechen gilt, dessen der Selbstmörder durch sein Schuldbewußtseyn gleichsam als geständig betrachtet werden kann; die Sache selbst leidet jedoch auch durch den Bruch dieser einen Stütze keinen Schaden, und am wenigsten wird Hr v. Baumhauer den moralischen Abscheu wegdemonstrieren können, den Ref. selbst für die Kaiserzeit aus deutlichen Stellen nachgewiesen hat. Das Leichenbegängnis des Atticus, auf das er sich S. 25 beruft, thut dem keinen Abtrag, da

wie geſagt, diejenigen, qui inedia vitam finiverant, nicht unter die qui manus sibi intulerunt gerechnet werden können; in dem Beyſpiele des D. Silanus aber bey Val. Max. V. 8. 3 leſen wir ja ausdrücklich, daß der Vater den exsequiis adolescentis nicht beygewohnt habe, ſo daß er doch wahrhaftig nicht ſagen konnte: solenniter sepultum esse constat!

Weiter kann übrigens Ref. ſchon ſeinem wiſſenſchaftlichen Standpuncte nach die Darſtellung des Verfs nicht verfolgen, der ſich nunmehr S. 64 fgg. zuerſt zu dem kirchlichen, dann S. 78 fgg. zu dem Rechte des Mittelalters und der neueren Zeit wendet, und hier wenigſtens dem äußeren Anſcheine nach mit großer Gelehrſamkeit und Vollſtändigkeit die Anſichten, Gebräuche und Beſtimmungen der modernen Völker hinſichtlich des Selbſtmordes und ſeiner Beſtrafung aufführt, worunter dann namentlich das franzöſiſche (S. 82 — 94), deutſche (S. 97 — 124) und niederländiſche Recht eine längere Erörterung finden, aber auch der Norden (S. 155 fgg.), der Orient (S. 163 fgg.), ja Afrika und Amerika nicht vergeſſen ſind. Nur den Eindruck kann er ſelbſt als Laie in der modernen Rechtsgeſchichte nicht verhehlen, daß die mangelnde Begriffſchärfe, die wir ſchon oben hinſichtlich des groben und ſubtilen Selbſtmordes rügen mußten, dem Ganzen trotz ſeiner Stofffülle für uns einen vagen und unerquicklichen Charakter mitgetheilt hat. Wie weit der Vf. den Begriff ſeines Gegenſtandes ſelbſt ausdehnt, zeigt z. B. S. 179, wo ſogar die Aufopferung der Philäni aus der karthagiſchen Geſchichte dahin gerechnet wird, ſo daß man conſequenterweiſe zuletzt jeden tapferen Soldaten, der dem feindlichen Feuer Stand hält, oder

wenigstens jeden Freywilligen, der beym Sturme einer Batterie voraus geht, als Selbstmörder betrachten müßte; und da er es vorgezogen hat, seiner Arbeit als Einleitung statt einer genauen Abgrenzung und Gliederung der einzelnen Arten und Fälle des Gattungsbegriffs, der ihm vorschwebte, eine trockene synonymische Nomenclätur des letzteren in alten und neuen Sprachen voraus zu schicken, so hängt er auch im Einzelnen ganz von der Zufälligkeit ab, ob die Gesetzgebung oder Sitte, mit der er sich gerade beschäftigt, denselben in einem weiteren oder engeren Sinne genommen hat, ohne doch sich oder seinen Lesern jemahls klarer darüber zu werden, als es in den positiven Nachrichten und Bestimmungen, die er referiert, bereits gegeben ist. Vieles ist thatsächlich Selbstmord, was die Moral nicht dafür erklären kann, vieles wird vor dem Richterstuhle des denkenden Moralisten als Selbstmord erscheinen, was dem öffentlichen Urtheile und der unmittelbaren Sittlichkeit der Menge nicht als solcher gilt; die strengste Gesetzgebung gegen Selbstmord wird den nicht erreichen, der sich zu Tode trinkt oder in der Schlacht den Tod sucht oder sich mit der Absicht zu sterben in eine Feuersbrunst stürzt, und andererseits ist es keineswegs die Folge, daß ein Volk, dessen Religion Selbsttödtung gestattet oder sogar heiligt, deshalb gegen die Unsittlichkeit des profanen Selbstmordes gleichgiltig sey und auch diesen straflos lasse; für Hrn von Baumhauer aber ist suicidium suicidium, und wenn er auch die Ausnahmen und Beschränkungen, welche ihm positive Gesetzgebungen darboten, getreulich berichtet, so scheint doch das bestehende Recht seines Vaterlandes, das ten aanzien van hen die overleden zijn alle Strafe aufhebt

(S. 152), seinen Sinn auch für begriffliche Scheidung der hier eintretenden Fälle abgestumpft zu haben. Ganz besonders gilt dieses endlich auch von dem zweyten oder critischen aber weit kürzeren Haupttheile S. 183 — 216, der im Wesentlichen so wenig juristisch, so vorherrschend philosophisch oder richtiger ausgedrückt populär gehalten ist, daß ihm auch Ref. einigermaßen folgen zu können geglaubt hat, obgleich dieses andererseits eben durch diesen Mangel an logischer Schärfe und Gründlichkeit kein erfreuliches Geschäft war. Schon ob es überhaupt in einer juristischen Abhandlung, wie sich die gegenwärtige doch ankündigt, nöthig und wohlgethan war, die Hälfte des der eigenen Prüfung der Strafbarkeit des Selbstmordes bestimmten Raumes einem neuen Auszuge aus den philosophischen Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts — denn über die Kantische Schule geht Hr v. Baumhauer, der auch hier noch auf den Sammlungen seines Vaters zu fußen scheint, nicht hinaus — über die moralische Rechtfertigung oder Verwerflichkeit jener Handlung zu widmen, um sich dann mit zwey Worten pure der letzteren Ansicht anzuschließen, könnte mit gutem Grunde bezweifelt werden; noch unangenehmer ist jedoch die Leichtfertigkeit, mit welcher zuletzt auf nicht vollen zwanzig Seiten die wichtige Rechtsfrage selbst in demselben Sinne abgeurtheilt wird, wie er auch der vaterländischen Gesetzgebung des Verfs zum Grunde liegt. Die einzige Distinction, die er hier macht, ist zwischen den Beweggründen, welche den Menschen zum Selbstmorde bestimmen können; doch hebt er auch diese in so fern practisch wieder auf, als er S. 208 sagt, daß dieselben in der Regel dem Thäter selbst, dem es an aller Willensfreyheit fehle, geschweige

denn dem Richter unbekannt seyen; und die Eintheilung selbst, die ohne alle psychologische Specialität lediglich auf den drey formal allgemeinsten Kategorien der Seele, des Körpers, und der äußeren Umstände beruht, enthält in allen ihren Folgerungen nichts, was nicht mit ähnlichem Rechte von jedem anderen Verbrechen gesagt werden könnte. Freylich ist das eben der Angelpunct der Argumentation des Verfs, daß ihm der Selbstmord überall kein Verbrechen, sondern eine an sich gleichgiltige Handlung ist, deren Beurtheilung eben nur von ihren Beweggründen abhänge, die in der Regel Gott allein bekannt seyen; vergl. S. 206: ex his apparet suicidium nec per se turpe facinus esse dicendum, nec unquam alicui imputari, causas vero demum, ex quibus committatur, actionem per se indifferentem, turpem reddere posse, und S. 208: quum igitur talis sit hujus actionis natura, ut juris laesionem non constituat, sed a solo judice divino vindicari queat, inde sequitur omnem poenalem coërcitionem in suicidarum cadavera non tantum praeposteram dicendam esse, quum suicidam ab actione jam commissa non retinere possit, verum etiam omni juris et humanitatis principio et divinae providentiae fidei repugnare; aber gerade hier tritt auch der gerügte Mangel an Schärfe und Gründlichkeit am stärksten hervor, indem weder alle Gründe, die für die Strafbarkeit des Selbstmordes aufgestellt werden können, gehörig widerlegt, noch auch nur der Begriff der Strafe, deren Anwendung auf den Selbstmörder bestritten wird, deutlich begrenzt ist.

Was den ersten Punct betrifft, so sind zwar S. 199 — 201 die hauptsächlichsten Argumente

der Gegner kurz und in ziemlich bunter Ordnung aufgezählt, die Widerlegung jedoch läßt sich im Grunde nur auf das abgeschmackteste von allen etwas näher ein, wonach manche den Selbstmord gleichsam als einen Vertragsbruch gegen den Staat und Entziehung der Bürgerpflicht haben bestraft wissen wollen, und nachdem dieses mit leichter Mühe ad absurdum deduciert ist, entschlägt sie sich aller weiteren Begründung durch die Frage: num, quaeso, civitati excogitandae forent poenae, quae non eum qui se ab ejus vinculis solverat, sed defuncti heredes vel cognatos tangerent et damno vel ignominia afficerent! Herr von Baumhauer scheint auf diesen Grund besonderes Gewicht zu legen, indem er ihn bald nachher S. 209 noch einmahl wiederholt: poenam — hujus esse naturae, ut ipsa civitas, quum membra sua, defuncti cognatos, cives forsitan optimos, summa ignominia afficiat, non defunctus ex ea detrimentum capiat; für die Abschreckungstheorie aber wird diese Rücksicht auf die Angehörigen gerade nur ein Motiv der Strafe mehr seyn können, und auch abgesehen von dieser muß es selbst dem Laien einleuchten, daß die nämliche Rücksicht auch in vielen Fällen bey Bestrafung des lebenden Verbrechers möglich ist und consequent durchgeführt vielen Vergehen Strafloßigkeit verschaffen würde, während sie doch nur in Beziehung auf Art und Maß der Strafe, nicht aber bey der rechtlichen Frage nach der Strafbarkeit einer Handlung als solcher in Betracht kommen kann.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 9. November 1844.

Utrecht.

Schluß der Anzeige: 'Disquisitio historico-juridica et critica de morte voluntaria, quam ... pro gradu doctoratus summisque in jure romano et hodierno honoribus ... examini submittit Maria Matthaeus v. Baumhauer.'

Von der Genugthuung endlich, welche der Staat der öffentlichen Moral für das Aergernis schuldig ist, das ihr in den meisten Fällen ein Selbstmord geben wird, ist nirgends eine Rede, und wenn auch sein eigenes Gefühl den Verf. S. 209 zu dem Eingeständnisse nöthigt, daß der Staat wohl berechtigt sey, suicidae actionem, si quidem e caussis turpibus oriri videatur, improbare, observantiam, exsequiarum pompam, quae ceteroquin ejus cadaveri concederentur, interdicere, so tritt er damit nicht nur mit der kurz vorhergehenden Aeußerung, daß die Ursache des Selbstmordes in der Regel dem menschlichen Auge verborgen bleibe, sondern auch mit seinem ganzen übrigen Principe in Widerspruch. Denn ist die

Verweigerung des ehrlichen oder auch nur des standesmäßigen Begräbnisses nicht auch eine Strafe, die den Leichnam des Selbstmörders betrifft, und die den Angehörigen desselben Schmach und Verdruß verursachen kann? Wie nun, wenn diese in folgerechter Anwendung der von Hrn von Baumhauer selbst aufgestellten Grundsätze dem Staate schlechthin das Recht absprächen, von einer Handlung, die keine Rechtsverletzung enthalte und deren Beweggründe nur Gott richten könne, überhaupt Kenntnis zu nehmen und auch nur den geringsten Theil der Befugnis zu beeinträchtigen, welche die Angehörigen außerdem hinsichtlich des Verstorbenen gehabt haben würden? Und wo soll die Grenze des Rechtes seyn, welches der Verf. dem Staate einräumt und welches er ihm abspricht! Er hat selbst in dem historischen Theile S. 120 die Ansicht aufgeführt, welche den Selbstmörder das christliche Begräbnis auf dem Gottesacker verweigert; gehört diese Verweigerung zu der observantia, welche der Staat verbieten, oder zu den poenis, mit welchen er nicht in ejus cadaver saevire soll? Zwischen der Barbarey mittelalterlicher Gebräuche, auf welche das Wort saevire allein paßt, und der völligen Gleichgiltigkeit des Staates liegt auch außer der verweigerten pompa noch manches in der Mitte, was als wirkliche Strafe angesehen werden kann, und als solche auch in thatsächlichem Gebrauche vorkommt, wie Ablieferung auf die Anatomie, Verbot einer Grabschrift, Nichterwähnung in den gedruckten Todtenlisten und dergl. — für alle diese Einzelheiten bietet jedoch der Verf. schlechterdings kein weiteres Princip dar, als das abstracte der gänzlichen Strafloſigkeit, das er durch das obige Zugeständnis selbst wieder aufhebt, und uns folglich nur die Wahl übrig läßt,

daß er entweder zu viel und mithin gar nichts bewiesen habe, oder daß ihm bey seiner Argumentation gegen die Bestrafung des Selbstmordes eine bestimmte Gattung von Strafen ausschließlich vorgeschwebt habe, worüber er sich aber nirgends näher ausspricht und dadurch in den nämlichen Fehler verfällt, wie wenn er oben bey den Römern durch Beseitigung einer oder zweyer Strafarten die absolute Negative behauptet zu haben glaubte. Im Hintergrunde schimmert allerdings der Gedanke durch, den ihm kein Vernünftiger bestreiten wird, daß dem Selbstmorde beßer durch Hebung seiner Ursachen, die er namentlich S. 204 fgg. in dem Sittenverderbnis sucht, als durch abschreckende Strafen vorgebeugt werde; indem er aber diese Frage der staatspolizeylichen Klugheit mit der Principfrage zusammen wirft, und bald diese durch jene zu erledigen, bald wieder jene aus dieser zu begründen sucht, endlich, wie bemerkt, die große Relativität des Begriffes der Strafe und der daraus hervor gehenden Abschreckung keineswegs beachtet, verwickelt er sich in ein Chaos von Redensarten, mit welchen Ref. auch nicht glauben kann daß sich der Mann vom Fache befriedigt finden werde. Doch diesem will er begreiflicherweise nicht vorgreifen und enthält sich deshalb auch jedes näheren Urtheils über den Schluß S. 209 fgg., wo zuletzt noch die Strafloſigkeit des Versuchs zum Selbstmorde allerdings viel ansprechender und einleuchtender als das Vorhergehende abgehandelt ist: sein Zweck war zunächst nur, nachdem er einmahl sich selbst und dem Verf. die Ergänzung und Berichtigung seiner früheren Anzeige durch die gegenwärtige schuldig zu seyn geglaubt hatte, in dieser auch der gesammten Referentenpflicht Genüge zu leisten; und wenn er dabey auch über die Theile, die er eigent-

lich vor sein Forum zu ziehen berechtigt war, hin aus gegangen ist, so hat er dieses doch nur in so weit gethan, als er dieselben Mängel, die er dort wahrzunehmen glaubte, auch hier verfolgt hat.

K. Fr. H.

K i e l.

1842. Polybios. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie. Von K. W. Nitzsch. VI und 141 Seiten in Octav.

Der Titel dieses Buches hätte richtiger lauten müssen: 'Beyträge zur Kenntnis des Polybios.' Denn materielle Vollständigkeit hat der Verf. selbst wohl kaum beabsichtigt. Es ist indessen für das Publicum sehr vortheilhaft, daß gerade die hier weniger behandelten Partien in dem bekannten Werke von Lucas vorherrschen, so daß beide Arbeiten einander meistens ergänzen können.

Auf eine ähnliche Weise, wie etwa Montesquieu neuerdings zwischen Frankreich und England in der Mitte steht, so Polybios zwischen Griechenland und Rom. Wie jener im Umgange mit Engländern, so hat dieser im Umgange mit Römern erst seine eigentliche höchste Reife erlangt. Wie jener immerfort darauf ausging, seine entarteten Landsleute durch das Beyspiel von England zu strafen und zu beßern, so dieser durch das Beyspiel von Rom. Wie Montesquieus Werke weit mehr und weit directer in England *) eigentliche Frucht getragen haben, als in Frankreich, so hat auch Polybios ganz vorzugsweise auf römische Leser gerechnet (vgl. XXXII, 8, 8. VI, 57) **). Von einer

*) Man denke nur an Gibbon!

**) Er ist sich in dieser Hinsicht nicht immer consequent geblieben: so scheint z. B. I, 42 ein durchaus griechi-

bedeutenden, oft parteyischen Vorliebe für Rom wird ihn Niemand frey sprechen. Er hat, wie schon Lucas bemerkt, immer die größte Schonung gegen die Römer beobachtet, theils um sie nicht noch mehr gegen Achaja zu erbittern, theils um sein eigenes, für Griechenland so wohlthätiges Ansehen bey ihnen nicht zu schmälern, theils um die Griechen nicht zu neuem, ganz hoffnungslosem Widerstande zu ermuntern. Sein Buch setzt in dieser Hinsicht durchaus die Politik fort, die er früher als practischer Staatsmann für die einzig richtige erkannt hatte. Daß ihm dabey ein irgendwelches allgemein hellenisches Nationalbewußtseyn ganz gefehlt, geht am deutlichsten aus seiner bekannten Stelle über Demosthenes hervor. Demosthenes habe mit Unrecht die arkadischen, messenischen ꝛc. Bundesgenossen Philipps für Verräther an Hellas erklärt. Diese hätten der Pflicht für ihr Vaterland gänzlich Genüge gethan; wenn sie darin gerade nicht mit dem Vortheile der Athener überein stimmten, so sey das kein Verbrechen. Der Erfolg habe gezeigt, wie irrig die atheniſche Ansicht gewesen, indem nur die Großmuth und Ehrliebe des Königs Athen vor dem äußersten Verderben geschützt habe. Ueberhaupt fangen dem Polybios die ἐπιφανέστατα τῶν Ἑλληνικῶν ἔργων mit der leuktrischen Schlacht an (VIII, 13); Spartas ἐναργέστατα mit Kleomenes (IV, 81)! — Hiermit stimmt dann freylich seine Auffassung der Römerherrschaft vollkommen zusammen. Wer wird ihn darum in seiner Zeit ganz verurtheilen wollen? Man muß die Vorsehung preisen, die ihm sein Vaterland entriß, daß sie ihm zu Rom, im Kreise der edelsten Staatsmänner ein halbes Vaterland

sches Publicum vorauszusetzen; II, 15 Leser, denen das Wort Transalpini erst erklärt werden mußte.

wieder schenkte. Aber so viel ist doch gewis, wenn die tüchtigsten Griechen des Polybios Gesinnung theilten, so ist das nicht bloß eine Wirkung des Verfalles von Griechenland, sondern zugleich dessen vornehmste Ursache.

Polybios thut sich bekanntlich viel darauf zu Gute, daß er der erste wahre Universalhistoriker sey (z. B. I, 3). Die sehr vornehme, oft geradezu eitele *) Critik, welche er gegen seine Vorgänger ausübt, am wenigsten noch gegen Ephoros, stützt sich wesentlich hierauf. Begründet freylich ist dieser Anspruch nicht. Ich habe schon früher auf den manigfach inconsequenten Begriff aufmerksam gemacht, den man mit dem Worte 'universalhistorisch' verbindet. Eine wirkliche Geschichte des Universums, oder auch nur der Erde hat Polybios eben so wenig geben können, wie irgend einer seiner Vorgänger; und wenn man unter Universalgeschichte die in ein Werk zusammen gedrängte Summe der vorhandenen Geschichtskenntnisse versteht, so hat es schon unter den Logographen eine Menge Universalhistoriker gegeben. Die griechische Historiographie beginnt und endigt mit Universalgeschichten, zu denen sich überhaupt die wahrhaft großen Historiker selten entschlossen haben. Polybios ist der Geschichtschreiber des Orbis Terrarum, in technisch römischer Bedeutung; zu Anfang des ersten und wieder des dritten Buches wird ausdrücklich gesagt, daß sein vornehmster Gegenstand sey, zu zeigen, wie, wann und wodurch alle bekannten Theile der Erde unter die römische Herrschaft gerathen sind. Dieses Ziel hat auch seine fernere Darstellung immer im Auge behalten. Weit entfernt, ihm mit Lucas einen Vorwurf daraus zu machen, tadele ich vielmehr, daß er die Entwicke-

*) Vergl. namentlich XII, 23.

lung der römischen Weltherrschaft, dieses größte Ereignis seiner Zeit, noch nicht genug in den Vordergrund seines Werkes gerückt, oft die hierfür entscheidendsten Momente nicht nachdrücklicher behandelt hat, als verhältnismäßig unbedeutende Streitigkeiten in seinem Vaterlande. Der elende Verrath des Bolis z. B. nimmt mehr Raum weg, als die Schlacht bey Cannä! Ueberhaupt ist Polybios Auffassung der Dinge meist eine sehr äußerliche, so daß er die Wichtigkeit z. B. von Reichen oder Kriegen fast immer nach der räumlichen Extension bemißt. Bey aller unleugbaren Sachkenntnis in politischen und militärischen Dingen sieht er nur zu oft den Wald vor lauter Bäumen nicht. Doch wird er jedenfalls, wenn z. B. der Unterzeichnete in seiner Politik die auswärtigen Entwickelungsgesetze der Universalreiche behandelt, eine Hauptquelle bilden müssen.

Die Schrift des Hrn Nitzsch zerfällt in drey Abschnitte. 1) Polybios in Griechenland vor der Verbannung, wo indes hauptsächlich, da wir von Polybios eigenen Jugendschicksalen so wenig kennen, die Bedeutung und Schicksale des achäischen Bundes besprochen werden. Hier finden sich im Umrisse, der nur etwas einfacher und schärfer hätte seyn können, die politischen Tendenzen des Aratos und Philopömen entwickelt. Polybios, wie sein Vater Lykortas, suchte im Ganzen die Politik des Letzteren fortzuführen, stand indessen dem Parteygetriebe der älteren Zeit doch fern genug, um auch des Ersteren Verdienste unbefangen zu würdigen. Es ist bekannt, daß Polybios in seinem Kyklos der Verfassungsformen nicht, wie Aristoteles, auf die Monarchie Aristokratie, und auf diese Tyrannis folgen läßt, sondern die Tyrannis zwischen Monarchie und Aristokratie einschiebt. Unser Verf.

sucht dies damit zu erklären, daß die Erinnerung an die frühere Geschichte der polybischen Zeit größtentheils entschwunden gewesen, und Polybios daher bey seinem Kyklos nur an die künstlichen Versuche der letzten Perioden gedacht habe, auf dem abgestorbenen Boden neue Verfassungsformen ins Leben zu rufen. Von diesen aber sey die obige Darstellung völlig wahr. Dem Unterzeichneten scheint eine solche Auffassung etwas zu weit hergeholt; ich möchte lieber an Rom erinnern, dessen Geschichte ja den vornehmsten Gegenstand von Polybios Forschungen bildete, und wo allerdings der Uebergang aus der Monarchie in die Aristokratie durch eine, äußerlicher Auffassung als Tyranney erscheinende, Zwischenstufe vermittelt wurde. — Durch den Sieg der Römer über Perseus ward die kurzsichtige Hoffnung der gemäßigt demokratischen Partey, wozu Polybios gehörte, zwischen Rom und Makedonien ein neutrales Gleichgewicht zu halten, enttäuscht. Der Senat ergriff entschieden die Partey der Aristokraten im Peloponnes *), und eine der ersten Folgen hiervon war die Verbannung des Historikers mit allen gleichgesinnten Personen von Gewicht nach Italien.

2) Polybios in Rom, namentlich im Hause der Scipionen. Hier ist die Hauptsache eine äußerst interessante und mehrentheils wohl gelungene Darstellung der scipionischen Politik. Schon der erste Africanus hatte mit großartiger Genialität die inneren Kämpfe zwischen Senat und Volk

*) Erobernde Staaten haben bey ihren Nachbaren meistens die aristokratische Partey begünstigt, weil diese am wenigsten zu auswärtiger Kraftentwickelung taugt: man denke an Rußlands Verfahren den Polen, Schweden und den halbsouverainen Donaustaaten gegenüber! Natürlich, Monarchien pflegen energischer, Demokratien begeisterter zu seyn.

nach außen abzuleiten verstanden. Er ist der Erste, welchem die Idee der Weltherrschaft Roms klar geworden, zum Theil durch hellenische Studien über Alexander den Großen ꝛc. Auch seine Gegner unter der Nobilität dachten natürlich auf Eroberungen; 'allein ihre Aussichten und Erfolge verhielten sich zu der vollendeten Größe seines Plans, wie das rohe Behagen, mit dem die Meisten die sicilische Beute in Rom bewunderten, zu seinem klaren Verständnisse der griechischen Welt.' Es ist bekannt, mit welcher großen Constanz in Roms bester Zeit, wie überhaupt in allen politisch tüchtigen Zeiten*), gewisse Grundsätze in gewissen Familien fortgepflanzt wurden. So denn auch die scipionischen in seinem Hause und seiner Affinität. In der ganzen Periode vom Ende des hannibalischen Krieges an bis zu dem großen Scipionenprocesse finden wir die Verwandtschaft des Africanus bey der Vertheilung der curulischen Aemter sehr reichlich bedacht. In den beiden folgenden Generationen, wie Herr Nitzsch weiter bemerkt, wiederholt sich fast bey jedem Kriege der Gang, daß er im Anfange sehr schlaff, ja schimpflich geführt wird, bis ihn die Scipionen oder ihre Freunde glänzend beendigen**). Während die altoptimatische Gegenpartey, als deren lautestes Organ zu Rom selbst lange Zeit Cato wirkte, möglichst rasch und möglichst rücksichtslos den Orbis Terrarum unterjochen und aussaugen wollte, ging die Absicht der milden, feingebildeten Scipionen, Aemilius, Flamininus ꝛc. dahin, Rom

*) Ich erinnere namentlich an England.

**) Uebrigens ist dieses keineswegs der vorliegenden Periode eigenthümlich. Die Römer haben fast jeden neuen Krieg mit schwerem Schulgelde erlernen müssen: man denke an Jugurtha, die Cimbern, die Bundesgenossen, Spartacus, Sertorius, die Seeräuber ꝛc.!

zum Mittelpuncte und Haupte eines großen Staatensystems zu machen, so daß seine Stellung zur ganzen damahligen Welt eine ähnliche würde, wie bisher zu Italien *). In dieser Art hatte Flamininus gegen die Griechen gehandelt, hatte Aemilius Paullus den makedonischen Krieg lange gemißbilligt, nachher die Verwandlung Makedoniens in freye Republiken geleitet, die Wegführung der tausend Achäer nach Rom und die Verurtheilung des Perseus zu hindern gesucht ꝛc., wogegen die Namen Sempronius, Marcius u. A. die entgegengesetzte Partey charakterisieren. Als Aemilius gestorben war, trugen die zu Rom anwesenden Ligurier, Spanier und Makedonier seine Leiche hinaus. Sein Sohn, der jüngere Africanus, scheint dies factische Patronat der halb unterworfenen Staaten fortgesetzt zu haben; wenigstens finden wir schon früh, daß ihn die Makedonier als Schiedsrichter anrufen. Während der ganzen späteren Lebenszeit des Aemilius ist es dem Verf. sehr gut gelungen nachzuweisen, daß eine ansehnliche Minorität des Senates die orientalischen Staaten gegen Uebergriffe römischer Herrschsucht und Gewaltthätigkeit in Schutz zu nehmen suchte. Die oft besprochene eiserne Consequenz des Senates in Verfolgung seiner auswärtigen Pläne erscheint freylich hiernach großentheils nur als eine irrthümliche Schriftstellertradition. Noch der letzte punische Krieg ist lange Zeit eine Streitfrage der beiden Senatsparteyen gewesen, von denen die eine eine Weltrepublik, die andere ein Staatensystem wollte. Der Verf. erin-

*) Wie vortrefflich dies berechnet war, erhellt besonders daraus, daß die römische Verfassung eine Stadtverfassung war, die für unmittelbare Verwaltung eines großen Reiches nicht paßte. Die Verkennung dieses Umstandes ist der vornehmste Grund des nachmahligen Verfalles.

nert daran, daß fast alle Anhänger des Scipio der stoischen Philosophie mit ihrem Weltbürgerrechte ergeben waren; er erinnert an die bekannte Gebetsformel, die Götter mögen die Herrschaft des römischen Volkes erhalten. — Die fernere Untersuchung über Scipios Verhältnisse zu den Parteyen im Innern Roms, die denn freylich einen der dunkelsten Gegenstände aus der ganzen römischen Geschichte betrifft, wird ohne Zweifel fürs Erste keine allgemeine Anerkennung finden. Bey den Meisten gilt bekanntlich, nach Ciceros Vorgange, der jüngere Scipio für das Muster eines Optimaten, wie er ja durch die letzte Handlung seines Lebens in Betreff der lateinischen Aecker sich gegen die gracchische Partey erklärt hat. Herr Nitzsch will dies als eine Abweichung von seiner ganzen früheren Politik betrachtet wissen. Fast alle Kriege der letzteren Zeit, der spanische gegen Viriathus, der korinthische ꝛc. seyen durch den schon damahls ausgebrochenen Gegensatz der Geldoligarchen und Proletarier wesentlich gefärbt worden, welcher Gegensatz bald nachher zu den gracchischen Unruhen führte. Rom stand dabey jedesmahl auf Seiten der Optimaten. Alle diese Kriege aber wurden gegen den Willen der scipionischen Partey begonnen: Scipios Freund Lälius hatte schon vor dem punischen Kriege Rogationen vorbereitet, deren Zweck mit dem der späteren gracchischen nahe verwandt war. Scipio selbst hatte sich bey Gelegenheit des cassischen Stimmtafelgesetzes entschieden für das Volk erklärt. Seine nahe Familienverbindung mit den Gracchen ist allgemein bekannt. Die schmachvolle Verurtheilung des Mancinus war eine förmliche Verhöhnung des Scipio, der nur mit Mühe den Gracchus vor einem ähnlichen Loose schützen konnte. So schildert denn unser Verf. die Stimmung des Scipio nach seiner Rückkehr aus Spanien als einen

Zustand der aufgeregtesten Unentschlossenheit. Bey der furchtbaren Erbitterung der beiden Parteyen mußte er, die wichtigste Persönlichkeit der ganzen damahligen Welt, nothwendig für eine den Ausschlag geben. Sein bisheriges Leben ließ die Demokraten hoffen. Allein gerade in den letzten Jahren vorher hatte eine Menge von Sclavenempörungen in Griechenland und Sicilien, Sclavenverschwörungen in Rom selbst den düstersten Theil des Hintergrundes hervor treten lassen, auf dem sich die gracchischen Unruhen bewegten. Das Volk in den Städten hatte mit unverhehlter Schadenfreude dem Kriege der Sclaven gegen die Reichen zugeschaut. Alles dies konnte den Vaterlandsfreund sehr bedenklich machen. Da scheint nun Scipio einen Mittelweg versucht zu haben: schon von Numantia aus hatte er die Sendung des Rupilius nach Sicilien unterstützt, der nicht bloß mit den Waffen die dortigen Unruhen erdrücken, sondern auch durch milde Gesetzgebung, in der Weise der althieronischen, beschwichtigen sollte. Hr Nitzsch ist der Ansicht, daß die Aenderungen der achäischen Provinzialverfassung, wovon Pausanias VII, 16 *) redet, in demselben Geiste und von demselben Urheber veranlaßt seyn mögen. Scipios Entscheidung über die Latinen hatte der Geldadel mit der bängsten Erwartung entgegengesehen. Seinen plötzlichen Tod will der Vf. nicht etwa dem Meuchelmorde von Seiten der geteuschten Volkspartey zuschreiben, sondern der eigenen ungeheuren Aufregung des Helden, welcher den Würfel jetzt für sein ganzes Leben geworfen hatte. — Diese Auffassung der damahligen Verhältnisse ist freylich keinesweges genügend bewiesen; so hat auch die Darstellung des Hrn Nitzsch keinesweges diejenige Klarheit und innere Nothwendigkeit, welche eine an Evidenz grenzende Wahrscheinlichkeit bewir-

*) Vgl. K. F. Hermann, Staatsalterthümer §. 190,2.

ken könnte; allein der Hauptsache nach scheint sie dem Unterzeichneten richtig zu seyn. Die bekannte Aeußerung des Scipio, als ihm der Tod des Tib. Gracchus gemeldet wurde,

Ὡς ἀπόλοιτο καὶ ἄλλος, ὅστις τοιαῦτά γε ῥέζοι,

habe ich immer für einen Ausdruck der Mäßigung gehalten, welche die unzweifelhaften Excesse gerade der eigenen Freunde am schärfsten reprimiert sehen will. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verf. diesen Gegenstand noch ferner behandelte.

3) Polybios der Historiker. Wie bekannt, hat namentlich Lucas die Abfassung der zwey ersten Bücher von Polybios Universalgeschichte einer früheren Zeit, als die übrigen, vor der Zerstörung von Korinth, zugeschrieben. Hr Nitzsch ist anderer Meinung. Ihm scheint bis jetzt wenigstens kein bündiger Beweis möglich, daß ihre Abfassung vor der Belagerung Karthagos geschehen. Sollte im Ernst, so fragt er, Polybios anfangs, mit seiner ganzen Partey aus Griechenland verbannt, seine aristokratischen Feinde in rücksichtslosester Ausübung der Herrschaft sehend, zu einer 20jährigen Unthätigkeit verurtheilt, die Römer so sehr viel freundlicher gewürdigt haben, als nach der Zerstörung von Korinth, die ihm ein reiches Feld eröffnete, seine Jugendpläne im Vaterlande fruchtbar auszuführen: Einigkeit des ganzen Peloponneses, Gleichheit des Maßes, Gewichtes, Geldes, der Verfassung und Verwaltung (vgl. II, 37)? Die bald nachher eingetretenen Milderungen in dem Schicksale von Griechenland werden eben so wahrscheinlich von der Partey seiner römischen Freunde angeregt, wie durch ihn vermittelt seyn (vgl. besonders XII, 9). Seine Gefühle um 167 a. Chr. glaubt Hr Nitzsch in der Schilderung des dreyßigsten Buches ausgedrückt, wo er von der wilden Rathlosigkeit und Verzweiflung aller Römerfeinde nach Perseus Niederlage redet,

und hinzufügt: 'Wenn man sich aber keiner Schlechtigkeit bewußt ist, vom Leben zu scheiden aus Furcht vor den Drohungen der Gegenpartey oder der Macht der Herrscher, das ist kein geringerer Beweis von Feigheit, als ehrlos am Leben zu hangen' (XXX, 7). Inzwischen hatte er die Römer kennen gelernt, daß sie ihre Siege verdienten, daß nur unter ihrer Obermacht, falls nämlich die auswärtigen Verwaltungsgrundsätze der Scipionen befolgt wurden, der Erdkreis noch gedeihen konnte: jetzt war es ihm klar geworden, daß die römische Herrschaft 'das schönste und nützlichste Werk des Geschicks' sey. Die vielen, uns oft so störenden practischen Erörterungen seines Werkes erklären sich hiernach aus dem practischen Zwecke desselben, Römern wie Griechen die oben erwähnte scipionische Politik, zu deren treuesten und begeistertsten Anhängern Polybios gehörte, annehmlich zu machen. Eben damit hängt seine heftige und oft wiederkehrende Polemik zusammen. Dies ist die Seele seines Pragmatismus, wie er denn überhaupt, nach der im Ganzen richtigen Ansicht des Hrn Nitzsch (vgl. indessen die Excerpte des 9. Buches), unter πράγματα ganz vornehmlich die auswärtigen Verhältnisse begreift. Der Haupttheil seines Werkes geht vom dritten zum dreyßigsten Buche, die Schilderung der 53 Jahre, in welchen die römische Weltherrschaft begründet wurde; voran der Prolog, Buch I und II, über die nächst vorher gehenden Ereignisse; endlich der Epilog, die zehn letzten Bücher enthaltend, die Geschichte der letzten Bewegungen, an denen er selber Theil nahm, zur Beantwortung der Frage, ob man die Herrschaft der Römer annehmen oder abwehren solle. Diesen letzten Theil erklärt er selbst für den nützlichsten, woraus indessen noch nicht mit Herrn Nitzsch zu folgern ist, daß er ihn gleich zu Anfange schon projectiert habe.

Es wäre gewis der Mühe werth, wenn der Vf. die Frage von der Abfassungszeit des polybischen Werkes noch einmahl und mehr im Einzelnen vornähme. Der Meinung von Lucas, oder gar Henzens, der vom dritten Buche an keine Spur mehr von Bewunderung der Römer findet (!), habe ich nie beystimmen können. Etwas Auffallendes behalten die Stellen der zwey ersten Bücher, wo von der Blüte des achäischen Staatswesens im Präsens gesprochen wird, immer, da ja seit der Verbannung der Anakeklemenen nach unseren Begriffen davon keine Rede mehr seyn konnte; allein, wenn wir uns in Polybios Seele versetzen, so konnte nach 146 immer eher an Wohlbefinden gedacht werden, als vorher, zumahl Polybios, um seine spätere practische Stellung nicht zu gefährden, unmöglich sehr gegen Rom über Griechenlands Unglück ꝛc. declamieren durfte. Schon was eine viel frühere Zeit betrifft, so sieht man aus Lykortas Rede XXVI, 1, 2 sqq., und aus Polybios Bemerkung XXVI, 3, 5 recht klar, wie wenig den damahligen Hellenen eine, nur nicht allzu weit getriebene, Einmischung der Römer unangenehm schien. — So viel steht fest, Polybios hat den Plan seines Hauptwerkes erst nach 168 concipieren können, und die heutige Form desselben ist sogar jedenfalls jünger, als die Zerstörung von Korinth und Karthago. Diese heutige Form rührt wahrscheinlich aus der Zeit zwischen 146 v. Chr. und 133 her, da weder Scipios Tod (Z. 129), noch seine glorreiche Beendigung des spanischen Krieges erwähnt wird. Indessen sind manche Stellen vorhanden, die ganz unzweifelhaft vor der Zerstörung Karthagos geschrieben seyn müssen. So z. B. IX, 9: wo Polybios sagt, er habe die unmittelbar vorher beschriebenen Thaten Hannibals nicht sowohl zum Lobe der Römer und Karthager erzählt, sondern zur Aufmunterung ꝛc. Derer, die in beiden

Völkern Anführer sind u. s. w. Eben so X, 25: wo von der gewöhnlichen Art geredet wird, wie die Hipparchen mittelst ungehöriger Popularität nach der Strategie trachten, und zwar im Präsens. Auch dies muß vor der Auflösung des achäischen Bundes geschrieben seyn, zumahl jedem Leser des Polybios wohl erinnerlich und erklärlich ist, wie selten dieser Schriftsteller das Praesens historicum gebraucht. Vgl. indessen V, 102 *). Ich halte es hiernach keinesweges für unräthlich, auf die Hypothese Schweighäusers zurück zu kommen, die Lucas freylich kurz genug abfertigt, daß die Hauptarbeit des Polybios nur bis zum Untergange des Perseus gereicht habe, er sich aber nachher durch die großen Begebenheiten der folgenden Zeit, namentlich die Thaten Scipios zu einer Fortsetzung über den ursprünglichen Plan hinaus entschlossen, wobey denn eine Ueberarbeitung der früheren Bücher sehr nahe lag (vergl. die Anmerkung zu II, 38, 4 und Tom. V, p. 106 sqq.). Eine solche Fortsetzung wird um so wahrscheinlicher, da in die Zeit von 168 bis 150 für Polybios etwas äußerlichen Sinn verhältnismäßig weniger große Begebenheiten fallen, als in die Zeiten vorher und nachher (vergl. III, 5).

Wer so große Männer und Zeiten mit solcher Selbständigkeit und im Ganzen Richtigkeit zu behandeln versteht, wie unser Vf., der hat von seiner eigenen Tüchtigkeit die beste Probe abgelegt. Das ganze Werk ist mit einer Frische und Lebendigkeit der Untersuchung wie der Darstellung geschrieben, welche die schönsten Hoffnungen erregt. Größere Vollständigkeit, (so hätte z. B. aus einer Vergleichung des Polybios mit den früheren großen Historikern der Griechen noch sehr viel geschöpft werden können) Gründlichkeit im Einzelnen (m. vgl. z. B. die Stelle des Polybios VI, 37 mit der Auslegung S. 91) und Klarheit (warum sind z. B. die Anmerkungen so höchst unbequem ans Ende gestellt?) werden mit der längeren Uebung gewis hinzukommen. Fährt der Vf. in diesem wackeren Geiste fort, so kann der Name Nitzsch, der von den Theologen und Philologen mit Recht gefeyert wird, auch unter den Historikern der ehrenvollsten Anerkennung gewis seyn.

Wilh. Roscher.

*) Uebrigens möchte ich namentlich noch folgende Stellen, aus denen für die Abfassungszeit des polybischen Werkes etwas geschlossen werden kann, der näheren Untersuchung des Vfs anempfehlen: IV, 74, 8. V, 90. VI, 12, 10. XVIII, 24, 9. Auch einige von den bey Lucas S. 18 angeführten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. Stück.

Den 11. November 1844.

Leyden,

bey S. und J. Luchtmans 1843. Commentatio critica de Anthologia Graeca. Scripsit Alphonsus Hecker. VIII und 408 Seiten in groß Oktav.

Die griechische Anthologie hat seit der Herausgabe der Palatina, d. h. seit 1817, den Meisten als ein fertiges Werk gegolten, an welchem nur in Kleinigkeiten noch nachzubeßern sey. Unterzeichneter findet es in der Ordnung, daß man die gewaltige Arbeit des ehrwürdigen Fr. Jacobs, dessen Name für alle Zeiten als des sospitator Anthologiae mit der Anthologie verknüpft bleiben wird, sehr hoch angeschlagen hat, zweifelt aber, ob von einem fertigen Werke des Alterthums jemahls die Rede seyn kann; am wenigsten, will es scheinen, von der Anthologie. Nur zu oft sind starke Gebrechen des Textes durch Heilmittel zu entfernen gesucht, die für die Dauer sich nicht bewähren und versteckte Schäden treten bey genauerem Zusehen in größerer Anzahl hervor, als man es erwartet

hätte. Wie könnte es aber anders seyn? Man bedenke, daß hier die an Alter und Art verschiedenartigsten Dichter sich zusammen gefunden haben; daß die große Masse der Epigramme auch den ausdauerndsten Fleiß ermüden muß; daß diese Gedichte großentheils nur in einem einzigen nicht gar alten Codex erhalten sind, nachdem sie durch manche Sammlerhände gegangen waren, die zum Theil wenigstens an ihnen sich selbst zu versuchen keinen Anstand genommen. So wird man sich nicht verwundern dürfen, daß die Anthologie auch nach so bedeutenden Bemühungen früherer und neuerer Gelehrten immer noch eine unerschöpfliche Fülle von Aufgaben der divinatorischen Critik entgegenstellt. Die Lösung dieser Aufgaben ist mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpft. Nur zu häufig ist es der Fall, daß die Spitze eines Gedankens oder eines ganzen Epigramms durch Corruptel des Textes abgestumpft und erst durch Conjectur wieder aufzufinden ist. In zahllosen Fällen gehen dabey die Wege, welche die Critiker einschlagen, in verschiedenen Richtungen auseinander und es begegnet nicht selten, daß jeder Nachfolgende den Vorschlag des Vorgängers durch einen eignen zu verdrängen sucht. Gleich das erste Epigramm in Meinekes Delectus, ein anscheinend ziemlich klares Gedicht des Mnasalkas von Sikyon, hat seit Meineke drey Critiker beschäftigt, deren Jeder den letzten Vers und somit den Schwerpunct des Ganzen, anders herzustellen versucht hat.

Der im Jahre 1842 erschienene Delectus von Meineke hat zuerst die Anthologie frisch ins Gedächtnis zurück gerufen, schöne Emendationen mitgetheilt und Andern Muth gemacht, sich auf diesem Felde zu versuchen. Ueberall rühren sich nun regsame Hände. Niemand von Allen hat mit sol-

dem Ernst und mit so günstigem Erfolg die Sache angegriffen wie Herr Hecker. Die großen Erwartungen, welche die ein Jahr zuvor erschienenen Callimachea, Vorboten einer Gesammtbearbeitung, von dem kritischen Talent des jungen, seit Kurzem als Rector nach Maastricht berufenen Holländischen Philologen erweckten, werden durch dieses in Leyden unter Geels mit warmer Pietät anerkannten Auspicien gereifte Werk vollkommen erfüllt. Sicher haben Kallimacheische Studien Hrn Hecker auf die Anthologie gewiesen; mögen sie ferner so rasch gedeihen in äußerem und innerem Wachsthum, daß das wichtige Unternehmen der öffentlichen Bekanntmachung nicht gar zu langsam entgegenreife.

Herr Hecker begleitet die sämmtlichen Bücher der Anthologie, der Reihe nach mit seinen Verbesserungen. Meinekes Delectus ging ihm noch zu gelegener Stunde zu, um Manches neu zu erwägen, Verfehltes zu unterdrücken und ämsiger zu begründen, was noch nicht ins gehörige Licht gestellt schien. Er hat Meinekes Ansichten oft mit Glück bekämpft. Es versteht sich, daß die zahllosen Verbesserungsvorschläge Hrn Heckers nicht alle von gleichem Schrot und Korn sind; welcher conjector könnte sich solchen Glücks rühmen? Aber die Masse der unzweifelhaft richtigen, wenigstens sehr glänzenden und probabeln Emendationen ist viel stattlicher als die der entschieden mislungenen. Durchweg fördert und erfreut Hrn Heckers gelehrte, scharfsinnige, selbständige und mit wenigen Ausnahmen geschmackvolle Behandlung; manche feine Observation über Sprachliches überrascht, und die ausgedehnte tüchtige Belesenheit in den Griechischen Dichtern setzt in Staunen. Abschweifungen auf andere Gebiete sind seltener als man es in solchen Schriften gewohnt ist; selbst hinsichtlich des rück-

ständigen dritten Kapitels der Callimachea hat Hr Hecker sich Beschränkungen unterworfen und nur da von seinen Vorräthen gespendet, wo die Gelegenheit ungesucht sich darbot, dem gegebenen Versprechen nachzukommen. Da Unterzeichneter die Callimachea in einer andern Zeitschrift ausführlich beurtheilt hat, so ist es natürlich, auch unsern Lesern von dem zunächst zu berichten, was vorliegendes Werk für Kallimachos Neues bringt. Es bringt nicht wenig und sehr Schätzbares.

So führt ein Epigramm des Asklepiades V, 202. p. 72 zur Besprechung der sinnigen Dichtungen des Kallimachos in der coma Berenicae, die sich an das zuerst vom Kallikrates auf dem Vorgebirge Zephyrion der Schwester und Gemahlin des Ptol. Philadelphos, Arsinoe, geweihte sacellum der Zephyritis anknüpfen. Manche ausdrücklich unter Kallimachos Namen citierte, einige namenlos erhaltene Dichterfragmente, gewinnt Hr Hecker nach Catulls Anleitung für das lehrreich behandelte Gedicht. Nur kann Unterzeichneter nicht billigen, daß das Epigramm des Asklepiades auf eine wirkliche Weihung von Geschenken der Plangon im Tempel der Aphrodite Arsinoe gedeutet wird. Hr Hecker hat sich durch V. 2 darauf bringen lassen, wonach Plangon ihre *μάννις* und *ἡνία εὐίππων ὄφρυν ἐπὶ προθύρων*, wobey Andere an Poseidon denken zu dürfen gemeint hatten. Nun soll hinter V. 3 ein Punct stehen und das Folgende so verstanden werden:

ἐσπερίων πώλων ἄρτι φρυασσομένων
Κύπρι φίλη, σὺ δὲ τῇδε πόροις νημερτέα νίκης
δόξαν, ἀειμνήστου τήνδ' ἐπιθεῖσα χάριν,

Venus amica equorum Zephyri late(??) hinnientium. Diese äußerst harte Structur ist der Zephyritis zu Liebe ersonnen. Man thut

bey diesem obscenen Epigramme sehr unrecht, die Gaben und den Tempel und die Rosse für baare Münze zu nehmen. Das lascive κελητίζειν, das Plangon und Phillainis um die Wette trieben — denn Guyet hat sehr richtig ἀντιφρυασσομένων emendiert — leitet von selbst auf μάστιξ und ἡνία und, sollte vom Weihen einer Dankgabe für gewordenen Sieg die Rede seyn, auf εὐπνοα πρόθυρα, wobey gar nicht nach einem Tempel der Kypris zu fragen ist. Auch die Schlußworte verändert Hr Hecker in τῶνδ' ἐπιθεῖσα χάριν nicht glücklich. Denn sempiternam hujus victoriae memoriam ei concedas ἀντίδωρον könnte das doch gar nicht heißen. Es ist τήνδε τιθεῖσα χάριν zu lesen und χάρις von der Gabe der Plangon zu verstehen.

Das Epigramm eines Anonymus an Kallimachos VII, 42 gibt S. 177 flg. Veranlassung, auf die *Αἴτια* näher einzugehen und namentlich dem Abschnitte des Werkes mehrere Bruchstücke anzuweisen, in welchem der Dichter nach dem Vorgange älterer Dichter einen Traum erzählt hatte, in welchem ihm die Musen auf dem Helikon erschienen seyen und vier Bücher über alte Mythen verliehen haben, indem sie, wie bey Ovid in den Fasten, den Fragen des Dichters abwechselnd Bescheid thaten. Nach einer brieflichen Mittheilung hat Herr Hecker erst nach Beendigung des Druckes glücklich erkannt, daß die p. 177 noch als ein Epigramm betrachteten Verse bey Fronto Ep. ad M. Caesar. I, 22 nichts anderes sind als ein Kallimacheisches Distichon aus dem Eingange des gelehrten Werkes:

Ποιμένι μῆλα νέμοντι παρ' ἴχνιον οἰέος ἵππων
Ἡσιόδῳ Μουσέων ὅμιλος ὅτ' ἠντίασεν.

Die im erſten Buche erzählte Gründungsſage von Trippodiskos durch Koroibos wird p. 197 sqq. übermüs ſchön in Bruchſtücken reſtauriert, wie z. B. das von Andern ganz anders gedeutete Fr. 127 auf Linos, Pſamathes Sohn, bezogen wird:

Ἄρνες τοι, φίλε κοῦρε, συνήλικες, ἄρνες ἑταῖραι
ἔσκον ἀνήριθμοι, θαίλεια (καύλια) καὶ βοτάναι.

Und auf das Hinweggerafftwerden der Wöchnerinnen und Säuglinge durch die über Argos gekommene Peſt Fr. 424, das ſo geſchrieben wird:

Μητέρες ἐξεκενώθεν, ἐκουφίσθεν δὲ τιθῆναι.

Zu VII, 524 ſpricht Hr. Hecker über Charidas von Kyrene bey Kallimachos, den er als Pythagoreer erweiſt, wobey er näher auf das eingeht, was ſich auf das im dritten Buche der *Αἴτια* über Pythagoras Geſagte zurück bringen läßt. Sehr ſcharfſinnig wird p. 274 ein längeres Stück aus den Chaliamben über den bey den Weiſen umher geſandten Tripus combiniert, obwohl einzelne Puncte wohl noch feſterer Beſtimmung fähig ſind.

Man würde kein Ende finden, wollte man auch nur die gelungenſten Emendationen der Epigramme durchmuſtern. Doch will Unterzeichneter wenigſtens eine Anzahl namhaft machen, die er indes nicht allzu ſtreng nur als die allerbeſten zu betrachten bittet. Callim. VI, 121, 4. *ἦθεος* ſtatt *ἠ θεός*; Alexander VI, 182 *ἴδρι τὰ καὶ γαίης, ἴδρι τὰ καὶ πελάγευς*, ſo daß nach glücklicher Beſeitigung des barbariſchen *ἰδρίτα* an Alexander Aetolos — ſ. Meineke Anall. Alex. p. 236. — zu denken erlaubt ſeyn wird. Lobeck wird hiergegen ſein *ἀγρότα* Pathol. p. 381. gewis gern aufgeben. Quintus VI, 230. *Ἀκρίταν*; Erycius VI, 255, 4.

ἐξερέων statt ἐξ ὀρέων; Diotimus VII, 267, ὁ δολούσαις statt θεούσαις; Phanias VII, 294, χαρακτὰν statt παρακτέαν, wie jetzt auch Lobeck Path. p. 397 gefunden hat; Anon. VI, 344 Ἐμβρεμέτας; Anon. VII, 363. Τετράμετρος ὅδε τύμβος, eine Emendation Geels; Aristo VII, 457. Κυκλωπείην — κύλικα. Leonidas VII, 478, 2. ἡμιφανεῖ; Sappho VII, 489, 3. ἃς καὶ ἀποφθιμένας; Anyte VII, 490, 3. ἀλλ' ἐπιπάντων; Damaget. VII, 541, 1. Ἔσθης statt ἔστης; Crinag. VII, 628, 4. Ὀξείας; Chaerem. 720. Κλεύας Οὐτυμοκλείος; Antiphil. IX, 551 ist die von Meineke glücklich errathene Beziehung auf Chalkedon durch eine Stelle aus Demosthenes Βιθυνιακά bey Steph. Byz. s. v. Ἡραία erwiesen, so unsicher die Restitution der Worte des Epigramms noch bleibt; Anon. X, 109. Καὶ πᾶσα πράξις τὸν λόγον ἀρχὸν ἔχει statt ἔργον ἔχει; Lucill. XI, 107. ἦ πάλι Κάμπη, wo aber statt des nicht dahin gehörenden Apollod. I, 2, 3. treffender auf Diod. 3, 71 verwiesen wäre; Lucill. 194, 2. θ' ἕδνον statt τ' ἔνδον; Anon. XIII, 61. Ἄθρει, μὴ διὰ παντὸς ὅλαν κατάγῃ Ἀφίβαζε Τὰν Κνίδον. Anon. 136, 3. εὖδε λάληθρον statt εἰ δὲ; Sim. App. 75. (epigr. 215 oder 166 Bergk.) ἀσκητὸν statt ἀσκητός, obwohl dieses auch bey Arsen. Viol. p. 119 steht. Sollte nicht leichter und passender ἀσκητῶς geschrieben werden dürfen? Von andern gelegentlich berichtigten Schriftstellern zeichne ich die p. 320 aufgestellte Vermuthung aus, daß bey Sophocl. Scholl. Vict. Il. 18, 274. statt ἐν τοῖσιν ἵπποις τοῖσιν ἐκλελεγμένοις — χωρῶμεν herzustellen sey Ἐνετοῖσιν. Doch würde ich nach Euripides Hippol. 230. Ἐνέταισιν von Ἐνέτης

schreiben, wie auch in dem von den Scholien zu Euripides beygebrachten Epigramme — s. Preller zum Polemon p. 49. Clinton Fastt. Hell. I, 433. — steht:

Λέων Λακεδαιμόνιος νικῶν ἵππος Ἐνέ-
[illegible]

Wer einmahl aufs Emendieren ausgeht und critisches Talent hat, der läßt sich leicht verleiten, einen zu häufigen Gebrauch von seinem Scharfsinn zu machen und auch, Hr Hecker ist nicht selten mit Conjecturen bey der Hand, wo richtige Interpretation des Ueberlieferten eher am Orte gewesen wäre. Gleich z. B. III, 1. Dionysos führt die Semele aus dem Acheron herauf τὰν ἄθεον Πενθεῦς ὕβριν ἀμειβόμενας. Dafür darf nicht ἀμειβομένου gesetzt werden. Der Dichter sagt: Dionysos macht Pentheus Frevel an seiner Mutter wieder gut, nämlich eben dadurch, daß sie unsterblich wird. Bey Anacr. VI, 134 soll nach p. 111 der Name einer Bakchantin Ἑλικωνιάς verdächtig seyn und V. 3 ἐξ ὄρεος die namentliche Erwähnung des Berges erwartet werden. Allein Ἑλλικωνιάς steht auch Inscr. 2426. Boeckh.: Ἑλικώνιον zu schreiben und daraus zum dritten Verse Ἑλικῶνος zu denken ist aber schon darum unthunlich, weil, wenn zwey Mädchen mit Namen genannt werden, Xanthippe und Glauke, auch die dritte genannt werden mußte. Da nun von Bakchantinnen die Rede, so ist nach einem bestimmten Berge nicht zu fragen: denn die schwärmen κατ' ὄρη. Ist ὄρεος richtig, so stand auf dem Bilde der Berg abgebildet: sonst wäre wohl ἐξ ὀρέων passender.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

182. 183. Stück.

Den 14. November 1844.

Leyden.

Schluß der Anzeige: 'Commentatio critica de Anthologia Graeca. Scripsit Alphonsus Hecker.'

Den Schluß des Simonideischen Epigramms VI, 296 will Hr Hecker p. 225 wegen der inepta sententia der Vulgata so corrigieren:

μέγα δ' ἔστενεν Ἀσὶς ὑπ' αὐτῶν
πλήγαις ἀμφοτέραις, χερσὶ κρατεῖ
πολέμῳ,

ingemuit Asia de duabus cladibus ab Atheniensibus inflictis in bello, ubi manuum viribus res agitur. Das wäre für Simonides zu geziert und χερσὶ κρατεῖ πολέμῳ ein geschmackloser Zusatz. Nun gewährte freylich die Vulgata ein widriges und unsimonideisches Bild, wenn sie wirklich bedeutete, was Hr Hecker behauptet: 'die Nike hat Asien mit ihren beiden Händen geschlagen.' Das besagt sie aber nicht, vielmehr: 'gewaltig erseufzte Asien, von den Athenern mit doppelter Hand getroffen in Ohmacht des Kampfes', d. h. zu Lande und zu Waßer

geſchlagen, *πλήγεῖς ἀμφοτέραις χερσὶ κράτει πολέμου.* — Um das VII, 443 demſelben Dichter beygelegte Epigramm für echt zu halten, wie es Hr Bergk ep. 111 gethan hat, ſoll nach p. 226 der Schluß ſo hergeſtellt werden:

οὔτι δ' ἀκοντοδόκων ἀνδρῶν μναμεῖα θανόντων,
ἄψυχ' ἐμψυχῶντ', ἄδε κέκευθε κόνις.

Hi bello caesi sunt, memoria tamen fortium virorum, quae mortuis vitam reddit, superstes est neque tumulo condi potuit. Wie könnte doch, um anderer Uebelſtände zu geſchweigen, *οὔτι μναμεῖα θανόντων κεύθει κόνις* heißen was Hr Hecker hinein legt? So wenig wie Hrn Heckers Aenderungen iſt Meinekes *εὐψύχων* und Bergks *ἔμψυχ' ἀψύχων* zu gebrauchen. Der Gedanke kann nur ſeyn: 'Dieſe Männer ſind im Kampfe gegen die Perſer geblieben: anſtatt der muthvollen Krieger aber, die nicht heimgekehrt, ſind nur die entſeelten Reſte der Gebliebenen zurück gekommen, die hier beſtattet ſind.' Man vergleiche Aeschyl. Agam. 422 sq. *ἀντὶ δὲ φωτῶν Τεύχη καὶ σποδὸς εἰς ἑκάστου δόμους ἀφικνεῖται.* Danach ſchließe ich *ἄψυχ' ἐμψύχων* ein und leſe mit dem Pal.:

ἀντὶ δ' ἀκοντοδόκων ἀνδρῶν μναμεῖα θανόντων,
ἄψυχ' ἐμψύχων, ἄδε κέκευθε κόνις.

So mag das Epigramm wirklich dem Keer gehören: dieſe zierliche Antitheſe *ἄψυχ' ἐμψύχων* erinnert an ähnliches bey ihm, z. B. 128, 2. (183, 2) *καὶ τεθνηὼς ζῶντι παρέσχε χάριν*; 124, 3. (179, 3) *μνῆμα δ' ἀποφθιμένοισι πατὴρ Μεγάριστος ἔθηκεν Ἀθάνατον, θνητοῖς παισὶ χαριζόμενος.* — Antiphil. IX, 258. Ein nied-

liches Epigramm auf einen Quell, der sich beschwert, daß ihm das Waßer ausgeblieben, weil ein Mörder sich in ihm gewaschen:

ἐξ οὗ μοι κοῦραι φύγον ἤλιον, εἰς ἕνα Βάκχον,
εἰποῦσαι, Νύμφαι μισγόμεθ', οὐκ ἐς Ἄρη.

Solem effugerunt soll nicht angehen, weil nothwendig gesagt seyn müsse, daß die Nymphen die Quelle verlassen hätten. Daher soll man λίπον ἠιόν' lesen. Gewis nicht: die Nymphen mieden das Sonnenlicht, in so fern sie die Fluthen im Schoß des Felsen zurück hielten. — Theocr. 338.

Εὔδεις φυλλοστρῶτι πέδῳ, Δάφνι, σῶμα κεκμακὸς
Ἀμπαύων,

wird κεκμακὼς (Pal.) ἀμπαύῃ nach Idyll. 1, 16 vermuthet. Dadurch würde ein unerträgliches Asyndeton entstehen. — Mnasalc. VI, 128 kann nicht geschrieben haben: χρυσέαν εὖ κεκόνισαι ἴτυν, weil der Satz den Grund angeben muß, weshalb der Dichter V. 1 ἀσπὶ φαεννά sagen konnte: Πολλάκι γὰρ κατὰ δῆριν Ἀλεξάνδρου μετὰ χεροὶν Μαρναμένα χρυσέαν οὐκ ἐκόνισας ἴτυν.

In der Verbeßerung Simonideischer Epigramme ist Hr Hecker an einigen Stellen glücklich gewesen. Unzweifelhaft richtig stellt er z. B. VI, 243 δεσμῷ ἐν ἀχνυόεντι statt ἀχλυόεντι her, was in den codd. Herod. ἀχνυ Θέντι klar vorliegt. Aber weit bedeutender ist die bis auf Nebenpuncte schlagend erwiesene Behauptung, daß das dem Simonides VII, 496 zugeschriebene Epigramm, welches man seit Francke zu den elegiis lugubribus geschlagen hatte, vielmehr dem Kallimachos gehört und mit dessen VII, 271 erhaltenen Versen so zu verknüpfen ist: Ἠερίη — Μολουριάδος· Ὤφελε μηδ' ἐγένοντο θοαὶ νέες· οὐ γὰρ ἂν ἡμεῖς

Παῖδα Διοκλείδου Σώπολιν ἐσσένομεν· Νῦν δ' ὁ μὲν — παρεχόμεθα. Diese scharfsinnige Entdeckung muß man Hrn Hecker um so mehr danken, weil er uns von einem zu dem Tone der übrigen Simonideischen Gedichte durchaus nicht stimmenden Gedichte befreyet hat. Nur hat er zu hastig geurtheilt, wenn er meint, mehre Epigramme habe ich zu rasch den Trauerelegieen zugetheilt, nam Simonidem etiam uni et alteri ex amicis epicedia scripsisse elegiaca nullo testimonio constat. Ist denn ein ausdrückliches Zeugnis vorhanden, daß er gnomisch-paränetische Elegieen schrieb? Und doch wird Hr Hecker die daraus erhaltenen Reste ihm lassen. Ueber den viel gepriesenen lyrischen Threnen sind jene Gedichte vergessen. Doch nicht vergessen; denn einige Stücke stehen so sicher, daß gar kein Zweifel seyn kann, daß sie von den Epigrammen ausgesondert werden müssen. Hr Hecker freylich geht so weit, die VII, 513 und 515 seit Francke erkannten elegischen Stücke wiederum für unverfängliche Epigramme angesehen wissen zu wollen. Dann hätte er wenigstens sie dem Simonides absprechen sollen. Denn ich muß aufs Entschiedenste bestreiten was Hr Hecker behauptet, daß in 513 nichts der Natur des Epigrammes zuwider sey. Wir haben für Simonides Epigramme die sicherste Norm und da fordere ich, Hr Hecker bringe ein auch nur entfernt ähnliches bey. Er nennt VII, 646—649 ähnlich. Das erste, von Anyte, habe ich schon zum Simonides für ein Stück einer Trauerelegie erklärt und sicher kann es kein wirkliches zum Eingraben bestimmtes Epigramm gewesen seyn; das zweyte ist ohne Frage ein Simonideisches Stück einer Trauerelegie auf Gorgo, das mit 513 die größte Aehnlichkeit hat; 648 ist vom spätern Leo-

nidas von Tarent, der für Simonides so wenig beweist wie 649, welches verschiedener Art ist. Nun gar IX, 23. 96 vom Antipatros können nicht in Betracht kommen. Das *Φῆ ποτε* bey Simonides begünstigt obige Behauptung durchaus nicht, da natürlich nach Zerstückelung der Elegie das ursprüngliche *τότε* weichen mußte. Nun gehören aber 513 und 515 so unverkennbar zusammen, daß Planudes hier gelobt werden muß, wenn er wirklich aus Conjectur das *Φῆ ποτε Πρόμαχος* des Pal. in *Φῆ ποτε Τίμαρχος* verbeßerte: die Conjectur *φῆ ποτε Πρωτόμαχος* ist gratuita. Francke hat hier einen richtigen Geschmack bewährt: will Hr Hecker wirklich glauben, ein Simonideisches Epigramm habe beginnen können: *Αἰαῖ νοῦσε βαρεῖα, τί δὴ ψυχῇσι μεγαίρεις Ἀνθρώπων ἐρατῇ παρ νεότητι μένειν*? Also entweder Elegie auf Timarchos oder Epigramme; wenn letzteres, unmöglich Simonideisch. Aber ersteres ist das Wahre. Wenn Hr Hecker übrigens Hermanns *πατρὸς χερὶ χεῖρας ἔχοντας* verwirft, so stimme ich vollkommen bey, hatte aber auch schon im Delect. p. 403 dasselbe gethan. — In dem von mir dem Simonides vindicierten Epigramme App. 364. wird p. 397 *κευθάνει ὧδ' Ὀπόεις* vorgeschlagen. Beßer wohl als das kürzlich trotz der Warnung im Simonides gar in den Text getragene *ἥδε κέκευθ' Ὀπόεις*. Simonideisch ist einzig *τῇδε κέκευθ' Ὀπόεις*. Er konnte sagen *ἥδε κέκευθε πόλις*, aber nicht *ἥδε κέκευθ' Ὀπόεις*. — In dem Epigramme des Bacchylides VI, 52. *Εὔδημος τὸν νηὸν ἐπ' ἀγροῦ τόνδ' ἀνέθηκεν τῷ πάντων ἀνέμων πιοτάτῳ Ζεφύρῳ* wird Schneiders *πρηϋτάτῳ* durch paſſende Beyſpiele erwieſen. Allein dennoch schreibe ich *πιοτοτάτῳ*, was sowohl näher liegt

als auch von dem folgenden *Εὐχομένῳ γάρ οἱ ἦλθε* — wie ganz richtig vulgo — gefordert zu werden scheint. Auch das andere Epigramm des Bakchylides 313. ist p. 164 in so fern richtig behandelt, als Hr Hecker *Κραναῶν* herstellt, da nur von Attika die Rede seyn kann; aber für *πρόφρων δὴ* oder *σὺ Κραναῶν* oder *πρόφρασσα Κραναῶν* ist einfacher und näher *προφρονέως Κραναῶν* zu verbeßern. — Sehr unsicher ist die Behandlung von VI, 212, einem angeblich Simonideischen Epigramme. Wegen der Epigraphe des Pal. und des nitor et simplex elegantia will Hr Hecker es retten und um das häßliche *δέσποτα* wegzuschaffen schreibt er: *αἶνον ἔχεις, χαρίτων μεσοτάτοις στεφάνοις*, indem er behauptet, *αἶνον ἔχειν χαρίτων* könne man gar nicht erklären. Ich glaube, das kann recht wohl heißen wegen lieblicher Geschenke gelobt werden. Nehmen wir Hrn Heckers Conjectur an, so sagt der Dichter: 'Bitte, o Kyton, den Apollon *ἀγοραῖος*, daß er sich so der *δῶρα* freue, wie Du von den Korinthern und Fremden gelobt wirst, *χαρίτων μεσοτάτοις στεφάνοις*.' Sollen das die *δῶρα* seyn oder wohin zieht Hr Hecker *χαρ. μεσ. στεφ.*? Ich kann unmöglich das Epigramm für Simonideisch halten, da gar nicht gesagt ist, welche *δῶρα* Kyton — ein sonst nicht vorkommender Name — dem Apollon geweiht habe. Sind es die *στέφανοι*? oder sind sie wegen errungener *στέφανοι* geweiht? Ich bleibe dabey, daß *δέσποτα* von dem Verfasser herrührt und man das Epigramm für jung zu halten hat. Ein ganz ähnliches vom Anakreon VI, 143 klingt doch ganz anders und hat keinerley Unklarheit, wie dieses. Die Epigraphe stört nicht, da auf Simonides Namen viele falsche Epigramme gehäuft sind.

Ich will jetzt noch einige Epigramme verschiedener Verfasser kurz besprechen, da ich glaube probabler verbeßern zu können als Hr Hecker gethan hat. Apollonides VI, 238, 5. Ein Landmann weiht geringe Gaben seines Feldes und seines Weingärtchens:

εἰ μὲ δ' ἐξ ὀλίγων ὀλίγη χάρις· εἰ δὲ διδοίης πλείονα, καὶ πολλῶν, δαῖμον, ἁπαρξόμεθα.

Der Name des Gottes wird vermißt, weshalb Hr Hecker *Ἑρμῆ δ' ἐξ ὀλίγων* schreiben will. Als ob aber nicht allen Göttern geringe Gaben der Armen zustehen. Hermes ist auch schwerlich hier der rechte Gott und *δαῖμον* würde wunderlich hinterdrein kommen. Meineke hat sehr richtig *ἤ μὴν* corrigiert, außerdem schreibe man aber:

εἰ δὲ διδοίης πλείονα, καὶ πολλῶν, Δηοῖ, ἀπαρξόμεθα. —

Loll. Bass. VII, 243. auf Leonidas:

ἦν δ' ἐσορῇς ἐπ' ἐμεῖο βοόστρυχον εἰκόνα θηρός, ἔννεπε· τοῦ ταγοῦ μνῆμα Λεωνίδεω.

Hr Hecker *ἦν δ' ἐσ. ἐπ' ἐμεῦ ἰοβόστρυγον* oder *ἰοβοστρύχου εἰκ.* Ersteres richtig: aber *ἰοβόστρυχοι λέοντες* hat es schwerlich auch im Alterthume gegeben. Ich schreibe: *ἐπ' ἐμεῦ δασυβοοστρύχου κτλ.* — Crinagoras IX, 239, 3.

Ἀνακρέοντος, ἅς ὁ Τήϊος ἡδὺς πρέσβυς ἔγραψεν ἢ παρ' οἶνον ἢ σὺν Ἱμέροις.

Der des Eigennamens wegen gewählte Trimeter soll so restituiert werden: *Ἀνακρέοντος* (⏑⏑—⏑), *ἅς ὁ πρέσβυς ἡδὺς Τήϊος.* Aber nie kommt *Ἀνακρέων* anders als ⏑—⏑— vor, vielleicht einmahl *Ἀνακρείων* ⏑⏑——. Daher lieber mit Tilgung der Reminiscenz aus *ἡδύς, ἄλυπος* des

Kritias: *Ἀνακρέοντος, ὃς ὁ πρέσβυς Τήϊος.* — Nicias IX, 315.

Ἴζευ ὑπ' αἰγείροισιν, ἐπεὶ κάμες, ἐνθάδ' ὀΐτα,
καὶ πίε θᾶσσον ἰὼν πίδακος ἀμετέρας.

Den Sinn trifft Herrn Heckers *πίε δ' ἄσσον*, aber der Dichter schrieb: *καὶ πῖθ' ἄσσον ἰών.* — Maecius 403.

Αὐτὸς ἄναξ ἔμβαινε θοῷ πηδήματι, λῃνοῦ
λακτιστής, ἔργου δ' ἡγέο νυκτερίου.

Hr Hecker, der p. 326 das hübsche Epigramm an Bacchus behandelt, geht über den Anfang hinweg. Reiske bezog *νυκτερίου* auf das meist zur Nachtzeit vorgenommene Keltern. Das mag er wohl für unsere Stelle ersonnen haben. Man lese *νεκταρέου*. Antiph. 409, 2. *τριγέρων νεκτάρεος Βρόμιος* und *νεκτάρεος πέταλος* Moero Byz. 1, 4. Meinek. — Satyrus X, 5.

Ἤδη πηλοδομεῦσαι χελιδόνες, ἤδη ἀν' οἶδμα
κολποῦνται μαλακὰς εἰς ὀθόνας Ζέφυρος.

Den Sinn erkennt Hr Hecker Zephyrus vela sinuat, aber er sucht schwerlich richtig in *εἰς* ein Epitheton des Zephyros. Ich lese: *μαλακὸς τὰς ὀθόνας Ζέφυρος.* — Philipp. Plan. 137, 5 sq. auf ein Bild der Medea:

ἔρρε καὶ ἐν κηρῷ παιδοκτόνε· σῶν γὰρ ἀμέτρων,
ζήλων, εἰς ἃ θέλεις, καὶ γραφὶς αἰσθάνεται.

Jakobs *οἷς θύεις*, Andere *οἷς ἀσεβεῖς, ἀθετεῖς*, Hr Hecker *οἷς ἄλιτες*. Viel näher liegt: *εἰς ἀθρεῖς*; wie Aehnliches so oft vorkommt, namentlich *ὁρᾷς*. — Antiphilus 409, 5 heißt es von einem Hungerleider:

οὗτος ἐμοὶ τέθνηκε, περίμνησιν δὲ παρέρπω
νεκρόν, ἐς ἀλλοτρίους φειδόμενον φάρυγας.

Unglücklich scheint die p. 327 vorgetragene Muthmaßung τέθνηκε μερίμνης τὸν δὲ π. schon wegen der schlechten Cäsur. Dem Sinne würde genügen τέθνηκε, περίπτυστον δὲ oder τέθνηκεν, ἀπόπτυστον oder ἀνοίκτιστος, wenn man weiter suchen will.

Wie wir in diesem Falle finden, daß Hr Hecker mit dem Versbau es nicht zu streng genommen hat, so gewahrt man an gar vielen Stellen seines Buches ein gewisses Schwanken des Urtheils in prosodischen und metrischen Grundsätzen. Beschäftigung mit den so heterogenen Poesien der Anthologie verführt leicht, entweder zu schroffe Forderungen zu stellen oder zu nachsichtig zu seyn, je nachdem man entweder die Strenge alter guter Dichter oder die manigfachen Nachlässigkeiten und Ungenauigkeiten späterer Versmacher vor Augen hat und als maßgebend betrachtet. Im Allgemeinen muß Unterzeichneter sich immer mehr zu der strengeren Norm bekennen, während Hr Hecker sehr geneigt ist, durch die Finger zu sehen. Selbst bey späteren Dichterlingen hat doch die Licenz ihre Grenzen und ich kann z. B. nicht glauben, daß III, 15 geschrieben werden kann, wie p. 11 angenommen wird:

Γλαύκου· κράντα ἀγεννοῦς Ἰοβάτου δ' ὑπάλυξεν.

Oder daß Agathias VI, 80, 1. (p. 102) geschrieben hätte:

Δαφνιακῶν βίβλων Ἀγαθία ἡ ἐννεὰς εἰμί.

Oder daß VI, 93 ein Hexameter des Antipater von Sidon lauten dürfte:

ἐκ πολλοῦ πλειῶνος ἐπεὶ βάρος οὐκέτι χείρ ἐς.

Oder eines Anon. App. 155. (p. 59)

Τόσσον μισηθοίης ὅσσον ἐγώ σε φιλῶ, [παῖ,] wo durch τόσσον μῖσος ἔχοις der Pentameter leicht zu erreichen war. Oder daß Meleager XII, 65, 3 geſagt hätte:

Κήμιοὶ τὸν καλὸν ἔξεστι σπλάγχνοισι Μνίσκον, (scr. ἔστιν ὑπὸ σπλ.) oder daß gar Mnaſalkas VI, 268 den Pentameter gemacht hätte:

τοῦτο· σὺ δ' εὐθήρου ναυβάτ' ὑπέρισχε ῥίου, eben ſo unmöglich, wie p. 278 bey Antipater ἔδυ ς λιμένα.

Ueber die brevis in caesura pentametri ſtellt Hr Hecker p. 307 eine ausführliche gründliche Unterſuchung an, weil er ſah, daß Hr Bergk bey Simon. VII, 510. in Poett. Lyr. p. 782 ſie gar ex conjectura hergeſtellt hat: cujus audaciae rationes etsi lectorem celaverit, quia nihil facere inconsiderate solet, gravissimas esse confidimus. Nach der einhelligen Lehre der alten Metriker leugnet Hr Hecker dieſe Licenz bey ältern guten Dichtern, die, wo ſie überliefert ſey, auf Corruptel beruhe oder die Auctorſchaft verdächtige. Daher ſpricht er dem Theognis den Vers λήσομαι ἀρχόμενος οὐδ' ἀποπανόμενος, der allerdings nicht leicht zu beßern iſt, ab; v. 1254 (vielmehr 1232) ἐκ σέθεν ὤλεσο μὲν Ἰλίου ἀκρόπολις gleichfalls, ohne zu bedenken, daß Theognis nach dem Epos Ἰλίου ſprach; auch über den Vers Aristotelis Pepli qui dicitur App. IX, 54 urtheilt Hr Hecker unrichtig, wenn er mit Paſſow corrigiert:

ἦδ' ἱερὰ πεδίῳ ἀμφὶ Προποντὶς ἔχει,

während ἦδ' ἱερὰ νῆσος Ποντιὰς ἀμφὶς ἔχει nach codd. zu leſen iſt, worüber ich andern Orts

gesprochen und auch erwiesen habe, daß die metri leges saepius violatae in den Epigrammen des Aristoteles (p. 309) auf falsche Lesarten fußen. Anderes beßert Hr Hecker recht gut, namentlich auch p. 151 sq. Phaedimi ep. VI, 271, 6. *κούρην υἱέ' ἀεξόμενον* statt *κοῦρον υἱέ* und V. 5 *Λέοντος*: über die Stelle des Simonides hat er nichts gesagt; sie ist von Fröhlich sicher geheilt: *οὐδ' ἵκεν Κεῖον* (oder *Κῆον*) *ἐς ἀμφιρύτην*. Erst ganz späte Versschmiede übertreten das von allen alten Dichtern beobachtete Gesetz.

Allein Hr Hecker gesteht auch alten Dichtern den Hiat an dieser Stelle des Pentameter zu: neque ulla adest offensionis causa, si pentametrum in suos dividas pedes secundum aliam, quam Grammatici veteres tradidere, rationem:

οὔτε τι | γὰρ νή | φω οὔ | τε λίην | μεθύω,

Theogn. 306. (vielmehr 478), wo aber gute Quellen auf *οὔ τοι ἐὼν νήφων οὔτε λίην μεθύων* zu führen scheinen. Ich fürchte, jene Theorie wird wenig Liebhaber finden. Auch stehen die angeführten Beyspiele aus alten Dichtern auf schwachen Füßen. Theogn. 434, 992 sind falsch citiert: Mimnerm. II, 2 glaube ich evident verbeßert zu haben *εἴαρος, αἰψ' αὐγῆς ἄζεται ἠελίου*; bey Antimach. Athen. XI, 469, F. ist *εὔχρεω* längst in *χρυσέῳ* corrigiert; Simon. VII, 251, 2. *κυάνεον θανάτου ἀμφεβάλοντο νέφος* ist gewis nicht richtig, aber die Verbeßerung zweifelhaft, vielleicht: *Ἄοβεστον κλέος οἵδε φίλῃ περὶ πατρίδι θέντο Ῥυσάμενοι· θανάτου δ' ἀμφεβάλοντο νέφος*; coll. Mnasalc. VII, 242; über Callim. Fr. 197. 152 will ich nicht urtheilen. Folglich ist in Bezug auf alle alten Dichter obige

Freyheit in Abrede zu ſtellen, zumahl an einen hiatus in arsi spondei legitimus mit p. 310 nicht zu denken iſt.

Sehr misslich iſt die Lehre vom hiatus auch an andern Stellen bey ſo heterogenen Dichtern. Hr Hecker hat ſich an mehreren Stellen ſeines Werkes darüber geäußert, z. B. p. 152, wo aber, wie auch anderwärts, ſehr verſchiedene Fälle vermengt ſind. Ein *Κεχηναίου εἴσατο υἱός* beym Phädimos iſt denn doch ein anderes Ding als *τὸν ποκα ὕδωρ* beym Simonides, wo ich trotz Hermanns *ποτὸν ὕδωρ* an meinem *ποκα νᾶμα* halte, coll. Mnasalc. IX, 333, 3. *κράναν, ἃς ἄπο νᾶμα κτλ.* Mnaſalkas war ja *τᾶς Σιμωνίδα σπάθας ἀποσπάραγμα*. Ferner rechnet Hr Hecker zu Hiaten *ἠλέκτορα εἶδεν, σάφα εἰδώς*, sed differt *ἐπιμήχανε ἔργων*, nam concursus vocalium ante *ἔργον* solemnis. Nicht eben ſo vor *Fειδέναι*? Dem Meleager traut Hr Hecker p. 63 *τὰ ἅπαντα* zu, *μὴ φείδου τὰ ἅπαντα λέγειν*, cod. *τὰ πάντα*, was durch *τὰ ἕκαστα* und *τὰ ἕτοιμα* oder durch *τὰ ἀγάλματα* (scr. *τἀγ.*) und dgl. nicht beſchönigt wird; *σύμπαντα* bietet ſich von ſelbſt dar. Einem Incertus wird p. 69 ſtatt *μύροισιν ἔτι πνείοντες — στέφανοι* hergeſtellt *μύροιο ἔτι* und durch Simonides *Διωνύσοιο ἄνακτος* (*Fάν.*), durch Dionyſios *Ἀντιόχοιο ἐπώνυμος*, Kallimachos von Wernicke ſicher gehobenes *χρυσέοιο ἀπ᾽ οὔδεος* und ähnliche zweifelhafte Fälle vertheidigt. Gleicherweiſe kann Unterzeichneter nicht zugeben, daß nach p. 329 ein ſo eleganter Dichter wie Krinagoras geſetzt haben ſollte: *ἦ τὸ Ἀράξεω*; da cod. *ἔντος Ἀράξεω* hat, ſo iſt *ἔνθα τ᾽ Ἀρ.* zu ſchreiben. Die vielen als ähnlich angeführten Hiate

sind theils an andern Stellen des Verses, theils anders zu beurtheilen.

Auch in prosodischen Dingen drückt Hr Hecker noch gern ein Auge zu. Beym Phanias wird p. 158 *σμῖλαν* als ex Dorum more correptum (??) mit Theokrits *ψυχᾰ̀ν ἀεὶ βροτοβᾰ́μων* auf gleiche Linie gestellt, während Jakobs das unerhörte *ψυχᾰ̀ν* längst evident emendiert hat; Antip. VII, 81, 3 hat *Μιτυλάνᾰ*, wie *Πέλλανα*, also *Μιτύλανα* zu schreiben; daß aber Choiroboskos Bekkeri p. 1200 sq. und p. 1378 (*ζεῦγλα* für *ζεύγλη*) nicht ein *ψυχᾰ́ν*, *Μιτυλάνᾰν* erweisen kann, wird Hr Hecker leicht gewahren. Imgleichen p. 101 gebe ich zu, daß *ἀγριοσύνη* das *ῑ* lang haben kann, nicht aber, daß, wie Homer im ersten Fuße des Hexameters einmahl hat *ἀγρίου*, so nun auch im sechsten *ἀγρίῳ*, *παναγρίους* oder gar bey Apoll. Rh. I, 942. *ἄγριοι* im vierten erträglich wäre. S. 120 laufen unter die zum Theil treffend auserlesene Beyspiele von Verlängerungen kurzer Vocale in der Mitte mehrsylbiger Wörter vor liquidis, wie *ἀλινήκτειρα*, oder vor *π*, wie *ἀλίπεδον*, doch auch ungehörige unter, wie bey Philipp. VI, 203, 5. *ἐρινόμου Αἴτνης*, wo Hemsterhuis *ἐριβρόμου* evident scheint: *ἐρίνομος Αἴτνη* weiß ich gar nicht zu erklären; III, 6, 3. *σκυλᾶν γὰρ ἐθέλει* ist ganz normal nach Homer und Andern, sobald *γάρ* in arsi vor zwey Kürzen steht u. s. w.

Endlich vermisse ich hin und wieder klare Einsicht in das was der Dialect fordert oder gestattet. Wenn z. B. bey Leonidas V, 206, 8. *οὔκοτε* corrigiert wird, so ist dem Tarentiner ein so strenger Jonismus schwerlich zuzumuthen. S. 196 ist ohne Beweis meine Behauptung angefochten, daß der Dialect bey alten guten Epigrammatisten sich

nach der Heimath richte, cui opinioni reniuntur epigrammata complura. Allerdings plurima, wenn man späte Versmacher in Betracht zieht, die kein lebendiges Gefühl für Reinheit einer bestimmten Mundart hatten. Bey Simonides, dem größten Meister der Art, steht jener Grundsatz durchaus fest.

Rechnet man alle solche kleine Fehlgriffe und Versehen ab, so macht das ganze Werk den Eindruck der bedeutenden Arbeit eines viel versprechenden jungen Philologen und fast thut es mir leid, nun ich sehe, daß ich weit mehr getadelt und gemäkelt habe, als der Grundsatz ubi plura nitent — duldet. Das Gediegene wird sich auch ohne Anpreisen Bahn brechen und den Tadel halte man dem Wunsche zu Gute, künftig durchweg nur seine Freude an dem Gebotenen haben zu können.

F. W. S.

Paris,

bey L. Hachette 1844. L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avénement des Bourbons, par Ch. Weiss. Tom I. VIII u. 442 S. Tom II. 408 Seiten in Octav.

Es liegt nicht in dem Plane des durch seine Herausgabe der Papiers d'état du cardinal de Granvella *) bekannten Verfassers, dem Leser eine vollständige Geschichte Spaniens in dem oben genannten Zeitraume zu bieten; er beschränkt sich vielmehr, wie es in der Vorrede heißt, auf die Entwickelung der Gründe, aus denen Spanien so tief sinken konnte, und auf die Auseinandersetzung

*) Jahrgang 1842, St. 59; 1843, St. 66 und 1844 St. 82 dieser Blätter.

der Bedingungen, unter denen es die verlorene Stellung wieder zu gewinnen berufen seyn kann. Zur Erreichung dieser Aufgabe lag ihm ob, einmahl das politische System Philipps II. und seiner Nachfolger und die Thatsachen zu erörtern, die dem fortschreitenden Verfalle des spanischen Reiches im 16. und 17. Jahrhundert zum Grunde liegen, sodann die durch das Haus der Bourbons ins Leben gerufenen Reformen zu untersuchen, und hieran die Hoffnungen zu knüpfen, zu denen das neuerwachte Leben auf der pyrenäischen Halbinsel berechtigt. Wie der Verf. diesem Ziele theilweise mit Geist und Liebe nachgerungen, theilweise dasselbe aus den Augen verloren hat, werden die nachfolgenden Mittheilungen zeigen.

Vielfach auf die gewichtigen Untersuchungen des auch in diesen Blättern angezeigten Werkes von Mignet, Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV., sich berufend, hat derselbe für den ersten Abschnitt, außer den unvergleichlichen Forschungen Rankes, den in neuerer Zeit doppelt veröffentlichten Berichten venetianischer Gesandten, und älteren Geschichtswerken, welche sich auf die Regierungen habsburgisch-spanischer Könige beziehen, eine Menge von ungedruckten Actenstücken benutzt, die sich theils in den Archiven zu Paris, theils in den so lange Zeit vergessenen Gewölben zu Simancas befinden. In Folge dessen tauchen in diesem Zeitraume der spanischen Geschichte, welcher seit Coxe so vielfach den Gegenstand der Untersuchungen abgab, eine Menge wesentlich neuer Momente auf, hinsichtlich deren z. B. nur auf die Abhandlung über die politischen Verhältnisse Philipps II. zu den Kronen Polen, Schweden und Dänemark verwiesen zu werden

braucht. Der zweyte, mit der Regierung Carls II. beginnende Theil beruht fast ganz auf noch nicht veröffentlichten gesandtschaftlichen Berichten und auf einer großen Zahl von Monographien, denen man schwerlich auf irgend einer Bibliothek außerhalb Spaniens begegnen möchte. — Die Darstellung ist leicht, fließend, fern von prunkender Declamation, überzeugend, weil sie kein anderes Ziel kennt als die Wahrheit, immer spannend und so fern von dem Bestreben, dem Leser die An- und Aussichten des Verfs aufzudrängen, daß vielmehr die Sachlage der wichtigsten Verhältnisse hauptsächlich durch statistische Nachweisungen beleuchtet wird.

Der Verf. beginnt mit einer Schilderung der inneren und äußeren Zustände Spaniens zur Zeit als Philipp II. dem Vater auf den Thron folgte. Ueber ein einiges, starkes, zu Land und Meer siegreich dastehendes Volk gebot Philipp II. mit fast unumschränkter Gewalt, und mochte, da in Frankreich und England mächtige Parteyen einander gegenüber standen, bey seiner Verbrüderung mit dem habsburgischen Kaiserhause, wohl mit Recht die Furcht vor einer Universalmonarchie wecken. Wie gediegen die Kräfte im Innern waren, zeigt eine treffliche Digression über den Handel, die Industrie, den Ackerbau Spaniens im Anfange der zweyten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der rasche Aufschwung, den das Volk in Poesie und Wissenschaft nahm, die Gestaltung seiner großen Schulen für Mahlerey und Musik.

(Schluß folgt.)

1825

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stück.

Den 16. November 1844.

Paris.

Schluß der Anzeige: 'L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avénement des Bourbons, par Ch. Weiss.'

Es war die Zeit, als spanische Hoffitte und spanische Moden in allen Hauptstädten Europas Geltung gewannen und aus Frankreich, Italien und England edle Jünglinge nach Madrid zogen, um der feineren Bildung theilhaftig zu werden. Und diese Fülle von Kraft, wie sie im Heere und in der Flotte, im Verkehre und im Schwunge nationaler Gewerbthätigkeit sich kund gab, konnte durch die Regierung eines einzigen Mannes gebrochen werden. Das war, wie der Verf., der übrigens vornehmlich aus den Schriften Letis und aus der interessanten Abhandlung Campanellas ein Studium gemacht und das beachtungswerthe Werk Cabreras (hist. del rey Philippe II.) nicht berücksichtigt zu haben scheint, mit Klarheit auseinander setzt, die Folge des Ehrgeizes von Philipp II. und

der Gewalt, mit der er jede selbständige Entwickelung im Innern hemmte.

Philipp II. betrachtete sich als den Grundpfeiler der Kirche, für die er 42 Jahre lang mit offener Gewalt und allen Mitteln der Intrigue kämpfte, sah aber zugleich in jedem Feinde seiner Macht den Feind des Katholicismus. Auf die Kronen von England, Frankreich und Dänemark war sein Streben zu gleicher Zeit gerichtet, während er mit Türken, Berbern und den abgefallenen Niederlanden stritt. Solchen Riesenplänen konnte keine Gewährung zu Theil werden; unter diesen Umständen mußte selbst der Gewinn Portugals nur dazu dienen, den Sturz Spaniens zu beschleunigen. Die Eroberung Portugals, der Kampf mit den Ungläubigen, die Stellung Spaniens zu Schweden und Dänemark, zu Frankreich, England und den Niederlanden bieten dem Verf. den Stoff zu eben so vielen einzelnen Abhandlungen, worauf er zu der inneren Politik Philipps II. übergeht und das Verhältnis der spanischen, italiänischen, burgundischen und transatlantischen Staaten zum Königthum erörtert, dann bey dem gesunkenen Zustande der Cortes verweilt, die Ohnmacht der einst so mächtigen Granden, die Entschiedenheit, mit welcher die Geistlichkeit für den absoluten Herrn selbst gegen den heiligen Vater in die Schranken tritt, bespricht.

Die Regierung des schwachen Philipp III., der unter dem Drucke seines Herrn und Ministers Lerma seufzte, füllt das zweyte Kap., in welchem der Vf. an die Vertreibung der Morisken eine Menge interessanter Bemerkungen knüpft, ohne jedoch bey dieser Gelegenheit, wie man zu erwarten berechtigt war, auf die wichtigen Aufschlüsse über das Verhältnis der Morisken zu Frankreich Rücksicht

zu nehmen, welche sich im ersten Bande der neuerdings durch den Marquis de la Grange heraus gegebenen Memoiren des Herzogs de la Force finden. Durch diese gewerbthätigen Morisken war die Cultur von Zuckerrohr, Baumwolle, Seide und Reis, zugleich mit der künstlichen Bewäßerung in Spanien eingeführt; die von ihnen angebauten Landschaften glichen sorgsam bestellten Gärten, während ein großer Theil des in den Händen von Granden und Klöstern befindlichen Grundbesitzes wüste lag. Daß Valencia, welches halb Europa mit Südfrüchten versah, jährlich drey Erndten lieferte, war eine Folge der scharfsinnigen Industrie der Morisken. Jetzt aber, wo man an eine neue Bevölkerung der Huerta von Valencia denken mußte und für die weniger fruchtbaren Höhenlandschaften keine neuen Anbauer zu gewinnen waren, konnte in diesen einst kornreichsten Gegenden Spaniens Besorgnis vor einer Hungersnoth sich kund geben. Auf allen Märkten Europas waren die durch Morisken verfertigten Tücher von Murcia, die Seidenzeuge von Almeria, das Leder von Cordova *) gesucht gewesen; und jetzt versiegten diese Erwerbsquellen; die Straßen, welche von Morisken gebaut, die Canäle, welche von ihnen gegraben waren, verfielen; das fröhliche Handelsleben im Süden erstarb. Ob für solche Opfer die erreichte religiöse Einheit Entschädigung gewährte?

Die rastlos fortschreitende Vermehrung von Klöstern, in deren todte Hand der reichste Grundbesitz

*) Der Verf. bemerkt nicht immer, woher er seine Angaben über die Größe der Production der mauriſchen Tuch- und Seidenwebereyen geschöpft habe. Ref. erlaubt sich nur die Bemerkung, daß dieselben mit den Angaben des Martinez de la Mata und des D. Luis de Marmol in seiner Geschichte des Aufstandes der Morisken nicht immer übereinstimmen.

überging, diese Entwickelung des äußeren kirchlichen Lebens auf Kosten des staatlichen, mit welcher die sittliche Verworfenheit der Geistlichkeit Hand in Hand ging, hätte auf den Grund der gediegenen Abhandlung von Sempere, die Berechnung der Verminderung der Staatseinkünfte nach der in dieser Beziehung gebotenen Uebersicht Moncadas (restauracion polit. d'Espana) hier mehr hervor gehoben zu werden verdient. Beide Werke sind indessen bey dieser Gelegenheit dem Vf. entgangen.

Mit dem dritten Kapitel, welches die Zeit der Regierung Philipps IV., oder vielmehr des Grafen-Herzogs Olivarez, umfaßt, die Zeit der Aufstände im Innern, des Abfalls von Portugal, wo hinter Stolz und Pracht das Königthum seine Schwäche zu verstecken suchte, schließt den ersten Band.

Kap. 4. Die Regierung des letzten Habsburgers in Spanien, des schwachen, von Beichtvätern und Frauen beherrschten Carl II., der, selten dem Krankenlager enthoben, zu verschiedenen Zeiten, nach Aller Meinung, dem Tode verfallen, und dennoch sein freudeloses Daseyn bis zum Schlusse des Jahres 1700 hinschleppend, nur zu treu das hinsterbende Leben seines Reiches repräsentierte. Carls II. ganzes Landheer in Spanien bestand aus nicht völlig 20,000 Mann; es fiel ihm unmöglich, ohne die Unterstützung englischer und genuesischer Schiffe die Verbindung mit den Colonien aufrecht zu erhalten. Dennoch galt Braganza, dessen Regimenter bis in Castilien und bis hart vor Sevilla plünderten, dem Hofe zu Madrid nur als gemeiner Rebell. Und nun kam der Kampf mit der concentrierten Macht Frankreichs dazu, der Aufstand in Sicilien, Zerwürfnisse und Parteyungen am Hofe. Die streng protestantischen Staaten

Holland, Schweden und England waren es, die den katholischen König vor dem allerchristlichen retteten, ein Nachkomme des großen Wilhelm von Oranien, der den Nachkommen eines Philipp II. vor gänzlichem Untergange bewahrte.

Der zweyte, in drey Kapitel zerfallende, Abschnitt erörtert die Gründe, aus denen sich der Verfall des Ackerbaues, des Handels und der Industrie in Spanien ergibt. Der Untergang des ersteren wird der Hauptsache nach aus der Abnahme der Bevölkerung hergeleitet, aus der Menge des Grundbesitzes, der in die todte Hand der Geistlichkeit gerieth, endlich aus den Majoraten des Adels und dem Privilegium der Mesta, oder den Verheerungen, welche jährlich durch die wandernden Heerden angerichtet wurden.

Das besonders seit Carl V. hervor tretende Streben nach religiöser Einheit, welchem Moriscken, Juden und Protestanten zum Opfer gebracht wurden, sodann die fortgesetzten Kriege und die Auswanderung nach der neuen Welt entvölkerten Spanien dergestalt, daß, beygebrachten Belegen zufolge, deren Zeugnis nicht gänzlich zu verwerfen steht, während des 17. Jahrhunderts durchschnittlich jährlich 40,000 lebenskräftige Menschen Spanien verließen. Trotz wiederholter Verbote, die Heimath nicht aufzugeben, siedelten 1681 auf einer einzigen Flotte 6000 Spanier nach Amerika über, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Berechnung des Verfs, nach welcher die Colonisation der neuen Welt dem spanischen Mutterlande etwa 30 Millionen Menschen gekostet hat, der Wahrheit sehr nahe kommt. So geschah es, daß die Bevölkerung Spaniens, welche man unter Carl V. auf 30 Millionen berechnet hatte, unter Philipp IV. auf fast 4 Millionen sank, daß in Valladolid eine Menge

halb vollendeter Prachtbauten in Trümmer zerfielen, drey Viertel der Dörfer in Catalonien unbewohnt waren, mehr als 1000 Häuser in Cordova leer standen, das wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesene Estremadura einer Einöde glich (man zählte hier 184 Menschen auf die Quadratmeile), und ein Sprichwort sagte: 'Wer durch Castilien reisen will, muß sein Brod mit sich nehmen.'

Es ist bekannt wie oft die Cortes und immer erfolglos gegen die übermäßigen Schenkungen zu Gunsten der Geistlichkeit eiferten. Ha dexado su alma heredera, hieß es von den meisten reichen Erblassern. Im Laufe der Zeit gerieth ⅓ des ganzen Grundbesitzes in die Hände der Geistlichkeit, deren Einnahme sich bekanntlich noch 1817 auf 150 Millionen Frcs. belief. Das Recht, neue Majorate zu stiften, wurde erst unter Carl III. beschränkt, erst unter dessen Nachfolger (1789) völlig abgeschafft. Der Möglichkeit der Confiscation oder der Veräußerung, selbst durch die Gläubiger, entzogen, konnten die Majorate sich nur vergrößern. Bis zu welcher Ausdehnung dieselben gelangten, ergibt sich daraus, daß unter Philipp II. die Einnahme von vier herzoglichen Majoraten (Medina de Rioseco, Ossuna, Escalona und Infantado) sich auf 460,000 Ducaten belief und 30,000 Vasallenfamilien zu derselben steuerten; daß im Königreiche Toledo der einzige Herzog von Medina Coeli seine Revenuen auf 150,000 Ducaten angab. Was endlich das Privilegium de la mesta anbelangt, so weiß man, daß bey den von Asturien und Leon bis nach Estremadura und Andalusien sich erstreckenden Wanderungen der riesigen Schaafheerden — noch 1808 hielt das bey Segovia gelegene Kloster Paular mehr als 600,000 Hämmel — der Landmann seine Felder nicht ein-

hägen durfte. Eben diesem Rechte der mesta ist zum großen Theile die Baumlosigkeit Spaniens zuzuschreiben, da man wegen der vernichtenden Heerden jedes Versuchs von neuen Anpflanzungen müde wurde.

Die Gründe des Verfalles der Industrie erkennt der Verf. (Kap. 2) in der Vertheuerung der Handarbeit, in dem Vorurtheil gegen dieselbe und in der Vergrößerung der Abgaben. Amerika bot der spanischen Industrie einen ungeheuren Markt und vernichtete zugleich dieselbe, indem sein Gold die Preise der Arbeiter ins Ungewöhnliche steigerte. Sevilla, welches sich lange des Alleinhandels mit der neuen Welt erfreute, ließ dort nur Ladungen edler Metalle einnehmen und verschmähte die Rückfracht der für den spanischen Gewerbfleiß so wichtigen Artikel von Indigo, Baumwolle, Häuten und Wolle. In Folge dessen rissen bald Fremde diesen Handel an sich und von Curaçao aus holten Holländer, von Jamaica aus Engländer diese Erzeugnisse aus Panama und Portobello. Amerikas Gold weckte die ins Unglaubliche sich erstreckende Prachtliebe der Granden, denen die Fabricate des Inlandes nicht genügten, und wirkte auf entsprechende Weise auf die unteren Stände zurück. In dem ganzen Auftreten der Handwerker, Gewand von Sammet, Degen an der Seite, sprach sich eine merkwürdige Umgestaltung des nationalen Typus aus. Bildeten sie doch die verachtete Classe der Pecheros, deren Vorfahren unter Mauren gelebt hatten und in deren Adern kein reines Blut floß. Wie groß der Makel war, welcher auf den Pecheros und mit ihnen auf dem Gewerbfleiß ruhte, geht daraus hervor, daß der Adelige, welcher sich mit einem Gewerbe beschäftigte, sein Wappen einbüßte, daß ein Pechero weder in den Cortes sitzen,

noch das Amt eines Alcalden oder Corregidor bekleiden konnte. Wegen dieser Zurücksetzung nun suchten sich die Pecheros auf alle Weise in die Hidalguia hinein zu drängen und beschäftigten an jedem Sonnabend die Gerichte mit der Untersuchung der von ihnen eingereichten Beweise, daß sie von altem Adel seyen. In Folge dessen gaben sie die Betriebsamkeit der Väter auf, lebten von dem Erworbenen, stifteten wohl gar Majorate, oder traten ins Heer, oder ergaben sich dem Klosterleben. Auf diese Art entstand ein, von Quevedo so meisterhaft geschilderter bettelarmer Adel Spaniens, während bald in allen größeren Städten die Gewerke nur durch Ausländer — man zählte deren am Ende des 16. Jahrhunderts in dem einzigen Madrid gegen 40,000 — betrieben wurden. Unter Philipp IV. gab es keinen der Schiffsbaukunst kundigen Spanier. Obwohl man bey der Rückfahrt von Amerika Kupfer als Ballast einzunehmen pflegte, wurden fast alle kupferne Geschirre über Holland aus Deutschland bezogen. Trotz des vortrefflichen Eisens von Biscaya holte man den Stahl aus Mailand, trotz der zahllosen Schwärme wilder Bienen in den Sierras das Wachs aus Frankreich, England und Holland. Mußten doch die meisten Missale und Breviere in der Fremde gedruckt werden, weil die Zahl der Pressen im Inlande nicht hinreichte. Man weiß, wie sehr sich Philipp IV. bemühte, Ausländer in sein Reich zu ziehen, um der darnieder liegenden Gewerbthätigkeit aufzuhelfen. Es ergab sich in Folge einer, auf Befehl Ludwigs XIV. durch dessen Consuln betriebene Zählung, daß sich 1680 allein 7000 französische Kaufleute und mehr als 60,000 französische Handwerker in Spanien befanden.

Nicht minder verderblich wirkte die Erhöhung

der Abgaben auf die Industrie. Beym Antritte der Regierung Philipps II. belief sich die Staatsschuld auf 35 Millionen Ducaten. Bey seinem Tode war sie trotz des Erwerbes von Portugal und wiederholt geschehener Abkunft mit den Gläubigern, auf 100 Millionen Ducaten gestiegen. Und die hierdurch nothwendig gewordenen, unerschwinglichen Lasten ruhten fast ganz auf der arbeitenden Classe. Unter Philipp III. war das Geld in Spanien so selten, daß man bey Anleihen 33 Procent zu zahlen pflegte. Bey der Thronbesteigung Carls II. verschlangen die Zinsen der Staatsschuld ein Drittheil sämmtlicher Einkünfte.

Was die Gründe des Verfalls des Handels anbelangt, so bezeichnet der Vf. als solche (Kap. 3) den Schleichhandel, das Vorurtheil gegen den Handelsstand, den Mangel an Communicationsmitteln und die Unsicherheit der Land- und Waßerwege. Castilien rühmte sich des ausschließlichen Handels nach Amerika. Wenn wir aber hören, daß das Mutterland gegen Ende des 17. Jahrhunderts $\frac{4}{5}$ aller von ihm verbrauchten Manufacturwaaren von dem Auslande bezog, so kann die Mittheilung nicht überraschen, daß zu der nämlichen Zeit $\frac{9}{10}$ des amerikanischen Handels sich in den Händen von Fremden befand. Bestand unter Philipp II. die bewaffnete Gallionenflotte, welche den Verkehr mit Mexico und Peru vermittelte, aus 100 bis 110 Schiffen, jedes mit einem Gehalt von 500 bis 600 Tonnen, so genügten unter Carl II. 18 bis 20 Schiffe, um in Veracruz und Portobello die Waaren Europas (Tuch, Leinwand, Luxusartikel, Oel und Wein) gegen Barren umzusetzen. Als aber die Fabriken des Mutterlandes nicht mehr im Stande waren, den Bedürfnissen und Forderungen der Colonien zu entsprechen, begann an allen spani-

ſchen Küſten ein mit unerhörter Frechheit betriebener Schleichhandel; das Volk nahm überall für die Schwärzer Partey, ſelbſt von den unteren Behörden ſahen ſich letztere begünſtigt. Aber bald genügte dieſer Weg des Abſatzes dem Auslande nicht und es führte ſeine Waaren direct nach Amerika. Man berechnet, daß Portugal jährlich auf 200 Schiffen die Fabricate Englands, Hollands Frankreichs und Deutſchlands nach Braſilien und von hier, durch Vermittelung der großen Ströme, in die ſpaniſchen Colonien führte. Da die Beamten in Mexico und Peru ein immer nur auf fünf Jahre bekleidetes Amt von dem hohen Rath von Indien theuer erkaufen mußten und deshalb in dem angegebenen Zeitraum auf möglichſt raſche Bereicherung bedacht waren, fiel es den fremden Schiffern ſo wenig ſchwer, durch Mittel der Beſtechung das Einlaufen in wenig beſuchten Buchten zu erreichen, daß bald hinſichtlich der Verſorgung Amerikas mit europäiſchen Erzeugniſſen, London und Amſterdam an die Stelle von Cadix traten. Eine hier gegebene genaue Aufzählung der Arten und Maſſen von ſolchergeſtalt nach den ſpaniſchen Colonien übergeführten Waaren wird manchem Leſer höchſt erwünſcht ſeyn.

Wie caſtiliſcher Stolz ſich dem Betriebe der Induſtrie widerſetzte, ſo dem Handel. 'Mercador' war ein hartes Schimpfwort für einen Granden, der die Wolle ſeiner Merinoheerden ſelbſt verkaufte. Während Ludwig XIV. glückliche Kaufleute adelte, verlor in Spanien der mit dem Handel ſich befaſſende Edelmann den Adel und unter Carl II. waren ſogar die Kaufleute, gleich den Juden, gezwungen, eigene Quartiere in den Städten zu bewohnen. Kam nun dazu die Ueberhandnahme von Land- und Seeräubern, der Mangel an Kunſt-

straßen, Brücken, Canälen und schiffbar gemachten Strömen, wodurch der Preis desselben Gegenstandes in verschiedenen Theilen Spaniens gleichzeitig um 300 Procent verschieden war und man z. B. in Asturien das über Cadix aus Frankreich bezogene Getraide billiger erstand, als das aus Castilien eingeführte, so begreift man, daß die matten Mittel, deren sich hin und wieder die Regierung zur Hebung des Handels bediente, keinerley Erfolg haben konnten.

Der dritte Abschnitt bespricht die Gründe des Verfalls der Literatur und Kunst. Seit Inquisition und Jesuitismus einander die Hand reichten, um zwischen Spanien und dem übrigen Europa eine unübersteigliche Scheidewand zu ziehen und die durch ihre Privilegien einst so mächtigen Universitäten unter das Mönchthum gestellt wurden, mußte das früher so reich sich entfaltende geistige Leben erstickt werden, also daß man, während anderswo sich die Wissenschaft im rüstigen Fortschreiten begriffen zeigte, hier nur an dem Alten, wie an einem heiligen Erbtheil festhielt. Die Inquisition sah in der Ignoranz die Stütze der Religion und übte in allen Theilen des Wissens eine so strenge Censur, daß z. B. die Einfuhr von in Frankreich und England erschienenen Werken über Mathematik, Physik und Astronomie nicht verstattet war, ja jede Uebersetzung der von Ketzern verfaßten Werke untersagt blieb und selbst der Gebrauch der Vulgata nicht geduldet wurde. Aehnlich wirkte der politische Despotismus, der für jede tadelnde Bemerkung über die Regierung unerbittlich im Kerker büßen ließ. Da wandte sich der volle Geist des Volkes auf die Poesie und während Spanien an allen Kämpfen Europas Theil nahm, entfalteten sich in ihm die feinsten Blüten

der Lyrik. Merkwürdige Erſcheinung! Männer, die, wie Boscan, Garcilaſo de la Vega, Montemayor, Herrera, Ponce de Leon u. A. dem Banner Caſtiliens nach Italien und den Niederlanden gefolgt waren, verewigten ihre Namen durch die ſanfteſten Weiſen.

Mit dem in dieſem Abſchnitte gegebenen Urtheile über die dramatiſche und hiſtoriſche Literatur Spaniens dürften nur wenige Leſer ſich einverſtanden zeigen. Die Schöpfungen eines Cervantes und Calderon liegen in ihrer Tiefe, ihrem Humor und ihrer Myſtik Frankreich zu fern, ſie bilden einen zu grellen Abſtand von den beliebten Heroen der Literatur unter Ludwig XIV. und den modernen Erſcheinungen der ſchriftſtelleriſchen Welt in Paris als daß der Franzoſe ſich in die Anſchauungen derſelben zu verſenken im Stande ſeyn könnte. Es iſt wenigſtens ein Molière und Le Sage erforderlich, um ſolche Prachtgewächſe anſtändig zugeſtutzt in ein Pariſer Leſecabinet zu führen. Was die über ſpaniſche Geſchichtſchreiber gegebene Critik anbelangt, ſo erkennt man bald, daß das Raiſonnement des Verfs weder aus ernſten Studien hervor gegangen iſt, noch daß derſelbe hinſichtlich Mendozas, Moncadas und Melos die treffliche, vor einigen Jahren zu Paris erſchienene Abhandlung des Eugenio de Ochoa (Tesoro de historiadores españoles) zu Rathe gezogen hat.

Der ſchwächſte Theil des vorliegenden Werkes und am wenigſten den im Vorworte gegebenen Verheißungen entſprechend, iſt das Schlußkapitel: Des réformes réalisées par les Bourbons d'Espagne jusqu'à la régence de Marie Christine. In der Vorrede ſagt der Verf., daß er ſich vorgeſetzt habe zu erörtern, comment l'Espagne peut remonter au rang qu'elle occupait autrefois parmi les

nations, und ſchließlich d'examiner le système nouveau suivi par les Bourbons, de constater les réformes, qu'ils ont réalisées jusqu'à ce jour, et de montrer ainsi par des preuves irrécusables, que ce royaume est en voie de progrès et qu'un brillant avenir lui est peut-être encore réservé. Dieſe conclusion, welche ſich ſonach über die wichtigſten Gegenſtände verbreiten ſoll, umfaßt nur 35 Seiten. Sie enthält nichts über die Art wie Spanien die verlorene Stellung wieder gewinnen könne. Man wird Ref. nicht einwerfen, daß die Löſung dieſer Frage indirect in der Auseinanderſetzung der Gründe des Verfalls des politiſchen Lebens von Spanien enthalten ſey. Hier bedurfte es nothwendig einer klaren Zuſammenſtellung der geltenden Verhältniſſe, ſtatt dem Leſer zu überlaſſen, aus den Urſachen des Verfalls die Bedingungen eines neu zu erweckenden Lebens hervor zu ſuchen. Wenn aber der Verf. in der Perſönlichkeit der ſpaniſchen Bourbons die Gründe der Regeneration der iberiſchen Halbinſel erblickt, ſtatt dieſe zum großen Theile darauf zu beſchränken, daß allerdings durch die neue Dynaſtie die Schranken zwiſchen Spanien und dem übrigen Europa gebrochen werden mußten und eine Theilnahme an der Entwickelung des öffentlichen Lebens in Frankreich nicht mehr ganz abzuweiſen ſtand; wenn derſelbe (S. 374) hinzu fügt: les descendants de Louis XIV n'ont pas failli à leur mission, — ſo gibt ſich darin eine völlig falſche Auffaſſung der Geſchichte Spaniens während der letzten 140 Jahre zu erkennen. Was von den letzten Habsburgern in Spanien gilt, trifft noch mehr bey den Bourbons — von Philipp V. bis auf Ferdinand VII — ein; ein kraftloſer, welker Sproß, eine Dynaſtie, die

das Gewand ihrer Vorgänger auf dem Thron wieder anlegte, dieselbe Bigotterie, dieselbe Trägheit, dasselbe Weiberregiment. Hav.

Utrecht,

gedruckt bey Kemink und Sohn 1844. Joannis Adolph. Car. van Heusde epistola ad Car. Frid. Hermann de C. Lucilio. 52 Seiten in Octav.

Auf einen offenen Brief gehört eine offene Antwort; sonst hätte ich über vorstehendes Schriftchen lieber ganz geschwiegen, da ich leider sehe, daß ich mich in Herrn van Heusde eben so wie er sich in mir geteuscht hat. Er hatte, wie er selbst schreibt, erwartet, daß ich in seinem Buche über Lucilius, detectis denudatisque vitiis, aliquid certe frugi erkennen würde, quo non omnino operam et oleum se perdidisse intelligeret, während ich in diesen Anzeigen 1843, S. 361 fgg. bey aller Anerkennung seines Fleißes und Talentes gleichwohl die Resultate ihren wesentlichen Theilen nach für verfehlt erklären mußte; ich meinerseits hatte gehofft, daß ein Mann, der reich genug sey, um auch einmahl eines seiner Schiffe scheitern zu lassen, der Klippe, an welcher dieses geschehen, nicht kindisch zürnen, sondern sich durch jenen wohlmeinenden und durchaus objectiv gehaltenen Ausspruch für die Zukunft zu größerer Vorsicht bestimmen lassen werde, während ich jetzt zu meinem Bedauern sehe, wie derselbe seinen Kopf darauf gesetzt hat, sich gerade dieses Fahrwaßer zu öffnen und dem Recensenten ins Gesicht zu beweisen, daß er doch den rechten Curs gesteuert sey. Diese Art zu streiten

ist aber nicht die meinige, dem es nie um die Person, nur um die Sache zu thun ist, und der ich daher, wenn ich einmahl nach bestem Wissen meine Meinung gesagt habe, den Erfolg der Zeit und dem sachkundigen Publicum zu überlassen pflege, ohne zu verlangen, daß jeder sofort das Gewehr vor mir strecke, dem ich vielleicht eine gewohnte Lieblingsmeinung durchkreuzt habe; und so will ich denn auch hier das Urtheil über die Aber und Vielleicht, mit welchen Hr van Heusde die leck gewordenen Stellen seiner Combinationen überkleidet, Andern anheim geben, um so mehr, als es in der Natur der Sache liegt, daß ich auf Manches auch nur mit einem ähnlichen Vielleicht antworten könnte, wie wenn ich z. B. gegen die Unterstützung, die er in dem Scholiasten des Persius I. 115 für seine Ansicht, daß Lucilius die fünf und dreißig Tribus namentlich durchgegangen habe, findet, einwendete, daß jenes 'tribus omnes triginta quinque laceraverit' selbst nur eine allzu buchstäbliche Anwendung des horazischen 'Primores populi arripuit populumque tributim' seyn möge. Nur wo mich ein Gegner misverstanden oder mir Dinge untergelegt hat, die meine Meinung nicht sind, glaube ich eine Berichtigung nicht sowohl mir als der thatsächlichen Wahrheit schuldig zu seyn, und bin natürlich eben so bereit eine solche anzuerkennen; so leicht es mir daher auch seyn würde, manche Behauptungen des Verfassers selbst im Vorbeygehen eben so mit zwey Worten zu beseitigen, wie es neuerdings von Hrn Prof. Gerlach in seiner Schrift: C. Lucilius und die römische Satura, Basel 1844, S. 13 und 17 geschehen ist, so will ich doch diese Gelegenheit vielmehr dazu benutzen, das Unrecht zurück zu neh-

men, das ich demselben a. a. O. S. 370 durch irrige Beylegung der von ihm selbst bekämpften verkehrten Conjectur des Pighius zu Cic. Orat. II. 70 zugefügt, übrigens schon lange vor seiner Anticritik selbst eingesehen und mich dafür gebührend bestraft habe. Dagegen hat aber auch Hr. van Heusde mir schreiendes Unrecht gethan, wenn er meine wahrhaft herzlich gemeinten Schlußworte als Ironie auffaßt, und seinen Brief mit folgender Apostrophe schließt, deren äußerliche Verzuckerung die innere Bitterkeit nicht verbergen kann: quodsi tu ironice perorasti, triumphantis imperatoris instar, qui concisis hostium viribus illudis, scito me in vera tui admiratione quam in mea animi aegritudine desinere malle: Germaniam meritis tuis illustrare pergas; Batavis aequus judex esse discas! Wenn hier die admiratio eben so ernstlich gemeint ist, als die animi aegritudo, so kann ich darauf allerdings mit Fug und Recht stolz seyn; aber wehe mir, wenn es um die merita nicht beßer bestellt ist, als um die iniquitas, die mir Hr van Heusde abzulegen den Rath gibt! Wie hoch ich die holländische Philologie der Gegenwart in ihren würdigen Meistern und strebenden Jüngern achte, habe ich bey mehr als einer Gelegenheit öffentlich an den Tag gelegt, und brauche mich nicht erst zur Billigkeit gegen sie ermahnen zu lassen; wenn es aber dahin käme, daß jeder Holländer einen Tadel, den er empfinge, sofort zur Nationalsache machen dürfte, so würde nichts übrig bleiben, als zuletzt gar kein Urtheil mehr, weder im Guten noch im Bösen, über sie zu fällen. K. Fr. H.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

Den 18. November 1844.

Göttingen,
bey Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Akesios. Blicke in die ethischen Beziehungen der Medicin von C. F. H. Marx. VI und 152 Seiten in Octav.

London,
bey Longman 1844. On the Decrease of Diseases effected by the progress of Civilization. By C. F. H. Marx and R. Willis. VII und 102 Seiten in Octav.

Ueber den Titel der ersten Schrift ist in dem Vorworte die Erläuterung gegeben. Akesios war ein Beyname des Apollo (gleichbedeutend mit Telesphoros und angeblich mit Harpokrates), der sich auf seine Verrichtung als eines heilenden und heilbringenden Gottes bezog. Hiermit ist jedoch nur eine Seite des Inhaltes angedeutet, daß er sich, der Hauptsache nach, mit Gegenständen der Heilkunde beschäftige; die andere, weit vorherrschendere, ist die, welche die ethischen Beziehungen und

men, das ich demselben a. a. O. S. 370 durch irrige Beylegung der von ihm selbst bekämpften verkehrten Conjectur des Pighius zu Cic. Orat. II. 70 zugefügt, übrigens schon lange vor seiner Anticritik selbst eingesehen und mich dafür gebührend bestraft habe. Dagegen hat aber auch Hr. van Heusde mir schreiendes Unrecht gethan, wenn er meine wahrhaft herzlich gemeinten Schlußworte als Ironie auffaßt, und seinen Brief mit folgender Apostrophe schließt, deren äußerliche Verzuckerung die innere Bitterkeit nicht verbergen kann: quodsi tu ironice perorasti, triumphantis imperatoris instar, qui concisis hostium viribus illudis, scito me in vera tui admiratione quam in mea animi aegritudine desinere malle: Germaniam meritis tuis illustrare pergas; Batavis aequus judex esse discas! Wenn hier die admiratio eben so ernstlich gemeint ist, als die animi aegritudo, so kann ich darauf allerdings mit Fug und Recht stolz seyn; aber wehe mir, wenn es um die merita nicht beßer bestellt ist, als um die iniquitas, die mir Hr van Heusde abzulegen den Rath gibt! Wie hoch ich die holländische Philologie der Gegenwart in ihren würdigen Meistern und strebenden Jüngern achte, habe ich bey mehr als einer Gelegenheit öffentlich an den Tag gelegt, und brauche mich nicht erst zur Billigkeit gegen sie ermahnen zu lassen; wenn es aber dahin käme, daß jeder Holländer einen Tadel, den er empfinge, sofort zur Nationalsache machen dürfte, so würde nichts übrig bleiben, als zuletzt gar kein Urtheil mehr, weder im Guten noch im Bösen, über sie zu fällen. K. Fr. H.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

Den 18. November 1844.

Göttingen,

bey Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Akesios. Blicke in die ethischen Beziehungen der Medicin von C. F. H. Marx. VI und 152 Seiten in Octav.

London,

bey Longman 1844. On the Decrease of Diseases effected by the progress of Civilization. By C. F. H. Marx and R. Willis. VII und 102 Seiten in Octav.

Ueber den Titel der ersten Schrift ist in dem Vorworte die Erläuterung gegeben. Akesios war ein Beyname des Apollo (gleichbedeutend mit Telesphoros und angeblich mit Harpokrates), der sich auf seine Verrichtung als eines heilenden und heilbringenden Gottes bezog. Hiermit ist jedoch nur eine Seite des Inhaltes angedeutet, daß er sich, der Hauptsache nach, mit Gegenständen der Heilkunde beschäftige; die andere, weit vorherrschendere, ist die, welche die ethischen Beziehungen und

Tendenzen des medicinischen Lebens umfaßt. Die wichtigste Stellung des Arztes ist unstreitig die zu seiner Kunst; allein auch die zur Außenwelt, zum eigenen Gemüthe, zur Literatur hat ihren eigenthümlichen Charakter. Diesen in einigen wesentlichen Zügen zu bezeichnen ist hier die Form der Briefe gewählt und zwar an Männer, die nicht mehr leben, aber durch ihre Gesinnungen, ihre Thätigkeit, ihre Leistungen Muster der Nachahmung geworden sind und allen Zeiten angehören. So ist der erste Brief an Stieglitz gerichtet, dessen ausgedehnte Wirksamkeit eben so auf der Basis vollendeter Kunst beruhte, als sie dem moralischen Boden entkeimte; der zweyte an Petrus de Apono, den freymüthigen Verfechter heller Begriffe in der Nacht abergläubischer Jahrhunderte; der dritte an George Cheyne, den Empfehler und Beförderer diätetischer Lebensregeln und vernünftiger Mäßigkeit; der vierte an Jean Noel Hallé, den viel geprüften ärztlichen Dulder; der fünfte an James Gregory, den gelehrten und gewissenhaften Forscher; der sechste an Albrecht Thaer, über die Gründe, welche ihn zum Aufgeben des ärztlichen Standes bestimmten; der siebente an John Coakley Lettsom über den Beruf zur Abfassung medicinisch-historischer Schriften; der achte an Nicolaus Tulpius über die so oft nöthige Selbstverleugnung des Arztes; der neunte an Philippe Pinel, den großen Verbeßerer der Irren-Anstalten; der zehnte an Richard Mead über das collegialische Zusammenwirken der Aerzte; der elfte an René Dufriche Desgenettes, den humanen Hospitalarzt; der zwölfte an Hermann Boerhaave über dessen Wahlspruch: einfach ist der Wahrheit Siegel. Eine Reihe aphoristischer Sätze und Ge-

danken ist S. 44—85 eingeschaltet, die wenn auch hier und da bunt und seltsam erscheinend, doch dazu beytragen mag zum Mitfühlen, Mitdenken und — Mitlächeln aufzufordern.

Nr. II. Die Abhandlung 'über die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation', welche Ref. in der hiesigen Societät der Wissenschaften vorgetragen und wovon diese Blätter (1843. St. 93—98) das Wesentliche enthielten, ist von dem ausgezeichneten englischen Arzte Robert Willis für die London medical Gazette übersetzt*) worden, und die Aufmerksamkeit und Theilnahme, welche dieser Gegenstand daselbst erweckte, bewog ihn, die Abhandlung selbst in einer neuen Umarbeitung als eine selbständige Schrift heraus zu geben. Durch die zahlreichen Zusätze und Erweiterungen, welche er ihr verlieh, hatte er vollkommen das Recht erlangt, auch seinen Namen auf den Titel neben den des Verfassers zu setzen, auch wenn er nicht, wie er freundlichst in einem Briefe gethan, vorher denselben um die Zustimmung dazu ersucht hätte. Ref. kann sich nur freuen, seine ursprüngliche Arbeit so manigfach verbeßert und vermehrt in dem netten und ansprechenden englischen Gewande vor sich zu erblicken; aber zu nicht minderer Genugthuung gereicht es ihm, daß das von ihm behandelte Thema, dessen Wichtigkeit er in seinem ganzen Umfange fühlte, in einem Lande, wo Alles auf Beförderung humaner Zwecke und auf die practische Verbeßerung des bürgerlichen Lebens hinstrebt, so vielfachen Anklang und einen so tüchtigen Bearbeiter gefunden hat.

*) Eine andere Uebersetzung, jedoch ohne Mitaufnahme der Anmerkungen, findet sich in Forbes British and foreign med. Review. 1844. N. 35. p. 237—55.

Marburg,

en casa de Bayrhoffer 1844. Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico literaria, por D. V. A. Huber. 148 und 355 Seiten in kl. Folio.

Immer neue und zum Theil ſehr ſplendide Ausgaben der Cidromanzen im Original und in Ueberſetzungen beweiſen, daß das Intereſſe, welches Herder zuerſt erregt hat, wenigſtens der Ausdehnung nach im Zunehmen iſt. Um ſo mehr wäre es vielleicht zu verwundern, wie eins der in jeder Beziehung intereſſanteſten unter den dahin gehörigen ältern Denkmählern, die chronica del Cid, bisher ſo gut wie ganz unbekannt bleiben konnte, wenn nicht die außerordentliche Seltenheit des Werkes dieſe Vernachläſſigung einigermaßen erklärte — abgeſehen von dem bloßen Dilettantismus, welcher leider noch immer auf allen Gebieten der Literatur der neueren Sprachen faſt ausſchließlich und unbedingt herrſcht. In der That aber, räumen wir auch dem Poema del Cid, ſowohl um ſeines höheren Alters, als um mancher Stellen von echt epiſcher Kraft und Schönheit willen den Vorrang vor unſerer Chronik ein, ſo beklagen wir auch eben deshalb um ſo mehr den Verluſt eines ſo großen Theils des Gedichtes und ſchlagen ſchon die Eigenſchaft gänzlicher Vollſtändigkeit und Abgeſchloſſenheit bey der Chronik um ſo höher an. Daß hier alle auf den Cid bezüglichen Traditionen geſammelt und erhalten wären, wollen wir damit zwar keineswegs behaupten. Schon einige der älteren Cidromanzen enthalten einzelne Züge *),

*) Dies gilt beſonders von einigen in dem Romancero del Cid fehlenden Romanzen, welche uns kürzlich F. Wolf

und ein sehr merkwürdiges längeres altes Gedicht über den Cid, welches sich hinter einer Pariser Handschrift der Chronica befindet*), erwähnt einiger ganzer Aventiuren, welche der Chronik fehlen. Endlich erwähnt die Chronik selbst einiger, wenn auch nicht unmittelbar auf den Cid bezüglicher Sagen, die sie in gelegentlichen critischen Anwandlungen verwerfen zu müssen glaubt. Doch sind dies unerhebliche Einzelnheiten und die Chronik gibt jedenfalls nicht nur eine fortlaufende vollständige, sehr ausführliche traditionelle Geschichte des Cid, von seiner Geburt, oder vielmehr von seiner Erzeugung bis zu seinem Tode und dem Siege des Todten, und der an sein Grab in San Pedro de Cardeñas sich knüpfenden legendarischen Züge, sondern sie begleitet auch die edle Ximena, den treuen Gil Diaz, ja das schnelle Roß Babieca bis zu ihrer letzten Ruhestätte. Ist nur anzunehmen, was denn gar keinem Zweifel unterliegt, daß dieser Cyklus von Begebenheiten im Ganzen und Wesentlichen keine Frucht willkürlicher Erfindung ist, sondern allen Werth echter Volkssage mit mehr oder weniger historischer Grundlage hat, ist ohne weiteres, schon nach den bekannten Romanzen, zuzugeben, daß dieser Inhalt auch an sich und abgesehen von der Form und Darstellung ein poetisch schöner, würdiger ist, so wird schon damit der Chronik ein nicht geringes Interesse nicht abzusprechen seyn. Dazu kommt aber, daß auch die Darstellung zu dem Besten gehört, was der naive Chronikenstyl in irgend einer Sprache aufzuweisen hat. Können wir, um einen passenden Vergleichs-

in der Rosa española des Iuan de Simoneda, einem unicum der Wiener Bibliothek, nachgewiesen.

*) Einige kurze Proben gibt Appendix IV. E. Vielleicht wird einmahl zu einer Ausgabe des Ganzen Rath.

punkt zu benutzen, mit voller Ueberzeugung behaupten, daß die große Mehrzahl der Cidromanzen an poetischem Werth der Chronik bey weitem nachstehen, so führt uns dies gleich zu einigen weiteren Bemerkungen über das Verhältnis der Chronik zu den Romanzen und zu einigen andern Denkmählern der Cidsage und Cidgeschichte. Für die Beweise und weitere Ausführung der folgenden Andeutungen verweisen wir auf die dieser Ausgabe vorgesetzten introduccion historico-literaria *).

Es wäre nicht ohne Interesse für ein vollständiges Bild der Entwickelung der poetischen Bildung

*) Die eigentliche historische Frage ist dort absichtlich und mit allen weiteren Vorbehalten nur in so fern berührt worden, als es galt der Volkssage und dem Volksliede den historischen Kern zu vindicieren. Hier aber genügt es zu bemerken, daß Ref. auch jetzt keinen Grund hat die Resultate seiner Forschungen, wie er sie in seiner 'Geschichte des Cid u. s. w. Bremen 1829' ausgesprochen, irgend wesentlich zu modificieren; ausgenommen etwa durch eine freylich äußerst schwierige Benutzung der in der Chronica verschmolzenen arabischen Nachrichten über die Eroberung von Valencia. Andere Hyper- oder Pseudocritiker, wie z. B. die Franzosen Romey und Rosseuw. St. Hilaire, sind einer ernsten Beachtung völlig unwerth; einem so ehrenwerthen und vollwichtigen Gegner wie Aschbach (dem auch neuerdings F. Wolf beystimmt) gegenüber getraue ich mir aber und behalte mir vor bey einer andern Gelegenheit nachzuweisen, daß die Historia Roderici Campidocti, was man auch sagen mag, eine genügende historische Quelle ist und als Hauptgrundlage einer Geschichte des Cid dienen kann und muß. Daß meine Einleitung in spanischer Sprache geschrieben ist, wird hoffentlich die Rücksicht auf das hispanisierende Publicum außerhalb Deutschlands rechtfertigen, und die Schwierigkeiten des Ausdrucks solcher Dinge für einen Fremden wird nur der Unkundige verkennen und eben deshalb die Mängel nicht entschuldigen.

unſerer Zeit die Urſachen nachzuweiſen, die den Cidromanzen, zumahl in Ueberſetzungen, welche alle feinern aber oft gerade entſcheidenden Züge verwiſchen, eine ſolche Ueberſchätzung, beſonders durch ein gänzliches Nichtverſtehen oder Misverſtehen des Weſens des Volksliedes zu Wege bringen konnten. Da indeſſen der uns zugewieſene Raum eine ſolche Erörterung unbedingt ausſchließt, ja uns nicht einmahl geſtattet unſere eigene Schätzung jener Dichtungen weiter zu motivieren, ſo genügt es zu bemerken, daß von den etwa 150 bekannten Cidromanzen kaum einige dreyßig der beßern, echten und alten Volkspoeſie zu vindicieren ſind. Dieſe ſind denn auch unabhängig von der Chronik und wahrſcheinlich viel älter als ſie, und haben ihr wenigſtens mittelbar als Quellen und Materialien gedient. Die übrigen Romanzen zerfallen wieder in zwey Claſſen. Die erſte (etwa ſechzig) enthält bloße zum Theil wörtliche Paraphraſen oder Auszüge aus der Chronik, welche ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts zur verſtändigen und belehrenden Ergetzung des Volkes und um die alten unhiſtoriſchen (!) Lieder zu verdrängen, von Sepulveda und andern wohlmeinenden Leuten verfertigt wurden. Da ſie zum Theil den guten echtem Romanzenton ziemlich trafen, ſo gingen wohl manche davon wirklich in den Mund des Volkes über. Die zweyte Claſſe, welche den Reſt des Romancero del Cid begreift, ſind völlig willkürliche, meiſt rhetoriſch pathetiſche Amplificationen einiger theils in der Chronik gegebenen, theils aber auch rein erfundener Momente. Einigen wenigen Romanzen dieſer Claſſe iſt ein gewiſſes poetiſches Verdienſt nicht abzuſprechen; aber auch dieſe haben keine Spur irgend einer der Eigenſchaften, welche

das echte, ältere historische Volkslied charakterisiren *); die meisten sind überdies völlig werthlos. Einige gehören sogar zu den geschmacklosesten Pfuschereyen der Madrider Straßengongoristen des 17. Jahrhunderts. Und das Alles wird immer wieder gläubig in einen Sack eines so genannten Romancero del Cid geworfen! Mit alle dem soll übrigens keineswegs geleugnet werden, daß nicht auch manche von diesen Romanzen in so fern als Volkslieder anzusehen sind, als sie eine Zeit lang auf den Gassen und Plätzen von Madrid und andern größeren Städten gesungen worden seyn mögen; aber Volkslieder im höheren, eigentlichen und beschränkteren Sinne sind sie gewis nie und nimmermehr gewesen. Wenn Jemand dem Landvolke in Altcastilien, in tierra de campos, in der Alcarria, in der Mancha u. s. w. solche Gassenhauer neben die guten alten Romanzen hätte setzen wollen, er hätte es wahrscheinlich mit seinem Felle bezahlen müssen. Wie weit die den hier gegebenen Andeutungen zum Grunde liegenden Regeln ihre Anwendung auch auf andere Zweige der spanischen Romanzenpoesie finden, lassen wir bis zu einer passendern Gelegenheit dahin gestellt. Eben so wenig können wir hier ausführlich wiederholen, was in der introduccion über die älteste Form der spanischen Romanzen gesagt und nachgewiesen ist.

*) Einige ahmen auf den ersten Blick ziemlich teuschend die ältere Sprache nach, z. B. die Romanze Fincad ende mas sesudo, Don Rodrigo etc., welche im Anfange des 17. Jahrhunderts verfertigt wurde.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

186. 187. Stück.

Den 21. November 1844.

Marburg.

Schluß der Anzeige: 'Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico literaria, por D. V. A. Huber.'

Es genügt zu bemerken, daß sie weder (wie die gewöhnliche und herrschende Meinung will und die wirkliche Form aller späteren Romanzen es allerdings plausibel macht) kurze Verszeilen mit alternierenden Assonanzen hatten, noch (wie z. B. Jakob Grimms gewichtige Stimme entschieden hat) so genannte Alexandriner mit fortlaufenden Assonanzen, nach Art der tirades monorimes der französischen chansons de gestes. Vielmehr zeigte die ursprüngliche Form ohne Zweifel kurze Verszeilen (6 — 8 Sylben mit trochäischem Rhythmus, verso de redondilla, oder de romance) mit durchgehender Assonanz, wie dies sich auch in einigen der ältesten französischen chansons de gestes nachweisen läßt. Der Alexandriner des poema del Cid erscheint dann als der sehr unvollkommene

Durchgangspunct zu der späteren Romanzenform, indem unter dem Einfluß der populärern Seite der kirchlich-lateinischen Poesie, eine Combination je zweyer jener kurzen Zeilen versucht, aber in Spanien (aus Ursachen, die in dem ganzen Entwickelungsgange der spanischen Bildung und Poesie liegen) bald wieder aufgegeben wurde. Da aber bey der Wiederauflösung des langen Verses in seine beiden Hälften die erste ihre Assonanz, die sie in der Cäsur verloren hatte, nicht wieder gewinnen konnte, so entstand die bekannte alternierende Assonanz, welche sich durch ihre größere Bequemlichkeit noch mehr dem populären Gebrauche empfahl.

Was nun das Verhältnis der Chronik zu dem Poema del Cid betrifft, so springt (so weit dasselbe reicht) neben einzelnen Abweichungen die größte oft wörtliche Uebereinstimmung in die Augen. An der Priorität aber des Gedichtes ist kein Zweifel, da der Ursprung der Chronik mit hinreichender Sicherheit etwa in die Mitte des 14. Jahrhunderts verlegt werden kann, während das Poema unstreitig der zweyten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört. Dasselbe Verhältnis findet sich zwischen der wahrscheinlich noch bedeutend älteren Historia Rodorici Campidocti und der Chronik, während jene beiden ältesten Denkmähler ganz unabhängig von einander erscheinen. Hinsichtlich der Art und Weise aber, wie der Chronist poetische und überhaupt eigentlich populäre Materialien benutzte, entsteht hier eine Schwierigkeit aus den schon erwähnten Anwandlungen einer gewissen naiven historischen Critik, worin er gegen die Berichte der cantares de los joglares protestiert, während er doch in hundert Fällen offenbar keine andere Quellen hatte. Dieser Widerspruch erklärt sich indessen, wenn wir bedenken, daß die lateinischen Chro-

niſten des 13. und 14. Jahrhunderts keineswegs immer ſo ängſtlich und pedantiſch waren, ſondern (willkürlicher Erfindung zu geſchweigen) oft mit vollen Händen aus dem Volksmunde ſchöpften, während die Vulgarliteratur ihrerſeits nie daran dachte, an der Autenthicität einer lateiniſchen Vorgängerin zu zweifeln. Dies führt dann weiter zu der ſehr wahrſcheinlichen Vorausſetzung, daß der Chronica eine vermittelnde lateiniſche Quelle zum Grunde liegt, deren Urſprung in dem Kloſter San Pedro de Cardeña, wo die wunderthätige Leiche des quaſicanoniſierten Nationalhelden bewahrt wurde, ſo nahe lag. In wie fern dies vermittelnde lateiniſche Element auch zwiſchen der Chronik und einer andern höchſt merkwürdigen Quelle derſelben liegt, nämlich einer gleichzeitigen arabiſchen Geſchichte der Eroberung von Valencia, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn; daß aber in der Darſtellung von dieſem auch hiſtoriſch bedeutendſten und unzweifelhafteſten Höhepunct des Ruhmes und der Thaten des Cid, Materialien der Art verarbeitet worden, iſt gar nicht zu bezweifeln. Und ſo ſchwierig, wo nicht unmöglich, die Sichtung und Sonderung auf den erſten Blick auch ſcheinen mag, ſo wäre die Sache eines Verſuches gar wohl werth.

Was endlich das Verhältnis unſerer Chronik zu dem ſo genannten vierten Theil der dem König Alfonſo dem Gelehrten zugeſchriebenen Chronica general de España betrifft, ſo ergibt ſich aus allen vorliegenden Umſtänden, daß die ſelbſtändige Chronica del Cid ungefähr gleichzeitig mit den erſten Theilen der Chronica general entſtand, und dann dem folgenden Theile erſt ſpäter, wahrſcheinlich erſt nach dem Tode Alfonſos wie auch andere Materialien ziemlich roh einverleibt wurde. Die auf dieſe Weiſe in die Geſchichte des Cid aufgenom-

menen Kapitel aus der allgemeinen Landes = oder Königsgeſchichte wurden dann beybehalten ſowohl in den Abſchriften als in den Drucken, deren älteſter bekanntlich 1512 auf Befehl des Infanten Don Fernando (Bruders Kaiſer Carls V., nachmahls Kaiſer Ferdinand I.) veranſtaltet wurde. Unſerer Ausgabe liegt die ziemlich unveränderte dritte von 1593 zum Grunde. Ueber die criti-ſchen Grundſätze, welche wir dabey, ſo wie in der Orthographie der introduccion befolgten, haben wir uns in einem Appendix ausgeſprochen, ſo weit es nöthig ſchien. Außerdem enthalten die Appendices Beyträge zum Vergleich des Textes dieſer Chronik ſowohl mit dem entſprechenden Theile der Chronica general (bekanntlich zuerſt 1541 gedruckt), als mit der Historia Roderici Campidocti und dem Poema.

Das Geſagte wird hoffentlich hinreichen um ſowohl eine neue Ausgabe dieſer Chronik überhaupt in den Augen ſachkundiger Freunde der ſpaniſchen Literatur zu rechtfertigen, als auch anzudeuten, was in der vorliegenden hat geleiſtet werden ſollen und geleiſtet worden iſt. Schließlich glauben wir nicht umhin zu können die würdige äußere Ausſtattung hervor zu heben. V. A. H.

P a r i s,

bey Fortin, Maſſon und Comp. 1844. Traité complet de l'anatomie, de la physiologie et de la pathologie du système nerveux cérébro-spinal, par M. Foville, med. en chef de la maison royale de Charenton etc. 1re partie. Anatomie. Avec un atlas de XXIII planches. XVI und 676 Seiten in Octav.

Ein reges Beſtreben gibt ſich ſeit Jahren kund,

das Studium der Neurologie, den organischen Keim und Kern der Physiologie und Anthropologie, beßer zu pflegen, und es ist nicht zu verkennen, daß unsere westlichen Nachbaren dabey mit im ersten Gliede stehen. Auch den Verf. dieses Werkes zeichnet ein schöner Ernst für Förderung dieser Lehre aus, der bey einer tieferen Kenntnis des Organs der Organe, in der versprochenen Fortsetzung für die Physiologie noch Manches hoffen läßt. In der Vorrede deutet er an, was er durch langjährige anatomische Untersuchungen, die sich fast ausschließlich auf das Nervensystem bezogen, und unterstützt durch pathologische Beobachtungen, wozu ihm seine Stellung eine reiche Fundgrube öffnet, für die Physiologie dieses Systems zu erreichen wünscht. Nicht mit Unrecht bemerkt er, daß die Vivisectionen selten Gewisses lehren und oft irre leiten, und nur die Pathologie die Brücke zur Physiologie sey; mit völliger Uebereinstimmung sehen wir ihn zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Princip der Intelligenz nur als unabhängig von der Materie begriffen werden könne. Zwar hat der Verfasser in diesem Theile sich noch nicht auf das Physiologische eingelassen, deutet jedoch an, daß die Pathologie zu dem Schlusse führe, als ob die Rinden-Substanz das eigentliche materielle Werkzeug zur Verkündigung des intelligenten Lebens sey, eine Folgerung, deren Beweis er schuldig geblieben und der, ohne gehörige Modification, auch nicht durchzuführen ist, da die Trennung der Substanzen die Thätigkeit aufhebt, welche ihre Vereinigung erst möglich macht.

In einer einleitenden historischen Uebersicht früherer wie späterer Leistungen in der Anatomie des Gehirns und Nervensystems berührt der Verf. specieller die von Gall, Bell, Rolando, Gerdy

und seine eigenen, welche von der Pariser Academie beyfällige Anerkennung erhielten. Schon 1829 hatte Rolando zuerst genauere Untersuchungen über die verschiedene Lagerung und Anordnung der Windungen und deren Zusammenhang mit den inneren Markschichten geliefert; von ihnen führt der Verf. ziemlich ausführlich dasjenige an, was zur Erläuterung derselben dient. Ließ dieser Versuch vieles zu wünschen übrig, so scheint er doch besonders unserem Verf. den Anstoß gegeben zu haben, diese so höchst schwierige Arbeit fortzusetzen, zu erweitern und zu verbeßern. Außer einem früheren Memoire über den Bau des Gehirns hatte er schon 1840 ein zweytes der Academie der Wissenschaften zur Beurtheilung eingereicht; diese, von Blainville verfaßt und ausführlich mitgetheilt, kann als die Grundlage betrachtet werden, auf der er in dem vorliegenden Werke weiter gebaut hat. Wir können nicht unterlassen, einige Resultate, welche in jener Arbeit nieder gelegt sind, hervor zu heben. Dahin gehört, daß die äußere Knochenhülle nicht in genauem Verhältnisse zu der Entwickelung und den Hebungen und Senkungen der Windungen steht, worauf die Phrenologie doch seither so viel Gewicht zu legen wußte; dagegen meint der Verf. eher ein entsprechendes Verhältnis zwischen der verschiedenen Ausdehnung der Höhlen und der Knochenschale annehmen zu können, eine Annahme, die wir indes für noch unsicherer halten. — Die Rindensubstanz des großen Hirns soll der Sitz der Sensation und des Willens oder der Activität vorzugsweise seyn, eine Ansicht, welche man nicht gelten lassen kann, wenn auch, in Beziehung auf die Dynamik überhaupt, ihr ein Hauptantheil gebührt. Die Fasersubstanz dient einfach nur zur Leitung. Die Atrophie der

Windungen und der Gesammtmasse des Gehirns, bey Idioten häufig vorkommend, beginnt in der grauen Substanz und hat zur Folge die der weißen Substanz; die Verletzungen der weißen Substanz zwischen der Rindensubstanz der Windungen und den Pyramiden verursachen eine kreuzweise Lähmung in den Organen der Bewegung — gegen diese Behauptungen möchte wenig zu erinnern seyn, dagegen ist der Satz, daß bey Irren Entartungen der Rindensubstanz am häufigsten vorkommen, nicht ohne Einschränkung durchzuführen. Der Ursprung des n. trochlearis scheint die gegenwärtig angenommene und ziemlich fest stehende Ansicht von der Vertheilung der Nerven für Bewegung und Empfindung nicht zu unterstützen; der Verf. nimmt daher an, daß er in dem Theile der Pyramidenstränge entspringe, welcher schräg zu dem hintern Paar der Vierhügel aufsteigt; diese Meinung hat freylich die Wahrscheinlichkeit für sich, war aber bislang noch nicht zu demonstrieren. Auch der Ursprung des n. facialis ist noch ein zweydeutiger, der Verf. behauptet indes, daß seine Wurzeln sich in der Brücke auffinden lassen und sich mit den Fasern der Pyramide hier verknüpfen, was auch Ref. bey öfteren Untersuchungen bemerkt zu haben glaubt, doch ist die äußere Umgebung seines Markes so nahe verbunden mit der des akustischen Nerven und dem Marke des hinteren Stranges, daß man eher eine gemischte Zusammensetzung vermuthen sollte. — In einem neueren Memoire des Verfs, Betrachtungen über die Structur des Gehirns und über die Relationen des Schädels zu jenem enthaltend, was von der Academie der Medicin günstig beurtheilt wurde, erörtert er genauer als vor ihm geschehen, den Verlauf der Stränge. Seiner Untersuchung zufolge, nehmen die Schenkel

des großen Gehirns, die, wie er schon weit früher zeigte, aus zwey Theilen, einem oberen und einem unteren, bestehen, eine verschiedene Richtung an, die Fibern der eigentlichen Pyramiden steigen schräg nach vorn und außen, durch die Sehhügel und Streifenkörper, begeben sich zur convexen Seite der Hemisphären, und scheiden sich in zwey Abtheilungen, eine obere und eine untere, welche zu den Windungen sich hinziehen, die die äußere und convexe Seite derselben bilden. Die aus dem hinteren Theile der Brücke hervor gehenden Fibern trennen sich gleichfalls im Centrum des thalamus und umgeben mit einem vollständigen merkwürdigen Ringe den aufsteigenden Bündel der Pyramidenfasern. Das obere Lager dieser Fibern, das stärkste von beiden, dringt vorwärts ins C. striatum, löset sich vom äußeren Theile dieses Körpers und des thalamus ab, krümmt sich nach oben und innen und bildet so den Balken, mithin eine Commissur der Hirnschenkel, die größte von allen. Das untere Lager geht dagegen unter dem Bündel der Fibern der Pyramiden nach innen und nach vorn zur Seite der nach Bichat benannten Spalte, erzeugt zuerst den Sehnerven, etwas weiterhin den Riechnerven, und bildet unter dem Streifenhügel die lamina perforata, vom Verf. quadrilatère perforé genannt. Diesen Raum hält er für ein Centrum, wo die bogenförmigen Fibern ausgehen und enden, welche eine gewisse Anzahl von Faserkreisen bilden, die die Abtheilung der Pyramiden im großen Schenkel umgeben und sich eigenthümlich in der Hemisphäre endigen. Seiner Ansicht nach gehen von diesem, als einer Centralstelle angenommenen, Orte noch aus: die taenia semi-circularis, die beiden Hälften des Gewölbes, die raphe und ein bemerkenswerthes Fa-

serbündel, das er den Saum (ourlet) nennt. Dieser Saum geht von der lamina perforata aus, wendet sich vorn über die Windung des Riechnerven, schlägt sich um das Knie des Balkens, läuft an dessen Oberfläche fort, biegt sich hinten um diesen nach unten und endet an der Stelle, wo er anfing. Dieses Bündel bildet demnach die Basis einer ringförmigen Windung, die den Balken umkreist und die der Verf. die Windung des Saumes nennt, auf welche er in dem vorliegenden Werke, bey der Entwickelung der so verwickelten Verschlingung der Windungen, ein großes Gewicht legt, wie sie es wirklich zu verdienen scheint. So zahlreich und abweichend auch die Windungen sind, so kann man doch zwey Classen derselben deutlich unterscheiden. Die eine, mehr nach oben und außen sich verbreitend, begrenzt die Spitze der aufsteigenden Fibern der vorderen Pyramiden und steht auf zweyfache Weise in Verbindung mit dem vorderen Theile des Rückenmarkes und den vorderen Nerven desselben, die andere hängt mit dem hinteren Theile des Rückenmarkes zusammen, ferner mit dem Riech-, Seh- und Hörnerven, einigen mehr unterwärts befindlichen Windungen und besonders mit der Abtheilung derselben, welche von Reil die Insel genannt wurde. Wir werden auf diese Untersuchungen noch weiter eingehen, da ihre hohe Wichtigkeit nicht verkannt werden kann, indem sie zu dem Schlusse führen müssen oder können, daß für jede Abtheilung des Rückenmarkes auch eine bestimmte Provinz dem großen Gehirne zugemessen sey.

Die Abschnitte des Werkes, die eine allgemeine Ansicht vom Nervensysteme und vom Rückenmarke geben, übergehen wir, da sie nichts bieten, was nicht bekannt genug wäre; dasselbe gilt von der

Beschreibung des verlängerten Markes, der Rautengrube, der Brücke, der s. g. Hirnklappe u. s. w., die, wenn sie umfassend seyn sollte, vieles zu erinnern übrig ließe. Die nun folgende Darstellung der äußeren Gestaltung des kleinen Gehirns ist, nach der Weise des Verfs, umsichtig und genau, nur sollte man in der jetzigen Ueberschwemmung der Literatur nicht immer wieder von vorne anfangen und wiederholen, was längst fest steht, wenn nicht ein neuer Fund der todten Beschreibung ein neues Leben gibt. In dieser Beziehung hätte freylich auch die nun folgende Beschreibung der Schenkel des großen Hirns, der äußeren Verhältnisse dieses und der Sylvischen Spalte wegfallen können, weil indes die Untersuchungen des Verfs eine beßere Einsicht in das dädalische Gewirre der Windungen und die verwickelten Verschlingungen der Stränge erstreben wollen und wenigstens tiefer eindringen, als vor ihm geschah, so können sie zum Verständnis des Ganzen weniger entbehrlich erscheinen.

Der Verf. geht nun zu einer sehr scrupulosen Bezeichnung der sämmtlichen Windungen des großen Gehirns über, die man als ein Hauptverdienst seines Werkes, außer der Untersuchung der Stränge, betrachten muß. Ueber ihre Erhöhungen und Vertiefungen, Scheitel und Thäler, ihre Flanken oder Abhänge, ihre Krümmungen und Verschlingungen, ihre verschiedene Größe u. s. w. wird im Allgemeinen genau gehandelt, ehe er zur Beschreibung der einzelnen Abtheilungen gelangt. So schwer es ist, in diesen mäandrischen Hin- und Herzügen eine bestimmte Ordnung anzutreffen, zumahl es so viele individuelle Verschiedenheiten darin gibt, so sehr die Natur ihr Geheimnis darin versteckt, so ist doch ohne Zweifel ein gewisses Ge-

ſetz darin zu ſuchen, und der Verf. beginnt das ernſtliche Unternehmen, Ordnung in die ſcheinbare Unordnung zu bringen. Schon Rolando verſuchte es und Valentin (in der Hirnlehre nach Sömmering) ſetzte dieſen Verſuch mit Umſicht fort. Ohne die Anſicht des Organs ſelbſt oder der beygefügten getreuen Abbildungen iſt es nicht möglich, eine genaue Anſchauung der Betrachtungsweiſe des Verfs zu geben; es iſt auf dieſe und das umfaſſende Detail des Werkes ſelbſt zu verweiſen; möge es daher hier nur erlaubt ſeyn, einen allgemeinen Umriß ſeiner Eintheilung der Windungen in der Kürze wieder zu geben. Er nimmt vier verſchiedene Ordnungen derſelben an. Die erſte wird nur von einer einzigen dargeſtellt, ſie charakteriſiert ſich dadurch, daß ſie vom Rande der lamina perforata ausläuft und den ganzen Umfang der Grundleiſte (la lisière) der Rindenlage, den Grenzſaum oder, wie wir lieber ſagen möchten, das Fundament derſelben conſtituiert. In ihrem kreisförmigen Laufe begrenzt ſie nach einander den Balken, den Hirnſchenkel und den unteren Eingang zu den Seitenhöhlen, die Spalte Bichats, bis ſie in den Theil des Mittellappens übergeht, wo ſich die Hakenwindung befindet. Die zweyte Ordnung begreift zwey große Linien in ſich, welche in einander greifende Buchten von beträchtlicher Ausdehnung bilden und an ihren Enden mit dem Theile der Windung erſter Ordnung ſich verknüpfen, der den vorderen und äußeren Rand der lamina perforata darſtellt. Der Verfolg dieſer Verbindungen zeigt, daß die Windung der erſten und die beiden der zweyten Ordnung aus großen unregelmäßig kreisförmigen Linien beſtehen, die eine vordere und hintere, faſt ſenkrechte Fläche einnehmen und den Grenzen der lamina perforata ſich anſchmiegen.

Die Windungen der dritten Ordnung zeichnen sich dadurch aus, daß sie als Vereinigungsmittel zwischen der der ersten und den beiden der zweyten Ordnung dienen und von der ersten Ordnung zur zweyten übergehen. Die gewundenen Falten dieser dritten Ordnung sind sehr zahlreich, einige bilden einfache Linien, andere verzweigen sich, indem sie von der Windung der ersten Ordnung, woraus sie entspringen, sich entfernen. Niemahls hat sie die Ausdehnung der vorigen Ordnungen. Die Windungen der vierten Ordnung belegen den convexen Theil der Hemisphäre und füllen den Zwischenraum, den die beiden Windungen der zweyten Ordnung zwischen sich übrig lassen. Sie sind die einzigen, die keine directe Verbindung mit der lamina perforata, noch mit der Windung der ersten Ordnung haben, sie zeigen den größten Umfang und in ihrem Zwischenraume trifft man die tiefsten und gleichartigsten Anfractuositäten an. Niemahls sind ihre Linien von solcher Länge wie die der ersten und zweyten Ordnung, sind auch nicht so kreisförmig wie die der beiden ersten und so ausstrahlend wie die der dritten. Im Allgemeinen ähneln sie einem Netze, worin die meisten in einander übergehenden Linien in dem Zwischenraume der beiden Windungen der zweyten Ordnung sich schlängelnd hinziehen und in diese übergehen. Man kann sie übrigens die vollkommensten nennen, indem sie sich durch Reichthum und Schönheit der Formen auszeichnen, dabey ist aber ihre Gestalt die am wenigsten regelmäßige. In den Gehirnen der Affen sieht man zwar einige Rudimente dieser Windungen, allein diese Spuren sind nie in Vergleich mit denen der Menschen zu stellen. Wie der Bau des menschlichen Gehirns den aller Thiere bey weitem übertrifft, schließt der Verf. diesen lan-

gen Abschnitt, so charakterisieren denselben auch nichts mehr als seine Windungen, ein Urtheil, das zwar an sich wahr ist, aber erst in dessen Innerem eine noch schärfere und bedeutsamere Anwendung findet. Mühsam hat er den Faden gezogen, der ihn durch das Labyrinth bringen sollte; Ref. hat es sich nicht verdrießen lassen, ihm zu folgen, und hat die Meinung gewonnen, daß, wenn er auch noch nicht den richtigsten Weg gefunden, doch der seinige zu diesem hinführen werde.

Die weitläufige Beschreibung der Mittelhöhle und der Seitenhöhlen mit ihrem Inhalte, dem s. g. cône pedonculaire, wie der Verf. den thalamus nebst dem corpus striatum nennt, des Ammonshorns u. s. w. erstreckt sich nur auf die Lage und äußere Gestalt, bietet, obgleich sie vom Auge in die Hand dictiert ist, nichts erheblich Neues dar und läßt sich überall in die feinere Structur derselben nicht ein; die eine Bemerkung nur möge bezeichnet werden, daß die Form der Seitenhöhlen der allgemeinen Form der Hemisphären entspreche. Nicht genug weiß der Verf. auf die lamina perforata, wovon bereits gesprochen ist, bey kurzer Wiederholung der bisherigen Untersuchungen, die Aufmerksamkeit zu wenden und gewis mit Recht, wenn sich seine Ansicht bestätigt, und es scheint fast so, daß von dieser Gegend alle Windungen ausgehen, daß hier die Stelle ist, wo der Riechnerv und Sehnerv entspringen, wo, wie später ausgeführt wird, die hinteren Stränge des Rückenmarkes sich enden, mit denen die sensilen Nerven überhaupt und so auch die Gehörnerven und die drey getheilten Nerven im Zusammenhange stehen. — Die äußere Form verräth die innere und der Haupttheil des Nervensystems wird, nach Vireys glücklichem Ausdrucke, zum Zoometer, der genügt,

nach dem Aeußeren schon die Thiere zu unterscheiden und zu classificieren. Die Insel ist die Epiphyse des Schenkelsystems und gleichsam der Kern, um den sich die Windungen weiter verbreiten, und diese Verbreitung und Umlagerung nimmt in dem Thierreiche immer mehr ab, so daß das Vogelhirn fast nur die Epiphyse zu seyn scheint. Die tiefere Lage und geringere Ausdehnung der lamina perforata, die beträchtliche kreisförmige Entwickelung des Gehirns um die Insel, die größere Höhe, der größere Umfang und die größere Zahl der Brüche und Buchten in der Umgegend der Sylvischen Grube und der größere und freyere Kreisabschnitt der Seitenhöhlen mögen immer, was das Aeußere betrifft, den eigenthümlichen Charakter des menschlichen Gehirns bezeichnen. Während beym Menschen das Gehirn mehr als einen Zirkel beträgt, den es um die Schenkel beschreibt, ist es bey den Thieren nur mehr das Segment eines Kreises, das abwärts noch immer abnimmt, und zwar nicht bloß auf Kosten der hinteren, sondern auch der vorderen Theile. Doch meint der Verf., daß weniger hierin als in der Beschaffenheit der Windungen ein charakteristischer Unterschied zu finden sey; indes scheinen Ref. die dafür angeführten Gründe, so weit sie ihm klar geworden, nicht sicher und haltbar genug, auch legt er viel zu wenig Gewicht auf die Entwickelung der hintersten Region. — Aus der sonst umsichtig, freylich ohne Hilfe des Mikroskops, gegebenen Beschreibung des Rückenmarkes möchte etwas noch Unbekanntes kaum vorzuführen seyn, man ist neuerdings in mancher Rücksicht darin weiter gekommen. Der Verf. ist, wenn auch noch nicht mit völliger Ueberzeugung, auf die Ansicht gerathen, daß, die Länge des Rückenmarkes hinunter, eine Fortsetzung der kreuzweisen

Verschlingung gewisser Fasern in den Vordersträngen Statt finde und zwar durch die vordere Commissur derselben vermittelt werde; die von Dr Gruby ihm vorgelegten mikroskopischen Nachforschungen, deren öffentliche Mittheilung zu erwarten ist, bestärkten ihn wenigstens in seiner Meinung. Als bemerkenswerth stellt Ref. die Beobachtung heraus, daß das Verhältnis der Stränge nach den verschiedenen Gegenden merklich sich ändert. In der Nackengegend herrschen hinsichtlich ihres Umfanges die seitlichen Stränge über die vorderen vor, sie erlangen hier auch verhältnismäßig eine stärkere Entwickelung als in der Dorsalgegend, was auch mit der grauen Substanz der Fall ist. In der Brachialanschwellung bemerkt man am hinteren Bündel eine Zunahme an Dicke; in der Lumbalanschwellung dagegen sieht man den seitlichen noch stärker werden als in der Nackengegend, und selbst feinere Nervenzweige, die man sonst nicht an diesem wahrnimmt, sich mit denen des vorderen verknüpfen. Unterhalb dieser Anschwellung nimmt er wieder in der Art ab, daß nur noch ein vorderer und hinterer Strang übrig zu bleiben scheint. — Der Verf. geht nun zur Darstellung des verlängerten Markes und des Verlaufes der Stränge über, eine höchst schwierige Aufgabe, deren Lösung, wenn sie auch noch nicht durchgehends zur Ueberzeugung führt, doch wahrhaft mit dieser verdienstvollen Arbeit fortrückt. Aus der fast zu minutiösen Beschreibung wollen wir ihr Ergebnis mit wenigen Worten übersichtlich wiedergeben. Der vordere Strang behält seine Richtung bey, der hintere wendet sich nach außen und der eine Theil des seitlichen bildet die Erhöhungen, die in der Mitte der Rautengrube, der Länge nach, fortgehen, eine anderer Theil die Oli-

ven, und ein oberer Theil desselben begibt sich ins kleine Hirn. Die hinteren Stränge, die sich zuerst nach außen wandten, laufen dann unter den Vierhügeln, den thalami, und der lamina perforata hinweg, während ein beträchtlicher Theil desselben für das kleine Hirn abgegeben wird, so wie ein anderer Theil zu den transversalen Fasern der Brücke übergeht. Die vorderen Stränge bilden den Mittelgrund des großen Gehirns, in welches sie durch eine ringförmige, von den Hintersträngen hervor gebrachte Umkleidung eindringen. Die Seitenstränge verlängern sich bis über die Lage der schwarzen Substanz und weiter ins große Hirn hinein. Die transversellen Fasern entspringen sowohl aus dem hinteren als dem seitlichen und vorderen Strange. — Aus der mit fast ängstlicher Genauigkeit versuchten Demonstration des kleinen Gehirns hat nur das, was sich auf die innere Zusammensetzung bezieht, etwas Besonderes und Rücksicht Verdienendes. Dahin gehört, daß die Rindenlage zur Unterlage eine markige Membran hat, die von den Gehörnerven und den n. trigemini ausgeht und von einem Fortsatze des Corpus restiforme unterstützt wird, eine Ansicht, die physiologisch interessant ist, wie dann eine ähnliche in Beziehung auf den Seh- und Geruchsnerven für das große Hirn geltend zu machen wäre, ferner daß die beiden mit einander gegenseitig sich verknüpfenden Bündel des Schenkels des kleinen Gehirns mit den beiden Ordnungen der Wurzeln der Rückenmarksnerven verglichen werden können, indem der eine Bündel vom Vorderstrange, der andere vom Hinterstrange entspringt.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 23. November 1844.

Paris.

Schluß der Anzeige: 'Traité complet de l'anatomie, de la physiologie et de la pathologie du système nerveux cérébro-spinal, par M. Foville. 1re partie. Anatomie.'

Die Structur des großen Gehirns ist mit gleicher Umsicht und Weitläufigkeit dargestellt; wir können der mühsamen Darstellung, die ohne die Abbildungen selbst dem besten Kenner des Organs unverständlich bleibt, hier nicht folgen, müssen aber auf einige daraus gewonnene Folgerungen die Aufmerksamkeit lenken. In den Kern des großen Hirns und seine ganze Umgebung setzen die drey Stränge des Rückenmarkes sich fort. Alle freye Oberflächen des Kerns, d. h. die Oberfläche der Höhlen, der lamina perforata, des Balkens, hängen durch ihre Faserung und ihre graue Substanz mit dem hinteren Strange zusammen; von demselben gehen überall Fortsätze in die Rindenlage über. Die Verlängerungen des vorderen und seitlichen Stranges nehmen immer die tiefere Lage ein; nach-

dem der große Schenkel durch den ihn umgebenden Ring im thalamus gedrungen ist, findet man von ihm keine Verlängerungen mehr an den freyen Oberflächen. Ob man ihnen im Kerne oder in der Hemisphäre nachspürt, immer sind sie von den Lagerungen des hinteren Stranges umhüllt, sie können sich den Oberflächen durch ihre letzten Verzweigungen nähern, aber nie verlieren sie sich in ihnen. Die Verlängerungen des hinteren Stranges nehmen hier eine Lage ein, wie sie im Körper die Haut und die Schleimmembranen haben, welche durch die Nerven des hinteren Stranges belebt werden und nie Nerven vom vorderen Strange erhalten (?). Die Verlängerungen des vorderen Stranges, enthalten im Zwischenraume der membranösen Ausbreitungen des hinteren Stranges, nehmen im Gehirn die Stelle ein, welche im Körper das durch die Nerven dieses Stranges belebte Muskelsystem einnimmt.

Wenn der Verf. annimmt, daß der Sand der Zirbel schon bey Neugeborenen vorkomme, so kann das nur ausnahmsweise der Fall seyn. Von der gl. pituitaria bemerkt er, daß die vor allen am meisten geschützte Stelle, welche sie einnimmt, auf eine große Wichtigkeit derselben schließen lasse; er will sie sehr oft krankhaft gefunden haben, was Ref. dagegen nach seinen vielfältigen Beobachtungen nicht bestätigen kann.

Wie in diesem Werke eine genauere Entwickelung der Windungen, ein tieferes Nachspüren des Verlaufes der Stränge und Nebenstränge, mit Dank anerkannt werden muß, so ist auch darin ein Fortschritt in der Darstellung der Nervenursprünge gewonnen, welche als ein Resultat der vorigen Nachforschungen anzusehen ist. Auch aus dem dieser Untersuchung gewidmeten Abschnitte dür-

sen wir es uns nicht versagen, Einiges mitzutheilen, was der Physiologie einen Dienst verspricht.

In Betreff der Nerven des hinteren Stranges wird nachgewiesen, daß von diesem für das kleine Gehirn der n. acusticus und n. trigeminus, für das große Gehirn der n. opticus und n. olfactorius ausgehen; als Nerven des seitlichen Stranges werden betrachtet der n. accessorius, die portio min., der n. trigem. und der n. trochlearis. Der Prof. Blandin fand durch Messungen der Nerven der vorderen und hinteren Stränge, daß am Rücken und besonders in der Mitte die beiderley Nervenwurzeln einen ähnlichen Umfang haben, daß am Halse die hinteren zweymahl so stark sind wie die vorderen, daß jene in der Lumbal- und Sacral-Gegend zwar auch größer, aber nur ein Drittheil größer als diese sind. — Die Nerven des Hinterstranges tauchen mit einigen ihrer Wurzeln in die graue und mit anderen in die weiße Substanz ein, eine Behauptung, die uns noch nicht festzustehen scheint. Der n. acusticus ist in seinem Ursprunge und in seinen Verbindungen beßer aufgefaßt, als in den gewöhnlichen Handbüchern, doch fehlt auch hierin noch manches, was Rücksicht verdient. Aus dem corp. restiforme entspringend vereint sich mit ihm eine faserige Membran zwischen sich und dem n. trigem., eine andere mit ihm zusammen hängende Membran ist das ganze Epithelium der Rautengrube, wodurch zwar eine Verbindung mit der ganzen inneren Wandung auch nach oben und bis zum Canale nicht zu verkennen, aber doch nicht eigentlich mit dem Verf. als ein Fortsatz des acustischen Nerven zu betrachten ist. Dasselbe ist gegen eine gleiche Annahme, die er bey Beschreibung des optischen Nerven aufstellt, zu erinnern. Dieser Nerv be-

steht auch aus einem Theile grauer Substanz, die hauptsächlich aus dem tuber cinereum stammt, und worauf schon Vicq-d'Azyr aufmerksam machte; dies wird hier näher erläutert und überhaupt ist der Ursprung und die Verknüpfung des Sehnerven treu geschildert, was für den Riechnerven noch umfassender geschieht. Aus der umsichtigen Forschung geht hervor, und wer selbst diese Untersuchungen fleißig angestellt hat wird es bestätigen, daß dieser Nerv mit der grauen Substanz der Windungen, dem Faserkreise, der sich um den Balken zieht, einem anderen Faserkreise an dem Eingange zur Seitenhöhle, mit der durchlöcherten Markplatte und dem theilweise sich hier lagernden Hinterstrange, mit einem Fortsatze des corpus striatum und der vordersten Commissur sich verbindet.

Die kurze Darstellung der Nerven des Vorderstranges bietet nichts Neues dar, nur von dem kleinen Zwischennerven des n. facialis (Ref. sah zuweilen mehrere Zweige), den Wrisberg zuerst anzeichnete und den Longet, ihn genauer verfolgend, n. tympani nannte, wird bemerkt, daß er nicht mit dem n. facialis aus dem Vorderstrange, sondern aus dem Seitenstrange entspringe (?).

In dem Abschnitte, der von den Hüllen des Gehirns handelt, die mit so großer Weisheit angelegt sind, um das Organ zu unterstützen, zu befestigen, anzuhängen und im Gleichgewichte zu erhalten, unterläßt der Verf. nicht, theils das Bekannte, theils manches Eigenthümliche beyzubringen, besonders ist die arachnoidea sehr ausführlich in allen Beziehungen geschildert, auch die Beobachtung Magendis von dem unter ihr befindlichen Waßer, das man selbst um die Nerven antrifft, sorgsam berücksichtigt und bestätigt. Eine Verbindung der arachnoidea mit der Membran, welche

die Wände der Höhlen umkleidet, nimmt er beym vollkommenen Zustande des Organs nicht an.

Die nun folgende höchst umständliche Beschreibung des Schädels, die sich nur auf die Umrisse und die Verhältnisse der Hauptabtheilungen im Aeußeren und Inneren, nach ihren Eintheilungen und Besonderheiten hinsichtlich ihrer Formen, wie auch der verschiedenen Solidität der Knochenmasse bezieht, übergehen wir, da sie für den physiologischen Standpunct keine Resultate liefert, obgleich sie bey einer genaueren Vergleichung verschiedenartiger Abweichungen von den gewöhnlichen Formen zur Anlehnung dienen mag. Wichtiger sind die Betrachtungen, welche der Verf. über die Beziehung der Form des Schädels zur Form des Gehirns daran knüpft. Es ist nicht zu leugnen, daß im normalen Zustande die Gestalt des Schädels einen bedeutenden Einfluß auf die Gestalt des Gehirns, aber nur im Allgemeinen hat, eine langer Schädel kann kein kurzes Hirn, ein kurzer Schädel kein langes Hirn einschließen. Die große Breite der Stirn, ein beträchtlicher Vorsprung derselben nach oben oder nach unten, deutet zwar im Allgemeinen auf eine größere Entwickelung der Stirngegend des Gehirns, aber ohne etwas Bestimmtes auszusagen, was hier überhaupt um so weniger der Fall seyn kann, weil die Haut und die Muskellage, die Stirnhöhlen, die Textur und der Umfang und Umriß der Knochen so manche Verschiedenheit darbieten. Dasselbe ist auch für die Temporal- und die Occipitalgegend festzustellen, und nur approximativ ist es erlaubt, im Leben vom Aeußeren auf das Innere zu schließen, was nur möglich, aber nicht sicher ist. Die beständig am Schädel vorkommenden symmetrischen Erhöhungen finden an der Oberfläche des Gehirns nichts

Analoges, eher scheinen gewisse erweiterte Stellen der Seitenhöhlen jenen zu entsprechen. So sollen die Stirnhügel ein analoges Verhältnis zu der vorderen Höhlengegend, die Erhöhung der Parietalgegend mit der seitlichen Erweiterung der Höhle und eben so der obere Hügel des Hinterhauptes mit dem hinteren Theile derselben übereinstimmen. Wenn für diese Ansicht auch manches reden möchte, so ist doch auch sie der Teuschung fast noch mehr unterworfen, indem die solide Umgebung der Höhlen so sehr verschieden ist, was Ref. aber am häufigsten von der Occipitalgegend behaupten muß. — Der Abschnitt, der von der mechanischen Entwickelung der Schädelformen handelt, bietet kaum etwas Bemerkenswerthes dar; interessant ist, was von der künstlichen Entstellung des Schädels angeführt wird. In einigen Provinzen Frankreichs, z. B. in der Bretagne, im Limousin, ganz vorzüglich in der Normandie hat man noch die nachtheilige Gewohnheit, die Köpfe neugeborner Kinder mit engen, zusammen pressenden Mützen zu umgeben, denen auf verschiedene Weise noch mehrere so oder anders zusammenziehende Kopfbinden hinzugefügt werden. Da bekanntlich in diesem Alter der Kopf durch dergleichen andauernd wiederholte Pressungen und Einzwängungen so leicht misgestaltet wird, so trifft man wirklich in jenen Gegenden sehr häufig dergleichen misgestaltete Köpfe an und mehrere Beobachter bestätigen es, daß nicht selten dadurch eine Prädisposition zu geistigen Abnormitäten hervor gebracht wird und manche Exemplare dieser Art in den Irrenhäusern vorkommen. In den Provinzen, wo dieser üble Gebrauch nicht herrscht, hat man dergleichen Deformitäten in diesem Grade und in dieser Anzahl nicht beobachtet. Zwar erzeugen sie, selbst in höheren Graden, nicht

immer psychische Abweichungen, man sah sogar in einigen Fällen die geistigen Fähigkeiten gut entwickelt, es läßt sich nur so viel behaupten, daß sie zu jenen prädisponieren, wie eine Deformität der Brust zu Krankheiten des Herzens und der Lungen prädisponieren kann. Unleugbar war nicht selten Idiotismus, Imbecillität und Epilepsie die Folge davon. Bey einem Manne, der in einer Irrenanstalt starb, bey dem in der Kindheit durch die kreisförmige Einschnürung eine quere Einsenkung in der oberen Stirngegend veranlaßt war, fand man im Inneren eine entsprechende Hervorragung, welche auf den Sinus longitudinalis und die vorn hier verlaufenden Venen einen solchen Druck ausgeübt hatten, daß sie varicose Anschwellungen von der Dicke der Fingerspitze zeigten, während die angrenzenden Windungen atrophisch geworden waren. Auf der 22. Tafel findet sich die Abbildung eines solchen misgestalteten, ungemein verlängerten Schädels, so wie auf der folgenden Tafel noch zwey Köpfe à la Française und die eines Wilden aus dem westlichen Norden Amerikas, wo die Misstaltung der Köpfe neugeborner Kinder hin und wieder noch im Schwange ist, bey welchem nur mehr die Stirngegend nach hinten durch Abplattung verlängert erscheint.

Nach wenigen Bemerkungen über die Methode Campers, den Gesichtswinkel zu messen, und die andere Cuviers, den Flächeninhalt des Antlitzes mit dem des inneren Schädels zu vergleichen, berührt er auch die von Blainville ausgegangene Ansicht, nach welcher ein gewisses Verhältnis zwischen der allgemeinen Form des Kopfes und der des äußeren Ohres Statt finden soll. Nach angegebenen, durch eine Abbildung versinnlichten Linien, von denen die obere vom Nasenhöcker, die untere

von den oberen Schneidezähnen ab über das Ohr gezogen wird, theilt man dieses in drey Regionen, von denen die obere größte dem Schädelgewölbe, die mittlere dem Oberkinnbacken mit der seitlichen Arcade, die untere dem Unterkinnbacken entsprechen soll. Der Umstand, daß schon beym Orangutang das Ohrläppchen und der vorstehende Kinn wegfällt, daß man nicht zwey gleiche Ohren findet, sobald beide Hälften des Kopfes nicht gleich sind, daß schon der erste genauer vergleichende Anblick eine Art von Analogie verräth, dies und anderes, was aus den hier nicht weiter mitgetheilten Vergleichungen in der Thierreihe und sonstigen Folgerungen hervor zu gehen scheint, darf diese Idee, wenn sie auch anfangs nur als ein Einfall, ein Spiel der Phantasie betrachtet wurde, nicht gleich, ohne weitere Prüfung, der Vergessenheit übergeben lassen, indem ihr ein Symbol der Natur, ein Typus der plastischen Idee, zum Grunde liegen mag.

Einige Bemerkungen über die Articulation des Schädels mit der Rückensäule, verglichen mit der der Thiere, sind lesenswerth. Diesen folgen noch Angaben über die Maßverhältnisse des Schädels und das Gewicht des Gehirns nach Lelut und Parchappe. Ersterer fand bey hundert Schädeln von Idioten und Imbecillen verschiedenen Grades das Mittelmaß absolut geringer als im normalen Zustande, die Abnahme aber am meisten in der hinteren Hälfte. Nach demselben beträgt das mittlere Gewicht des ganzen Encephalum, bey Männern von gewöhnlicher gesunder Intelligenz und im Alter von 20 bis 50 Jahren, 1320 Gramme, des großen Hirns für sich 1170 Gr., des kleinen 176 Gr.; Parchappes Angaben weichen von diesen nur sehr wenig ab. Beym weiblichen Ge-

schlechte nimmt dieser das Mittelgewicht des Encephalum zu 1210 Gr., des großen Hirns zu 1055 Gr., des kleinen Hirns zu 147 Gr. an. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß bey größerer Intelligenz ein größeres Gewicht des Gehirns angetroffen wird, jedoch mit manchen Ausnahmen; daß dies größere Gewicht eher merklich ist im großen Gehirne als im kleinen, aber auch nicht ohne manche Ausnahmen. — Nachdem der Verf. noch auf einige Gegenstände aufmerksam gemacht hat, die z. B. in der früheſten Entwickelungsgeschichte des Gehirns mehr Rücksicht verdienen, als sie bisher gefunden haben, schließt er mit einer kurzen allgemeinen Uebersicht den ersten Theil dieses Werkes.

Aus mehreren Andeutungen ersieht man, daß der Verf. der Gallschen Phrenologie nicht huldigt; indes scheint Ref. in seiner Entwickelungsmethode der Windungen ein Moment zu liegen, das ihr ein neues Relief geben könnte. Als Rarität führt er eine 1632 zu Antwerpen erschienene, von Theodor Galleus entworfene Abbildung eines menschlichen Kopfes an, an welchem die geistigen Vermögen in Segmenten bezeichnet sind. Ob diese Zeichnung mit einer älteren in der Margarita philosophica von Gregor Reisch übereinstimme, oder dieselbe sey, muß Ref. dahin gestellt seyn lassen; ein artiges Spiel des Zufalls ist es aber, daß es einem Namensverwandten vorbehalten war, dies Studium tiefer zu begründen und weiter auszudehnen.

Die lithographischen Abbildungen, von den Künstlern Beau und Bion gefertigt, sind technisch trefflich gelungen, mit ziemlich sicherem Auge der Natur nachgezeichnet und meistens von großem Interesse. Auf Einiges, was Ref. besonders angesprochen hat, hinweisend, möge auf das Ganze

aufmerksam gemacht werden. Die erste Tafel enthält u. a. zwey Abbildungen vom Rückenmarke Neugeborener; in der einen sieht man hinterwärts einen eigenthümlichen vom Verf. beschriebenen kleinen Seitenstrang, in der anderen einen horizontalen Durchschnitt der corp. restiform. der ganzen Länge nach, an denen man eine quere Faserung wahrnimmt. Die Tafel 2 und 3 geben jede 6 Abbildungen über den Verlauf der Hauptstränge und deren Abtheilungen im kleinen und großen Hirne, genauer und deutlicher, als bisher geschehen, wenn auch diese so höchst schwierige Aufgabe noch fortgesetzter Nachprüfung bedarf. Tafel 8 liefert eine schöne Uebersicht der verschiedenen Ordnungen der Windungen, eben wie die Tafel 10 und 14. Auf der 13. ist lehrreich die Verbindung des Kerns mit den Hemisphären, auf der 15. die dem Vf. eigenthümliche Präparation des Balkens dargestellt; auf der 18. wird der Verlauf des hinteren Stranges im großen Gehirne anschaulicher, und auf der 20. erblickt man mehrere im Einzelnen durchgeführte Entwickelungen der so manigfaltigen Faserungen und Schichten. — Der Eifer, den der Verf. hier in der anatomischen Entwickelung des Gehirns an den Tag legt, spannt die Erwartung auf die Fortsetzung dieses Werkes, welche mit der Physiologie sich beschäftigen wird.

G. H. Bergmann
Medicinalrath.

Giessen.

J. Rickersche Buchhandlung 1844. Beweis der von der Begattung unabhängigen periodischen Reifung und Loslösung der Eier der Säugethiere und des Menschen als der ersten Bedingung

ihrer Fortpflanzung. Von Th. L. W. Bischoff Dr der Med. und Philos. ord. Prof. u. s. w. u. s. w. 54 Seiten in Quart.

Der Verf. erklärt S. 4—5: 'Auch bey den Säugethieren und dem Menschen unterliegen die in den Eyerstöcken der weiblichen Individuen sich bildenden Eyer einer periodischen Reifung, ganz unabhängig von der Einwirkung des männlichen Samens. Zu der Zeit, welche man bey den Thieren die Brunst, bey dem menschlichen Weibe gewöhnlich die Menstruation nennt, lösen sich die reifen Eyer von dem Eyerstocke und werden ausgestoßen. Zu dieser Zeit äußert sich auch bey dem weiblichen Thiere allein, bey dem Weibe vorzugsweise der Geschlechtstrieb. Findet die Begattung Statt, so erfolgt durch die materielle Einwirkung des männlichen Samens auf das Ey, die Befruchtung des letztern. Findet die Begattung nicht Statt, so löset sich das Ey dennoch vom Eyerstocke und tritt in den Eyleiter, geht aber hier zu Grunde. Die Zeitverhältnisse können hier, obgleich wie es scheint, bey verschiedenen Thieren in verschiedener, aber doch bestimmter Breite variieren. Der Samen kann hinlängliche Zeit haben, um bis auf den Eyerstock zu gelangen, ehe das Ey austritt. Das Ey kann aber auch schon ausgetreten seyn, und der Samen erreicht es erst in dem Eyleiter; immer aber muß in diesem noch die Einwirkung des Samens erfolgen, wenn das Ey sich entwickeln soll, welches diese seine Entwickelung schon hier in dem Eyleiter beginnt. Nur aber zu dieser Zeit der periodischen Reifung der Eyer kann die Begattung eine Befruchtung zur Folge haben.'

Einige Theile dieses Satzes haben nun erst in neuerer Zeit bewiesen werden können. Es sind da-

bey verschiedene Forscher thätig gewesen, so daß es für uns unthunlich wird zu untersuchen, in wie weit die Arbeiten des Einen auf die des Andern von Einfluß gewesen seyn mögen. Es gab schon früher Erfahrungen, welche darthaten, daß sich Corpora lutea bey der Brunst bilden können, auch wenn eine befruchtende Einwirkung unwahrscheinlich oder unmöglich Statt fand. Daß das Loslösen der Eyer während der Menses beym Weibe regelmäßig Statt finde, hatte man Grund anzunehmen nach mehrseitigen, namentlich auch neueren Beobachtungen über die Bildung von Corpora lutea zu dieser Zeit.

Der Verf. hat nun das Verdienst, nicht bloß aus seinen eigenen fleißigen Beobachtungen dasjenige zu bekräftigen, was sich aus denen Anderer folgern ließ und in der That daraus gefolgert war, sondern derselbe hat auch das Vorhandenseyn der bey der Brunst ausgetretenen Eyer in den Eyleitern ermittelt. Dies geschah unter verschiedenen Umständen, welche die Annahme unmöglich machten, daß eine Wirkung des Sperma auf die Ovarien Statt gefunden habe: theils bey Thieren, deren innere Geschlechtswege durch Unterbindung u. dergl. unwegsam geworden waren, theils augenblicklich nach dem Coitus, theils bey brünstigen Thieren, bey welchen der Coitus nicht zugelassen worden war. Die Untersuchungen wurden am Kaninchen, Hunde, Schweine, Schaf und auch einmahl bey einer Ratte, welche aller Wahrscheinlichkeit nach nicht befruchtet war, mit Erfolg angestellt.

Wenn nun zu so bestimmten Zeiten Eyer reif und Graafsche Bälge zum Austreiben derselben bereit sind, so versteht es sich, daß man wünschen

muß zu wiſſen, worin ſich die allmähliche Vorbereitung der Eyer bis zum Augenblicke des Austrittes zu erkennen gibt. Dies iſt begreiflich ein weſentliches Moment für die Conſolidation dieſer neuen Anſichten, und man verdankt auch in dieſer Beziehung Hn Biſchoff mehrere Aufſchlüſſe. Die Annäherung an den Zuſtand der Reife gibt ſich namentlich auch in den Zellen der Tunica granulosa kund, welche die Zona umgeben, in ſo fern dieſelben in eine vermehrte, durch Auswachſen erkennbare Thätigkeit gerathen. — An einigen Stellen des Buches erklärt ſich der Verf. ſehr beſtimmt gegen das Vorhandenſeyn einer beſtimmten Dotterhaut, indem er ſolche Erſcheinungen beobachtet, welche frühere Bearbeiter zur Annahme einer ſolchen Membran veranlaſſen konnten, aus verſchiedenen Umſtänden dabey dann aber wahrſcheinlich zu machen weiß, daß eine ſolche dennoch ſich nicht findet.

Schließlich erwähnen wir noch, daß der Verf. bey Durchſicht ſeiner früheren Beobachtungen, nachdem er einmahl die Möglichkeit des Eyaustrittes ohne Befruchtung bey Säugethieren aufgefaßt hatte, noch Verſchiedenes für dieſe Anſicht ſprechende aufgefunden. Früher hatte er dies überſehen, da er ja bekanntlich in mehreren Fällen die Spermatozoen bis zum Ovarium vor der Löſung der Eyer vorgedrungen gefunden hatte, und von der Vorſtellung präoccupiert war, daß die Sache ſich ſtäts ſo verhalten müſſe. Erwähnenswerth iſt es noch, daß Herr Biſchoff während der letzten Unterſuchungen auch einmahl in einem Eyleiter die Spermatozoen bis ans Ende vorgedrungen fand, während an dem Eyerſtocke ſich weder die Spuren ausgetretener noch ſelbſt gereifter Eyer

Die Krankheiten, sagt der Verf., so unbestimmt ihr Begriff auch seyn möge, sind immer natürliche Gegenstände oder Vorgänge. Aber die Natur hat keine Geschichte, wenigstens keine selbständige Aenderung; alle Veränderungen in der Natur sind nur Wechsel, aber keine weiteren Schöpfungen. Demgemäß können aber auch die Krankheiten in ihrem historischen Auftreten nur durch äußere Einflüsse bedingte Veränderungen, aber keine genetische Entwickelung erfahren. Es ist Schade, daß der Verf. über diesen Punct so kurz hinweg eilt und nicht weiter auf die Natur und den Begriff der Krankheit eingeht. Denn dies ist, nach des Ref. Ansicht, der eigentliche Boden, auf welchem, natürlich mit Berücksichtigung historischer Forschungen, jede Untersuchung dieser Frage geführt werden muß. Sobald nachgewiesen wird, daß die Krankheit nichts Selbständiges ist, daß sie nur in Störungen des normalen Verhaltens beruht, die durch äußere Einflüsse der verschiedensten Art hervor gerufen werden, so fällt damit auch die Ansicht von selbständigen historischen Veränderungen derselben von selbst weg und man muß alle Formenwechsel derselben nur als Folge von äußeren Einflüssen betrachten. Aber jede Meinung der Art läßt sich gegenwärtig nur wahrscheinlich machen, nicht streng beweisen, denn dazu wäre nöthig, daß man die Ursachen und die Entstehung jeder einzelnen Krankheit bis in das kleinste Detail nachzuweisen vermöchte. Dies ist indessen gegenwärtig noch unmöglich und wird noch lange, vielleicht immer, unmöglich bleiben!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 25. November 1844.

Breslau,

bey Josef Max. und Comp. 1844. Geschichte Hellenischer Stämme und Städte von Dr Karl Otfried Müller. Zweite, nach den Papieren des Verfassers berichtigte und vermehrte Ausgabe von F. W. Schneidewin. Erster Band. Orchomenos und die Minyer. Mit einer Karte der Thäler des Kephissos und der Karte von Böotien. XIV und 498 Seiten in gr. Octav. Zweiter Band. Die Dorier, erste Abtheilung. Mit einer Karte des Peloponnes und der Karte von Hellas. XXIII und 461 S. Dritter Band. Die Dorier, zweite Abtheilung. 556 Seiten.

Nach welchen Grundsätzen und in wie weit in dieser neuen Ausgabe der beiden berühmten Werke Abänderungen zu treffen seyen, darüber konnte vom Augenblicke an, wo mir der ehrenvolle Auftrag der Besorgung ward, im Ganzen kein Zweifel seyn. Durfte ich bey der Erneuerung des Dissenschen Pindar selbständig zu Werke gehen, so

hatte ich bey diesen Werken keinesweges freye Hand. Eigenmächtige Aenderungen durch noch so begründete Weglassungen oder Zusätze konnte ich mir so wenig erlauben, wie ich sie irgend Jemandem zugestehen würde; sondern die Thätigkeit eines neuen Besorgers dieser Werke so eigenthümlicher Forschung konnte nur darauf gerichtet seyn, ihnen alle die Verbeßerungen angedeihen zu lassen, die von Müller selbst später theils öffentlich theils handschriftlich vorgenommen waren.

Es sind deshalb nicht bloß die Zusätze und Verbeßerungen am Ende des zweyten Bandes der Dorier und alle nicht gar zu ausführlichen Nachträge hinter den Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie (1825), sondern auch die von Müller selbst herrührenden Aenderungen in der zuerst 1830 erschienenen Englischen Uebersetzung, so wie endlich die manigfachen Randbemerkungen oder auf einzelnen Blättchen notierten Zusätze aus dem Handexemplare eingetragen worden, wobey die jedesmahlige Quelle angegeben ist.

Die den Werken beygefügten Karten durften, so sehr sie nach neueren Untersuchungen manigfacher Berichtigungen fähig gewesen wären, gleichfalls nur in ihrer ursprünglichen Gestalt gegeben werden. Die früher besonders gedruckten Erläuterungen zur Karte von Hellas haben jetzt ihren Platz als fünfte Beylage der Dorier erhalten. Hat das Aeußere des Druckes gegen die erste Ausgabe bedeutend gewonnen, so muß ich doch bedauern, daß die Zahl der Druckfehler schwerlich geringer geworden ist. Der entfernte Druckort machte mir selbst die Correctur leider unmöglich. Bey eigener Beaufsichtigung derselben würde auch leicht manche andere Unbequemlichkeit, der so nicht vorzubeugen war, sich haben beseitigen lassen, z. B. sind manche

Verweisungen jetzt nach der ersten Ausgabe gegeben, die sich freylich bey dem ziemlichen Uebereinstimmen der Seitenzahlen ohne große Mühe rectificieren lassen werden. Auch würde ich, wäre der Druck nicht sehr beeilt, Sorge getragen haben, alle gelegentlichen Verbeßerungen in spätern Schriften Müllers genau einzutragen, was jetzt nicht durchgängig geschehen ist. Solche kleine Mängel mag man entschuldigen, wenn man bedenkt, daß allein schon die wörtliche Vergleichung der Englischen Ausgabe eine nicht geringe und ermüdende Arbeit gewesen ist. Nur der Gedanke an Müller und die Ueberzeugung, dem Studium des Alterthums einen Dienst zu erweisen, gab mir freudigen Muth, das Unternehmen rasch zu Ende zu bringen.

Müller selbst würde, wie er es oft aussprach, zu einer neuen Ausgabe sich nicht entschlossen haben, da das große Werk, die eigentliche Aufgabe seines Lebens, über Griechenlands Geschichte, diese Vorstudien in sich aufnehmen und verarbeiten sollte. Da dieser Plan nicht hat ausgeführt werden sollen, so wird es wohl erst einer späteren Generation vorbehalten seyn, sich einer Geschichte Griechenlands zu freuen, wie sie Müller bezweckte und bereits in sich lebendig gestaltet hatte. F. W. S.

Breslau.

Verlag von Graß, Barth und Comp. 1844. Das Selbstbewußtseyn, forensisch aufgefaßt von Dr Joh. Wendt. 100 Seiten in Octav.

Es gibt nicht leicht ein wissenschaftliches Gebiet, welches so vielumfassend, zugleich aber auch so schwer zu ergründen ist, als dasjenige, welches den geistigen Zustand des Menschen zum Gegen-

der Thierheit gesunkene Zustand eines vollendeten Idioten dar. Wenn es §. 28 heißt: 'Menschen, welchen das Vermögen, die Folgen ihrer Handlungen zu überlegen, ermangelt, werden blödsinnig genannt,' so ist auch diese Bestimmung eben so fehlerhaft, weil nicht bloß der Blödsinnige, sondern jeder Gestörte die Folgen seiner Handlungen zu überlegen nicht vermag. Solche Irrthümer machen es durchaus nöthig, dem bestehenden Bedürfnisse abzuhelfen und die Fortschritte der Wissenschaft zum Grunde zu legen; alle dahin abzweckende Vorarbeiten haben daher ihr unbestreitbares Verdienst. — In §. 2 definiert der Verf. das Selbstbewußtseyn: es sey nicht allein das Innewerden des eigenen Seyns, sondern auch des Seyns der Dinge außer uns. So lange der Mensch in einem solchen gestörtem Zustande sich befindet, so lange er in einer fremden Ideenwelt lebt, ist er in der gewöhnlichen Welt nicht verantwortlich und heißt nicht zurechnungsfähig. Wohl zu unterscheiden ist aber von wirklicher Seelenstörung ein Wahn oder ein Irrthum. Der Irrthum kann mit der vollkommensten geistigen Freyheit bestehen. Erst dann wird der Wahn und der Irrthum zur Seelenstörung, wenn er den Ideenkreis des Irrenden ganz ausfüllt, und von allen Richtungen des geistigen und des gemüthlichen Lebens mehr oder weniger Besitz nimmt. Bey der unumstößlichen Wahrheit, daß bloßer Irrthum nicht wirklicher Wahnsinn ist, dürfen wir niemahls vergessen, daß das Urtheil über solche Zustände auch von Sterblichen gefällt wird, welche ebenfalls irren können. Dr Elliot in London wurde für geisteskrank erklärt, und vom Attentat eines Mordes frey gesprochen, weil der Anwalt aus den Schriften des Angeklagten die Behauptung nachgewiesen hatte, daß die Sonne

festes Land, Berge und Thäler enthalte. Acht Jahre später stellte der berühmte Herschel die von Elliot behauptete Theorie auf und wurde von der ganzen gelehrten Welt wegen seines Scharfsinns angestaunt. Was mag, fügt der Vf. hinzu, die Elliotsche Jury zu dieser Bewunderung gesagt haben? — Als die vier Normen der Mental-Alienation setzt der Verf. Trübsinn, Wahnsinn, Verrücktheit und Blödsinn fest. Diese Arten bilden sich bey ihrer längern Dauer für die Erkenntnis immer deutlicher aus: der Trübsinn durch die Macht eines fixen Wahns über die Urtheilskraft und durch die Neigung zu trüben Vorstellungen aller Art; der Wahnsinn durch die Verkehrtheit der Anschauungen, mit der Aufregung aller intellectuellen Fähigkeiten und mit einer vernunftwidrigen, nach außen gerichteten ungezähmten Thatkraft; die Narrheit durch Trübung aller Erkenntnis durch Störung des Ideen-Zusammenhanges und durch einen gänzlichen Mangel aller Selbstbestimmung, und endlich der Blödsinn, welcher in einer vorwaltenden Schwäche der geistigen Kraft und in einem mehr oder weniger deutlich ausgeprägten Mangel der Erkenntnis beruht. Diese Seelenstörungen in ihrem vollen Verlaufe sind aber nicht Gegenstand der, forensischen Zwecken gewidmeten, Betrachtung des Verfs, weil ihr Verlauf und ihre Bedeutung in foro allgemein bekannt ist, und auch eine allgemein erkannte Geltung hat. Hier handelt es sich besonders von denjenigen Zuständen, welche als Seelenstörung vorübergehend sind und daher leicht zu Teuschungen und zu Fehlgriffen aller Art verleiten. Die Uebersicht der hier näher abzuhandelnden Paragraphen umfaßt: 1) den so genannten raptus maniacus; 2) die bekannten lucida intervalla; 3) den Zustand des Betrunkenen; 4) das Irreseyn bey Krankheiten; 5) den

Spleen der Engländer (melancholia autochirica); 6) das Schlafwachen und die hierher gehörigen Nervenzustände; 7) die Pubertäts-Entwickelung; 8) den Zustand des Gebärens. Diese Zustände geht der Verf. nun näher durch, mit dem raptus maniacus (§. 4) beginnend. Ohne alle Vorboten und wider alles Erwarten tritt dieser Zustand ein, und versetzt den seiner selbst nicht theilhaftigen Menschen in eine ganz unfreye Lage. Nach kurzer Zeit, oft nach wenigen Stunden, verschwindet derselbe und es ist nicht die geringste Spur von der zunächst liegenden Vergangenheit an dem Menschen zu erkennen. In der Regel kehrt ein solcher Zustand, wenn er nicht zum Selbstmorde führt und folglich jede Heilung ganz unmöglich macht, nicht leicht zurück und die Heilung ist vollkommen. Die meisten Fälle von raptus maniacus zeigen sich in der Regel als Mania autochira, wo sich die Sucht, dem Leben ein baldiges Ende zu machen, auf die manigfachste Weise zu erkennen gibt. Auf somatischem Wege entsteht ein solcher raptus maniacus, wie jeder andere furor transitorius, durch Congestivzustände nach dem Gehirn und in Folge einer Fortpflanzung der in neuerer Zeit näher erkannten und gewürdigten Spinal-Irritation. Ein solcher Raptus tritt, wo er vorkommt, in der Regel bey jüngeren Leuten, am häufigsten in Folge einer heftigen, bisher noch nicht erfahrnen leidenschaftlichen Aufregung durch Schrecken, Zorn oder gekränktes Ehrgefühl ein; auch gibt dazu ein nicht gewohnter unmäßiger Genuß von geistigen Getränken die Veranlassung, besonders können mit den Folgen des Weins und Branntweins nicht bekannte junge Leute unerwartet in solche Versuchung gerathen.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. 191. Stück.

Den 28. November 1844.

Breslau.

Schluß der Anzeige: 'Das Selbstbewußtseyn, forensisch aufgefaßt von Dr Joh. Wendt.'

Aufmerksam macht der Verf. darauf, daß das Bewohnen neugebauter Häuser schon oft die Veranlassung zum raptus maniacus und der daraus entstehenden allgemeinen Verrücktheit wird. Auch der Zustand der heftigsten Leidenschaft mit einem Anflug von Wahnsinn verbunden, gehört hierher. Es ist die krankhafte Zornmüthigkeit (Iracundia morbosa, nach Platner excandescentia furibunda). Menschen der Art brausen heftig auf, ihr Zorn unterscheidet sich von dem gesunder Menschen dadurch, daß sie die heftigsten Anfälle ohne alle Veranlassung erleiden, der heftigste Anfall nur sehr kurze Zeit währt, und die niederen Seelenkräfte ungestört fortdauern, wodurch sich diese Art von der Manie unterscheidet. Vorgänge der Entwickelung, Krankheitsreize aller Art, Ausschlagestoffe, Gicht, unterdrückte Blutflüsse, besonders der Haemorrhoiden und der monatlichen Reini-

gung, plötzliches Aufhören eines Ohrenflusses können eine solche Störung veranlassen und verdienen eine große Aufmerksamkeit. — Die lucida intervalla betreffend, so haben die obersten drey Normen der Seelenstörungen ihre lichten Zwischenräume: der Trübsinn, Wahnsinn und die Narrheit. Diese intervalla dürfen aber nicht als Perioden der wieder eingetretenen geistigen Freyheit angesehen werden. Gilt doch jeder Epileptische für krank, auch wenn er seine Anfälle nicht hat; dasselbe sollte von dem Melancholischen, von dem Maniacus, von dem Narren auch dann gelten, wenn diese Unglücklichen sich eben nicht im Paroxysmus befinden. Der freye Zeitraum und das partielle Irreseyn sind gleich verdächtig; die Alienation taucht ganz unvermuthet auf, der freye Zeitraum bricht mit allen darauf gebauten Hoffnungen zusammen und die Krankheit setzt ihren Verlauf fort. Nur dann, wenn durch lange Zeit kein Anfall wiederkehrt, und der Genesene seinen früheren Irrthum anerkennt, ist der Seele Klarheit wieder hergestellt, bis zu dieser Zeit ist keinem Irren zu trauen. Das Seelenleben läßt sich nicht parcellieren; es ist und bleibt eine ewige und unwiderlegbare Wahrheit, daß der Mensch nicht zugleich wahnsinnig und vernünftig seyn kann. Es gibt Irre, welche im Laufe der Krankheit durch äußere Umstände zu einer ruhigen Haltung und zu einer scheinbaren Besonnenheit bestimmt werden können. Mit der Bestimmung des partiellen Wahnsinns und mit den freyen Zeiträumen muß man in foro und in der Irrenbehandlung sehr vorsichtig seyn. Die Partialität in den Mental-Alienationen wird hier leicht eine falsche Totalität, ja sogar das Centrum des gestörten Selbstbewußtseyns. Der Verf. theilt mehrere interessante Be-

obachtungen mit, welche es bezeugen, wie trieglich die freyen Zwischenräume bey Seelenstörungen sind. Selbst beym Wahnsinne muß man nicht vergessen, daß sich der Gestörte oft in einer Art von Remission befindet, wo eine gewisse Planmäßigkeit in seinem Wesen zu liegen scheint. Unter solchen Umständen kann er eine Art Kaltblütigkeit erzwingen und sich Ruhe und Schweigen gebieten. Es wäre ein großer Irrthum, einen solchen Zustand für einen wirklich freyen zu erklären. Die Vita anteacta ist unter solchen Umständen von besonderer Wichtigkeit. Durch die Geschichte des Menschen zieht sich der Faden, der uns durch das dunkele Gebiet einer weit gediehenen Seelenstörung am sicherſten leitet. — Die Commission in England, welche von dem Parlamente zur Erstattung eines officiellen Berichtes über den Branntweingenuß angeordnet war, fand aus actenmäßigen Angaben, daß $\frac{4}{5}$ aller Criminal-Prozesse, $\frac{3}{4}$ aller Armensachen, und über die Hälfte aller Wahnsinnigen von Branntweintrinkern herrühren. Daß der Genuß von geistigen Getränken leicht der sittlichen Freyheit gefährlich werden kann, weiß Jeder und die Wissenschaft beweist es. Es entsteht bey fortgesetztem Misbrauche des Branntweins der Säuferwahnsinn; bey der Gewohnheit, täglich geistige Getränke im Uebermaße zu nehmen, bildet sich eine gallertartige Ausschwitzung, welche als eine mehr oder weniger starke Schicht einer dicken Flüssigkeit auf dem Gehirne lagert, und einen Theil der, an dem Trunkenbolde bemerkbaren Zufälle veranlaßt, doch bedingt eine solche gallertartige Ansammlung für sich allein noch nicht den Säuferwahnsinn, sondern liefert dazu bloß die prädisponierende Ursache als den Grund der Möglichkeit. Merkwürdig ist es, daß viele Trinker recht alt

werden, ohne jemahls von Säuferwahnsinn befallen zu werden. Es sind in der Regel solche Leute, welche in einem gewissen Wohlstande und ohne Kummer leben, außer dem Trunke eine nicht ganz schlechte Diät halten, ihre nächtliche Ruhe genießen und keine sonstigen Excesse begehen. Hinzu tretende Diätfehler rufen in dem dazu prädisponierten Trinker den Säuferwahnsinn hervor, und wecken den, in dem gallertartigen Extravasate schlummernden Keim ins volle Leben. Eine einzige schlaflose Nacht, ein heftiger Aerger und tiefer Kummer bringen leicht den Säuferwahnsinn zu Tage. Daher dürfen wir uns nicht wundern, daß wir trotz des weit verbreiteten Misbrauches des Branntweins den Säuferwahnsinn nicht so häufig sehen, und daß nur Menschen, die nicht bloß im Schlamme des Branntweintrinkens waten, sondern auch andern bösen Einflüssen mit ihrer oder ohne ihre Schuld ausgesetzt sind, von dem Säuferwahnsinne befallen werden. Unter den Verhandlungen des Breslauer Medic. Collegii befindet sich eine Menge von Todtschlägen, welche theils von betrunkenen Menschen, theils an Trunkenbolden verübt worden sind. Bey den letzteren fehlt das gallertartige Extravasat niemahls, daher diejenigen Sachverständigen, welche ein solches Extravasat immer mit den muthmaßlich auf den Kopf erlittenen Schlägen zusammen zu bringen sich bemühen, in großem Irrthume befangen sind. Auch ist nicht zu übersehen, daß bey solchen gelatinösen Ausschwitzungen es nur geringer Verletzungen bedarf, um schwere Krankheiten zu veranlassen und tödtliche Ausgänge vorzubereiten. Ein großer Theil dieser Fälle eignet sich bey der forensischen Beantwortung über die Tödtlichkeit der zugefügten Verletzung für die zweyte Frage der königl. Criminal-

Ordnung, also für die individuelle Lethalität. Bey den Säufern wird eine so anhaltende Congestion nach dem Gehirne (nach Flourens Untersuchungen, besonders nach den beiden Hemisphären des großen Gehirns) und zugleich ein so heftiger und dauernder Angriff auf die Verdauungs-Organe erzeugt, daß sich daraus alle die traurigen Folgen erklären lassen, welche sich durch die Folgekrankheiten bey Trinkern offenbaren. Erreicht einen solchen Unglücklichen der Säuferwahnsinn nicht, so können Schlagfluß, Lähmungen und Stumpfsinn eintreten und ihm ein frühes Grab bereiten. Wichtig ist die Erfahrung, daß sich bey den Säufern außer dem Wahnsinne noch eine eigenthümliche Verrücktheit mit Lähmung ausbildet, welchen die Franzosen als Démence paralitique bezeichnen. Diese Seelenstörung wird häufig für eine Folge gichtischer Leiden gehalten. Gewöhnlich ist der Zustand unheilbar, derselbe tritt mit heftigen Schmerzen in den Gliedern ein, die in der Regel für rheumatisch oder gichtisch gehalten und demgemäß behandelt werden; beym Vorschreiten der Krankheit entstehen Lähmungen und Contracturen, welche ihren Grund in partiellen Lähmungen des Gehirns und Rückenmarks haben und nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft als unheilbar angesehen werden müssen. Die eigenthümliche Narrheit, welche immer von einer, mehr oder weniger ausgebildeten Lähmung der unteren Gliedmaßen begleitet ist, hat mit dem Säuferwahnsinn wohl eine gemeinsame Wurzel, aber nicht gleiche Erscheinungen. Darin sind sie einander gleich, daß die Kranken in beiden Fällen nicht zurechnungsfähig sind. — Es gehört ferner hierher das Irreseyn (Delirare) bey Krankheiten, und da können die manigfachsten Veranlassungen bey hitzigen und

finden. Dieser Eyerstock participierte also nicht an dem Zustande der Brunst. Wir möchten hieraus nicht bloß mit dem Verf. den Schluß ziehen, daß hier 'keine bewußte Tendenz der Zweckmäßigkeit wirksam ist' (in der That möchte es schwer anzugeben seyn, wer das Subject dieses Bewußtseyns seyn sollte) oder daß hier 'keine Anziehung, keine Polarität und dergl. wirkt.' Gegen Vorstellungen dieser Art braucht man ja nicht viel Worte zu verlieren. Dagegen ist es eine physiologisch zulässige Annahme, daß die Genitalien durch die Brunst in einer besondern Disposition sich befinden, solche Bewegungen zu machen, als zur Fortleitung des Saméns geeignet seyn möchten. Die vorliegende Erfahrung zeigt, daß der Zustand der Brunst in einem wesentlichen Theile fehlen kann, ohne daß dadurch das Fortrücken der Spermatozoen gehindert wird. Bergmann.

Hannover.

Hahnsche Hofbuchhandlung 1844. Ueber die historische Unwandelbarkeit der Natur und der Krankheiten von Dr A. Mühry. 50 Seiten in Octav.

Der Verf. hat dieses kleine, elegant geschriebene Werkchen der 22sten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Bremen gewidmet und an die Mitglieder derselben vertheilen lassen als 'eine Begrüßung und eine Erinnerung ihrer diesjährigen Zusammenkunft in der Mitte des alten Niedersachsens.' Er bezweckte damit eine Critik der so genannten historischen Pathologie und namentlich eine Prüfung der Frage, ob und in

wie fern die Krankheiten im Laufe der Zeit sich verändern können. Um diese Frage zu beantworten, unterscheidet er zwischen selbständigen wesentlichen Aenderungen der Krankheiten und zwischen passiven, durch äußere Einflüsse hervor gerufenen, welche die ursprüngliche Natur der Krankheiten nicht wesentlich umändern. Als Resultat seiner Untersuchungen spricht der Verf. am Schluß die Ueberzeugung aus, daß die Ansicht von selbständigen oder genetischen Umwandlungen der Krankheitsformen vielen Bedenken unterliege, die historischen Veränderungen derselben sich vielmehr nur als passive, entweder durch Wechsel in den Naturvorgängen oder durch Einwirken der fortschreitenden Menschengeschichte veranlaßte, ansehen lassen.

Zu diesem Resultate, mit welchem Ref. vollkommen überein stimmt, kommt der Verf. auf zwey Wegen: durch eine Betrachtung der historischen Daten, deren Prüfung die größere Hälfte des Schriftchens einnimmt und wobey der Verf. zeigt, daß die meisten Angaben über frühere Krankheiten, namentlich aus älterer Zeit, sehr ungenügend sind und daß man wahrscheinlich häufig die erste Entdeckung einer Krankheit mit dem ersten Auftreten derselben identificierte, und so manche Krankheiten zu einer gewissen Zeit neu entstehen ließ, weil man sie damahls zuerst beobachtete. Auch mit diesem Theile des Schriftchens und mit der Art des darin geführten Beweises, der freylich hauptsächlich ein negativer ist, erklärt sich Ref. vollkommen einverstanden.

Außer diesem Wege sucht der Verf. seine Ansicht noch auf eine andere Weise zu begründen, durch eine Prüfung der Natur der Krankheit selbst.

Die Krankheiten, sagt der Verf., so unbestimmt ihr Begriff auch seyn möge, sind immer natürliche Gegenstände oder Vorgänge. Aber die Natur hat keine Geschichte, wenigstens keine selbständige Aenderung; alle Veränderungen in der Natur sind nur Wechsel, aber keine weiteren Schöpfungen. Demgemäß können aber auch die Krankheiten in ihrem historischen Auftreten nur durch äußere Einflüsse bedingte Veränderungen, aber keine genetische Entwickelung erfahren. Es ist Schade, daß der Verf. über diesen Punct so kurz hinweg eilt und nicht weiter auf die Natur und den Begriff der Krankheit eingeht. Denn dies ist, nach des Ref. Ansicht, der eigentliche Boden, auf welchem, natürlich mit Berücksichtigung historischer Forschungen, jede Untersuchung dieser Frage geführt werden muß. Sobald nachgewiesen wird, daß die Krankheit nichts Selbständiges ist, daß sie nur in Störungen des normalen Verhaltens beruht, die durch äußere Einflüsse der verschiedensten Art hervor gerufen werden, so fällt damit auch die Ansicht von selbständigen historischen Veränderungen derselben von selbst weg und man muß alle Formenwechsel derselben nur als Folge von äußeren Einflüssen betrachten. Aber jede Meinung der Art läßt sich gegenwärtig nur wahrscheinlich machen, nicht streng beweisen, denn dazu wäre nöthig, daß man die Ursachen und die Entstehung jeder einzelnen Krankheit bis in das kleinste Detail nachzuweisen vermöchte. Dies ist indessen gegenwärtig noch unmöglich und wird noch lange, vielleicht immer, unmöglich bleiben!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 25. November 1844.

Breslau,
bey Josef Max und Comp. 1844. Geschichte Hellenischer Stämme und Städte von Dr Karl Otfried Müller. Zweite, nach den Papieren des Verfassers berichtigte und vermehrte Ausgabe von F. W. Schneidewin. Erster Band. Orchomenos und die Minyer. Mit einer Karte der Thäler des Kephissos und der Karte von Böotien. XIV und 498 Seiten in gr. Octav. Zweiter Band. Die Dorier, erste Abtheilung. Mit einer Karte des Peloponnes und der Karte von Hellas. XXIII und 461 S. Dritter Band. Die Dorier, zweite Abtheilung. 556 Seiten.

Nach welchen Grundsätzen und in wie weit in dieser neuen Ausgabe der beiden berühmten Werke Abänderungen zu treffen seyen, darüber konnte vom Augenblicke an, wo mir der ehrenvolle Auftrag der Besorgung ward, im Ganzen kein Zweifel seyn. Durfte ich bey der Erneuerung des Dissenschen Pindar selbständig zu Werke gehen, so

hatte ich bey diesen Werken keineswegs freye Hand. Eigenmächtige Aenderungen durch noch so begründete Weglassungen oder Zusätze konnte ich mir so wenig erlauben, wie ich sie irgend Jemandem zugestehen würde; sondern die Thätigkeit eines neuen Besorgers dieser Werke so eigenthümlicher Forschung konnte nur darauf gerichtet seyn, ihnen alle die Verbeßerungen angedeihen zu lassen, die von Müller selbst später theils öffentlich theils handschriftlich vorgenommen waren.

Es sind deshalb nicht bloß die Zusätze und Verbeßerungen am Ende des zweyten Bandes der Dorier und alle nicht gar zu ausführlichen Nachträge hinter den Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie (1825), sondern auch die von Müller selbst herrührenden Aenderungen in der zuerst 1830 erschienenen Englischen Uebersetzung, so wie endlich die manigfachen Randbemerkungen oder auf einzelnen Blättchen notierten Zusätze aus dem Handexemplare eingetragen worden, wobey die jedesmahlige Quelle angegeben ist.

Die den Werken beygefügten Karten durften, so sehr sie nach neueren Untersuchungen manigfacher Berichtigungen fähig gewesen wären, gleichfalls nur in ihrer ursprünglichen Gestalt gegeben werden. Die früher besonders gedruckten Erläuterungen zur Karte von Hellas haben jetzt ihren Platz als fünfte Beylage der Dorier erhalten. Hat das Aeußere des Druckes gegen die erste Ausgabe bedeutend gewonnen, so muß ich doch bedauern, daß die Zahl der Druckfehler schwerlich geringer geworden ist. Der entfernte Druckort machte mir selbst die Correctur leider unmöglich. Bey eigener Beaufsichtigung derselben würde auch leicht manche andere Unbequemlichkeit, der so nicht vorzubeugen war, sich haben beseitigen lassen, z. B. sind manche

Verweisungen jetzt nach der ersten Ausgabe gegeben, die sich freylich bey dem ziemlichen Uebereinstimmen der Seitenzahlen ohne große Mühe rectificieren lassen werden. Auch würde ich, wäre der Druck nicht sehr beeilt, Sorge getragen haben, alle gelegentlichen Verbeßerungen in spätern Schriften Müllers genau einzutragen, was jetzt nicht durchgängig geschehen ist. Solche kleine Mängel mag man entschuldigen, wenn man bedenkt, daß allein schon die wörtliche Vergleichung der Englischen Ausgabe eine nicht geringe und ermüdende Arbeit gewesen ist. Nur der Gedanke an Müller und die Ueberzeugung, dem Studium des Alterthums einen Dienst zu erweisen, gab mir freudigen Muth, das Unternehmen rasch zu Ende zu bringen.

Müller selbst würde, wie er es oft aussprach, zu einer neuen Ausgabe sich nicht entschlossen haben, da das große Werk, die eigentliche Aufgabe seines Lebens, über Griechenlands Geschichte, diese Vorstudien in sich aufnehmen und verarbeiten sollte. Da dieser Plan nicht hat ausgeführt werden sollen, so wird es wohl erst einer späteren Generation vorbehalten seyn, sich einer Geschichte Griechenlands zu freuen, wie sie Müller bezweckte und bereits in sich lebendig gestaltet hatte. F. W. S.

Breslau.

Verlag von Graß, Barth und Comp. 1844. Das Selbstbewußtseyn, forensisch aufgefaßt von Dr Joh. Wendt. 100 Seiten in Octav.

Es gibt nicht leicht ein wissenschaftliches Gebiet, welches so vielumfassend, zugleich aber auch so schwer zu ergründen ist, als dasjenige, welches den geistigen Zustand des Menschen zum Gegen-

stande hat. Jede Bemühung, auf diesem dunkeln Felde des Wissens Aufklärung zu verschaffen, kann daher nur dankenswerth seyn, zumahl wenn die der Sache abgewonnene Seite tief in die menschlichen Interessen selbst eingreift, wie solches da der Fall ist, wo die geistigen Zustände in Beziehung auf die Rechtspflege näher gewürdigt werden. Fehlerhafte Ansichten führen zu Misgriffen in den Urtheilssprüchen, welche der Richter über die Handlungen Geistesgestörter fällen muß, und diese Klippe zu vermeiden ist gerade da am schwersten, wo die vorliegende Geistesstörung sich nicht unter die gewöhnlichen Arten der Seelenkrankheiten einregistrieren läßt. Der würdige Verf. hat es daher unternommen, jene zweifelhaften Zustände, welche nicht der Rubrik der bekannten offenbaren Geisteskrankheiten anheim fallen, näher zu schildern, und alles zusammen zu stellen, was dem Arzte und dem Rechtsgelehrten zur richtigen Beurtheilung führen kann. Eine nähere Betrachtung des Inhaltes der geistvollen Schrift wird daher an ihrer Stelle seyn und dem Zwecke unserer Anzeigen vollkommen entsprechen. — Der Verf. zeigt in der Einleitung, daß die Lehre über das Selbstbewußtseyn eine der wichtigsten sey, weil nur ein seiner vollkommen theilhaftiger, mit ungestörtem Selbstbewußtseyn ausgerüsteter Mensch ein Gegenstand der richterlichen Gewalt werden kann, und ein Mensch, der nicht so beschaffen ist, nicht für die Staatsgewalt gehört. Darüber zu entscheiden, ist Sache der Aerzte; denn das Gehirn, als der Sitz der Leiblichkeit der Psyche und die Offenbarung ihres geistigen Lebens, hat eine doppelte Function, eine organische und eine intellectuelle. Diese durchdringen einander, und eine kann ohne die andere niemahls verstanden werden. In der Lehre der See-

lenstörungen ist von Geistes- und von Gefühlskrankheiten die Rede, und man hat die verschiedenen Normen solcher Störungen theils der einen, theils der andern Kategorie beygezählt, so daß Wahnsinn, Verrücktheit und Blödsinn zu den Geisteskrankheiten, die Melancholie aber zu den Gemüthsstörungen gerechnet wird. So zweckmäßig dies auch seyn mag, um eine wissenschaftliche Uebersicht zu gewinnen, so müssen wir uns doch hüten, die einzelnen Thätigkeiten und Wirkungsweisen der Psyche zu sehr zu sondern und zu spalten, weil uns die Erfahrung lehrt, daß Wollen, Fühlen und Vorstellen oft in einander greifen, und nur in dem einen Momente mehr die eine, in dem andern mehr die andere Thätigkeit hervor tritt. Es gibt überhaupt Vorgänge in der Seele, die wir weder mit dem Ausdrucke der Empfindung oder des Gefühls, und eben so wenig mit dem Ausdrucke der Vorstellung oder des Gedankens ganz richtig und treffend bezeichnen können. Manche Vorstellungen sind von der Art, daß von ihnen eine Verfinsterung des ganzen geistigen Gesichtskreises eben so gut, als eine gänzliche Verstimmung des Gemüths ausgehen kann. Mit Recht tadelt der Verf., daß die Bestimmung der Seelenstörungen nach dem Begriffe des Gesetzes bey dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft unrichtig und unstatthaft sey, wofür er Beyspiele aus dem allgemeinen (preuß.) Landrechte anführt. Daselbst heißt es §. 27: 'Rasende und Wahnsinnige heißen diejenigen, welche des Gebrauches ihrer Vernunft gänzlich beraubt sind.' Die Begriffsbestimmung ist deshalb durch und durch fehlerhaft, weil es keinen Wahnsinnigen gibt, der seiner Vernunft ganz beraubt wäre. Einen Zustand gänzlich erloschener Vernunft bietet nur der bis zur niedrigsten Stufe

der Thierheit gesunkene Zustand eines vollendeten Idioten dar. Wenn es §. 28 heißt: 'Menschen, welchen das Vermögen, die Folgen ihrer Handlungen zu überlegen, ermangelt, werden blödsinnig genannt,' so ist auch diese Bestimmung eben so fehlerhaft, weil nicht bloß der Blödsinnige, sondern jeder Gestörte die Folgen seiner Handlungen zu überlegen nicht vermag. Solche Irrthümer machen es durchaus nöthig, dem bestehenden Bedürfnisse abzuhelfen und die Fortschritte der Wissenschaft zum Grunde zu legen; alle dahin abzweckende Vorarbeiten haben daher ihr unbestreitbares Verdienst. — In §. 2 definiert der Verf. das Selbstbewußtseyn: es sey nicht allein das Innewerden des eigenen Seyns, sondern auch des Seyns der Dinge außer uns. So lange der Mensch in einem solchen gestörtem Zustande sich befindet, so lange er in einer fremden Ideenwelt lebt, ist er in der gewöhnlichen Welt nicht verantwortlich und heißt nicht zurechnungsfähig. Wohl zu unterscheiden ist aber von wirklicher Seelenstörung ein Wahn oder ein Irrthum. Der Irrthum kann mit der vollkommensten geistigen Freyheit bestehen. Erst dann wird der Wahn und der Irrthum zur Seelenstörung, wenn er den Ideenkreis des Irrenden ganz ausfüllt, und von allen Richtungen des geistigen und des gemüthlichen Lebens mehr oder weniger Besitz nimmt. Bey der unumstößlichen Wahrheit, daß bloßer Irrthum nicht wirklicher Wahnsinn ist, dürfen wir niemahls vergessen, daß das Urtheil über solche Zustände auch von Sterblichen gefällt wird, welche ebenfalls irren können. Dr Elliot in London wurde für geisteskrank erklärt, und vom Attentat eines Mordes frey gesprochen, weil der Anwalt aus den Schriften des Angeklagten die Behauptung nachgewiesen hatte, daß die Sonne

festes Land, Berge und Thäler enthalte. Acht Jahre später stellte der berühmte Herschel die von Elliot behauptete Theorie auf und wurde von der ganzen gelehrten Welt wegen seines Scharfsinns angestaunt. Was mag, fügt der Vf. hinzu, die Elliotsche Jury zu dieser Bewunderung gesagt haben? — Als die vier Normen der Mental-Alienation setzt der Verf. Trübsinn, Wahnsinn, Verrücktheit und Blödsinn fest. Diese Arten bilden sich bey ihrer längern Dauer für die Erkenntnis immer deutlicher aus: der Trübsinn durch die Macht eines fixen Wahns über die Urtheilskraft und durch die Neigung zu trüben Vorstellungen aller Art; der Wahnsinn durch die Verkehrtheit der Anschauungen, mit der Aufregung aller intellectuellen Fähigkeiten und mit einer vernunftwidrigen, nach außen gerichteten ungezähmten Thatkraft; die Narrheit durch Trübung aller Erkenntnis durch Störung des Ideen-Zusammenhanges und durch einen gänzlichen Mangel aller Selbstbestimmung, und endlich der Blödsinn, welcher in einer vorwaltenden Schwäche der geistigen Kraft und in einem mehr oder weniger deutlich ausgeprägten Mangel der Erkenntnis beruht. Diese Seelenstörungen in ihrem vollen Verlaufe sind aber nicht Gegenstand der, forensischen Zwecken gewidmeten, Betrachtung des Verfs, weil ihr Verlauf und ihre Bedeutung in foro allgemein bekannt ist, und auch eine allgemein erkannte Geltung hat. Hier handelt es sich besonders von denjenigen Zuständen, welche als Seelenstörung vorübergehend sind und daher leicht zu Teuschungen und zu Fehlgriffen aller Art verleiten. Die Uebersicht der hier näher abzuhandelnden Paragraphen umfaßt: 1) den so genannten raptus maniacus; 2) die bekannten lucida intervalla; 3) den Zustand des Betrunkenen; 4) das Irreseyn bey Krankheiten; 5) den

Spleen der Engländer (melancholia autochirica); 6) das Schlafwachen und die hierher gehörigen Nervenzustände; 7) die Pubertäts-Entwickelung; 8) den Zustand des Gebärens. Diese Zustände geht der Verf. nun näher durch, mit dem raptus maniacus (§. 4) beginnend. Ohne alle Vorboten und wider alles Erwarten tritt dieser Zustand ein, und versetzt den seiner selbst nicht theilhaftigen Menschen in eine ganz unfreye Lage. Nach kurzer Zeit, oft nach wenigen Stunden, verschwindet derselbe und es ist nicht die geringste Spur von der zunächst liegenden Vergangenheit an dem Menschen zu erkennen. In der Regel kehrt ein solcher Zustand, wenn er nicht zum Selbstmorde führt und folglich jede Heilung ganz unmöglich macht, nicht leicht zurück und die Heilung ist vollkommen. Die meisten Fälle von raptus maniacus zeigen sich in der Regel als Mania autochira, wo sich die Sucht, dem Leben ein baldiges Ende zu machen, auf die manigfachste Weise zu erkennen gibt. Auf somatischem Wege entsteht ein solcher raptus maniacus, wie jeder andere furor transitorius, durch Congestivzustände nach dem Gehirn und in Folge einer Fortpflanzung der in neuerer Zeit näher erkannten und gewürdigten Spinal-Irritation. Ein solcher Raptus tritt, wo er vorkommt, in der Regel bey jüngeren Leuten, am häufigsten in Folge einer heftigen, bisher noch nicht erfahrnen leidenschaftlichen Aufregung durch Schrecken, Zorn oder gekränktes Ehrgefühl ein; auch gibt dazu ein nicht gewohnter unmäßiger Genuß von geistigen Getränken die Veranlassung, besonders können mit den Folgen des Weins und Branntweins nicht bekannte junge Leute unerwartet in solche Versuchung gerathen.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. 191. Stück.

Den 28. November 1844.

Breslau.

Schluß der Anzeige: 'Das Selbstbewußtseyn, forensisch aufgefaßt von Dr Joh. Wendt.'

Aufmerksam macht der Verf. darauf, daß das Bewohnen neugebauter Häuser schon oft die Veranlassung zum raptus maniacus und der daraus entstehenden allgemeinen Verrücktheit wird. Auch der Zustand der heftigsten Leidenschaft mit einem Anflug von Wahnsinn verbunden, gehört hierher. Es ist die krankhafte Zornmüthigkeit (Iracundia morbosa, nach Platner excandescentia furibunda). Menschen der Art brausen heftig auf, ihr Zorn unterscheidet sich von dem gesunder Menschen dadurch, daß sie die heftigsten Anfälle ohne alle Veranlassung erleiden, der heftigste Anfall nur sehr kurze Zeit währt, und die niederen Seelenkräfte ungestört fortdauern, wodurch sich diese Art von der Manie unterscheidet. Vorgänge der Entwickelung, Krankheitsreize aller Art, Ausschlagestoffe, Gicht, unterdrückte Blutflüsse, besonders der Haemorrhoiden und der monatlichen Reini-

gung, plötzliches Aufhören eines Ohrenflusses können eine solche Störung veranlassen und verdienen eine große Aufmerksamkeit. — Die lucida intervalla betreffend, so haben die obersten drey Normen der Seelenstörungen ihre lichten Zwischenräume: der Trübsinn, Wahnsinn und die Narrheit. Diese intervalla dürfen aber nicht als Perioden der wieder eingetretenen geistigen Freyheit angesehen werden. Gilt doch jeder Epileptische für krank, auch wenn er seine Anfälle nicht hat; dasselbe sollte von dem Melancholischen, von dem Maniacus, von dem Narren auch dann gelten, wenn diese Unglücklichen sich eben nicht im Paroxysmus befinden. Der freye Zeitraum und das partielle Irreseyn sind gleich verdächtig; die Alienation taucht ganz unvermuthet auf, der freye Zeitraum bricht mit allen darauf gebauten Hoffnungen zusammen und die Krankheit setzt ihren Verlauf fort. Nur dann, wenn durch lange Zeit kein Anfall wiederkehrt, und der Genesene seinen früheren Irrthum anerkennt, ist der Seele Klarheit wieder hergestellt, bis zu dieser Zeit ist keinem Irren zu trauen. Das Seelenleben läßt sich nicht parcellieren; es ist und bleibt eine ewige und unwiderlegbare Wahrheit, daß der Mensch nicht zugleich wahnsinnig und vernünftig seyn kann. Es gibt Irre, welche im Laufe der Krankheit durch äußere Umstände zu einer ruhigen Haltung und zu einer scheinbaren Besonnenheit bestimmt werden können. Mit der Bestimmung des partiellen Wahnsinns und mit den freyen Zeiträumen muß man in foro und in der Irrenbehandlung sehr vorsichtig seyn. Die Partialität in den Mental-Alienationen wird hier leicht eine falsche Totalität, ja sogar das Centrum des gestörten Selbstbewußtseyns. Der Verf. theilt mehrere interessante Be-

obachtungen mit, welche es bezeugen, wie trieglich die freyen Zwischenräume bey Seelenstörungen sind. Selbst beym Wahnsinne muß man nicht vergessen, daß sich der Gestörte oft in einer Art von Remission befindet, wo eine gewisse Planmäßigkeit in seinem Wesen zu liegen scheint. Unter solchen Umständen kann er eine Art Kaltblütigkeit erzwingen und sich Ruhe und Schweigen gebieten. Es wäre ein großer Irrthum, einen solchen Zustand für einen wirklich freyen zu erklären. Die Vita anteacta ist unter solchen Umständen von besonderer Wichtigkeit. Durch die Geschichte des Menschen zieht sich der Faden, der uns durch das dunkele Gebiet einer weit gediehenen Seelenstörung am sichersten leitet. — Die Commission in England, welche von dem Parlamente zur Erstattung eines officiellen Berichtes über den Branntweingenuß angeordnet war, fand aus actenmäßigen Angaben, daß $\frac{4}{5}$ aller Criminal-Prozesse, $\frac{3}{4}$ aller Armensachen, und über die Hälfte aller Wahnsinnigen von Branntweintrinkern herrühren. Daß der Genuß von geistigen Getränken leicht der sittlichen Freyheit gefährlich werden kann, weiß Jeder und die Wissenschaft beweist es. Es entsteht bey fortgesetztem Misbrauche des Branntweins der Säuferwahnsinn; bey der Gewohnheit, täglich geistige Getränke im Uebermaße zu nehmen, bildet sich eine gallertartige Ausschwitzung, welche als eine mehr oder weniger starke Schicht einer dicken Flüssigkeit auf dem Gehirne lagert, und einen Theil der, an dem Trunkenbolde bemerkbaren Zufälle veranlaßt, doch bedingt eine solche gallertartige Ansammlung für sich allein noch nicht den Säuferwahnsinn, sondern liefert dazu bloß die prädisponierende Ursache als den Grund der Möglichkeit. Merkwürdig ist es, daß viele Trinker recht alt

werden, ohne jemahls von Säuferwahnſinn befallen zu werden. Es ſind in der Regel ſolche Leute, welche in einem gewiſſen Wohlſtande und ohne Kummer leben, außer dem Trunke eine nicht ganz ſchlechte Diät halten, ihre nächtliche Ruhe genießen und keine ſonſtigen Exceſſe begehen. Hinzu tretende Diätfehler rufen in dem dazu prädisponierten Trinker den Säuferwahnſinn hervor, und wecken den, in dem gallertartigen Extravaſate ſchlummernden Keim ins volle Leben. Eine einzige ſchlafloſe Nacht, ein heftiger Aerger und tiefer Kummer bringen leicht den Säuferwahnſinn zu Tage. Daher dürfen wir uns nicht wundern, daß wir trotz des weit verbreiteten Misbrauches des Branntweins den Säuferwahnſinn nicht ſo häufig ſehen, und daß nur Menſchen, die nicht bloß im Schlamme des Branntweintrinkens waten, ſondern auch andern böſen Einflüſſen mit ihrer oder ohne ihre Schuld ausgeſetzt ſind, von dem Säuferwahnſinne befallen werden. Unter den Verhandlungen des Breslauer Medic. Collegii befindet ſich eine Menge von Todtſchlägen, welche theils von betrunkenen Menſchen, theils an Trunkenbolden verübt worden ſind. Bey den letzteren fehlt das gallertartige Extravaſat niemahls, daher diejenigen Sachverſtändigen, welche ein ſolches Extravaſat immer mit den muthmaßlich auf den Kopf erlittenen Schlägen zuſammen zu bringen ſich bemühen, in großem Irrthume befangen ſind. Auch iſt nicht zu überſehen, daß bey ſolchen gelatinöſen Ausſchwitzungen es nur geringer Verletzungen bedarf, um ſchwere Krankheiten zu veranlaſſen und tödtliche Ausgänge vorzubereiten. Ein großer Theil dieſer Fälle eignet ſich bey der forenſiſchen Beantwortung über die Tödtlichkeit der zugefügten Verletzung für die zweyte Frage der königl. Criminal-

Ordnung, also für die individuelle Lethalität. Bey den Säufern wird eine so anhaltende Congestion nach dem Gehirne (nach Flourens Untersuchungen, besonders nach den beiden Hemisphären des großen Gehirns) und zugleich ein so heftiger und dauernder Angriff auf die Verdauungs-Organe erzeugt, daß sich daraus alle die traurigen Folgen erklären lassen, welche sich durch die Folgekrankheiten bey Trinkern offenbaren. Erreicht einen solchen Unglücklichen der Säuferwahnsinn nicht, so können Schlagfluß, Lähmungen und Stumpfsinn eintreten und ihm ein frühes Grab bereiten. Wichtig ist die Erfahrung, daß sich bey den Säufern außer dem Wahnsinne noch eine eigenthümliche Verrücktheit mit Lähmung ausbildet, welchen die Franzosen als Démence paralitique bezeichnen. Diese Seelenstörung wird häufig für eine Folge gichtischer Leiden gehalten. Gewöhnlich ist der Zustand unheilbar, derselbe tritt mit heftigen Schmerzen in den Gliedern ein, die in der Regel für rheumatisch oder gichtisch gehalten und demgemäß behandelt werden; beym Vorschreiten der Krankheit entstehen Lähmungen und Contracturen, welche ihren Grund in partiellen Lähmungen des Gehirns und Rückenmarks haben und nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft als unheilbar angesehen werden müssen. Die eigenthümliche Narrheit, welche immer von einer, mehr oder weniger ausgebildeten Lähmung der unteren Gliedmaßen begleitet ist, hat mit dem Säuferwahnsinn wohl eine gemeinsame Wurzel, aber nicht gleiche Erscheinungen. Darin sind sie einander gleich, daß die Kranken in beiden Fällen nicht zurechnungsfähig sind. — Es gehört ferner hierher das Irreseyn (Delirare) bey Krankheiten, und da können die manigfachsten Veranlassungen bey hitzigen und

selbst bey chronischen Krankheiten ein Irrereden herbey führen, welches nicht immer von Congestionen hergeleitet werden kann. Das beweisen die Fälle zur Genüge, wo bey großem Blutverluste ein solches Irrereden herbey geführt wurde. Die Ursachen, welche bey Krankheiten leicht ein Irrereden veranlassen können, sind oft von geringer Bedeutung. Ein katarrhalischer Anflug reicht bey Einzelnen aus, ein Delirium herbey zu führen, welches mit der Heftigkeit der Krankheit zunimmt, und in einzelnen, recht unglücklichen Fällen mit Raptus maniacus und daraus hervor gehendem unglücklichen Selbstmorde endigt. Ein Gegenstand crimineller Untersuchung wird ein solcher Zustand selten, weil ein Delirierender solcher Art sich selbst weit öfter gefährdet, als andere. Es sind uns mehrere Fälle vorgekommen, wo Kranke bey der ersten ernsten Richtung eines nervösen Fiebers sich zum Fenster hinaus stürzten oder sich bedeutende Verwundungen beybrachten. Auch von climatischen Einflüssen sind dergleichen Delirien abhängig. Es kommen Delirien vor nach langer Enthaltsamkeit, nach Verletzungen, bey Reconvalescenten, welche zu früh das Bett verlassen und Arbeiten unternehmen; auch bildet eine sehr merkwürdige Art dieser Alienation das Delirium calentura der Spanier, welches auf früheren spanischen Flotten öfter beobachtet worden ist. Es besteht darin, daß die plötzlich davon befallenen Matrosen im Meere Wiesen, Rasen und belaubte Felder sehen, daher sie dieselben zu erreichen suchen und in der Tiefe des Meeres ihren Tod finden. Das Ganze scheint das Gepräge des unglücklichen Heimwehs zu haben. Auch die Entzündungen der edelsten Eingeweide der Brust und des Unterleibes werden von solchem consensuellem Irrewerden begleitet, besonders ist

aber die Entzündung des Zwerchfells eine zwar seltene, aber in dieser Hinsicht höchst merkwürdige Krankheit. Die Kranken delirieren fast ununterbrochen, bleiben aber ihrer Phantasien sich bewußt, scherzen selbst darüber und suchen sich dieses zu erklären. Alle diese Thatsachen müssen darauf aufmerksam machen, daß bey aller Freyheit und Unabhängigkeit des Seelenlebens der Einfluß der Leiblichkeit des Organs nicht ganz außer Acht zu lassen ist. — Es gehört ferner hierher der Spleen der Engländer (melancholia autochirica): der Selbstmörder ist als ein Geistesgestörter anzusehen, und nicht die sorgfältigste Ueberwachung ist im Stande, da, wo der Vorsatz zum Selbstmorde tief gewurzelt, die That zu verhüten, welche gewöhnlich mit einer großen Planmäßigkeit vorbereitet wird. — Einen unleugbaren Einfluß auf das Selbstbewußtseyn haben krankhafte Nerven-Zustände, unter diesen besonders das Schlafwachen, jenes Gebundenseyn der Psyche, welches jede Zurechnungsfähigkeit in der forensischen Bedeutung des Wortes aufhebt. Schlaf- oder Traumwachen ist aber jener Vorgang, in welchem der Mensch aus dem Schlafe erwacht, ohne seiner ganz bewußt zu werden. Die Menschen erwachen freywillig oder geweckt, richten sich auf, theilen sich mit, ohne zum vollkommenen Selbstbewußtseyn zu gelangen und in vollkommen wachenden Zustand versetzt werden zu können. Bey dem Erwachen am Morgen ist die Erinnerung an das Traumleben ganz entschwunden und nicht mehr ins Gedächtnis zu rufen. Reizbarkeit und große Zartheit der Constitution, Zahn- und Wurmreiz, langwierige, besonders der Scrophelsucht angehörende Hautausschläge und ähnliche Uebel, wozu bey Erwachsenen Hämorrhoidal-Congestionen noch hinzu zu zählen sind, bringen solche eigenthümliche

vorüber gehende Störungen des Bewußtseyns hervor, und bilden eine Unzurechnungsfähigkeit eigenthümlicher Art. Bey den Mondsüchtigen ist der Beweis gegeben, daß die Menschen nicht bloß in die Gewalt der atmosphärischen und tellurischen Verhältnisse gegeben sind, sondern daß auch der planetarische Einfluß, welcher sich bey manchen Krankheiten deutlich offenbart, nicht in Abrede gestellt werden darf. Es gibt Menschen, in der Regel von sehr schwächlicher, reizbarer Körper-Constitution, welche dem Einflusse bestimmter Mondphasen ausgesetzt und dafür sehr empfänglich sind, daß sie, von einer inneren Gewalt getrieben, scheinbar ihrer selbst theilhaftig und doch bewußtlos, ihr Lager verlassen, gewöhnlich viel gehen und mancherley Anderes treiben, bis sie nach einiger Zeit wieder ihr Bette suchen und die Scene dieser automatischen Bewegungen schließen. Der Schlaf vermittelt aber nicht bloß die Ruhe und die Erholung des Leibes und der Seele, sondern es wird unter gegebenen Umständen in der Abgeschiedenheit aller äußeren Sinne von der Außenwelt ein eigenthümliches Traumleben möglich. Für dieses selbst ist aber der Mensch nicht zurechnungsfähig. Der Verf. erzählt hier jenen höchst unglücklichen Fall, welcher sich den 19. Dec. 1833 in Dresden ereignet hat, und der besonders wichtig wurde, daß er auf eine sehr lehrreiche Weise die bösen Folgen des Intra peccatur et extra nachwies und die beherzigungswerthe Lehre gab, daß bey Unglücklichen nur dann das böse Geschick mit seinem ganzen Fluche waltet, wenn die anwesenden beaufsichtigenden Behörden und die Umstehenden ihres Geistes Gegenwart verlieren und sich von dem Unerwarteten der Erscheinung verblüffen lassen. Ref. nimmt keinen Anstand, bey der Seltenheit solcher vollkom-

men konstatierten Fälle ihn hier wieder zu geben.

Gegen 7 Uhr Abends ward es auf den Straßen bekannt, eine Mondsüchtige wandle auf dem Dache eines 5stöckigen Hauses. Obgleich der Mond durch den dicht umwölkten Himmel nur schwach zu leuchten vermochte, bemerkte man doch dicht unter der Firste des Hauses des Bäckermeisters Jänisch, welches von der einen Seite nach dem Platze vor dem Wilsdrufer Thore und dem neuen Postgebäude, von der andern Seite nach der Annengasse gerichtet ist, eine weibliche Gestalt, welche mit einer weiblichen Arbeit, mit Vorbereitungen zu den zu Weihnachten gewöhnlichen Festgeschenken, sich zu beschäftigen schien. Das Dach selbst ist außerordentlich steil, da in dem Dache noch der 5te Stock eingebaut ist, und das Haus ragt mehr als 10 Ellen über die anstoßenden Häuser hinaus, so daß die Nachtwandlerin durchaus nur auf das Dach dieses Hauses beschränkt war. Tausende von Menschen sammelten sich nach und nach, unter denen eine Todtenstille herrschte, da jeder durch das geringste Geräusch die Mondsüchtige zu erwecken und ihren Sturz herbey zu führen fürchtete. Bisweilen erhob sich das Mädchen, wandelte auf der Firste hin und her, und ging von der einen Seite des Daches auf die andere; einmahl setzte sie sich auf den Rand der Firste und ordnete ihr Haar. Bald erfuhr man, daß die Nachtwandlerin die Tochter des Bäckers Jänisch, ein sehr hübsches Mädchen von 19 Jahren war, welche von ihrer Mutter ein nicht unbedeutendes Vermögen ererbt hatte. Ein Polizey-Director und mehrere Polizey-Wachtmeister kamen bald hinzu; allein sie verloren völlig den Kopf, und unterließen, weil sie jede Minute den tödtlichen Fall vermutheten, jedes Mittel zur Rettung. So verflossen vier peinliche Stunden

ungenützt. Mehrmahls trat das Mädchen auf den äußersten Rand der Ziegel, und lehnte sich weit hinüber auf die Straße hinab, so daß die Brust aller vor Schrecken erstarrte; dann wandelte sie wieder das Dach hinauf, setzte sich auf die Firste, und sprach und sang im Traume. Vergebens erklärte der Postmeister sich bereit, seine großen Vorräthe an Heu und Stroh, welche in dem nur 80 Schritte entfernten Poststallgebäude lagen, herzugeben, womit beide Seiten des nur 5 Fenster breiten Hauses in wenigen Minuten bey so vielen hundert zu Hilfe bereiten Armen bis über die erste Etage hätten angefüllt werden können, so daß der wahrscheinliche Sturz der Unglücklichen wenigstens nicht lebensgefährlich hätte seyn müssen, besonders wenn man die im Hause befindlichen Betten auf das Heu geworfen hätte. Allein der herzlose Vater, welcher nebst der Stiefmutter die Tochter stäts sehr streng behandelte, weigerte sich, die Kosten scheuend, darauf einzugehen, und unbegreiflicher Weise ließ sich dadurch die Behörde abhalten, diesen Weg der Rettung anzuordnen. Man schlug vor, die Rettungsnetze, welche bey den Eisgängen der Elbe zwischen die Pfeiler gehängt werden, holen zu lassen und an Balken aufzuhängen; der Polizey-Director ging darauf nicht ein, weil dies zu viel Zeit (ohngefähr eine Stunde) koste. Eine Zeitlang wurden unter dem Dache große Tücher aufgehalten, aber auch dieses unterließ man dann unbegreiflicher Weise wieder, während es die Pflicht der Polizey gewesen wäre, dazu Leute anzustellen. Einige Schornsteinfeger stiegen in der Esse in die Höhe, und befanden sich ganz in der Nähe der Nachtwandlerin, welche sie singen und sprechen hörten, ohne jedoch ihr helfen zu können. Einige erboten sich, an Seile befestigt, aus dem 5ten Dach-

stocke heraus zu steigen und die Unglückliche zu ergreifen; sie wurden davon zurück gehalten, weil man fürchtete, die Nachtwandlerin werde, wenn sie sie bemerke, sofort erwachen und herunter stürzen. So wurden durch die Anwesenheit der Behörde Versuche von Privaten eher gehemmt, während der Vater versicherte, das Mädchen werde endlich zu dem Fenster des 5ten Stockes, wo sie heraus gestiegen, selbst wieder hinein steigen, ein Glaube, welcher die Thätigkeit der Anwesenden, die Rettung zu versuchen, lähmte. Kurz nach 11 Uhr geht die Mondsüchtige mit sicherem Tritte von der Firste herab bis an die äußersten Enden der Ziegel, setzt sich auf die Kante, und schaut Minutenlang mit vorgebeugtem Körper ruhig in die Tiefe hinab. Aengstlich gespannt erwarten Alle die schreckliche Katastrophe. Plötzlich erhebt sie sich und geht ruhig auf die Fenster des Daches zu — da erblickt sie Licht in dem Fenster — ein gellender Schrey durchdringt die Luft, und wird unwillkürlich von Tausenden wiederholt — ihm folgt augenblicklich ein dumpfer Fall und das Weinen und Schluchzen der Umstehenden. Die Unglückliche hatte den Tod auf dem Straßenpflaster gefunden. Sie war schon gegen 5 Uhr auf dem Sopha eingeschlafen, war kurz-nachher im Traume auf den Boden hinauf gegangen, wobey ihr der Bäckerbursche auf der Treppe begegnete; sie war daher wahrscheinlich schon um 5 Uhr durch das Bodenfenster, wo sie die Schuhe hatte stehen lassen, auf das Dach gestiegen.' — Die Entwickelungen im menschlichen Organismus werden durch Veränderungen bezeichnet, die nicht bloß auf die leiblichen Verhältnisse, sondern auch auf das Seelenleben Einfluß haben, und sehr oft einen Gegenstand forensischer Untersuchun-

gen bilden. Die Seelenſtörungen entſtehen durch Regelloſigkeit des Kreislaufes und durch den Andrang nach den edelſten Höhlen des Körpers, woraus die Unruhe und der Zuſtand der Aufregung zu erklären und zu begreifen iſt, daß mit der Steigerung derartiger Zufälle ſolche Perſonen leicht zu Handlungen veranlaßt und getrieben werden, welche keineswegs in den Grenzen der Vernunft und eines geregelten Willens liegen. So erzählt Andral: 'Ein 14jähriger Knabe wurde in ſeiner Pubertäts-Entwickelung von der unter dem Namen Lycanthropie bekannten Wuth befallen. Derſelbe durchſtreifte, mit einem Wolfspelze bekleidet, die Felder, wo er mehrere kleine Kinder zerriſſen und ſich zum Schrecken der Gegend gemacht hatte. Das geſchah 1600 und das Parlament von Bordeaux, welches über dieſen jungen Miſſethäter, deſſen Verbrechen vollkommen erwieſen war, das Urtheil zu fällen hatte, erkannte den inneren Zuſammenhang des Thatbeſtandes und die Unfreyheit des jungen Wehrwolfes; er wurde als Geiſteskranker zur Einſperrung verurtheilt.' Eine ſehr merkwürdige, in der neueſten Zeit bisweilen in Zweifel gezogene Erſcheinung der krankhaften Pubertät iſt die Pyromanie oder Feuerluſt; jener unſelige Hang, die Flamme zu ſehen, und dieſelbe mit dem inneren Drange einer verbotenen Luſt zu erzeugen und zu ſchüren. Dieſe Feuerluſt iſt eine Thatſache, deren gänzliches Abweiſen eben ſo unwiſſenſchaftlich als erfahrungswidrig wäre. Eine genaue Prüfung der vorhandenen Beobachtungen ergibt, daß neben der vorhandenen Seelenſtörung auch eine leibliche Krankheit, durch welche ein höherer Grad der Verſtimmung erzeugt wird, vorhanden iſt. Die Mädchen, welche in der Zeit der Pubertät ohne eine

genügende Veranlassung, gewöhnlich bloß zur Befriedigung der Lust Feuer anlegen, gehören zu den in ihrer Ausbildung zurück gebliebenen hysterischen, scrofulösen und rhachitischen Personen, bey denen die Feuerlust auf dem geistig, sittlich und körperlich entarteten Boden ihre verderblichen Wurzeln schlägt. In vielen Fällen bilden sich in solchen Personen, bey vorschreitenden Jahren andere Seelenstörungen aus, zu denen die Feuerlust den bösen Anfang machte; doch sind auch im Knabenleben auf dem Uebergange zur Entwickelung des Jünglings die Gelüste nach Feuer häufig. Wie tief die Pyromanie in einzelnen Fällen wurzelt, mag nachstehender Fall beweisen: 'Ein 15jähriger Knabe, der in seiner Entwickelung zurück geblieben, hatte mehrere Mahle Feuer angelegt, welches, zum Glücke für ihn, niemahls großes Unglück anrichtete, daher er nur gelinde Bestrafungen zu erdulden hatte. Als er eines Morgens wieder seiner verbrecherischen Lust fröhnte, faßte der durch einen solchen Sohn schmerzlich berührte Vater den Entschluß, den jungen Mordbrenner zum Pfarrer in das nächste Dorf mit der Bitte zu führen, den Bösewicht durch die Kraft des Wortes auf beßeren Weg zu leiten. Der Geistliche sprach so ergreifend, daß der Vater von Thränen der Rührung, der Sohn von Thränen der Reue begleitet, das Pfarrhaus verließen. Vor dem Dorfe stand eine Windmühle, aus deren obersten Fenster der Windmüller den Vater, als einen alten Bekannten, grüßte. Hier rief der Sohn: Vater, laßt uns diese Windmühle anzünden! der Müller wird sich darüber wundern. Der Alte war so empört darüber, daß er den Sohn selbst dem Gerichte anzeigte, welches ihn einer Irrenanstalt übergab. — Endlich betrachtet der Verf. den Zu-

stand der Gebärerinnen; er zeigt, daß eine Kindesmörderin nicht immer falsche Scham, Verlegenheit, Furcht, das Bewußtseyn des Unglücks oder verbrecherische Absicht leiten, sondern daß eine wirkliche Seelenstörung die Vernunft umfängt, und ein plötzlich eintretendes Irreseyn in den meisten Fällen die Hand zum Verbrechen führt. Der schmerzensreiche Zustand der Gebärerin, die damit verbundenen erschütternden Einwirkungen und die Nervenreize in den edelsten Stämmen können Trübungen des Selbstbewußtseyns, Bewußtlosigkeit und Wahnsinn verursachen, wodurch Frauen aus den besten Ständen und unter den glücklichsten Lebensverhältnissen eben so gefährdet werden, als die armen Verstoßenen. Diejenigen, welche Geburtswehen in ihrer ganzen Heftigkeit gesehen und in ihrer ganzen organischen Bedeutung erkannt haben, werden diesem Ausspruche ihre Zustimmung nicht versagen, aber darin liegt die Ironie und der Hohn des Schicksals, daß Männer, die niemahls eine Geburt sahen, und keinen Begriff von einem solchen Zustande haben, über Vorgänge solcher Art ein Urtheil fällen müssen. Es muß demnach, wenn ein Antrag bey Gelegenheit der intendierten Reform der Criminal-Gesetze festgestellt werden soll, dieser nur dahin ausfallen, daß bey jeder Neuentbundenen der Zustand ihrer Geburt so lange für einen unfreyen, und folglich für einen nicht zurechnungsfähigen gehalten werde, bis nicht durch unwiderlegbare Beweise nachgewiesen ist, daß hier böser Wille und eine berechnete Planmäßigkeit vorgewaltet haben. — Schließlich spricht der Verf. noch von den Besessenen, über welche die neue Zeit ebenfalls beßere Begriffe verbreitet hat; wo ein solches Ereignis auftaucht, wird es von den Ver-

ständigen als Seelenstörung erkannt und der Geisteskranke in einem Asyle mit Freundlichkeit, Wohlwollen und Nachsicht gepflegt. Die beßere Pflege solcher Unglücklichen gehört allerdings zu den heilbringenden Fortschritten der neueren Zeit; die früheren Irrenhäuser und noch zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, waren nicht Asyle, sondern wahre Höhlen des Jammers und des Elendes, deren der Menschenfreund nur mit Abscheu gedenken kann. So wie es sich jetzt gestaltet hat, so wird und muß es auch bleiben, die alte Finsternis wird für das Gebiet der Besessenen niemahls wiederkehren. — Ein Rückblick zeigt, wie häufig die Veranlassungen zu Seelenstörungen vorkommen, und wie viel es geistig und sittlich unfreye Menschen gibt. Esquirol in mehreren seiner Schriften und Parent-Duchatelet haben diese jetzt so häufig vorkommenden Seelenstörungen als Folgen der vorschreitenden Civilisation erklärt, aber Heinroth hat vollkommen Recht, wenn er diese Behauptung als ganz unstatthaft verwirft. Je civilisierter, je wahrhaft gebildeter der Mensch ist, desto mehr gesichert ist er vor aller und jeglicher Seelenstörung. Die Ausschweifungen in Leidenschaften, Chimären und Lastern aller Art gehören keinesweges zur Civilisation, sondern sind die bitterste Ironie auf die gebildete Menschheit. Die Norm aller wahren menschlichen Bildung und aller Civilisation ist die Vernunft, und diese soll uns zur Tugend und zur Bildung führen. Nur dasjenige, was sich im Menschen der wahren Civilisation widersetzt, ist es, was die Entstehung der Seelenstörungen veranlaßt oder begünstigt. Dadurch wird es klar, daß eine Zeit, welcher nichts heilig ist, welche sich von jedem Zwange entbin-

det, keine Rücksichten kennt und sich jedem Streben eines reinen Gemüthes entgegen stellt, ganz geeignet ist, die Seelenstörungen aller Art zu veranlassen und zu fördern. In Duchatelets Prostitution und in Sues Mystères liegt der Schlüssel zu der Erklärung, warum sich die Seelenstörungen so sehr vermehren; ein grober Misgriff ist es, den Grund davon auf der Höhe der Civilisation zu suchen. Dazu gesellen sich noch besondere Einflüsse, welche unsere an Wahn reiche Zeit herbey geführt hat. In dieser Beziehung müssen hier die kalten Waßeranstalten vor allen anderen genannt werden. Die Anwendung des kalten Waßers ist zwar seit den Uranfängen der hippokratischen Medicin bekannt, aber unsere Zeit hat erst einen ausgedehnten Gebrauch dieses Mittels in Gang gebracht. Die Schattenseite davon ist, daß das Waßer durch der Menschen Wahn und durch eine maßlose Uebertreibung Vielen verderblich geworden ist. Indem es in Fällen, wo die Organisation zu tief ergriffen war, das Gehirn und das Rückenmark in seinem Innersten erschüttert, stört es den leiblichen Sitz des Seelenlebens auf eine unheilbare Weise. Die Menge der Gestörten, welche über Gräfenberg in die schlesische Irrenanstalt Leubus gekommen ist, beweist die Wahrheit dieser Behauptung; möge die Zukunft eine beßere Ansicht über die Waßerheilanstalt gewinnen lassen! — Dies der Inhalt der sehr interessanten Schrift, welche Ref. besonders den Rechtsgelehrten und Seelsorgern recht dringend empfohlen haben will. v. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 30. November 1844.

Berlin,

bey Veit und Comp. 1844. Anleitung zur Ablösung der Wald-Servituten so wie zur Theilung und Zusammenlegung gemeinschaftlicher Wälder, mit besonderer Rücksicht auf die Preußische Gesetzgebung, von Dr W. Pfeil, Königl. Preußischem Ober-Forstrathe ꝛc. 311 Seiten in Octav.

Die erste Ausgabe dieser Anleitung erschien im Jahre 1828. Das Publicum, obwohl sie nicht in diesen Blättern angezeigt worden ist, hat also hinlängliche Zeit gehabt sich damit bekannt zu machen und wir können uns bey der Anzeige dieser zweyten Auflage um so kürzer fassen.

Diese zweyte Auflage, dediciert dem hochverdienten und unübertroffenen Meister Herrn Oberforstrathe Heinrich Cotta, hat allerdings wesentliche Zusätze, wie schon aus der Seitenzahl, die von 182 auf 311 gestiegen ist, hervor geht, und Verbeßerungen erhalten. Insbesondere ist der dritte Abschnitt, der von der Theilung gemeinschaftlicher und von der Verkoppelung (oder Zusammenlegung)

getrennter Forstgrundstücke handelt, ganz neu hinzu gekommen und in der wichtigen Lehre von der Abfindung der Hut und Weide, der Waldstreu ꝛc. manches ganz umgearbeitet und mit neuen Gründen, Tabellen und Ansichten ꝛc. unterstützt worden. — Wer sich also aus diesem Buche Raths erholen will, findet reichliche Gelegenheit dazu; Ref. ist kein Gegenstand, der bey Abfindungen von Forstberechtigungen, Theilung von gemeinschaftlichen und Zusammenlegung von getrennten Forstgrundstücken im nördlichen Deutschland vorzukommen pflegt, aufgefallen, der hier nicht erwähnt oder erlediget worden wäre; obwohl daher das Buch zunächst nur für preußische Forstbeamte oder für preußische Forstgrund- und Forstberechtigungs-Besitzer geschrieben ist, so kann er es doch mit gutem Gewissen auch außerhalb der Grenzen des preußischen Staates empfehlen; manche der hier abgehandelten Gegenstände sind (und das kann in der That nicht anders seyn) so allgemeiner Natur, daß sie für alle und jede innere und äußere Forstverhältnisse passen und zwar um so mehr, als der Hr Verf. keinesweges die königl. preußischen gesetzlichen Vorschriften unbedingt als die einzig richtigen anerkennt, sondern hin und wieder in eine critische Beurtheilung derselben hineingeht.

Wie man schon bey dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Werkes gewahr geworden seyn wird, es sollte dasselbe keine Anleitung zur Vornahme einer Abfindung von Berechtigungen, Theilung einer gemeinschaftlichen Forst oder Zusammenlegung getrennter Forstgrundstücke seyn (eine solche kann eigentlich nur von Seiten des Staates, in der Form einer gesetzlichen Vorschrift, gegeben werden), es sollte vielmehr nur eine 'Warnungstafel' für Forstbeamte und Waldeigenthümer oder, wie der

Hr Verf. in der Vorrede sich ausdrückt, eine Instruction für diese Personen seyn, die Frage zu beurtheilen, ob überall abgefunden und getheilt ꝛc. werden solle, und wenn einmahl dazu geschritten werde, wie sie ihre Gerechtsame am besten 'wahren' könnten u. s. w. Es ist also ein Handbuch, was der Verf. den Forstbeamten und Waldeigenthümern ꝛc. in die Tasche steckt, wenn sie mit dem Theilungs-Commissarius in den Wald rücken, der nun nach gesetzlicher Vorschrift in größere oder kleinere Stücke zerschnitten oder auch, wenn dies geschehen, wieder von Neuem componiert werden soll und wobey sie, nach genommener Einsicht, ausrufen: Caue ne quid detrimenti — — — 'res forestalis' capiat!

Was diese Seite des Gegenstandes betrifft, so bemerkt der Hr Verf. im 5. § des I. Abschnittes, 'nur diejenigen Servituten sollten beschränkt werden, die in ihrer Ausübung der Herstellung eines regelmäßigen Waldzustandes hinderlich sind; die übrigen aber, die bloß eine Theilung der Nutzung bewirkten, nicht.'

Wir sind mit diesem Grundsatze vollkommen einverstanden, und wenn wir der Schrift des Herrn Verfs in irgend einem Puncte noch eine weitere Ausführlichkeit gewünscht, ja in derselben erwartet hätten, so wäre es in der Erwägung der Abfindungen der Berechtigungen und der Theilung gemeinschaftlicher Forsten in 'staatswirthschaftlicher Hinsicht' gewesen, eine Ansicht des Gegenstandes, die, nach der Meinung des Verfs nicht bloß für das Wohl und Weh der Wälder, sondern auch für das Wohl und Weh ganzer Länder von der größten Wichtigkeit ist.

Stellt man sich auf diesen Standpunct und blickt von demselben auf das Schicksal zunächst

der deutschen Wälder herab, so kann man sich des Gedankens:

'daß sie alle ihrem unvermeidlichen Schicksale entgegen gehen'

nicht erwehren.

Es wird ihnen ergehen, wie es ihren Schicksals-Genossen im südlichen Europa, in Frankreich, auf den großbritannischen Inseln u. s. w., ja wie es unter unsern Augen den ehemahligen Urwäldern Nord-Amerikas ergeht: sie werden vor der unaufhaltsamen Bodencultur verschwinden und sich im glücklichsten Falle, wenn sie nicht auch hier, wie in der Schweiz, allmählich von der Alpenwirthschaft d. h. von dem Zahne des weidenden Viehes, vertrieben werden, sich auf die unfruchtbaren Höhen und Gebirge zurück ziehen und hier, allen Einflüssen des Climas ausgesetzt, mehr oder weniger, zu kümmerlichen Resten herab sinken. — Zuletzt, wenn man gewahr wird, daß die Natur (d. h. die klimatischen ꝛc. Verhältnisse) und die Menschen ohne Wälder nicht fertig werden können, wird man, wie in Schottland (der Herzog von Athol) Wälder künstlich mit ungeheuerem Aufwande wiederum anpflanzen oder, wie in Frankreich, Preise auf die Wiederanwaldung leichtsinnig kahl gehauener Bergwände setzen, oder, wie selbst in Amerika, Fragen aufwerfen, wie der allmählichen Verwüstung der Wälder vorzubeugen; oder, wie in Belgien, die Wälder düngen, um das Holz beßer wachsen zu machen u. s. w., kurz, man wird mit Kunst und enormem Aufwand da wieder anfangen, wo man mit dem Beile und Unüberlegtheit aufgehört hat, die Natur der Waldwirthschaft umkehren und aus einem Naturerzeugnis ein Kunsterzeugnis machen!

Frägt man, wie Ref. bey der Anzeige eines Werkes, was die Wälder von drückenden Laßen

befreyen, den Keim ihres Verderbens entfernen und sie nicht ruinieren, sondern schützen soll, zu einem so düsteren Gemählde der forstlichen Zukunft Deutschlands gelangt sey, so antwortet er darauf mit der Kürze, die der Raum und die Natur dieser Blätter gebietet, daß Abfindungen von Gerechtsamen mit Waldfläche und Theilungen gemeinschaftlicher Forsten in den meisten Fällen nur überzuckerte Waldausrodungen oder Ertragsverminderungen sind, die theoretisch, aber selten practisch mit der Lehre von höherer Bodencultur privativer Grundstücke zugedeckt werden sollen.

Mit den Wäldern und mit der Holzerzeugung verhält es sich nicht so, wie mit der Felder- und der Kornerzeugung; die Holzerzeugung ist nicht jährig, wie die Kornerzeugung ꝛc., sondern (um nur das Sachverhältnis auszudrücken) hundertjährig; je größer und ausgedehnter daher die Wälder, je größer und reichhaltiger ihr Ertrag; werden sie aus dem gemeinschaftlichen Besitze oder aus dem gemeinschaftlichen Genusse, worin sie die Natur ihrer Erzeugnisse von uralters her gesetzt hat, heraus gerissen, werden sie s. v. v. zerfetzt und durch Privatisierung flüßig gemacht, wird jedes Hemmnis ihrer bisherigen Integrität entfernt und jedem Privatbesitzer frey gelassen, mit seinem Grundstücke anzufangen was ihm beliebt und das Beste scheint, so liegt es ja auf der flachen Hand, daß nunmehro Rodungen, willkürliche Bewirthschaftungen, Vernachlässigungen des Wiederanbaues u. s. w. auf die privatisierten Wälder eindringen und sie, wenn auch nicht sogleich (bey den Wäldern verläuft leicht ein Menschenalter) doch unfehlbar im Laufe der Zeit in einen Zustand versetzen, der demjenigen, den man beabsichtigte, gerade entgegen gesetzt ist, und so purificieren, daß nichts mehr übrig bleibt! Leicht würde es

Ref. werden, Belege aus seiner Erfahrung zu dieser Prophezeyung zu liefern und er ruft jeden Unbefangenen, der das Schicksal s. g. purificierter Wälder verfolgt hat, auf, ob es ihm nicht auch möglich seyn würde ähnliche Belege herbey zu bringen. — In der That, Servitutabfindungen und Waldtheilungen sind nicht selten kostbare Leichenreden ehemahliger blühender Wälder!

Aber was soll denn mit unsereni Wäldern geschehen? werden die Freunde der Purification verwundert über diese Apostrophe, fragen; sollen wir sie denn vom freyen Arthiebe verwüsten oder von einer unbedingten Weideberechtigung aufzehren oder vom Plaggenhiebe zu Tode hauen lassen u. s. w.? Nichts von alle dem, wir sollen vor allen Dingen nur thun, was z. B. in Frankreich schon geschehen und was von unserem Hrn Verf. zwar angeführt, aber nicht weiter in seinen Folgen entwickelt ist, nämlich den Grundsatz zum Gesetz erheben:

'daß alle Berechtigungen dem Forstbetriebe untergeordnet seyn sollen';

dann haben wir gar keine Forsttheilungen und Berechtigungs-Abfindungen, sondern nur eine Subsumtion des Forstbetriebes, seiner Seits, unter das öffentliche Wohl, damit er nicht zu einem Drucke der Staats-Einwohner und zu einem Hinderniße der Entwickelung einer geordneten Bodencultur ausarten möge, nöthig. — So hart dies in einigen Fällen scheinen und auch wirklich seyn mag, so nothwendig ist es doch zur Erhaltung der Wälder für den Staat und seine Einwohner, inzwischen doch nicht härter, als z. B. die Subsumtion der Gemeine-Wälder unter die öffentliche Forstverwaltung, die über kurz oder lang auch bey uns aus demselben Grunde geschehen muß.

Kann, diesem ohnerachtet, eine Abfindung und

Theilung nicht vermieden werden (und bey unbestandenen, belasteten Forstgründen, wie wir sie in Norddeutschland hin und wieder noch finden, ist beides sogar nothwendig und unschädlich), so mache man es sich zum Principe, so wenig wie möglich mit Fläche aus dem belasteten Walde selber, sondern mit Geld- oder Natural-Rente, mit Ackerland und Wiesen von gleichem Ertrage, oder mit einem Kapitale u. s. w. abzulösen. — Insbesondere empfiehlt Ref. dies bey den wahrhaft waldverwüstenden Weideabfindungen für Hornvieh. — Hier fehlt es so sehr an sicheren Grundlagen (der Hr Verf. hat sich viele Mühe mit Berechnung von Weideäquivalierungs-Tabellen gegeben); hier hängt das Abfindungs-Object so sehr von den persönlichen Ansichten des Taxators und von dem augenblicklichen Zustande des Waldes ab; hier geht die Abfindung so geradezu auf die Basis des Waldes, auf seine Grundfläche, los, während die meisten übrigen sich auf seinen Ertrag beschränken ꝛc., daß man im Interesse der Wälder nothwendig wünschen muß, daß sie nicht auf die gewöhnliche Weise durch Ermittelung einer angemessenen Weidefläche aus dem belasteten Walde, sondern (wenn wir uns der Kürze wegen so ausdrücken dürfen) durch Stallfütterung, ähnlich wie der Hr Verf. es auch bey der Mastabfindung vorschlägt, geleistet werden möge. Dadurch würde der Landwirth zugleich auch zu einem ganz veränderten und vortheilhafteren Wirthschafts-Systeme gezwungen werden und er würde den Dünger, den das Vieh nun auf die Weide trägt, im Stalle behalten.

Bey der Abfindung der Schaafweide würde diese Methode nicht wohl anwendbar seyn, da die Schaafe sich nicht so, wie das Hornvieh, auf dem Stalle füttern lassen. Glücklicherweise aber ist diese

Weideberechtigung, wenigstens im nördlichen Deutschlande, nicht so häufig, wie die des Hornviehs und am Ende verlangen auch die Schaafe nicht so guten Weideboden, wie das Hornvieh. Hierbey zeigt sich aber recht deutlich, wie viel weiter man mit dem vorhin erwähnten Principe, die Berechtigungen dem Forstbetriebe unter zu ordnen, gelange. Denn alsdann kann man die Schaafweide, die selbst von unserem Hn Verf. nicht für so waldverderblich gehalten wird als man gemeiniglich annimmt, beybehalten und damit zu gleicher Zeit — seinen Wald!

Die hier angedeuteten Ansichten über den Werth und Einfluß der Entlastungen und Theilungen der Wälder, sind, anscheinend, auch die des Hn Verfs, sie schimmern aller Orten durch und der beste Beweis dafür dürfte der seyn, daß er nicht eine Anleitung zur Abfindung ꝛc. und Theilung der Wälder, sondern eine Anleitung für Forstbediente und Waldbesitzer, sich vor den Nachtheilen der Abfindungen und Theilungen zu schützen, schreiben wollte. Er wollte also ein gesetzlich nothwendig gewordenes Uebel so unschädlich wie möglich machen; und aus diesem Grunde hätten wir gewünscht, daß der scharfsinnige und unbefangene Hr Verf., der die preußische Theilungs-Gesetzgebung hin und wieder einer gründlichen Critik unterwirft, sich auf einen höheren Standpunct gestellt, in den Geist und das Wesen der deutschen Theilungs-Gesetzgebung überhaupt (wie er es z. B. anderer Orten bey der Darstellung des Taxationswesens in Deutschland gethan hat) und nicht bloß für Preußen, eingedrungen und insbesondere auf die unausbleiblichen Folgen der Privatisierung und Flüssigmachung der Forsten, aufmerksam gemacht hätte. — Dadurch würde vielleicht der Gesetzgebung selber eine andere Richtung gegeben worden seyn; denn man

darf nicht vergessen, daß alle diese forstlichen Operationen mit ganz ähnlichen, landwirthschaftlichen, ursprünglich zusammen hängen, daß die ersteren aus den letzteren entsprungen sind, daß aber die forstwirthschaftlichen und landwirthschaftlichen Benutzungen des Bodens so himmelweit von einander in ihrem Grundprincipe verschieden sind, daß beide nicht auf dieselbe Weise betrieben werden können, obwohl sie recht gut nicht allein neben einander laufen können, sondern auch müssen.

Sodann hätten wir auch gewünscht, daß der Hr Verf. die Abfindung der Jagd, als etwas ganz Heterogenes, völlig weggelassen und hin und wieder auf den Stil mehr Aufmerksamkeit verwendet hätte. — So wird er z. B. S. 13 die Fassung der Frage: 'Was sind nun Staatsforsten — — in dieser Beziehung verschieden von einem solchen Communal-Forste?' nicht billigen.

Außerdem wird das forstmännische Publicum dem Hrn Verf. für diese vermehrte und verbeßerte Ausgabe seines nützlichen Buches nur Dank sagen.

Fulda.

C. Müllersche Buchhandlung (Euler) 1844. Traditiones et antiquitates Fuldenses. Herausgegeben von E. F. J. Dronke. Mit einem Steindruck. 244 Seiten in Quart.

Unsere Geschichte vor Einführung des Christenthums ist dunkel und schwankend und gewinnt erst mit dieser einen festen und sicheren Boden, indem durch die reichen Schenkungen, welche den ersten errichteten Stiftern zu Theil wurden, die Finsternis, welche über dem Lande liegt, sich zu erhellen beginnt. Von den meisten dieser Stifter sind

jedoch nur höchst spärliche Nachrichten aus der ältesten Zeit auf uns gekommen, und was zunächst das westliche Mitteldeutschland betrifft, sind es nur drey, von denen sich Nachrichten über die Erwerbungen der ersten Jahrhunderte erhalten haben. Es sind dieses die Abteyen von Lorsch, Corvey und Fulda.

Schon frühe, wahrscheinlich unter Abt Hraban, hatte Fulda seine Erwerbsurkunden in acht Bänden zusammen getragen. Zwey Bände dieser Cartularien veröffentlichte schon 1607 Pistorius, das dritte von diesem abgedruckte Buch soll, nach der Meinung des Hrn Herausgebers, nicht zu jenen acht Bänden gehören. Wo diese Handschriften nach ihrem Abdrucke hingekommen, ist unbekannt, doch vermuthet Hr Dronke, daß sie sich in ein süddeutsches, wahrscheinlich Hohenzollernsches Archiv verloren hätten, und fordert deshalb zu Nachforschungen auf. Auch von den übrigen sind 5 Bücher verschwunden, und nur noch eins ist vorhanden und wird in dem Landesarchive zu Fulda bewahrt.

Erst drey Jahrhunderte nach Hraban wurde unter dem Abte Marquard I. (1150 — 1165) durch den Mönch Eberhard eine neue Sammlung der Fuldischen Traditionen veranstaltet. Eberhard excerpierte die Urkunden jener acht Bücher und zwar ganz in der Ordnung, wie diese sie geben, wie er selbst sagt 'summatim', und dieses sind die bekannten Summarien des Mönches Eberhard. Es sind dieselben von um so größerer Wichtigkeit, als sie die fehlenden Cartularien wenigstens einigermaßen ersetzen.

Die von Pistor gelieferten Urkunden, die des in Fulda noch vorhandenen Bandes und jene

Summarien, gab nun Schannat in dem corpus traditionum Fuldensium heraus; Einzelnes nahm er auch in der Buchonia vetus, in Dioecesis Fuld. und den Probat. histor. Fuld. auf.

Aber Schannat, dessen Verdienste um die Fuldische Geschichte sonst nicht verkannt werden dürfen, ist in dem Abdrucke von Urkunden durchaus nicht zuverlässig; er hat nicht nur nicht getreu copiert, sondern auch willkürliche Veränderungen vorgenommen, ja sogar, wie Ref. selbst die Erfahrung gemacht, einzelne Stellen augenscheinlich absichtlich weggelassen. Auch die Urkunden selbst hat er aus der geographischen Ordnung gerissen, wie sie das alte Copialbuch gibt, und in eine chronologische Folge gebracht.

Aehnliches hat er mit den Summarien vorgenommen und dadurch eine Verwirrung veranlaßt, die Ursache wurde, daß Eberhards Arbeit oft auf das bitterste getadelt worden ist, ja daß sogar die Echtheit seiner Angaben in Zweifel gezogen wurde.

Herr Dronke hat sich deshalb ein sehr großes Verdienst erworben, daß er eine neue und streng mit der Handschrift Eberhards überein stimmende Ausgabe der Summarien besorgt hat. Jeder Forscher muß ihm sich zu Dank verpflichtet fühlen. Auch nur eine oberflächliche Vergleichung mit den von Pistorius gegebenen Urkunden ist jetzt schon genügend, um jeden Zweifel über die Aechtheit der Eberhardschen Arbeit zu heben.

Von S. 1 — 158 nehmen die Summarien ein, hin und wieder von alten Zinsregistern, Beschreibungen von Kirchengrenzen, Schenkungs-Urkunden ꝛc. unterbrochen, die von Späteren auf die leer gebliebenen Blätter der Handschrift Eberhards eingetragen worden.

Die zweyte bis S. 184 reichende Hälfte enthält das bekannte Fuldiſche Nekrologium (Liber mortuorum fratrum), welches ebenwohl Schannat bereits veröffentlicht hat, aber auch wieder ſo nachläſſig, daß Hr Dronke ſich dadurch zu einem nochmahligen Abdrucke bewegen ließ.

Den Schluß bilden ſehr genaue Perſonen- und Ortsregiſter über die Summarien, ſo weit es möglich war, mit Erläuterung der vorkommenden Oertlichkeiten. Die Zugabe dieſer Regiſter müſſen wir um ſo dankbarer anerkennen, als erſt dadurch das Ganze wahrhaft brauchbar wird.

Wir wünſchen nur noch, daß es glücken möge, auch die noch fehlenden Bände der Traditionsbücher aufzufinden. — Aber wenn auch dieſe Hoffnung ſcheitern ſollte, ſo geben wir uns wenigſtens der Hoffnung hin, daß Hr Dronke ſich der Herausgabe des einen noch vorhandenen Bandes derſelben unterziehe.

Die Ausſtattung des Buches iſt ſehr anſtändig zu nennen, auch iſt ein Facſimile der Eberhardſchen Handſchrift beygegeben. Ld.

Paris.

Imprimerie royale 1843. Collection de documents inédits sur l'histoire de France. In Quart.

1) Troisième Série. Archéologie. Iconographie chretienne. Histoire de Dieu par Didron. 624 Seiten.

In der Zeit vom neunten bis zum ſiebenzehnten Jahrhundert iſt eine unzählige Menge chriſtlicher Bildwerke, geſtochen, gewebt, aus Stein gehauen oder in Metall gegraben, auf Holz, Leinwand

oder Glas gemahlt, für Kirchen und Klöster in Frankreich angefertigt. Wie viele dieser Kunstwerke auch durch den Einfluß der Zeit, durch bilderstürmende Rotten oder durch Zufall irgend einer Art der Vernichtung entgegen geführt sind, so bleibt doch die Zahl derselben, vorzüglich in den bischöflichen Kirchen, immer noch höchst beträchtlich. Namentlich haben, wie in der Einleitung bemerkt wird, die Cathedralen zu Chartres und Bourges in dieser Beziehung keine, die zu Lyon nur eine geringe Einbuße gelitten und in den Domen zu Strasburg und Rheims ist von den gedachten Ornamenten wenigstens mehr als die Hälfte erhalten. Mit äußerst geringen Ausnahmen sind diese Bildwerke, welche zur Unterweisung und Erbauung der gläubigen Gemeine bestimmt waren, den Erzählungen der heiligen Schrift und der Legende entnommen. Daß eine anschauliche Beschreibung derselben in Bezug auf die Gestaltung der Kunst und der religiösen Anschauung und damit des ganzen geistigen Lebens des Volkes von der höchsten Wichtigkeit ist, wird der näheren Erörterung nicht bedürfen. Hier genüge die Bemerkung, daß der Herausgeber in der Anordnung der Masse keineswegs nach Willkür verfuhr, sondern die encyclopädische Zusammenstellung des Vincent von Beauvais zu Grunde legte. Darnach stoßen wir zuerst auf die Iconographie Gottes, dann der Engel, endlich des Teufels. Hierauf folgen die Darstellungen, welche sich auf die sieben Tage der Schöpfung beziehen, auf den Sündenfall und dessen nächste Folgen, auf die Geschichte der Patriarchen, Richter, Propheten und Könige des jüdischen Volkes. So gelangt man zu den Bildwerken über das Leben der Jungfrau Maria, des Heilandes, der Apostel, Märt

tyrer, Heiligen. Den Schluß bilden die Geſtalten, welche der Offenbarung Johannis entnommen ſind. Die zahlreichen, in den Text hinein gedruckten Holzſchnitte ſind nach Zeichnungen angefertigt, welche mit der höchſten Sorgfalt aufgenommen wurden und bey denen, wenn irgend möglich, die Zeit der Entſtehung bemerkt iſt. Den Text anlangend, ſo iſt derſelbe durch mehrere Gelehrte beſorgt (Delécluze, Baron Taylor, Graf Montalembert, Graf Auguſt von Baſtard, du Sommerad, Auguſt Leprévoſt, Schmit und Albert Lenoir), vor einer Commiſſion des comité historique des arts et des monuments verleſen und nach den bey dieſer Gelegenheit für nothwendig erachteten Zuſätzen, Auslaſſungen oder Abänderungen abgedruckt, jedoch dergeſtalt, daß dem Herausgeber die Anordnung der Reihenfolge unbenommen blieb.

2) Première Série. Histoire politique. Chronique des ducs de Normandie par Benoit, trouvère anglo-normand du XII. siècle, publiée par Francisque Michel. Tome II. 1844. 890 Seiten.

Der erſte Theil dieſer gereimten Chronik enthielt, wie früher bemerkt iſt *), 31778 Strophen; der vor uns liegende gibt den Schluß des im Ganzen aus 42320 Strophen beſtehenden Gedichtes. Bey Gelegenheit der Mittheilung von Varianten, die ſich aus der Collation einer zweyten, von der Abtey Marmoutier ſtammenden, zu Tours aufbewahrten Handſchrift ergeben haben, bemerkt der Herausgeber, daß die Entdeckung dieſes urſprünglich zu Marmoutier aufbewahrten Codex dem früher von ihm geſchehenen Ausſpruch, daß der Verf. in der Touraine gelebt habe und vielleicht kein anderer

*) Gelehrte Anzeigen, Jahrgang 1838. St. 192.

als Benoit de Saint-More gewesen sey, entschieden das Wort rede, da das Städtchen Sainte-Maure nur etwa 7 Lieues von Tours entfernt liege, die genannte Abtey aber in einer der Vorstädte von Tours gestanden habe.

Von den vier appendices mit französischen Poesien, welche dieser Chronik beygegeben sind, enthält der erste ein geistliches Lied des eben genannten Benoit, welches, bereits früher aber incorrect und unvollständig durch Leroux de Lincy abgedruckt, hier nach der auf dem British Museum bewahrten Handschrift veröffentlicht wird; der zweyte gibt eine aus 241 Versen, jeder von 6 Strophen, bestehende Lebensbeschreibung des heiligen Erzbischofs Thomas von Canterbury; der dritte eine französische Dichtung in 648 kurzen Strophen De monacho in flumine periclitato, meritis beate Marie ad vitam revocato, beide nach der Handschrift auf der königl. Bibliothek in Paris; der vierte endlich ein in 213 Kapiteln oder Abtheilungen, deren jede, obwohl einige gegen 30 Strophen zählen, nur einem und demselben Reim folgt, zerfallende Chronik De la guerre entre Henri II. et son fils ainé, en 1173 et 1174, von Jordan Fantosme verfaßt und handschriftlich auf der Bibliothek der Cathedrale zu Durham befindlich. — Den Beschluß dieses Bandes macht eine Table analytique des matières der verschiedenen hier abgedruckten Poesien, ein mit großem Fleiße ausgearbeiteter Doppelindex für die Eigennamen und ein schwer zu entbehrendes Glossar. Hav.

Zürich,

bey Meyer und Zeller 1844. Die Kirchenverfassung der Piemontesischen Waldensergemeinden von J. Heinrich Weiß. VIII und 76 S. in Octav.

Interesse an der Geschichte, den Glaubenssatzungen und bürgerlichen Verhältnissen der Waldenser bewog den Verf. im Jahre 1832, in den von dieser uralt evangelischen Gemeine bewohnten Thälern Piemonts eine geraume Zeit zu verweilen. Mochte hierbey ursprünglich die Absicht zum Grunde liegen, für eine zu veröffentlichende Geschichte der Waldenser Beyträge zu sammeln, so wurde diese durch das Erscheinen des Werkes von Dieterici und des in Deutschland weniger bekannten von Muston (Histoire des Vaudois etc. Paris 1834) beseitigt, so daß der Verf. sich auf Mittheilungen über die Kirchenverfassung dieser Gemeine zu beschränken beschloß. Diesen, welchen wir eine zusammen hängende Darstellung der noch jetzt bey den Waldensern geltenden kirchlichen Verhältnisse verdanken, liegen im Auszuge die von 1690 bis 1828 abgefaßten Synodalprotocolle zu Grunde. Die Zusammensetzung, die herkömmliche Weise der Verhandlungen und die Befugnisse der Synode, sodann des Kirchenrathes, der während des dreyjährigen Zwischenraumes, nach welchem erstere berufen wird, an die Stelle derselben tritt, endlich der Consistorien oder Kirchenältesten werden vom 2. bis 5. Kap. erläutert. Kap. 5 und 6 umfassen die Wahl und Functionen der Geistlichen und verbreiten sich über die den Theologie Studierenden obliegenden Verpflichtungen und die für sie gestifteten Stipendien. Kap. 7 bespricht das Schulwesen, Kap. 8 das 1824 gegründete, vornehmlich durch Beyträge aus Preußen, Holland und England erhaltene Hospital. Als Anhang folgen einmahl Auszüge aus den ältesten Catechismen der Waldenser, sodann aus den Satzungen der zu jüngst gehaltenen Synode.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. Stück.

Den 2. December 1844.

Göttingen.

Die königl. Societät der Wissenschaften feyerte am 16. November ihren Jahrestag zum zwey und neunzigsten Mahle.

Herr Professor Hermann hielt eine Vorlesung: 'Zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und Brutus', von deren Inhalt eine Anzeige nachfolgen wird.

Hofrath Hausmann erstattete darauf den Jahresbericht, aus welchem wir hier Folgendes mittheilen.

Das Directorium der Societät, welches in dem verflossenen Jahre Herr Hofrath Ritter geführt hatte, ist zu Michaelis von der historisch-philologischen Classe auf die physicalische übergegangen und von dem Herrn Obermedicinalrath Langenbeck übernommen worden.

Die Societät hat in ihrem hiesigen engeren Kreise durch den früher in diesen Blättern angezeigten Tod des verdienstvollen Hofraths und Prof.

George Friedrich Benecke, der seit 1830 ihr ordentliches Mitglied in der historisch-philologischen Classe war, einen schmerzlichen Verlust erlitten. Von ihren auswärtigen Mitgliedern sind der Societät in dem letzten Jahre aus der physicalischen Classe, der Chevalier Stephan Geoffroi St. Hilaire zu Paris, und aus der historisch-philologischen Classe, der k. k. Hofrath und erster Custos der Hofbibliothek zu Wien, Barth. Kopitar entrissen worden. Auch hat sie den Tod von zweyen ihrer Correspondenten zu beklagen, des Dr und Prof. der Medicin zu Kopenhagen, Ludwig Jacobson, und des kurhessischen Geheimen Hofraths und Prof. der Chemie zu Marburg, Dr Ferdinand Wurzer.

Zu den erfreulichen Ereignissen im Kreise der königl. Societät gehört dagegen, daß die historisch-philologische Classe durch die von dem königl. Universitäts-Curatorium bestätigte Aufnahme des Herrn Consistorialrathes Dr Gieseler als ordentliches Mitglied derselben, einen lange entbehrten Vertreter des Faches der Kirchengeschichte gewonnen hat. Zum auswärtigen Mitgliede in derselben Classe wurde im Verlaufe des letzten Jahres, der um die Alterthumswissenschaft hochverdiente Geheimerath und Prof. Dr Friedrich Creuzer zu Heidelberg erwählt, und die Wahl vom königl. Universitäts-Curatorium bestätigt. Zu neuen Correspondenten wurden von der königl. Societät ernannt: der Doctor der Medicin, Robert Willis in London, der Baron von Reiffenberg zu Brüssel, und der Professor der Archäologie zu Gent, Dr Roulez.

* * *

Was die von der Societät für den November

d. J. aufgegebenen Preisfragen betrifft, so war als Hauptpreisaufgabe von der historisch-philologischen Classe gefordert:

> daß durch eine genaue Untersuchung ausgemittelt werde, welche Männer und welche Ursachen besonders bewirkt haben, daß vom dritten Jahrhunderte nach Chr. G. an allmählich die Aristotelische Philosophie der Platonischen den Rang abgelaufen habe.

Leider ist diese Frage unbeantwortet geblieben.

Eine erfreulichere Theilnahme hat dieses Mahl die ökonomische Aufgabe gefunden, welche die Beantwortung der Frage verlangt hatte:

> Worin ist die hohe Fruchtbarkeit des Marschbodens an der Mündung der Ströme des nordwestlichen Deutschlands begründet?

Die Societät hat fünf Schriften erhalten, worin die Lösung der Aufgabe versucht worden.

Die Schrift Nr. 1 mit dem Motto: 'In der Natur steht Alles in Wechselwirkung', ist sehr ausführlich. Der Verfasser legt in derselben Belesenheit, Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Stande der Agronomie und mit den physicalischen und ökonomischen Verhältnissen der Marschgegenden des nordwestlichen Deutschlands an den Tag, und hat sich bestrebt, möglichst umfassend Alles zu berücksichtigen, was sich auf den Gegenstand der Aufgabe bezieht. In dem ersten Abschnitte ist weitläufig von der Entstehung und Eintheilung des Marschbodens überhaupt die Rede, wobey der Verf. Fluß-Marschen, Flußmündungs-Marschen oder Deltas und Seeufer-Marschen unterscheidet. Der zweyte Abschnitt enthält eine kurze Uebersicht

der ohngefähren Größe des Marschlandes im Königreiche Hannover, in Holstein und Schleswig. Der dritte handelt von der Schichtung, Mächtigkeit und den Bestandtheilen der Marschen; der vierte von ihrer Fruchtbarkeit. In dem fünften Abschnitte kommt dann der Verf. zum Hauptgegenstande der Abhandlung, zur Untersuchung, worin die Fruchtbarkeit des Marschbodens begründet ist. Es werden dabey die Wiesen- und Weide-Gründe von dem Ackerlande unterschieden, von welchen das letztere zunächst in Betrachtung gezogen worden. Bevor der Verf. zur Entwickelung der Ursachen der hohen Fruchtbarkeit der Marschen schreitet, sendet er Einiges über das Wachsthum und die Nahrungsmittel der Pflanzen überhaupt voraus. Die Ansichten, zu denen er sich hierbey bekennt, sind die der älteren Agronomie. Der Verf. sucht darzuthun, daß die Fruchtbarkeit der Marschen hauptsächlich in dem Vorhandenseyn der erforderlichen Menge und des angemessenen Mischungsverhältnisses aller zur vollständigen Ausbildung der zu cultivierenden Gewächse erforderlichen Nahrungsmittel, so wie in ihrer eigenthümlichen geographischen Lage, nicht aber in irgend einem besonderen Nahrungs- oder Reizmittel begründet sey. Im sechsten Abschnitte sucht der Verf. die Behauptung zu widerlegen, daß die Fruchtbarkeit der Marschen vorzüglich in ihren salinischen Bestandtheilen begründet sey. Es wird hier zugleich gezeigt, daß der Kley und die so genannte Wühlerde, durch deren Vermengung eine Art von Mergelboden gebildet werde, die Theile des Marschbodens seyen, in welchen die Hauptbedingung seiner Fruchtbarkeit liege. Im siebenten Abschnitte theilt der Verf. Einiges über die Benutzungsart des Marschbodens mit, um dadurch die Natur der Marschen und die Ursachen

ihrer theilweisen ungemeinen Fruchtbarkeit noch in ein helleres Licht zu stellen. Im achten Abschnitte sucht endlich der Verf. zu zeigen, welche Folgerungen sich aus dem Vorhergehenden für die Lehre von der Fruchtbarkeit des Bodens überhaupt ziehen lassen.

Wenn nun gleich der Verf. auf die Beantwortung der Frage viele Mühe gewandt hat, so ist seine Arbeit doch nicht ohne bedeutende Mängel. Es sind von ihm zwar manche frühere, auf den Gegenstand der Aufgabe sich beziehende Untersuchungen benutzt worden; dagegen ist ihm aber Einiges entgangen, was gerade für den Zweck seiner Arbeit von besonderer Wichtigkeit war. Dahin gehören vor Allem die zahlreichen, von Sprengel gemachten chemischen Analysen von Bodenarten aus den verschiedenen Marschgegenden des nordwestlichen Deutschlands, welche sich in der 1837 erschienenen Bodenkunde desselben S. 515 — 536 finden. Diese hätten um so mehr Berücksichtigung verdient, da von dem Verf. selbst gar keine chemische Untersuchungen des Marschbodens angestellt worden. Um zu einem sicheren Resultate hinsichtlich der Ursachen der großen Fruchtbarkeit des Marschbodens zu gelangen, hätte eine genaue Vergleichung seiner chemischen Zusammensetzung mit der anderer Bodenarten voran gehen müssen. Mit Recht pflichtet der Verf. der Ansicht bey, daß außer den Bestandtheilen auch die physicalischen Eigenschaften des Bodens von großer Bedeutung für die Fruchtbarkeit sind. Er führt die allgemein bekannten Resultate der Schüblerschen Untersuchungen an, wogegen aber genaue Angaben über die Schwere, Consistenz, waßerfassende und waßerhaltende Kraft, die Wärmecapacität und wärmeleitende Kraft des Marschbodens und andere physi-

calische Eigenschaften desselben gänzlich fehlen. Zur genügenden Beantwortung der Frage wäre die Anstellung von Versuchen über jene Gegenstände erforderlich gewesen. Da jene Eigenschaften mit dem Aggregatzustande des Bodens im genauen Zusammenhange stehen, so hätten auch hierüber vergleichende Untersuchungen angestellt werden müssen, da wohl angenommen werden darf, daß durch die eigenthümliche Bildungsweise dem Marschboden ein Aggregatzustand verliehen worden, der auf seine Fruchtbarkeit von besonders günstigem Einflusse ist. Auch die climatischen Verhältnisse der Marschgegenden, auf welche der Verf. mit Recht Gewicht legt, hätten bey der Beantwortung der Frage genauer, als es geschehen, berücksichtigt werden müssen. Wenn man gleich dem Verf. keinen Vorwurf daraus machen kann, daß er der neuesten, von Liebig aufgestellten agronomischen Theorie nicht huldigt, so stößt man doch ungern auf manche Ansichten und Erklärungen, die unstatthaft sind, mag man sich zu den älteren oder neueren agronomischen Lehren bekennen. Was die Form der Abfassung der Schrift betrifft, so ist auch in dieser Hinsicht Manches zu tadeln. Die Vertheilung der abgehandelten Gegenstände unter die verschiedenen Abschnitte ist nicht immer zweckmäßig. Vieles ist zu weit herbey gezogen, wodurch der Umfang der Abhandlung erweitert worden, ohne die Beantwortung der Frage wesentlich zu fördern; und allgemein Bekanntes ist mitgetheilt, welches ohne der Deutlichkeit zu schaden, hätte übergangen werden können. Die Arbeit befriedigt also, ob sie gleich in mancher Hinsicht lobenswerth ist, im Ganzen doch keineswegs, und läßt für die Beantwortung der Frage viel zu wünschen übrig.

Bey der Concurrenzschrift Nr. 2 hat sich der

Verfasser gegen die bestehende, allgemein bekannte Ordnung genannt, daher sie nicht berücksichtigt werden konnte.

Die Schrift Nr. 3 führt das Motto: 'Auch der Versuch, die Wahrheit aufzufinden, ist lobenswerth.' Sie hat nur einen geringen Umfang, zeichnet sich aber durch eine klare und wohl geordnete Darstellung aus. Von den allgemeinen Bodenverhältnissen der Elbniederung gibt sie eine kurze, aber gute Uebersicht. Der Verf. findet die große Fruchtbarkeit des Marschbodens in seinem Mischungsverhältnisse, in dem Clima, und vorzüglich in der angemessenen Feuchtigkeit des Bodens; stimmt mithin im Wesentlichen mit den in der Schrift Nr. 1 entwickelten Ansichten überein. Er bleibt indessen nur bey allgemeinen Betrachtungen stehen, ohne tiefer in den Gegenstand einzudringen und dasjenige zu berücksichtigen, was von Anderen bereits in Beziehung auf denselben geleistet worden.

Die Schrift Nr. 4 ist mit keinem Motto versehen und füllt nicht einmahl einen Bogen aus. Auch liegt in dem Wenigen, was über den Gegenstand der Aufgabe gesagt worden, ein hinlänglicher Beweis, daß der Verf. durchaus unfähig war, die Frage genügend zu beantworten.

Erst wenige Tage vor obiger Sitzung hat die Societät die Concurrenzschrift Nr 5 mit dem Motto: 'Felices si sua bona norint' erhalten. Wegen der Verspätung würde sie der Strenge nach keinen Anspruch auf Berücksichtigung gehabt haben. Indessen ist sie theils wegen der von dem Verf. beygefügten Entschuldigung, theils in Betracht der von ihm auf die Beantwortung gewandten Mühe, dennoch ausnahmsweise einer Beurtheilung unterworfen worden. Die Schrift ist von

bedeutendem Umfange. Ihr Verf. zeigt eine genaue Bekanntschaft mit den landwirthschaftlichen Verhältnissen der Marschen des nordwestlichen Deutschlands, und hat in seiner Abhandlung eine Menge schätzbarer öconomischer Erfahrungen niedergelegt; aber über den eigentlichen Gegenstand der Aufgabe gibt sie nur wenig Aufschluß. Genaue eigene Untersuchungen in Beziehung darauf werden vermißt, und das von Anderen Geleistete ist unvollständig mitgetheilt. Auch zeugen die über die Fruchtbarkeit des Marschbodens gegebenen Erklärungen nicht von einer so genauen Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Stande der Agronomie, als zu einer genügenden Lösung der Aufgabe erforderlich seyn würde. Ein großer Theil der Schrift bezieht sich gar nicht einmahl zunächst auf die Frage, sondern handelt von der Art der Benutzung der Marschen und von den Mitteln, ihre Cultur zu verbeßern, wobey der Verf. nicht bloß die norddeutschen Marschgegenden berücksichtigt, sondern seine Mittheilungen auch auf die Benutzung des Anschwemmungsbodens in England, Schottland, Belgien, Frankreich und Italien ausgedehnt hat. In einem besonderen § ist sogar von den Folgen die Rede, welche die Anschließung des nordwestlichen Deutschlands an den preußischen Zollverein auf die Landwirthschaft des Ersteren haben dürfte.

Unter den fünf Concurrenzschriften nähert sich die erste der Lösung der Aufgabe am Mehrsten; wegen ihrer bedeutenden Mängel hat ihr indessen der Preis leider nicht zuerkannt werden können. Die den Schriften Nr. 1. 3 und 5 beygefügten versiegelten Zettel wurden in obiger Sitzung ordnungsmäßig verbrannt.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

194. 195. Stück.

Den 5. December 1844.

Göttingen.

Schluß der Anzeige des von dem Hofrath Hausmann in der Sitzung der königl. Societät der Wissenschaften am 16. November erstatteten Jahresberichtes.

Für die nächsten Jahre sind von der königl. Societät folgende Hauptpreisfragen aufgegeben:

Für den November 1845 von der physicalischen Classe:

Quinam locus systemati nervi sympathici disquisitionum anatomicarum, microscopicarum et pathologicarum ope assignandus est?

Welche Stellung läßt sich dem sympathischen Nervensysteme durch anatomische, mikroskopische und durch pathologische Untersuchungen anweisen?

Für den November 1846 von der mathematischen Classe:

Tabulae Urani, quibus etiamnum utimur,

superstructae sunt motibus planetae inde ab anno 1781 usque ad 1821 observatis, cum quibus satis bene quadrant, quatenus quidem e numeris a tabularum auctore allatis judicare licet. Septemdecim positiones anteriores vero, quas Flamsteed, Bradley, Tob. Mayer atque Lemonnier in observationibus suis inscii reliquerant, cum recentioribus tam accurate quam par erat conciliari non potuerunt, et hanc ipsam ob caussam nulla earum ratio habita est in stabiliendis tabularum elementis, a quibus nonnullae ex illis plus uno minuto primo discrepant.

Attamen etiam consensus cum observationibus recentioribus mox turbatus est; deviationes tabularum haud contemnendae mox subortae sensimque adauctae nunc jam ad duo propemodum minuta prima excreverunt. Postulat itaque Societas Regia

ut theoria motuum Urani modo condigno ab integro retractetur, singulaque laboris capita ambitu satis amplo explicentur.

Die Uranustafeln, deren wir uns noch gegenwärtig bedienen, ſind allein auf die in dem Zeitraume von 1781—1821 erhaltenen Beobachtungen gegründet, und ſtellen dieſelben ſehr gut dar, ſo weit die von dem Urheber der Tafeln allerdings nur in einem ſehr abgekürzten Auszuge beygebrachten Mittheilungen ein Urtheil verſtatten. Die ſiebenzehn aus zufälligen älteren Beobachtungen von Flamſteed, Bradley, Tobias Mayer und Lemonnier, hergeleiteten Ortsbeſtimmungen hatten ſich mit den neueren nicht befriedigend vereinigen laſſen, und waren

deshalb von der Begründung der Tafeln ausgeschlossen geblieben, von welchen sie zum Theil etwas über eine Minute abweichen.

Allein auch jene Uebereinstimmung der Tafeln mit den neueren Beobachtungen hat sich nicht lange bewährt: die Abweichungen der Tafeln haben bald angefangen merklich zu werden, und sind, von Jahr zu Jahr sich vergrößernd, jetzt bereits auf fast zwey Bogenminuten angewachsen. Die kön. Societät verlangt daher:

eine den hinlänglich bekannten Anforderungen, welche der gegenwärtige Stand der Wissenschaft an derartige Untersuchungen macht, genügende neue Bearbeitung der Theorie der Uranusbewegungen, und erwartet die Darlegung der Hauptmomente in einer angemessenen Ausführlichkeit.

Für den November 1847 ist von der historisch-philologischen Classe folgende neue Preisfrage aufgegeben:

Inter eos populos Romanorum imperio subjectos, quibus vel patrii juris partem reliquit vel alia beneficia concessit gens victrix, insignem locum obtinent Judaei. Multis enim modis excepti erant e generali provincialium statu, ita ut Romani Judaeos, in quacunque provincia degerent, maximam partem propriis suis institutis uti sinerent, insuperque iis insignia privilegia impertirent. Attamen vero non ubicunque eadem erant Judaeorum commoda, varioque tempore variabat eorum sub Romanis conditio et

status. Quae quum ita sint, desiderat Societas Regia:

'Historiam criticam et e fontibus haustam status publici, quem concesserunt Romani Judaeis tum in ipsa Palaestina tum extra patriam degentibus, inde a tempore Pompeji M. usque ad interitum imperii Romani occidentalis.'

Unter denjenigen der Römischen Herrschaft unterworfenen Völkern, denen Theile ihres vaterländischen Rechtes gelassen wurden oder welche die siegende Nation auf andere Weise begünstigte, nehmen die Juden eine sehr bemerkbare Stelle ein. Vielfältig bilden ihre Verhältnisse Ausnahmen von der gewöhnlichen Stellung der Provinzialen, so daß sie, in welcher Provinz sie sich aufhalten, meistens nach eigenen Einrichtungen leben dürfen und außerdem sich hoher Privilegien erfreuen. Indes ihre günstigen Verhältnisse waren sich nicht überall gleich und ihre staatsrechtliche Stellung unter den Römern war zu verschiedenen Zeiten verschieden. Die königl. Societät der Wissenschaften wünscht daher:

'Eine critische und quellenmäßige Geschichte der staatsrechtlichen Stellung der Juden unter römischer Herrschaft sowohl innerhalb als außerhalb Palästinas, von Pompejus dem Großen bis auf den Untergang des weströmischen Reiches.'

Die Concurrenzschriften müssen vor Ablauf des September der bestimmten Jahre an die königl. Societät postfrey eingesandt seyn.

Der für jede dieser Aufgaben ausgesetzte Preis beträgt funfzig Ducaten.

* * *

Die von der königl. Societät für die nächsten Termine aufgegebenen ökonomischen Preisfragen sind folgende.

Für den November 1845:

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß die verschiedenen Beschaffenheiten des Bodens auf das Leben mancher Würmer und vieler Insecten, zumahl vieler Larven der letzteren, einen bestimmten Einfluß haben, und daß Manches von dem, was in Ansehung der Verbreitung jener Thiere und anderer sie betreffenden Erscheinungen wahrgenommen wird, in den Boden-Beschaffenheiten begründet ist. Eine genauere Kenntnis dieses noch nicht genügend erforschten Verhältnisses würde unstreitig in Beziehung auf die in land- und forstwirthschaftlicher Hinsicht schädlichen Würmer und Insecten von besonderem Interesse seyn; daher die kön. Societät die Aufgabe stellt:

'Eine möglichst umfassende Erörterung des Einflusses, den die verschiedenen Beschaffenheiten des Bodens auf das Leben der den Culturgewächsen nachtheiligen Insecten und Würmer haben, nebst der Angabe des Nutzens, der aus der genaueren Kenntnis dieses Verhältnisses für Land- und Forstwirthschaft zu ziehen seyn dürfte.'

Für den November 1846 ist von der königl. Societät die Preisfrage, die dieses Mahl nicht genü-

gend beantwortet worden, von neuem aufgegeben:

Die große Fruchtbarkeit des Marschbodens an der Mündung der Ströme des nordwestlichen Deutschlands in das Meer, der in manchen Gegenden ohne Düngung der Felder reiche Erndten gewährt, ist eine vielfach besprochene, aber noch nicht genügend erklärte Erscheinung. Ohne Zweifel würde aber die Lösung dieses Räthsels zugleich für die Lehre von der Fruchtbarkeit des Bodens überhaupt ersprießlich seyn können. Die k. Societät setzt daher einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage:

'Worin ist die hohe Fruchtbarkeit des Marschbodens an der Mündung der Ströme des nordwestlichen Deutschlands begründet?'

Der äußerste Termin, bis zu welchem die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der kön. Societät portofrey eingesandt seyn müssen, ist der Ausgang des September der bestimmten Jahre.

Der für die beste Lösung einer jeden der ökonomischen Aufgaben ausgesetzte Preis beträgt vier und zwanzig Ducaten.

Göttingen.

Ueber die von dem Prof. Hermann in der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 16. November gehaltene Vorlesung zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus theilen wir Folgendes mit:

Bekanntlich sind es gerade hundert Jahre, seit der Streit, welcher sich zwischen den beiden Be-

amten der Universität Cambridge, ihrem Bibliothecar Middleton und ihrem Orator Tunstall über des ersteren Lebensbeschreibung des Cicero erhoben hatte, den letzteren veranlaßte, die beiden auf uns gekommenen Bücher von Briefen Ciceros an M. Brutus, deren Unechtheit nicht erkannt zu haben eine seiner hauptsächlichsten Beschuldigungen gegen Middleton gewesen war, noch einmahl einer ausdrücklichen Critik zu unterziehen, deren zernichtendes Resultat bey seinen Zeitgenossen solchen Anklang fand, daß gleich im folgenden Jahre Jeremias Markland nicht nur dasselbe wiederholt mit neuen Gründen zu unterstützen, sondern ein ähnliches Verdammungsurtheil auch über vier ciceronianische Reden zu erstrecken unternahm; und diese Critik hat dann auch in Deutschland solchen Anklang gefunden, daß noch bis auf den heutigen Tag nicht wenige Philologen jene Reden und Briefe entweder gar keiner Betrachtung zu würdigen oder wenigstens nur mit Mistrauen und Vorurtheil zu betrachten pflegen. Für die Reden öffnete zwar schon nach wenigen Jahren unser großer Johann Matthias Gesner in der Mitte unserer Societät seinen Mund zur Vertheidigung; aber seine sanfte Warnungsstimme verhallte bald wieder hinter dem rollenden Donner der Polemik Friedrich August Wolfs; und wenn auch hinsichtlich jener gegenwärtig gegründete Hoffnung vorhanden ist, daß die Sonne der Wahrheit wieder durch die Wetterwolken brechen und ihre bereits von Kennern der römischen Geschichte wie Drumann und der ciceronianischen Sprache wie Klotz anerkannte Echtheit in ihre alten Rechte einsetzen werde, so schmachten doch die Briefe an Brutus fortwährend unter den Folgen des Bannstrahls der englischen Critik, dessen Berechtigung

zu prüfen bey der großen Seltenheit der betreffenden Streitschriften fast unmöglich war. Wohl mag mancher ehrliche deutsche Philologe, wenn sein Blick einmahl zufällig auf diese verfehmten Urkunden fiel, ungläubig gestutzt und nicht begriffen haben, wodurch sie ein so hartes Urtheil verschuldet haben könnten; so lange ihm aber die Anklagepuncte nicht selbst vorlagen, mußte er immer denken, daß dieselben tiefer begründet seyen, als sein Auge zu dringen vermöge, und da doch in wissenschaftlichen Dingen Niemand gern kurzsichtig erscheinen will, so ließ man es fortwährend bey jenem Urtheile der ersten Instanz bewenden, obgleich es auch so nicht ausbleiben konnte, daß einzelne Behauptungen der Gegner hin und wieder beyläufig erschüttert wurden, während merkwürdig genug in einer so langen Reihe von Jahren auch nicht ein einziger neuer Verdachtsgrund hinzu gekommen ist. Unter diesen Umständen hatte der Verfasser, der seit seiner ersten näheren Beschäftigung mit dieser Literatur sich nie von der Unechtheit der genannten Briefe überzeugen konnte, so bald ihm die Schätze der hiesigen Bibliothek zugänglich wurden, sich ein Geschäft daraus gemacht, die Ausstellungen der englischen Gelehrten aus ihren eigenen Schriften beßer kennen zu lernen, als ihm dieses bisher aus den Prolegomenen von Schütz möglich gewesen war; weit entfernt aber, von dem, was ihm dort unbegreiflich geblieben war, nunmehr überzeugt zu werden, konnte er sich nicht genug verwundern, welche seichte und unzulängliche Einwürfe, welche übertriebene oder aus der Luft gegriffene Beschuldigungen, ja welche geradezu calumniöse und sophistische Angriffe hier mit einem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit vorgetragen waren, der einer beßeren Sache würdig gewesen wäre.

Namentlich gilt dieses von Markland, der sich insbesondere den sprachlichen Ausdruck und Gedankengang zum Gegenstande seiner Prüfung genommen und in dieser Hinsicht zu zeigen gesucht hat, daß den Verfassern dieser Briefe das Lateinische nicht einmahl Muttersprache gewesen, sondern aus allerley Reminiscenzen aus Cicero und Schriftstellern späterer Zeit bis zur Vulgata herunter nicht ohne starke Verstöße gegen Logik und feineren Sprachgebrauch zusammen gesetzt sey; von dem sich aber auch hier bewährt, was schon Zeitgenossen über ihn urtheilten: intelligendo facit ut nihil intelligat, und dem es nicht schwer fällt Schritt für Schritt nachzuweisen, wie er weder des ciceronianischen Sprachgebrauches, noch des Zusammenhanges der Gedanken, wogegen er überall Fehler zu entdecken glaubt, selbst so mächtig gewesen ist, daß er nicht gröbere Irrthümer als der getadelte Briefsteller begangen hätte. Diesem Nachweise hat der Verf. dann auch bereits diesen Sommer eine eigene Abhandlung gewidmet, die als Gratulationsschrift der hiesigen Universität zum Jubelfeste der Königsberger Albertina unter dem Titel: Vindiciae Latinitatis epistolarum Ciceronis ad M. Brutum et Bruti ad Ciceronem (in der Dieterichschen Officin, 48 Seiten in Quart) erschienen ist, und schmeichelt sich darin dargethan zu haben, daß nicht weniges, was Markland oder auch Tunstall als unciceronianisch anfechten, gleichwohl auch in anderen Schriften oder Briefen Ciceros eben so vorkommt; daß selbst dasjenige, wofür sich aus Cicero keine vollkommene Parallelstellen beybringen lassen, durch sonstige classische Auctoritäten oder Analogien genügend gerechtfertigt oder wenigstens aus der Familiarität des Briefstils entschuldigt werden kann; daß alle Dunkelheiten oder

Widersprüche, welche jene in der Aufeinanderfolge der Gedanken oder in der Vergleichung mehrerer Briefe unter einander zu finden geglaubt haben, bey näherer Betrachtung verschwinden; und daß endlich, wo ja eine Schwierigkeit sich auf exegetischem oder grammatischem Wege nicht heben ließe, dafür schon die Wortcritik im Einzelnen Rath weiß, ohne das es deshalb nöthig wäre, einen ganzen Brief, ja die ganze Sammlung mit einem Mahle zu verdammen. Doch ist dieses allerdings erst eine einzelne Seite der Rechtfertigung und noch keineswegs die wichtigste, indem sie fortwährend Tunst alls Zweifel übrig läßt, die weniger auf das Sprachliche als auf das Historische und Chronologische gerichtet die ganze Sammlung mehr in ihrem Mittelpuncte angreifen; und nach dieser Richtung hin hat der Verfasser daher die Untersuchung in seiner gegenwärtigen Vorlesung fortgesetzt, obgleich auch diese zuvörderst nur den literargeschichtlichen Theil der Frage abgehandelt und von dem historischen erst einige Proben gegeben hat, die demnächst in einer zweyten weiter ausgeführt werden sollen.

Bey der literärgeschichtlichen Untersuchung über die Echtheit oder Unechtheit einer Schrift kommt es hauptsächlich auf zweyerley an, ob eine Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß dieselbe auch zu einer Zeit, von einem andern Verfasser habe geschrieben werden können, und ob es an äußeren oder inneren Gründen fehle, um sie nichts destoweniger an der überlieferten Stelle festzuhalten; und über diese beiden Fragen mußte sich daher auch die Vorlesung zunächst verbreiten. Hier aber bot sich ihr sogleich in der ersten Rücksicht der große Vortheil dar, daß sich die Ansichten der Gegner selbst, sobald sie aus der Negative zu einer bestimmten Vorstellung über die Entstehung

dieſer vorgeblichen Fälſchung überzugehen ſuchen, in ſolche Unklarheiten oder Widerſprüchen verwickeln, daß auch wer ihre einzelnen Ausſtellungen für gegründeter halten ſollte, als ſie wirklich ſind, gleichwohl an der Möglichkeit einer Fälſchung, wie ſie ſie denken, irre werden muß. Einmahl ſtehen ſich Tunſtall und Markland ſelbſt in ihren Urtheilen über den Fälſcher nicht ſelten geradezu entgegen: wo der Eine Nachläſſigkeit, erblickt der Andere Peinlichkeit, wo der Eine Ignoranz, will der Andere gelehrte Affectation wahrnehmen, und während Tunſtall über die ganze Sammlung in Bauſch und Bogen den Stab bricht, nimmt Markland nicht nur verſchiedene Verfaſſer von ungleichen Fähigkeiten und Kenntniſſen an, ſondern läßt auch einige Briefe wirklich als echt gelten, zumahl den erſten, von dem er ſogar vermuthet, daß er in betriegeriſcher Abſicht an die Spitze des Ganzen geſtellt ſey, um den Leſer über den ſonſtigen Urſprung desſelben zu täuſchen. Sodann aber iſt es ſchwer zu ſagen, was für eine Art von Menſchen ſie ſich in den Zeiten mittelalterlicher Barbarey — Tunſtalls eigener Ausdruck — zu einer ſolchen Täuſchung fähig oder geneigt denken, da ſie jeder näheren Beſtimmung des Zeitpunctes oder Zweckes derſelben ausweichen und ſich darauf beſchränken, ſie zwiſchen das 6te und die Mitte des 14ten Jahrhunderts zu legen, wo uns bey Petrarca wieder die erſte Kenntnis jener Briefe begegnet. In dieſem ganzen Zeitraume aber, meint Markland, ſey jedes Jahrhundert zu ſolcher Arbeit geeignet geweſen, zu welcher es nur dreyerley Eigenſchaften bedurft habe, deren keine man einzelnen Männern jener Zeit abſprechen könne, einige Kenntnis des Lateiniſchen, geſundes Urtheil und Induſtrie; und wenn es alſo nie an Leuten

gefehlt habe, welche die dazu erforderlichen Voraussetzungen besaßen, so werde andererseits jeder Mangel einer oder der anderen dieser Eigenschaften einen der Fehler mit sich führen, durch welche sich der Fälscher dieser Briefe selbst verrathen habe; gewis ein sehr bündiges Raisonnement, womit letzteren gerade das wieder abgesprochen wird, womit der Gegner die Möglichkeit ihrer Entstehung im Mittelalter nachzuweisen versucht hat! Nicht beßer steht es übrigens mit Tunstall, der sich aus dieser Frage sehr klüglich dadurch heraus gezogen hat, daß er seinen Fälscher immer einen Sophisten nennt, und dadurch zugleich unwillkürlich die unlautere Quelle seiner Pseudocritik aufdeckt, durch welche er sich an diesen Briefen ähnliche Lorbeeren, wie Bentley an den griechischen Briefen des Phalaris zu verdienen suchte, welche letztere jener als Machwerke von Sophisten, d. h. Lehrern oder Schülern der Rhetorik in der römischen Kaiserzeit nachgewiesen hatte; wo aber im Mittelalter und zu Petrarchs Zeit Sophisten herkommen sollen, ist schwer abzusehen, und selbst wenn man den Lehrern an Kloster- oder Domschulen solche Gelehrsamkeit zutrauen wollte, so darf doch der Charakter jener Zeit, der die Auctorität des Bestehenden über Alles ging, und die sich deshalb auch an den ererbten und überlieferten Literaturschätzen genügen ließ, nicht mit der Eitelkeit und Leichtfertigkeit der griechischen Sophistik verwechselt werden.

Doch auch die volle Möglichkeit einer Entstehung dieser Briefe in der angenommenen Zeit zugegeben, bliebe immer noch die Hauptfrage nach der äußeren und inneren Beglaubigung ihres überlieferten Ursprunges, deren Mangel erst uns veranlassen könnte von jener Möglichkeit Gebrauch zu machen;

und auf diese ging dann der Verfasser, anknüpfend an Orellis treffliche Untersuchungen über die ciceronianischen Briefsammlungen überhaupt, dergestalt ein, daß die Berechtigung der Briefe an Brutus nicht nur ganz auf gleicher Stufe mit den anderen an Atticus und Quintus Cicero erschien, sondern auch aus der Beschaffenheit der frühesten Handschriften sowie aus den Zeugnissen des Alterthums selbst eine besondere Bestätigung erhielt. Was die handschriftliche Ueberlieferung betrifft, so rühren allerdings die beiden Bücher der erhaltenen Sammlung nicht aus derselben Quelle her, indem das zweyte nach gewöhnlicher Zählung erst im 16. Jahrhundert aus einer in Deutschland gefundenen Handschrift hinzu gekommen ist, während das erste sich nebst den übrigen Briefen auf die in Petrarchs Besitz gewesenen Exemplare der mediceischen Bibliothek zurückführen läßt; weit entfernt aber das eine oder beide Bücher zu verdächtigen, kann solches Auffinden zweyer enge zusammen gehörender Theile des nämlichen Körpers in zwey ganz getrennten Gegenden und Zeiten nur ein günstiges Vorurtheil für sie erwecken; und bey näherer Betrachtung aller Umstände wird auch das Auffallende, das eine solche Trennung immerhin haben könnte, der natürlichsten Erklärung Platz machen, die sich zugleich mit den vorliegenden Ueberlieferungen wechselseitig bestätigt. Während es nämlich sonst als Regel betrachtet werden kann, daß unechte Schriften anderen echten desselben Verfassers hinten angehängt oder am Schlusse einer Handschrift beygeschrieben sind, wird das Exemplar, aus welchem uns das so genannte erste Buch der Briefe an Brutus erhalten ist, gerade mit diesen eröffnet; dann folgen die drey Bücher an Quintus Cicero, hierauf der unechte Brief an

Octavius — dessen Stellung folglich schon zeigt, daß er mit dieser ganzen Untersuchung nichts zu thun hat, geschweige denn daß er, wie in den neueren Ausgaben geschieht, mit dem zweyten Buche an Brutus als achter Brief verbunden werden dürfte — und zuletzt die sechzehn Bücher an Atticus, wogegen die epistolae familiares in einer anderen besonderen Handschrift überliefert sind; und hieran knüpfte nun die Vorlesung die Vermuthung, daß jenes Exemplar, oder das Original, aus welchem es geflossen ist, am Anfange verstümmelt gewesen sey, wofür insbesondere drey Gründe sprechen. Erstens ist es entschieden und kann keinem aufmerksamen Leser entgehen, daß die Briefe des gewöhnlich so genannten zweyten Buches der Zeit nach denjenigen des ersten voraus gehen, und folglich nach der chronologischen Ordnung, die auch in den übrigen Sammlungen derselben Handschrift herrscht, vor letzteren gestanden haben müssen; zweytens macht die erwähnte Stellung des unechten Briefes an Octavius, verbunden mit der obigen Bemerkung über die Stellung unechter Schriften überhaupt, es sehr wahrscheinlich, daß jene Handschrift aus zwey Bänden vereinigt ist, deren einer die Briefe an Atticus allein, der andere die an Brutus und Quintus Cicero enthielt, eben deshalb aber größeren Umfang gehabt haben muß, um dem anderen an Stärke ungefähr gleich zu seyn; und daß in der That das frühere Alterthum einen reicheren Vorrath von Briefen an Brutus besaß, geht aus dem Lexikographen Nonius hervor, der bis zu neun Büchern solcher Briefe citiert, und darunter eine Stelle des ersten unserer erhaltenen Briefe als aus dem neunten Buche derselben anführt. Umstall freylich hat auch dieses Citat selbst zu einem Grunde für die Unechtheit jenes Briefes und des

ganzen Buches gebraucht, weil das Alterthum nur acht Bücher echter Briefe an Brutus gekannt habe, und hier ein neuntes citiert werde; jene Annahme von achten beruht aber eben nur darauf, daß eine verfehlte Correctur, deren Unrichtigkeit Tunstall selbst bemerkt, in jener Stelle des Nonius das neunte Buch in das erste verwandelt hatte, so daß allerdings nach sonstigen Citaten bey denselben nur acht Bücher übrig blieben, ohne daß jedoch jetzt nach Wiederherstellung der ursprünglichen Lesart das neunte Buch, welches demzufolge offenbar unser gegenwärtig so genanntes erstes ist, ein minderes Recht als jedes der anderen von Nonius citierten hätte. Wie wenig endlich auch die Echtheit des zweyten Buches, welches wir hiernach als ein Bruchstück des ehemahligen achten zu betrachten hätten, unter dem Umstande leiden kann, daß es abgesondert von dem neunten in Deutschland gefunden und hier erst im Jahre 1528 von Kratander zu Basel mit den anderen abgedruckt worden ist, kann Niemanden entgehen, der sich erinnert, wie groß die Anzahl ciceronianischer und sonstiger lateinischer Schriften ist, die zu Ende des Mittelalters lediglich noch in deutschen Bibliotheken existierten und von hier erst im Laufe des 15. Jahrhunderts nach Italien zurück wanderten; und so unerwünscht es auch ist, daß wir die Handschrift des Kratander selbst nicht mehr besitzen, so ist doch auch dieses nicht der einzige Fall, wo das Original eines alten Classikers verschwunden ist, ohne daß wir deshalb zu Zweifeln an seiner Echtheit berechtigt wären, an der selbst die berüchtigten Ciceronianer jener Periode nichts Verdächtiges gefunden zu haben scheinen.

Wenn nun aber schon auf solche Art ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Echtheit un-

serer Briefe fällt, so ergibt auch das weitere Zeugenverhör aus dem Alterthume selbst kein ungünstigeres Resultat, welches die Gegner auch durch die gewaltsamsten Anstrengungen nicht zu erschüttern vermocht haben. Daß das Alterthum wirklich eine Sammlung von Briefen Ciceros an Brutus kannte, ist bereits bemerkt; fragen wir also, warum die unserigen kein Stück von dieser seyn sollen, so antwortet Tunstall, diese sey frühzeitig verloren gegangen, und der einzige Rest davon seyen die fünf Briefe, die sich in der Sammlung ad Familiares XIII. 10 — 14 befinden, indem nicht zu begreifen sey, wie diese hätten in eine solche Sammlung kommen können, wenn daneben auch später noch eine eigene, der sie zunächst angehörten, bestanden hätte. Hierauf läßt sich aber nicht nur dieses erwiedern, daß gar wohl auch der nämliche Brief in zwey Sammlungen vorkommen konnte, sondern es fehlt auch nicht an einem guten Grunde, weshalb diese fünf Briefe als ganz gleichgiltige Empfehlungsbriefe von den übrigen abgesondert in ein anderes Buch aufgenommen werden konnten, wo sie von lauter homogenen Stücken umgeben waren; und wenn wir eben daselbst Briefe an Cäsar finden, dessen übriger Briefwechsel mit Cicero gleichfalls in besonderen Büchern aufbewahrt war, so wirft dies auch auf jene Briefe an Brutus das gehörige Licht, während es nach Tunstalls Annahme doch höchst auffallend seyn würde, wenn von diesen beiden interessanten Sammlungen nur gerade die gehaltlosesten Stücke dem Schiffbruche entrissen worden wären.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

Den 7. December 1844.

Göttingen.

Schluß der Anzeige der Vorlesung, welche von dem Prof. Hermann in der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 16. November zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus gehalten worden ist.

Ueberhaupt ist es eine sehr sonderbare Hypothese, daß die Bücher ad Familiares aus den Trümmern verlorener größerer Sammlungen entstanden seyen, wo es sehr befremden müßte, nicht eben so gut, wie Briefe an Brutus und Cäsar, auch solche an Calvus, Nepos, Axius, Hirtius, Pansa darunter zu finden, für welche gleichfalls besondere Sammlungen existiert hatten; viel einfacher ist jedenfalls die Vorstellung, daß neben diesen und unabhängig von ihnen für andere speciellere Kategorien, seyen es persönliche oder sachliche, kleinere Sammlungen zusammen gehöriger Briefe angelegt wurden, die man dann später unter dem Titel vermischter oder vertrauter Briefe vereinigte, ohne

darum die gleichzeitige Existenz größerer Sammlungen an bestimmte einzelne Personen auszuschließen. Was aber unsere erhaltenen Briefe an Brutus insbesondere betrifft, so gerathen Tunstall und Markland selbst in offenbaren Widerspruch mit einander, indem letzterer, wie bereits bemerkt, den schon von Nonius citierten ersten Brief für ein echtes Bruchstück der alten Sammlung hält, das der Fälscher absichtlich seinen eigenen Machwerken voran gestellt habe, während der erstere schon bey Nonius selbst die Möglichkeit einer Täuschung behauptet und zu diesem Ende, um nicht mit seiner eigenen Ansicht über die Zeit der Fälschung in Conflict zu kommen, die Epoche des Lexikographen so tief herunter setzt, wie es mit den neuesten Forschungen über denselben schwer verträglich seyn möchte. Doch auch abgesehen davon gibt der Brief, wie solches schon in der lateinischen Abhandlung nachgewiesen ist, nicht den entferntesten Grund zum Verdachte, und wenn es gleichwohl undenkbar ist, daß, wie Markland will, zu einer Zeit, wo man also doch noch echte Briefe von Cicero an Brutus besitzen mußte, einer von diesen, und zwar gerade der geringfügigste, an die Spitze einer Fälschung gestellt worden wäre, die eben dadurch der Entdeckung nur um so leichter ausgesetzt worden seyn würde, so kann schon die bestimmte Anführung eines einzelnen dieser erhaltenen Briefe bey einem Grammatiker der classischen Zeit auch für die ganze übrige Sammlung nur ein günstiges Vorurtheil erregen. Außerdem wird auch eine Stelle des zweyten Briefes: sed salutaris severitas vincit inanem speciem clementiae, mit der ganz unwesentlichen Aenderung des Wortes severitas in rigor bey Ammianus Marcellinus XXIX, 5 als ciceronianisch erwähnt, wo-

für der Gegner wieder keinen andern als den verbrauchten Ausweg weiß, daß der Fälscher, um seinen Betrug zu verstecken, diese ciceronianische Phrase aus Ammian entlehnt habe; und endlich muß, was bereits Middleton gebührend hervor gehoben hat, sowohl der 3te als der 16te und 17te Brief unseres ersten Buches Plutarch vorgelegen haben, der an mehr als einer Stelle auf den Inhalt und selbst einzelne Gedanken derselben dergestalt Rücksicht nimmt, daß wenn hier eine Fälschung obwalten sollte, diese schon in das erste Jahrhundert der Kaiserregierung fallen würde. Wohl hat sich auch hier Tunstall bemüht eine Differenz nachzuweisen, indem unsere Briefe von Brutus offenbar aus Macedonien geschrieben sind, während Plutarch die seinigen bereits vor Brutus Entfernung aus Italien erwähnt; hierauf hat inzwischen selbst Schütz, so sehr dieser auch sonst nur den Nachtreter und Epitomator der englischen Critiker macht, nicht umhin gekonnt zu bemerken, daß auch was Plutarch aus seinen Briefen referiert, von Brutus nicht vor seinem Uebergange nach Macedonien geschrieben werden konnte, und so werden wir wenigstens dieses festhalten dürfen, daß unsere Sammlung schon zu Plutarchs Zeiten existierte, womit dann von selbst auch ein großer Theil der Vorwürfe, welche die Gegner auf die angebliche Verwandtschaft des Stils mit dem ehernen, ja eisernen Zeitalter der Sprache gegründet haben, in seiner Nichtigkeit erscheint.

Freylich ist übrigens auch hiermit die ganze Untersuchung um so weniger geschlossen, als allerdings gerade im ersten Jahrhundert nach Chr. Geb. hinlängliche Beweise von Fälschungen vorliegen, die auf Ciceros selbst und seiner Zeitgenossen Namen begangen worden waren, und wenn auch das

Vorhergehende hinreichte, die positiven Resultate der englischen Critik in ihrer Wurzel zu zernichten, so bleiben doch noch immer ihre negativen Argumente übrig, die auch Forschern unserer Tage, wie Orelli und Drumann, wichtig genug erschienen seyn müssen, um wenigstens die Fälschung als solche fortwährend zu behaupten, obgleich sie sie eben schon vor Plutarch, der erstere (bey Bähr Gesch. der röm. Lit. 2te Ausgabe S. 590) sogar vielleicht schon vor Christi Geburt zu setzen scheinen. Nur ist zu bedauern, daß keiner von diesen beiden sich anders als ganz beyläufig über die Gründe geäußert hat, die ihn zu dieser Annahme bestimmen, zumahl da die in diesen beyläufigen Aeußerungen selbst gegebenen Andeutungen eine solche Beschuldigung keineswegs zu erhärten ausreichen; und so konnten denn auch die von ihnen berührten Puncte nur als vorläufige Proben der weiteren Untersuchung am Schlusse der Vorlesung kurz erörtert werden, um es demnächst wieder lediglich und allein mit Tunstall und Markland zu thun zu haben. Was Orelli betrifft, so hat er ein einziges Mahl in der Sammlung von Ciceros Bruchstücken S. 466 die Vermuthung hingeworfen, daß schon Fronto statt der echten Briefe an Brutus unsere untergeschobenen gekannt habe, weil er p. 161 ed. Rom. deren bloß zwey Bücher erwähne, obgleich nichts im Wege steht, daß dieses nicht auch zwey einzelne aus der ganzen Sammlung von neun Büchern hätten seyn können; und Drumann hat eigentlich nur B. I, S. 238 zu den Einwürfen Tunstalls gegen die Erwähnung des C. Antonius im zweyten Briefe mit zwey Worten seine Zustimmung ausgedrückt, und dann bey der Charakteristik des Brutus B. IV, S. 40 ganz allgemein über die Möglichkeit solcher Fäl-

schungen gesprochen, wovon er B. V, S. 199 bey Gelegenheit des Todes der Porcia noch einmahl Gebrauch macht, ohne auch hier mehr beyzubringen, als bereits von Tunstall gegen den neunten Brief gesagt war; doch war es auch so dem Verf. höchst willkommen, gerade diese beiden Puncte schon jetzt zur Erledigung zu bringen, und ihnen war daher noch der übrige Theil der Vorlesung gewidmet. Hinsichtlich des C. Antonius handelt es sich insbesondere um die Stelle des zweyten Briefes: quod scribis de seditione, quae facta est in legione quarta de Antoniis, wo Tunstall den 'offenbaren und schmählichen Verstoß gegen die Geschichte' rügt, daß hier dem Brutus eine vierte Legion beygelegt werde, während es doch weltkundig sey, daß die Legion dieses Namens gerade damahls in Italien zu Octavian übergegangen war und mit ihm vor Mutina an dem Kampfe gegen M. Antonius Theil nahm; aber so richtig dieses auch an sich ist, so fragen wir doch billig, wie ein solcher Fehler einem Betrüger entschlüpfen konnte, welchem die Gegner anderswo gerade eine besondere Belesenheit in den philippischen Reden beymessen, wo jene vierte Legion des Octavian eine so große Rolle spielt; und gesetzt also auch, die Falschheit dieser Briefe wäre anderweitig erwiesen, so bliebe doch für jene Stelle nur die Wahl übrig, daß entweder eine andere vierte Legion zu verstehen sey oder die Worte einer Emendation bedürfen. Ersteren Weg hat Middleton eingeschlagen, indem er annimmt, Brutus habe seine neu ausgehobenen Legionen wieder von vorn numeriert, ohne auf die Ziffern derer, die bereits unter anderen Fahnen dienten, Rücksicht zu nehmen; und obgleich dafür ein eigentlicher Beweis schwerlich wird beygebracht werden können, so ist

doch wenigstens diese Möglichkeit von den Gegnern keineswegs entkräftet, trotz dem daß Tunstall sich für diesen Punct noch einen besonderen Gehilfen Chapman zur Seite gestellt hat, der in einem eigenen Excurs zu seinen Observations auszuführen sucht, daß in den Zeiten der Republik die Reihefolge der Zahlen durch alle Legionen durchgegangen sey. Denn dieser Satz kann begreiflicherweise nur für die in ruhigen Zeiten unter der Auctorität des Senats ausgehobenen Legionen gelten, nicht für die Bürgerkriege, wo die Parteyen gegen einander oder wenigstens unabhängig von einander rüsteten; und wenn Tunstall auch unter dieser Voraussetzung bezweifelt, daß Brutus eine Legion habe als vierte bezeichnen können, da er unter den fünfen, deren unser Brief gedenkt, vier alte bereits früher numerierte und nur eine neue gehabt habe, so steht auch diesem Schlusse erstens der Umstand, daß Brutus nach anderen Zeugnissen vielmehr acht Legionen im Ganzen hatte, und zweytens die weitere Möglichkeit entgegen, daß er die alten Legionen selbst anders numeriert hatte, wie Aehnliches kurz vorher bey Pompejus mit der von Cäsar erhaltenen 15ten Legion der Fall gewesen zu seyn scheint. Doch auch wenn alle Erklärungsversuche scheitern sollten, so wäre es noch immer nicht so kühn, diese einzelne Zeile zu emendieren, als den ganzen Brief in die Verdammnis zu werfen, zumahl da gleich die nächsten Worte de Antoniis in dieser ihrer gegenwärtigen Gestalt schwerlich richtig sind, und wenige Zeilen später uns die offenbare Corruptel maximo otio für animo begegnet; bey einem Werke, das uns nur in einer einzigen Handschrift erhalten ist, darf die Critik schon um einen Schritt weiter gehen, und wenn einerseits für de Antoniis oder, wie

Cratander an seinem Rande bemerkt hat, Catoniis vielleicht am Besten fraude C. Antonii zu lesen ist, so wird im Vorhergehenden, wenn die legio quarta ja nicht gelten soll, legione quadam oder quadam tua alle Schwierigkeiten heben.

Mislicher ist allerdings die Untersuchung des neunten Briefes in so fern, als hier nicht ein einzelner Ausdruck oder eine bestimmte Stelle, sondern die Beziehung und Bedeutung des ganzen Schreibens in Frage gestellt ist, und es sich um nichts Geringeres handelt, als ob der Schmerz, in welchem es Brutus zu trösten bestimmt ist, auf irgend einen anderen Verlust als den seiner Gattin Porcia gehe, oder, wenn es diesen beträfe, wie sich ein Trostbrief an den überlebenden Gatten mit der bekannten Sage vertrage, nach welcher Porcia sich erst auf die Nachricht von Brutus Niederlage mittelst glühender Kohlen den Tod gegeben haben soll? Middleton bezieht ihn auf Porcia, und Tunstall stimmt ihm darin bey, da es allerdings für uns eben so schwer wie für Manutius seyn möchte, in der Familie des Brutus um diese Zeit einen anderen Todesfall zu finden, auf den die Worte paßten: id enim amisisti, cui simile in terris nihil fuit; aber hier begegnet uns dann eben die Auctorität von Schriftstellern der ersten Kaiserzeit, wie Nikolaos von Damaskos und Valerius Maximus, um Martials und anderer Späterer nicht zu gedenken, welche den Tod der Porcia auf die angegebene ganz verschiedene Art berichten; und ohne diese zu entkräften, würde uns jedenfalls dieser Brief ein unerklärliches Räthsel bleiben, obschon er auch so sich nicht sofort als Fälschung verwerfen ließe. Denn darauf hat bereits Middleton mit großem Rechte aufmerksam gemacht, daß weder der einfache schlichte

Ton desselben, noch der Umstand, der eigentlich die ganze Schwierigkeit mit sich bringt, das Fehlen des Namens, auf welchen die Tröstung sich bezieht, ein sophistisches Machwerk verräth, und wenn Tunstall Ciceros gewohnten Redefluß, Citatenreichthum u. s. w. vermißt, so findet dieses in der Bedrängnis der Zeitumstände volle Entschuldigung; dazu kommt, daß der Brief sich gleichwohl nichts weniger als in Gemeinplätzen bewegt, sondern mit der speciellsten Beziehung auf Brutus augenblickliche Lage und die Anforderungen des Staates geschrieben ist, welchen er eben seinen persönlichen Schmerz opfern soll; und ganz besonders noch die Rücksicht, welche er auf Brutus eigenen früheren Trostbrief an Cicero beym Tode seiner Tochter Tullia nimmt, und die mit demjenigen, was wir ad Att. XII. 13. XIII. 6 über jenen Trostbrief lesen, dergestalt übereinstimmt, daß schon darin eine Gewähr für die Echtheit des unserigen liegt. Doch auch was die Beziehung auf Porcia betrifft, so werden uns die erwähnten Auctoritäten nicht abschrecken dürfen, eine solche für möglich, ja für wahrscheinlicher als die hergebrachte Erzählung zu halten, und wenn schon Drumann selbst kein Bedenken getragen hat, letztere dahin zu modificieren, daß Porcia die glühenden Kohlen nicht verschlungen, sondern sich im Kohlendunste erstickt habe, so wird auch ein Zweifel an ihrer chronologischen Richtigkeit um so zulässiger seyn, als bereits Plutarch schwankt, ob er die überlieferte Anecdote verwerfen oder einen Brief für unecht halten solle, worin Brutus es beklagte, daß Porcia, von seinen Freunden vernachlässigt, es vorgezogen habe, bey ihrem kränklichen Zustande das Leben zu verlassen. Plutarch selbst entscheidet sich zwar für keines von beiden; für uns aber

kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, ob es wahrscheinlicher sey, daß Porcias Tod von einem späteren Schriftsteller auf einen irrigen Zeitpunct verlegt, oder daß ein gleichzeitiges Document erlogen und gefälscht sey, zumahl wenn wir dazu nehmen, daß die Erzählung von ihrem Schlageffecte und ihrer rhetorischen Brauchbarkeit sehr viel verlor, wenn Porcia schon bey Brutus Lebzeiten aus Lebensüberdruß in Folge ihrer Kränklichkeit gestorben war; und sollte auch so noch das Zünglein mitten inne stehen, so werden wir wenigstens nicht mehr den Schein eines Cirkelschlusses fürchten müssen, wenn wir zum Ausschlage unseren Brief in die Wagschale werfen. Wie leicht es im Alterthume möglich war, daß schon wenige Decennien nach dem Tode einer historischen Person falsche und abenteuerliche Nachrichten über ihr Ende allgemein geglaubt wurden, zeigt Themistokles Beyspiel, den die gemeine Rede an Stierblut sterben ließ, und was Cicero Brut. c. 11 hiervon sagt, läßt sich wörtlich auf die überlieferte Anecdote von Porcia anwenden: hanc enim mortem rhetorice et tragice ornare potuerunt, illa mors vulgaris nullam praebebat materiem ad ornatum; weit entfernt also durch jene in ihrer Glaubwürdigkeit erschüttert zu werden, gehen unsere Briefe auch aus dieser gefährlichen Probe siegreich hervor; und wenn nicht einmahl die Einwürfe, welche die ausdrückliche Billigung neuerer Forscher erhalten haben, vor der Fackel der Critik Stich halten, so werden ihnen auch Tunstalls übrige Angriffe nicht mehr furchtbar seyn.

Göttingen,

bey Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Fürwahr,

Er trug unsere Krankheit! — Das Kreuz. — Zwei Reihen Fastenandachten von A. Schultze, Pastor zu Göttingen. VIII und 96 S. in Octav.

Daß das kirchliche Institut der Fastenandachten sich unter dem Verfall der Wochengottesdienste fast überall in der hannoverschen Landeskirche erhalten hat, bezeugen in Beziehung auf Göttingen die vorstehenden Fastenandachten, welche von dem Hrn Herausgeber, und zwar die der ersten Reihe im Jahre 1844, die der zweyten Reihe im Jahre 1841, daselbst gehalten sind. Ohne Spuren des Verfalls ist aber auch dieses Institut nicht geblieben. Kirchenordnungsmäßig beginnt nämlich die Fastenzeit schon mit dem Sonntage Quinquagesimae oder Esto mihi, an welchem daher auch der Anfang der sonntäglichen Vorlesung der Leidensgeschichte zu machen ist (man vergl. dazu Consist. Ausschr. vom 20. Januar 1780); wodurch analog den sieben Tagen der stillen Woche sieben Fastenwochen entstehen, und also einschließlich der Stillfreytagspredigt sieben Fastenpredigten zu halten sind. Statt dieser Vollzahl hat man sich hin und wieder auf sechse beschränkt, wie denn auch jede Reihe der vorbenannten Fastenandachten nur so viele enthält. Die Hauptsache wird aber überall zunächst die seyn, daß die Fastenpredigten wirkliche Fastenpredigten sind. Ihre Aufgabe ist keine andere als, das Leiden des Herrn nach seiner wunderbaren Einzigkeit und überschwänglichen Verdienstlichkeit so zu predigen, daß der Gemeine das Bewußtseyn erweckt, gestärkt und belebt wird: 'Fürwahr, Er trug unsere Krankheit.' Wie sich in diesem Bewußtseyn erst die strafende und tröstende, beugende und erhebende Gotteskraft des Wortes vom Kreuze erweiset, so bekommt auch

erst für dieses Bewußtseyn das Leiden des Herrn die exemplarische Bedeutung, die der Apostel 1 Petri 2, 21 ff. hervor hebt. Die treue Nachfolge Christi ist lediglich Folge eines bußfertigen Glaubens an die theure Erlösung, die durch ihn geschehen ist. Was nun die Fastenandachten des Hrn Pastor Schultze betrifft, so deutet schon die Wahl des Titels an, was der Prediger als Aufgabe der Fastenpredigten erkannt hat. Die der ersten Reihe, deren Grundgedanken das prophetische Wort: 'Fürwahr, Er trug unsere Krankheit!' bezeichnet, sind mehr anthropologischer Art und richten die Andacht besonders auf unsere Krankheit, die Er trug. Daher die Themata: 1) die schlafenden Jünger. 2) Wie der Herr von seinem Jünger verleugnet wird. 3) Warum Christus kein Recht bekommt wider seine Ankläger. 4) Wie die Klugheit dieser Welt den Heiland seinen Feinden opfert. 5) Wie das menschliche Herz sich ärgert an der Knechtsgestalt des Herrn. 6) Der Sieg der göttlichen Gnade über die menschliche Sünde. Die Predigten der zweyten Reihe, 'das Kreuz' bezeichnet, unterscheiden sich von denen der ersten durch ihren mehr christologischen Charakter, und betrachten 1) die Verurtheilung Jesu zum Kreuze; 2) des Kreuzes Last; 3) die duldende Liebe am Kreuze; 4) des Kreuzes Ueberschrift; 5) die Erlösung vom Kreuze; 6) das Wort vom Kreuze. — Von einzelnen Auffälligkeiten abgesehen, als: daß in der sonst vortrefflichen fünften Andacht der ersten Reihe die Sünde, da man sich an der Knechtsgestalt des Herrn ärgert, auf die Jünger des Herrn beschränkt wird, während doch Paulus schreibt 1. Kor. 1, 23: Wir predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergernis u. s. w. und der in der fünften

Andacht der zweyten Reihe ungewöhnlichen Bezeichnung der Abnahme Jesu vom Kreuze als einer Erlösung vom Kreuze; — sind diese Fastenandachten von echtem christlichem Gehalte. Die Betrachtung geht nicht von dem Gegenstande nur aus und auf andere der kirchlichen Fastenzeit und ihrem Zwecke fern liegende Gegenstände über, sondern von den großen Momenten der Leidensgeschichte angezogen und gehalten, geht sie darauf ein und verweilt darin. In ungeschmückter und schlichter, aber fühlbar bewegter und zum Herzen redender Sprache, durch unverfälschte Bezeugung der theueren Erlösung und dringende Ermahnung zur Buße und zum Glauben, dienen diese Andachten nicht nur zu einer lehrreichen Exemplification für eine zweckmäßige homiletische Behandlung der Leidensgeschichte während der kirchlichen Fastenzeit, sondern auch zum Anbau eines Feldes der ascetischen Literatur, das unter vielen überfüßen Gewächsen herrnhutischer Christologie und herben Heerlingen ungläubiger Neologie nur spärlich gesunde Früchte lauterer und reiner Lehre trägt. S—a.

Paris,

bey Fortin, Masson und Comp. 1844. Memoires de la société médicale d'observation de Paris. Tom. II.

Endlich erhalten wir einen zweyten Band von Abhandlungen der berühmten und in ihrer Art einzigen Gesellschaft französischer Aerzte. Das Werk ist wieder reich an Material für pathologische Anatomie, Diagnostik und in gewisser Beziehung auch für Chirurgie.

In einem Vorworte finden wir eine Vertheidi-

gung der Tendenz, welche die Gesellschaft leitet, zu deren Verfassung sich Baltei bemüßigt gesehen hat, um mancherley Angriffe zurück zu weisen. Schwerlich möchte dies ernstlich nöthig gewesen seyn. Man mag über einzelne Leistungen, über die specielle Ausführung des Details verschiedener Meinung seyn, Manches selbst zu tadeln finden; die leitenden Principien aber und die endliche Tendenz der Gesellschaft muß man immer als ehrenwerth anerkennen. Immer ist es etwas Großes, wenn eine Anzahl von Männern, unter denen berühmte Namen glänzen, zusammen tritt, um mit vereinten Kräften ein bestimmt festgesteckte s Ziel zu erreichen. Wissenschaftlich bedeutend wird eine solche Vereinigung, wenn das Ziel ein zeitgemäßes und für die disponibeln Kräfte erreichbares ist. Zu den schönsten Hoffnungen aber berechtigt es, wenn man sieht, wie das leitende Princip, klar von den verschiedenen Mitarbeitern verstanden, den einzelnen Leistungen eine gemeinsame Richtung gibt, die endlich zu dem vorgesteckten Ziele führen muß. Dies Ziel liegt offen vor uns. Man will ein großes empirisches Material aufhäufen, welches von denjenigen Vorwürfen frey ist, die man vielen der älteren Beobachtungen machen mußte. Die erste Bedingung dazu ist Reinheit der Beobachtung, d. h. sie muß für sich isoliert dastehen, unabhängig von vorgefaßten Meinungen und Schlußfolgerungen. Jede vorgefaßte Meinung trübt die Fähigkeit einer unbefangenen, naturgemäßen Auffassung. Jede Schlußfolgerung, welche sich schon während der Beobachtung eindrängt, macht uns gleichfalls blind, so daß wir nicht mehr unbefangen den Weg belauschen, den die Natur geht, sondern mit rein menschlichem

Vorwitz die Erscheinungen nach einer Richtung hin deuten, welche wir ihnen halb unbewußt im Geiste vorgeschrieben haben. Nur dann sind wir einer Beobachtung gewachsen, wenn wir mit Ausschließung jeder Meinung oder Schlußfolgerung alle unsere Sinnen- und Geisteskräfte ungetheilt zur Auffassung des objectiven Thatbestandes verwenden. Nur dann erhalten wir denjenigen Grad von Sicherheit, welchen die menschliche Fähigkeit überhaupt gestattet. Diese erste Bedingung, Sonderung der Beobachtung von jeder Speculation, will die Gesellschaft durch die s. g. numerische Methode erreichen. Und in der That scheint dies die einzige Methode zu seyn, welche schließlich zum Ziele führen kann; es ist der wahre Weg jeder Naturforschung. Nur muß man im Auge behalten, daß die Gesellschaft nicht für den Augenblick, sondern für die Zukunft arbeitet. Sie sammelt Material für ihre Nachkommen. Augenblicklich würde es eine Verkehrtheit seyn, aus dem bearbeiteten Material Schlüsse nach der s. g. numerischen Methode zu ziehen, da dieselbe bey kleinen Summen, wie uns die Wahrscheinlichkeitsrechnung lehrt, zu sehr großen Irrthümern führen kann. Bey consequenter Durchführung der Methode nach den leitenden Principien wird jedoch eine späte aber sichere Erndte nicht ausbleiben. Daß schon jetzt in den einzelnen Abhandlungen Resultate gezogen werden, ist eine Abirrung, welche zu unrichtigen Folgerungen und vorübergehenden therapeutischen Misgriffen führen kann und schon geführt hat. Aber das darf uns nicht stören; es war von vorn herein zu erwarten, daß dies nicht ausbliebe. Es ist zu menschlich, schon dann allgemeine Schlüsse zu ziehen, wenn auch nur erst der Schein fester Grundlagen vor-

handen ist. Wer gearbeitet und beobachtet hat, will auch das Facit ziehen, und wollte man ihm diese Berechtigung nehmen, so würde er die Lust am Arbeiten verlieren. Aber für uns sind ja nicht diese Schlußfolgerungen bindend, wenn uns das Material zur eigenen Beurtheilung vorgelegt wird. Das ist nämlich der zweyte wichtige Grundsatz, welcher diesen Arbeiten dauernden Werth verleiht, daß das Detail der Beobachtungen rein und unvermischt, in solcher Ausführlichkeit mitgetheilt wird, daß noch nach Jahrhunderten eine critische Beurtheilung möglich seyn muß. Und eben dieses ist es, was bey so vielen älteren Arbeiten fehlt, wo entweder nur die Endresultate mitgetheilt sind, oder die ganze Darstellung von gewissen theoretischen Gesichtspuncten aus aufgefaßt ist, wobey natürlich eine streng critische Beurtheilung des objectiven Thatbestandes unmöglich wird.

Von dem oben angegebenen Standpuncte aus muß man die hier niedergelegten Arbeiten vorzugsweise nach dem darin enthaltenen Material beurtheilen. Der Band umfaßt 4 Abhandlungen. An der Spitze steht ein vortrefflicher Aufsatz von Louis über das gelbe Fieber, welches im Sommer 1828 in Giberaltar herrschte. Ihm folgt eine Arbeit von Valleix über die Frequenz des Pulses und der Respiration der Kinder von der Geburt bis zu einem Alter von 7 Jahren. Dann eine Untersuchung von Ducrest über eine Knochenbildung am Schädel der Wöchnerinnen. Endlich eine schöne Arbeit von Fauvel über Bronchitis (bronchite capillaire suffocante). Es kann nicht meine Absicht seyn, Auszüge aus diesen Arbeiten zu machen. Die erste und letzte kann man als Muster studieren, nach welcher Specialarbeiten der Art einzurichten

ſind. Valleix ſcheint mir nicht Material genug benutzt zu haben und zu kleinlich zu rechnen. Ducreſts Aufſatz hat nur untergeordneten Werth für pathologiſche Anatomie. Alle Arbeiten aber verdienen ein genaues Studium und werden zu ihrer Zeit ſchöne Früchte für die Wiſſenſchaft bringen.

O. Kohlrauſch.

Parchim und Ludwigsluſt,

bey Hinſtorff 1844. Turnrede, gehalten bey der Wiedereröffnung des Turnplatzes zu Parchim, vom Dr Timm. 15 Seiten in Octav.

Seit das früher ſo ſtreng unterſagte Turnen der Jugend wieder geſtattet iſt, weil man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß einmal nur durch erkräftigende Leibesübungen den einem ſtrengen Schuldienſt untergebenen Jünglingen die körperliche Tüchtigkeit erhalten werden könne, und fürs andere die Nothwendigkeit ſchwer zu erweiſen ſtehe, aus welcher in einer jugendlich friſchen, die Glieder ſtählenden, das Herz mit lauteren Liedern erquickenden Genoſſenſchaft ſofort als materia peccans ein Ausſpinnen ſtaatsgefährlicher Gedanken ausbrechen müſſe, ſind eine Menge größerer und kleinerer Abhandlungen erſchienen, die ſich über den Werth des Turnens auslaſſen. Dahin gehört das oben genannte Schriftchen, ſchmucklos, formlos, aber von treuer Geſinnung eingegeben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

Den 9. December 1844.

Heidelberg.

Academische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr 1844. Italienische Zustände, geschildert von Dr C. J. A. Mittermaier, Geheimenrathe und Prof. an der Universität Heidelberg. 280 Seiten in Octav.

Ref. freut sich, die Leser dieser Blätter auf eine Schrift aufmerksam machen zu können, welche dazu bestimmt ist, die moralischen und industriellen Zustände Italiens, — jenes herrlichen Landes, welches reich an großen geschichtlichen Erinnerungen zweymahl der Sitz einer Weltherrschaft gewesen ist und noch jetzt dem Gelehrten, Künstler und Naturforscher einen reichen und unerschöpflichen Schatz zur Nachforschung darbietet, — zu schildern, und manche herrschende Vorurtheile für und gegen dasselbe zu zerstören. Wir verdanken dieses Werk einem Gelehrten, dessen große und bewunderungswürdige Kenntnisse besonders auch der italiänischen Literatur, und zwar nicht bloß der

Ton desselben, noch der Umstand, der eigentlich die ganze Schwierigkeit mit sich bringt, das Fehlen des Namens, auf welchen die Tröstung sich bezieht, ein sophistisches Machwerk verräth, und wenn Tunstall Ciceros gewohnten Redefluß, Citatenreichthum u. s. w. vermißt, so findet dieses in der Bedrängnis der Zeitumstände volle Entschuldigung; dazu kommt, daß der Brief sich gleichwohl nichts weniger als in Gemeinplätzen bewegt, sondern mit der speciellsten Beziehung auf Brutus augenblickliche Lage und die Anforderungen des Staates geschrieben ist, welchen er eben seinen persönlichen Schmerz opfern soll; und ganz besonders noch die Rücksicht, welche er auf Brutus eigenen früheren Trostbrief an Cicero beym Tode seiner Tochter Tullia nimmt, und die mit demjenigen, was wir ad Att. XII. 13. XIII. 6 über jenen Trostbrief lesen, dergestalt übereinstimmt, daß schon darin eine Gewähr für die Echtheit des unserigen liegt. Doch auch was die Beziehung auf Porcia betrifft, so werden uns die erwähnten Auctoritäten nicht abschrecken dürfen, eine solche für möglich, ja für wahrscheinlicher als die hergebrachte Erzählung zu halten, und wenn schon Drumann selbst kein Bedenken getragen hat, letztere dahin zu modificieren, daß Porcia die glühenden Kohlen nicht verschlungen, sondern sich im Kohlendunste erstickt habe, so wird auch ein Zweifel an ihrer chronologischen Richtigkeit um so zulässiger seyn, als bereits Plutarch schwankt, ob er die überlieferte Anecdote verwerfen oder einen Brief für unecht halten solle, worin Brutus es beklagte, daß Porcia, von seinen Freunden vernachlässigt, es vorgezogen habe, bey ihrem kränklichen Zustande das Leben zu verlassen. Plutarch selbst entscheidet sich zwar für keines von beiden; für uns aber

kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, ob es wahrscheinlicher sey, daß Porcias Tod von einem späteren Schriftsteller auf einen irrigen Zeitpunct verlegt, oder daß ein gleichzeitiges Document erlogen und gefälscht sey, zumahl wenn wir dazu nehmen, daß die Erzählung von ihrem Schlageffecte und ihrer rhetorischen Brauchbarkeit sehr viel verlor, wenn Porcia schon bey Brutus Lebzeiten aus Lebensüberdruß in Folge ihrer Kränklichkeit gestorben war; und sollte auch so noch das Zünglein mitten inne stehen, so werden wir wenigstens nicht mehr den Schein eines Cirkelschlusses fürchten müssen, wenn wir zum Ausschlage unseren Brief in die Wagschale werfen. Wie leicht es im Alterthume möglich war, daß schon wenige Decennien nach dem Tode einer historischen Person falsche und abenteuerliche Nachrichten über ihr Ende allgemein geglaubt wurden, zeigt Themistokles Beyspiel, den die gemeine Rede an Stierblut sterben ließ, und was Cicero Brut. c. 11 hiervon sagt, läßt sich wörtlich auf die überlieferte Anecdote von Porcia anwenden: hanc enim mortem rhetorice et tragice ornare potuerunt, illa mors vulgaris nullam praebebat materiem ad ornatum; weit entfernt also durch jene in ihrer Glaubwürdigkeit erschüttert zu werden, gehen unsere Briefe auch aus dieser gefährlichen Probe siegreich hervor; und wenn nicht einmahl die Einwürfe, welche die ausdrückliche Billigung neuerer Forscher erhalten haben, vor der Fackel der Critik Stich halten, so werden ihnen auch Kunstalls übrige Angriffe nicht mehr furchtbar seyn.

Göttingen,
bey Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Fürwahr,

Er trug unsere Krankheit! — Das Kreuz. — Zwei Reihen Fastenandachten von A. Schultze, Pastor zu Göttingen. VIII und 96 S. in Octav.

Daß das kirchliche Institut der Fastenandachten sich unter dem Verfall der Wochengottesdienste fast überall in der hannoverschen Landeskirche erhalten hat, bezeugen in Beziehung auf Göttingen die vorstehenden Fastenandachten, welche von dem Hrn Herausgeber, und zwar die der ersten Reihe im Jahre 1844, die der zweyten Reihe im Jahre 1841, daselbst gehalten sind. Ohne Spuren des Verfalls ist aber auch dieses Institut nicht geblieben. Kirchenordnungsmäßig beginnt nämlich die Fastenzeit schon mit dem Sonntage Quinquagesimae oder Esto mihi, an welchem daher auch der Anfang der sonntäglichen Vorlesung der Leidensgeschichte zu machen ist (man vergl. dazu Consist. Ausschr. vom 20. Januar 1780); wodurch analog den sieben Tagen der stillen Woche sieben Fastenwochen entstehen, und also einschließlich der Stillfreytagspredigt sieben Fastenpredigten zu halten sind. Statt dieser Vollzahl hat man sich hin und wieder auf sechse beschränkt, wie denn auch jede Reihe der vorbenannten Fastenandachten nur so viele enthält. Die Hauptsache wird aber überall zunächst die seyn, daß die Fastenpredigten wirkliche Fastenpredigten sind. Ihre Aufgabe ist keine andere als, das Leiden des Herrn nach seiner wunderbaren Einzigkeit und überschwänglichen Verdienstlichkeit so zu predigen, daß der Gemeine das Bewußtseyn erweckt, gestärkt und belebt wird: 'Fürwahr, Er trug unsere Krankheit.' Wie sich in diesem Bewußtseyn erst die strafende und tröstende, beugende und erhebende Gotteskraft des Wortes vom Kreuze erweiset, so bekommt auch

erst für dieses Bewußtseyn das Leiden des Herrn die exemplarische Bedeutung, die der Apostel 1 Petri 2, 21 ff. hervor hebt. Die treue Nachfolge Christi ist lediglich Folge eines bußfertigen Glaubens an die theure Erlösung, die durch ihn geschehen ist. Was nun die Fastenandachten des Hrn Pastor Schultze betrifft, so deutet schon die Wahl des Titels an, was der Prediger als Aufgabe der Fastenpredigten erkannt hat. Die der ersten Reihe, deren Grundgedanken das prophetische Wort: 'Fürwahr, Er trug unsere Krankheit!' bezeichnet, sind mehr anthropologischer Art und richten die Andacht besonders auf unsere Krankheit, die Er trug. Daher die Themata: 1) die schlafenden Jünger. 2) Wie der Herr von seinem Jünger verleugnet wird. 3) Warum Christus kein Recht bekommt wider seine Ankläger. 4) Wie die Klugheit dieser Welt den Heiland seinen Feinden opfert. 5) Wie das menschliche Herz sich ärgert an der Knechtsgestalt des Herrn. 6) Der Sieg der göttlichen Gnade über die menschliche Sünde. Die Predigten der zweyten Reihe, 'das Kreuz' bezeichnet, unterscheiden sich von denen der ersten durch ihren mehr christologischen Charakter, und betrachten 1) die Verurtheilung Jesu zum Kreuze; 2) des Kreuzes Last; 3) die duldende Liebe am Kreuze; 4) des Kreuzes Ueberschrift; 5) die Erlösung vom Kreuze; 6) das Wort vom Kreuze. — Von einzelnen Auffälligkeiten abgesehen, als: daß in der sonst vortrefflichen fünften Andacht der ersten Reihe die Sünde, da man sich an der Knechtsgestalt des Herrn ärgert, auf die Jünger des Herrn beschränkt wird, während doch Paulus schreibt 1. Kor. 1, 23: Wir predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergernis u. s. w. und der in der fünften

Andacht der zweyten Reihe ungewöhnlichen Bezeichnung der Abnahme Jesu vom Kreuze als einer Erlösung vom Kreuze; — sind diese Fastenandachten von echtem christlichem Gehalte. Die Betrachtung geht nicht von dem Gegenstande nur aus und auf andere der kirchlichen Fastenzeit und ihrem Zwecke fern liegende Gegenstände über, sondern von den großen Momenten der Leidensgeschichte angezogen und gehalten, geht sie darauf ein und verweilt darin. In ungeschmückter und schlichter, aber fühlbar bewegter und zum Herzen redender Sprache, durch unverfälschte Bezeugung der theueren Erlösung und dringende Ermahnung zur Buße und zum Glauben, dienen diese Andachten nicht nur zu einer lehrreichen Exemplification für eine zweckmäßige homiletische Behandlung der Leidensgeschichte während der kirchlichen Fastenzeit, sondern auch zum Anbau eines Feldes der ascetischen Literatur, das unter vielen übersüßen Gewächsen herrnhutischer Christologie und herben Heerlingen ungläubiger Neologie nur spärlich gesunde Früchte lauterer und reiner Lehre trägt. S—a.

Paris,

bey Fortin, Masson und Comp. 1844. Memoires de la société médicale d'observation de Paris. Tom. II.

Endlich erhalten wir einen zweyten Band von Abhandlungen der berühmten und in ihrer Art einzigen Gesellschaft französischer Aerzte. Das Werk ist wieder reich an Material für pathologische Anatomie, Diagnostik und in gewisser Beziehung auch für Chirurgie.

In einem Vorworte finden wir eine Vertheidi-

gung der Tendenz, welche die Gesellschaft leitet, zu deren Verfassung sich Balleiy bemüßigt gesehen hat, um mancherley Angriffe zurück zu weisen. Schwerlich möchte dies ernstlich nöthig gewesen seyn. Man mag über einzelne Leistungen, über die specielle Ausführung des Details verschiedener Meinung seyn, Manches selbst zu tadeln finden; die leitenden Principien aber und die endliche Tendenz der Gesellschaft muß man immer als ehrenwerth anerkennen. Immer ist es etwas Großes, wenn eine Anzahl von Männern, unter denen berühmte Namen glänzen, zusammen tritt, um mit vereinten Kräften ein bestimmt festgesteckt es Ziel zu erreichen. Wissenschaftlich bedeutend wird eine solche Vereinigung, wenn das Ziel ein zeitgemäßes und für die disponibeln Kräfte erreichbares ist. Zu den schönsten Hoffnungen aber berechtigt es, wenn man sieht, wie das leitende Princip, klar von den verschiedenen Mitarbeitern verstanden, den einzelnen Leistungen eine gemeinsame Richtung gibt, die endlich zu dem vorgesteckten Ziele führen muß. Dies Ziel liegt offen vor uns. Man will ein großes empirisches Material aufhäufen, welches von denjenigen Vorwürfen frey ist, die man vielen der älteren Beobachtungen machen mußte. Die erste Bedingung dazu ist Reinheit der Beobachtung, d. h. sie muß für sich isoliert dastehen, unabhängig von vorgefaßten Meinungen und Schlußfolgerungen. Jede vorgefaßte Meinung trübt die Fähigkeit einer unbefangenen, naturgemäßen Auffassung. Jede Schlußfolgerung, welche sich schon während der Beobachtung eindrängt, macht uns gleichfalls blind, so daß wir nicht mehr unbefangen den Weg belauschen, den die Natur geht, sondern mit rein menschlichem

Vorwitz die Erſcheinungen nach einer Richtung hin deuten, welche wir ihnen halb unbewußt im Geiſte vorgeſchrieben haben. Nur dann ſind wir einer Beobachtung gewachſen, wenn wir mit Ausſchließung jeder Meinung oder Schlußfolgerung alle unſere Sinnen- und Geiſteskräfte ungetheilt zur Auffaſſung des objectiven Thatbeſtandes verwenden. Nur dann erhalten wir denjenigen Grad von Sicherheit, welchen die menſchliche Fähigkeit überhaupt geſtattet. Dieſe erſte Bedingung, Sonderung der Beobachtung von jeder Speculation, will die Geſellſchaft durch die ſ. g. numeriſche Methode erreichen. Und in der That ſcheint dies die einzige Methode zu ſeyn, welche ſchließlich zum Ziele führen kann; es iſt der wahre Weg jeder Naturforſchung. Nur muß man im Auge behalten, daß die Geſellſchaft nicht für den Augenblick, ſondern für die Zukunft arbeitet. Sie ſammelt Material für ihre Nachkommen. Augenblicklich würde es eine Verkehrtheit ſeyn, aus dem bearbeiteten Material Schlüſſe nach der ſ. g. numeriſchen Methode zu ziehen, da dieſelbe bey kleinen Summen, wie uns die Wahrſcheinlichkeitsrechnung lehrt, zu ſehr großen Irrthümern führen kann. Bey conſequenter Durchführung der Methode nach den leitenden Principien wird jedoch eine ſpäte aber ſichere Erndte nicht ausbleiben. Daß ſchon jetzt in den einzelnen Abhandlungen Reſultate gezogen werden, iſt eine Abirrung, welche zu unrichtigen Folgerungen und vorübergehenden therapeutiſchen Misgriffen führen kann und ſchon geführt hat. Aber das darf uns nicht ſtören; es war von vorn herein zu erwarten, daß dies nicht ausbliebe. Es iſt zu menſchlich, ſchon dann allgemeine Schlüſſe zu ziehen, wenn auch nur erſt der Schein feſter Grundlagen vor-

handen ist. Wer gearbeitet und beobachtet hat, will auch das Facit ziehen, und wollte man ihm diese Berechtigung nehmen, so würde er die Lust am Arbeiten verlieren. Aber für uns sind ja nicht diese Schlußfolgerungen bindend, wenn uns das Material zur eigenen Beurtheilung vorgelegt wird. Das ist nämlich der zweyte wichtige Grundsatz, welcher diesen Arbeiten dauernden Werth verleiht, daß das Detail der Beobachtungen rein und unvermischt, in solcher Ausführlichkeit mitgetheilt wird, daß noch nach Jahrhunderten eine critische Beurtheilung möglich seyn muß. Und eben dieses ist es, was bey so vielen älteren Arbeiten fehlt, wo entweder nur die Endresultate mitgetheilt sind, oder die ganze Darstellung von gewissen theoretischen Gesichtspuncten aus aufgefaßt ist, wobey natürlich eine streng critische Beurtheilung des objectiven Thatbestandes unmöglich wird.

Von dem oben angegebenen Standpuncte aus muß man die hier niedergelegten Arbeiten vorzugsweise nach dem darin enthaltenen Material beurtheilen. Der Band umfaßt 4 Abhandlungen. An der Spitze steht ein vortrefflicher Aufsatz von Louis über das gelbe Fieber, welches im Sommer 1828 in Giberaltar herrschte. Ihm folgt eine Arbeit von Valleix über die Frequenz des Pulses und der Respiration der Kinder von der Geburt bis zu einem Alter von 7 Jahren. Dann eine Untersuchung von Ducrest über eine Knochenbildung am Schädel der Wöchnerinnen. Endlich eine schöne Arbeit von Fauvel über Bronchitis (bronchite capillaire suffocante). Es kann nicht meine Absicht seyn, Auszüge aus diesen Arbeiten zu machen. Die erste und letzte kann man als Muster studieren, nach welcher Specialarbeiten der Art einzurichten

ſind. Valleix ſcheint mir nicht Material genug benutzt zu haben und zu kleinlich zu rechſten. Ducreſts Aufſatz hat nur untergeordneten Werth für pathologiſche Anatomie. Alle Arbeiten aber verdienen ein genaues Studium und werden zu ihrer Zeit ſchöne Früchte für die Wiſſenſchaft bringen.

O. Kohlrauſch.

Parchim und Ludwigsluſt,

bey Hinſtorff 1844. Turnrede, gehalten bey der Wiedereröffnung des Turnplatzes zu Parchim, vom Dr Timm. 15 Seiten in Octav.

Seit das früher ſo ſtreng unterſagte Turnen der Jugend wieder geſtattet iſt, weil man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß einmal nur durch erkräftigende Leibesübungen den einem ſtrengen Schuldienſt untergebenen Jünglingen die körperliche Tüchtigkeit erhalten werden könne, und fürs andere die Nothwendigkeit ſchwer zu erweiſen ſtehe, aus welcher in einer jugendlich friſchen, die Glieder ſtählenden, das Herz mit lauteren Liedern erquickenden Genoſſenſchaft ſofort als materia peccans ein Ausſpinnen ſtaatsgefährlicher Gedanken ausbrechen müſſe, ſind eine Menge größerer und kleinerer Abhandlungen erſchienen, die ſich über den Werth des Turnens auslaſſen. Dahin gehört das oben genannte Schriftchen, ſchmucklos, formlos, aber von treuer Geſinnung eingegeben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

Den 9. December 1844.

Heidelberg.

Academische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr 1844. Italienische Zustände, geschildert von Dr C. J. A. Mittermaier, Geheimenrathe und Prof. an der Universität Heidelberg. 280 Seiten in Octav.

Ref. freut sich, die Leser dieser Blätter auf eine Schrift aufmerksam machen zu können, welche dazu bestimmt ist, die moralischen und industriellen Zustände Italiens, — jenes herrlichen Landes, welches reich an großen geschichtlichen Erinnerungen zweymahl der Sitz einer Weltherrschaft gewesen ist und noch jetzt dem Gelehrten, Künstler und Naturforscher einen reichen und unerschöpflichen Schatz zur Nachforschung darbietet, — zu schildern, und manche herrschende Vorurtheile für und gegen dasselbe zu zerstören. Wir verdanken dieses Werk einem Gelehrten, dessen große und bewunderungswürdige Kenntnisse besonders auch der italiänischen Literatur, und zwar nicht bloß der

juristischen, sondern auch der belletristischen und fast aller, sociale Zustände betreffenden, Schriften, vor vielen Andern zu einem reifen und gründlichen Urtheil als befähigt betrachtet werden kann und dessen echte Humanität, verbunden mit einem freyen vorurtheilslosen Blick, ihn eben so wohl vor einem excentrischen und enthusiastischen Lobpreisen selbst der Schattenseiten, als vor einem hypochondrischen Tadel und vor einer nur von Schmutz und Ungeziefer handelnden Jeremiade bewahren mußte. Dabey erhalten wir diese vielfach trefflichen und reichhaltigen Schilderungen nicht von einem eiligen Touristen, welcher seine eigene Person mit eitlem Selbstgefallen in den Vordergrund stellend, überall an der Oberfläche haftet und seine generellen Urtheile über Charakter und Bildungsstufe eines Volkes bloß auf gewisse, mit poetischer Freyheit ausgeschmückte Erlebnisse gründet, wobey er über das ganze Volk den Stab bricht, weil er vielleicht durch eigene Schuld mit Fuhrleuten, Schiffern, Lohnbedienten, Lastträgern und Gastwirthen in Mißhelligkeiten gerathen ist, — sondern wir erhalten jene Darstellung der italiänischen Zustände von einem Manne, der bereits zum siebenten Mahle (zuerst im Jahre 1808) Italien bereist hat, daselbst mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmännern in nahe Verbindung gekommen ist und seine Urtheile theils auf längere eigene Beobachtung, theils auf Mittheilungen aus den besten und sichersten Quellen gegründet hat. Dabey war, wie er selbst versichert, gerade die Beobachtung des Volkes in den verschiedenen Classen der Gesellschaft ein Hauptgegenstand der Studien auf seinen Reisen (S. 5), das Resultat davon aber ‘eine hohe Achtung des ita-

liäniſchen Volkes überhaupt. Unter dem Adel Italiens fand er Viele, welche in den verſchiedenſten Fächern der Literatur als vorzügliche Schriftſteller glänzen und mit edler Uneigennützigkeit und williger Aufopferung für die Verbeßerung der Zuſtände des Volkes, für Wohlthätigkeitsanſtalten und für Verbreitung der Volksbildung thätig ſind. An den Gelehrten lernte er viele liebenswürdige und treffliche Eigenſchaften ſchätzen und von der Bürgerclaſſe rühmt er, daß ſie ſich durch großen Fleiß, ſeltene Geſchicklichkeit und viele häusliche Tugenden auszeichne. Verkennen konnte er zwar nicht, daß eine Claſſe von Leuten, mit welchen der Fremde häufig in Berührung kommt, die Facchini, Vetturini, Schiffer und Gaſtwirthe durch die Unverſchämtheit ihrer Forderungen und durch ihre Schlauheit, mit der ſie auf Gewinn und Ueberliſtung der Fremden ausgehen, zum Theil ihren ſchlechten Ruf rechtfertigen und in Verbindung mit dem Heere der an manchen Orten ſelbſt privilegierten und unverſchämten Bettler für den Reiſenden keine Annehmlichkeiten ſind; allein er warnt mit Recht davor, nach dieſen Perſonen das italiäniſche Volk zu beurtheilen (S. 8) und verſichert auch in dieſer Claſſe von Perſonen, z. B. bey Schiffern und Vetturini, manche gute Eigenſchaften, Bereitwilligkeit zu Aufopferungen, Gemüthlichkeit und Theilnahme und ein Feſthalten an dem geſchloſſenen Vertrage bemerkt zu haben.

Der Verf. iſt überzeugt (S. 10), daß Italien noch fortdauernd in reichem Maße alle Elemente beſitzt, welche einen höheren Aufſchwung und das Glück der Nation verbürgen, daß aber leider in vielen beſtehenden Einrichtungen, in der mangelnden Einheit oder politiſchen Spaltung und gewiſ-

sen noch herrschenden Regierungsgrundsätzen, in dem gewaltigen Druck der Censur u. s. w. der Entwickelung des geistigen Aufschwunges und der Wohlfahrt jenes Landes Hindernisse in den Weg treten, deren Beseitigung für jetzt noch mit nur zu großen Schwierigkeiten verbunden ist.

Die Schilderung der italiänischen Zustände, in so weit sie in dem vorliegenden Hefte uns dargeboten wird, ist vom Verf. in 10 (oder vielmehr nur 9) §§ vertheilt, wovon sich der erste (S. 1 — 11) mit einer Einleitung beschäftigt, §. 2 aber 'Beobachtungen über Charakter-Eigenthümlichkeiten der Italiäner (S. 11 — 40) mittheilt. Die alte Erfahrung, daß Lebensweise, Clima und die Beschaffenheit des Bodens auf den Charakter der Nationen einen wesentlichen Einfluß ausübt, wird auch hier bestätigt. Das zum Theil heiße Clima, die Schönheit der Gegend, die üppige Vegetation und der auch ohne anstrengende Cultur ergiebige Boden, verbunden mit dem häufigen Leben im Freyen entwickeln in dem Italiäner 'eine größere Reizbarkeit und Weichheit des Charakters, eine Beweglichkeit, die rasch und mit Leidenschaft alle Gegenstände auffaßt, einen gesteigerten Sinn für Oeffentlichkeit' (der sich freylich fast nur in der Wirksamkeit für Gemeine-Interessen und Wohlthätigkeits-Anstalten aussprechen kann), zugleich aber eine Mäßigkeit im Genusse von Speise und Trank, welche insbesondere die Trunkenheit zu einer im Ganzen seltenen Erscheinung macht (S. 12 f.). Zu den eigenthümlichen, besonders den Criminalisten interessierenden Erscheinungen gehört, daß der Italiäner nur zu leicht geneigt ist, den Verbrechern durchzuhelfen und daß die vielleicht anfangs vorhandene leidenschaft-

liche Erbitterung über das verübte Verbrechen bald einem die Wirksamkeit der Justiz oft lähmenden Mitleid Platz macht, wobey die natürliche Schlauheit des Zeugen die Aussage klug auf Schrauben zu stellen weiß (S. 16 f.). Dabey zeichnet sich der Italiäner durch 'ein gesteigertes Bewußtseyn seiner Persönlichkeit und das damit verbundene hohe Selbstgefühl' aus. Als Folge hiervon tritt eine gewisse Empfindlichkeit, Reizbarkeit, feineres Ehrgefühl, zugleich aber auch Geneigtheit, wegen erlittener Beleidigung Rache zu nehmen, hervor. Anderer Seits wird dadurch im Verhältnis der höheren zu den niederen Ständen eben so wohl Kriecherey und Servilismus, als Vornehmthuerey, Stolz, Härte und Geringschätzung ausgeschlossen (S. 19 f.). Die Gewohnheit, einen großen Theil des Tages im Freyen zuzubringen, macht den Italiäner gleichgiltiger gegen kostbare und bequeme Einrichtung der Wohnungen. Desto lebhafter ist seine Theilnahme an jedem öffentlichen Feste, wo der Anstand, besonders auch in Beziehung auf das andere Geschlecht, fast nie verletzt wird, desto gesteigerter sein Interesse für den Vorleser der Gedichte großer Meister und für den vielleicht in Lumpen gehüllten Improvisator, desto feiner sein Sinn für Gegenstände der Kunst und desto gebildeter sein Geschmack bey der Anordnung und Ausschmückung von Festivitäten. Viel Sinn für das Familienleben hat der Italiäner allerdings nicht (S. 23); allein die Beschuldigungen von maßlosen Ausschweifungen in geschlechtlicher Hinsicht, von laxen Grundsätzen in Betreff der Heiligkeit des ehelichen Verhältnisses glaubt der Verf. für die jetzige Zeit als übertrieben zurück weisen zu müssen. 'Jeder mit dem italiänischen Leben Ver-

traute weiß, sagt er S. 24, daß die Sitten in Italien sich wesentlich umgestaltet haben, und die Cavalieri serventi nur in Romane der Vorzeit gehören und jetzt entweder unschuldige, gutmüthige Hausfreunde sind, oder, wenn sie einen schlimmern Charakter an sich tragen, nicht häufiger vorkommen als in andern Städten Europas.' Dabey macht der Verf. auf das, eine deutsche Bearbeitung verdienende, Werk des edeln Pandolfini (geb. 1360, gest. 1446) Trattato del Governo della famiglia, welches zuletzt 1829 von der Turiner Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher und wohlfeiler Bücher wieder heraus gegeben worden ist, aufmerksam; kann aber freylich auch nicht verschweigen, daß ein Grund, weshalb das Glück des Familienlebens oft eine Störung erleidet, in der Mangelhaftigkeit der Erziehung des weiblichen Geschlechts und in der leichtsinnigen Art, wie Ehen eingegangen werden, liegt (S. 26), wobey das frühe Heirathen der Mädchen nur zu sehr, wenigstens in den niedern Ständen durch die Aussteuer-Anstalten (istituti dotali) begünstigt wird, während in den höheren Classen die Klostererziehung und dadurch, daß häufig bejahrte Männer junge Frauen heirathen, nachtheilige Folgen entstehen (S. 28). Außerdem bespricht der Verf. noch verschiedene andere besondere Seiten des italiänischen Charakters, wie insbesondere das oft gerügte verschlossene und mistrauische Benehmen gegen Fremde, welches oft durch letztere selbst verschuldet wird (S. 31), ferner den großen practischen Sinn (S. 32 f.), der den Italiäner auszeichnet und vermöge dessen er theils schon in den gewöhnlichen Verhältnissen des täglichen Lebens mit sicherem Tact das Nothwendige zu erkennen

und die rechten Mittel zu finden weiß, theils bey technischen Arbeiten, bey Straßen-, Waßer- und Brückenbau, bey der Bewäßerung, bey Gewerben und Handwerken Ausgezeichnetes zu leisten im Stande ist. Dieser practische Sinn zeigt sich auch in den wissenschaftlichen Leistungen der Italiäner (S. 34 f.), denen es aber doch nicht an gründlichen Geschichts- und Alterthumsforschern fehlt. Der Stand der Civilrechtswissenschaft, wo die practische Methode noch ausschließlich herrscht, kann hiernach, wie auch schon von Andern bemerkt worden ist, freylich kein glänzender genannt werden; desto trefflicher sind dagegen die Leistungen im Gebiete der Statistik und National-Oeconomie, wobey mehrere ausgezeichnete und zugleich hochgestellte Männer vom Verf. namentlich aufgeführt werden. Schließlich rühmt noch der Verf. die feine Beobachtungsgabe, die Frische des Geistes der italiänischen Gelehrten, die Verbindung zwischen Theorie und Praxis der Rechtswissenschaft, welche dadurch bewirkt wird, daß die meisten Professoren auch Advocaten sind (was gewis aber auch mit nachtheiligen Folgen begleitet seyn wird) und ermahnt diejenigen, welche für öffentliches und mündliches Verfahren sich interessieren, die Gerichtssitzungen in Neapel zu besuchen, worin die Advocaten sich durch große Beredsamkeit und bewunderungswürdige Feinheit in der Zergliederung der Thatsachen auszeichnen. Auch die treffliche Haltung, den Eifer und die practische Richtung der wissenschaftlichen Congresse der Italiäner, wie sie in Turin, Pisa, Florenz, Padua, Lucca u. s. w. gehalten wurden, wird vom Verf. (S. 38 f.) mit besonderer Anerkennung hervor gehoben.

Sehr interessant ist der Inhalt des §. 3, wel-

cher (S. 40 f.) den 'Stand der Ansichten in Italien über politische Zustände' bespricht, und nach einer allgemeinen Betrachtung des Sinnes der Italiäner für öffentliche Zustände, — dessen Entwickelung leider durch den fast absoluten Druck der Censur, durch die großen Hindernisse, mit welchen der Schriftsteller zu kämpfen hat, durch den schwer gehemmten Buchhandel und den Mangel anderer nothwendiger Einrichtungen, nur zu sehr zurück gehalten wird —, besonders eine Recension derjenigen Ansichten gibt, welche in neuerer Zeit in verschiedenen namhaften Schriften von Gioberti, Graf Balbo, dal Pozzo, Mamiani, Seristori u. A. über die nothwendige politische Gestaltung Italiens aufgestellt und resp. bekämpft worden sind, mögen sie nun auf einen Principat des Papstes, Oesterreichs oder Neapels oder auf etwas Anderes gerichtet seyn. Für das Heil Italiens wäre es gewis ersprießlich, wenn die bis jetzt ohne äußere politische Verbindung sich befindenden italiänischen Staaten in ein völkerrechtliches dauerndes Bundesverhältnis zu einander träten, welches dem des deutschen Bundes analog wäre; allein mancherley politische Gründe und Interessen stehen der Verwirklichung eines Wunsches entgegen, welcher an sich freylich nicht zu den excentrischen und bodenlosen Ansichten gehört, deren leidenschaftliche Verfolgung in der neuesten Geschichte Italiens eine so traurige und beklagenswerthe Rolle spielt.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. 199. Stück.

Den 12. December 1844.

Heidelberg.

Schluß der Anzeige: 'Italienische Zustände, geschildert von Dr C. J. A. Mittermaier, Geheimenrathe u. Prof. an der Universität Heidelberg.'

Gewissermaßen im Zusammenhange hiermit stehen die neuerlich auch in Italien laut gewordenen Wünsche für Begründung eines Zollvereins der italiänischen Staaten, welche der Verf. im §. 4 (S. 66 f.) dem Leser vorführt. Daß die gegenwärtigen Einrichtungen, wobey sich ein (resp. Duodez-) Staat gegen den andern absperrt, den commerciellen und selbst literarischen Verkehr mit den drückendsten Fesseln belasten, ist nur zu wahr; doch wird eine Abhilfe auch in dieser Hinsicht wohl leider noch lange zu den frommen Wünschen gehören, ungeachtet nach dem Urtheil sehr verständiger Männer, Italien fast alle Bedingungen erfüllen könnte, von welchen die Wirkung eines solchen Zollvereins abhängig ist. Der Verf. geht eine Reihe interessanter Abhandlungen und Aufsätze über diese Frage durch und macht

dabey (S. 80 f.) genaue, zum Theil sehr ausführliche, aus den besten Quellen geschöpfte und für den National-Oeconomen wichtige Mittheilungen über den Zustand des Handels, der Schifffahrt und der Industrie in Italien.

Im §. 6 (S. 98 f.; ein §. 5 findet sich nicht vor) beschäftigt sich der Verf. mit der Criminalstatistik Italiens und liefert auch in dieser Hinsicht ein interessantes Detail. Die Ergebnisse seiner sorgfältigen und unermüdlichen Nachforschung und seines Sammeleifers näher zu verfolgen, muß dem Ref. um so mehr erlassen werden, als die Sache in der That keines Auszuges fähig ist. Nur die allgemeine Bemerkung mag hier ihren Platz finden, daß zwar einer Seits viele Verbrechen, wegen der oben schon hervor gehobenen Eigenthümlichkeit des Charakters der Italiäner (dem leicht erregten Mitleid für den Angeklagten) nicht die verdiente Bestrafung finden, andrer Seits aber die Vergleichung mit andern civilisierten Ländern, was die Zahl der Verbrechen betrifft, für Italien kein ungünstiges Resultat liefert. Erfreulich ist es auch (S. 279) vom Verf. das Zeugnis zu vernehmen: 'Jene Räuberbanden, welche einst Italiens Straßen unsicher machten, sind verschwunden und in den meisten Staaten wandert der Reisende so sicher, als in irgend einem Lande Europas. In einem der Staaten dieses Wunderlandes hat seit 1831 kein Verbrecher auf dem Hochgerichte geblutet und dennoch sind die schweren Verbrechen nicht häufiger geworden.' Daß Toscana, jenes Land Europas, welches sich der ersten menschlichen Gesetzgebung eines Leopold des Weisen zu erfreuen hatte, gemeint sey, ist an sich leicht zu vermuthen und ergibt sich aus der criminal-statistischen Nachricht auf S. 147 (vergl. die

Mittheilungen über die Todesstrafe in Toscana vom Präsidenten Puccini in der Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft des Auslandes Bd. XII. S. 223 f.). Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht die Mittheilung S. 148: 'Die öffentliche Stimme in Toscana erklärt sich nicht für die Todesstrafe. Die Ereignisse bey den letzten im Jahre 1829 und 1830 in Pisa und Florenz Statt gefundenen Hinrichtungen sind von so ernster Art, daß der Regent, von dessen Ausspruch die Entscheidung der Frage über die Vollziehung der Todesstrafe abhängt, in der Erinnerung an die Scenen der Vergangenheit unwillkürlich zurück schaudern muß, durch die Bestätigung des Todesurtheils ähnliche Erscheinungen, welche der Strafgerechtigkeit nicht günstig sind, in das Leben zu rufen. — In Florenz hatte bey der letzten Hinrichtung die Misbilligung der Todesstrafe sich so ausgesprochen, daß der Tag der Hinrichtung als ein Tag der allgemeinen Trauer galt. Viele Einwohner hatten die Stadt verlassen, die Straßen, durch welche der Trauerzug zog, waren fast leer, und die geringe Zahl der Personen, welche am Hinrichtungsplatze gegenwärtig waren, zeigte dem aufmerksamen Beobachter, wie wenig das Volk an jenem Acte der Gerechtigkeit Gefallen fand.'— Seit 1838 (Gesetz vom 2. Aug.) gilt in Toscana öffentlich mündliches Verfahren und zu einem Todesurtheil ist Stimmeneinhelligkeit der Richter erforderlich.

Im §. 7 spricht der Verf. zunächst vom Verhältnis der unehelichen zu den ehelichen Geburten (S. 161 f.), wobey die Vergleichung mit andern Ländern für Italien wieder sehr günstig ausfällt. Sehr häufig kommen zwar die Kindesaussetzungen (an den Findelhäusern vor);

die Erfahrung zeigt aber, daß darunter viel eheliche Kinder sind, deren Aeltern sich durch ihre Noth oder aus andern Gründen zu der Meinung verleiten lassen, daß dem Kinde dadurch eine beßere Versorgung geschafft werde, und wobey die Mutter die Hoffnung hegt, als Amme in die Anstalt einzutreten und ihr Kind zur Verpflegung zu erhalten (S. 169 f.). Genauere Nachweisungen über die Zahl der Kindesaussetzungen gibt der Verf. S. 173 f. Sehr beklagenswerth sind die Nachrichten über die Sterblichkeit der Ausgesetzten (S. 177 f.). — Von den Selbstmorden bezeugt der Verf. (S. 179), daß die Zahl derselben, welche in vielen Ländern Europas auf eine furchtbare Weise zunimmt, in Italien verhältnismäßig sehr gering ist. Mittheilungen über die Zahl der Geisteskranken finden sich S. 184 f.

Der §. 8 verbreitet sich über den Wohlthätigkeitssinn der Italiäner und die dadurch gegründeten Anstalten, die Zahl der Dürftigen und die Sparcassen in Italien, wovon zum Theil schon oben im Allgemeinen die Rede gewesen ist. Viele interessante statistische Notizen bieten sich auch hier dem Leser dar (S. 191 f.). Der Volksunterricht, auf welchen der Verf. im §. 9 ausführlicher zu sprechen kommt (S. 230 f.), steht in vielen Gegenden noch auf einer niedrigen Stufe; indes mehrt sich mit jedem Jahre die Zahl der Volksschulen und verschiedene Anstalten und Gesellschaften wirken für Ausbreitung der Bildung überhaupt. Am meisten ist von der österreichischen Regierung im lombardisch-venetianischen Königreiche geschehen. Der Zustand der Universitäten in Italien ist sehr mangelhaft. Mittheilungen über die Einrichtung derselben, vorzüglich über den durch neue Gesetze regulierten juristischen Un-

terricht, verdankten wir dem Verf. schon in der Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft des Auslandes Bd. XIV. S. 153 f. Hier finden sich genauere Nachrichten über die niederen Schulen und Gymnasien und die verschiedenen, zum Theil mit Erfolg wirkenden technischen Unterrichts-Anstalten.

Schließlich wirft der Verf. (§. 10) einen Rückblick auf die gegebene Schilderung der italiänischen Zustände, worin der Leser den Kern der Beobachtungen zusammen gefaßt findet. Da das Buch gewis allgemeinen und ungetheilten Beyfall finden wird und laut öffentlichen Mittheilungen schon vielfach gefunden hat, so dürfen wir den geehrten Verf. mit um so größerem Rechte an die baldige Erfüllung des gegebenen Versprechens mahnen, in einer Fortsetzung auch die politischen und Verwaltungseinrichtungen der einzelnen italiänischen Staaten, die kirchlichen Zustände, die Gesetzgebung und Rechtspflege, den Zustand der Landwirthschaft und die Verhältnisse der ackerbauenden Classe in den verschiedenen Gegenden zu schildern.

Zachariä.

Leipzig,

bey J. J. Weber 1843. Das Königreich Norwegen, statistisch beschrieben von Gustav Peter Blom, Amtmann im Amte Buskerud u. s. w. Mit einem Vorwort von Carl Ritter. Zwey Theile mit 2 colorierten Karten. Th. I. XXII und 286 S. Th. II. VI und 236 S. in Octav.

Nach dem Vorworte, durch welches Carl Ritter dies Buch in Deutschland eingeführt hat, möchte es wohl überflüssig seyn, dasselbe hier noch besonders dem deutschen Publicum, für welches der Hr

Verf., ein Normann, es geschrieben hat, zu empfehlen und im Allgemeinen das große Verdienst hervor zu heben, welches der Hr Verf. sich durch diese Arbeit um die Verbreitung einer genaueren Kenntnis seines Vaterlandes erworben hat. Es scheint uns vielmehr passend das Buch durch ein genaueres Eingehen auf seinen Inhalt zu würdigen und dadurch die Aufmerksamkeit nicht allein der Statistiker, sondern auch der großen Anzahl derjenigen auf dasselbe zu lenken, welche sich für Norwegen, dies durch seine Natur wie durch seine Bewohner gleichmäßig anziehende Land, interessieren.

Der Hr Verf. spricht in der 'an den Leser' überschriebenen Einleitung seinen Zweck dahin aus, 'dem deutschen Publicum von seinem lieben Vaterlande, über welches zwey berühmte deutsche Reisende, Hausmann und L. v. Buch zwar sehr schätzbare mineralogische und geognostische Nachrichten geliefert, welches aber in neuester Zeit durch einen Franzosen, Marmier und einen Briten Laing sehr oberflächlich und zum Theil höchst verkehrt geschildert worden, einen deutlichen und factisch richtigen Begriff zu geben' und eben daselbst legitimiert er sich als einen competenten Beurtheiler seines Vaterlandes folgendermaßen (S. XIV): 'Meine dreyßigjährige Anstellung in mehreren judiciellen und administrativen Aemtern, meine Theilnahme als Repräsentant in der Nationalversammlung zu Eidsvold an der Ausarbeitung der norwegischen Constitution, so wie mein zehnjähriges Mitarbeiten an der Gesetzgebung Norwegens als Mitglied des Storthings, haben es mir zur Pflicht gemacht, in die öffentlichen Verhältnisse meines Vaterlandes einzudringen. Meine funfzehnjährigen Reisen in allen Theilen Norwegens als Mitglied einer Commission, deren Aufgabe es war, die Be-

steuerung Norwegens zu regulieren, haben mir nicht nur Gelegenheit gegeben, die speciellen Verhältnisse des Landes genau kennen zu lernen, sondern diese Kenntnis war vielmehr eine Conditio sine qua non für die Ausführung meines Geschäftes. — Die statistischen Quellen, in so weit sie in den Archiven der Regierung zu suchen sind, standen mir durch die liberale Verfügung des Departementschefs zu Gebote, und kann ich daher für die factische Richtigkeit der mitgetheilten Notizen bürgen.' — Diese Competenz beurkundet denn auch jede Seite des Buches, auf welches wir jetzt gleich näher eingehen können.

Die ersten vier Abschnitte (I. Geographische Lage und äußere Bildung Norwegens S. 1—32; II. Clima und Vegetation S. 33—55; III. Ueber die geognostischen Verhältnisse Norwegens und die Zusammensetzung seiner Landmasse S. 56—88; IV. Von der Erhebung des Bodens in Norwegen in der neueren und neuesten geologischen Periode S. 89—116) sind der Schilderung der physisch-geographischen Verhältnisse des Landes gewidmet und größtentheils nach Mittheilungen der in der gelehrten Welt rühmlichst bekannten norwegischen Naturforscher Hansteen, Keilhau und Blytt, Professoren an der Universität zu Christiania gearbeitet. Sie sind ganz dazu geeignet, auch dem Leser der nicht Naturforscher ist, ein anschauliches Bild der physischen Constitution Norwegens zu gewähren, und deshalb besonders den Verfassern der deutschen geographischen Compendien, bey denen die Begriffe von den verticalen Gliederungen dieses Landes meist noch sehr verworren sind, zu empfehlen, obwohl wir diesen physicalischen Theil des Blomschen Werkes nicht zu seinen gelungensten Theilen rechnen möchten. Auch ist uns der

vierte Abschnitt, der übrigens fast gänzlich einer Abhandlung von Keilhau in dem Nyt Magazin for Naturvidenskaberne, Bd. 1. S. 105—254 entlehnt ist, obgleich an sich sehr interessant, doch etwas zu ausführlich für eine Statistik von Norwegen vorgekommen, zumahl die Arbeiten Keilhaus über diesen Gegenstand auch in Deutschland nicht unbekannt sind (z. B. durch Leonhard und Bronns Jahrbuch) und doch nicht viel Sicheres aus allen den einzeln geschilderten Localitäten zur Beantwortung der Hauptfrage zu folgern ist. — Dagegen ist der folgende Abschnitt 'Ackerbau und Viehzucht' von großer Bedeutung. Hier lernen wir gleich den gediegenen Staatsmann kennen, der uns von nun an auch durch das ganze Buch begleitet. Der Hr. Verf. betrachtet den Ackerbau, was ein oberflächlicher Beurtheiler wegen der clima-tischen und geognostischen Verhältnisse des Landes und seiner maritimen Stellung leicht verkennen könnte, für den wichtigsten Erwerbszweig der Normänner (S. 117). — Der Ackerbau hat sich in Norwegen in den letzten Jahren gehoben; besonders wichtig für das Land ist die Hebung des Kartoffelbaues, der erst seit 50 Jahren eingeführt worden. Der Hr. Verf. berechnet das urbare Areal Norwegens zu 1,672000 Tonnen Landes (zu 10,000 □ Ellen), das Ackerareal zu 417,973 Tonnen Landes, die jährliche Korn-Production zu 2,597838 Tonnen und die der Kartoffeln zu 2,024941 Tonnen. Von den verschiedenen Getreidearten wird Hafer am meisten (265,195 Tonnen Aussaat) und Weizen am wenigsten (1322 Tonnen Aussaat) gebaut, doch gibt der Hafer verhältnismäßig die am wenigsten lohnenden Erndten, theils weil er vielfach auf geringerem Boden gebaut wird, theils weil er einen längeren Sommer erfordert, als an-

dere Sommerfrüchte. In Norwegen fängt erst gegen Ende des Monats May die eigentliche Vegetation des Kornes an und was nicht im September reif ist, gelangt gar nicht zu vollkommener Reife, selbst nicht bey mildem Herbstwetter. Deshalb sind die Erndten der Gerste (deren nördliche Vegetationsgrenze bis zum 70. Breitengrade geht) (S. 53) am sichersten, da sie nur 8 bis 10 Wochen von dem Säen bis zur Reife nöthig hat. — In den Gebirgsgegenden und den hoch liegenden Thälern ist die Viehzucht der Hauptnahrungszweig; im Großen jedoch wird nur Rindvieh, Milch- und Mastvieh gezogen. Die Pferdezucht, auch vorzugsweise Beschäftigung der Gebirgsbewohner, wird nirgends systematisch betrieben. Die norwegischen Pferde sind von einheimischer Race, die sich noch am reinsten im Stifte Bergen, in Tellemarken und Balders findet. Sie sind klein, meistens von schwarzer, brauner, gelber und dunkelgrauer Ratten ähnlicher Farbe, von starkem Gliederbau, sehr ausdauernd, schnell, überaus sicher und erfordern wenig Pflege. In einigen Gegenden sind sie mit dänischen gemischt, wodurch sie zwar an Größe und äußerer Bildung gewonnen, aber meistentheils an Dauerhaftigkeit und Sicherheit verloren haben. Die Kreuzung der einheimischen Race mit der englischen, welche neuerdings versucht worden, scheint kein besonderes Erzeugnis zu geben. Die Schaafzucht ist eigentlich nur auf die Zucht des einheimischen Schaafes beschränkt, welches klein ist, nur wenig und grobe Wolle gibt, aber auch nur sehr geringer Pflege bedarf und bey schlechtem Futter jährlich 2, 3 auch 4 Lämmer gibt. Vielfache Versuche im südlichen Norwegen Schäfereyen von edleren Schaafen anzulegen, sind an der Ungunst der climatischen Verhältnisse gescheitert und nur an ein-

zelnen Localitäten auf den Inseln und an der Westküste sind die Versuche günstig ausgefallen. — Den Gesammtviehstand des Landes berechnet Hr Blom zu ungefähr 123000 Pferden, 856380 Stück Rindvieh und 1,399310 Schaafen (S. 139); den Gesammtwerth der Production des Ackerbaues zu 6 Millionen Speciesthaler und den der Viehzucht zu 8 Mill. Speciesthaler (S. 141). Der Capitalwerth des Landeigenthumes stellt sich nach den Angaben des Hrn Verfs für das Jahr 1839 auf 64 Millionen Speciesthaler Silber (S. 146). Die in diesem Kapitel noch enthaltenen Bemerkungen über die Vertheilung des Grundeigenthumes, über die zum Theil sehr eigenthümlichen bäuerlichen Verhältnisse, so wie über die bis jetzt vorgenommenen und noch bevor stehenden Verbeßerungen dieser Verhältnisse und der Ackerwirthschaft im Allgemeinen, sind sehr interessant, doch müssen wir den Leser selbst darauf verweisen; wir können hier nur bemerken, daß der Hr Verf. nicht der Meinung derjenigen ist, welche von jenen Verbeßerungen einen solchen Aufschwung des Getreidebaues in Norwegen hoffen, daß das Land darnach der Einfuhr fremden Getreides nicht mehr bedürfte. — Besondere Aufmerksamkeit verdient der folgende Abschnitt (S. 147 — 173), in welchem das für Norwegen so wichtige Gewerbe der Fischerey geschildert und namentlich auch vom staatsöconomischen Gesichtspuncte aus beleuchtet wird. Wir verweisen den Leser besonders auf die Darstellung der beiden Hauptzweige der norwegischen Fischerey, nämlich der Kabeljau- und der Härings-Fischerey, welche unstreitig zu den gelungensten Partien des Buches gehört und für den Deutschen, der sich nur schwer von dem Betriebe dieses Gewerbes und von seinem eigenthümlichen Einflusse auf den industriel-

len und sittlichen Charakter des Volkes einen Begriff zu machen im Stande ist, vorzugsweise anziehend und belehrend seyn muß. Der Kabeljaufang der auf der Küste des Stiftes Bergen und Trondhjem und vorzüglich in Nordland bey den Lofoden-Inseln (68—69° N. B.) getrieben wird, versammelt alljährlich mehrere Tausend Menschen in der rauhesten Jahreszeit (Januar bis April) an diesen rauhen und unwirthlichen Küsten und hat für alle Bewohner der Küste von Nordland und Drontheim einen unwiderstehlichen Reiz, der sie jedes andere Gewerbe vernachlässigen läßt. — Wir dürfen hier auf die interessante Schilderung, welche der Hr Verf. von dieser Fischerey entwirft, nicht näher eingehen, erlauben uns jedoch zum Beweise der Wichtigkeit dieses Erwerbszweiges den von dem Hrn Verf. aufgenommenen Bericht des Vogtes von Lofoden über die Fischerey im Jahre 1827 (während der drey Monate Februar, Merz und April) mitzutheilen: Die Anzahl der zur Fischerey eingeschriebenen Böte betrug 2916 mit 15,480 Fischern bemannt. Diese haben 16,456,620 Stück Fische gefangen, die 43,600 Tonnen Lebern oder 21,530 Tonnen Fischöl gaben. Von den Rogen (die nach Frankreich gehen und dort als Köder für die Sardellen gebraucht werden) wurden 6000 Tonnen verkauft. Dieses Product bringt den Fischern nach mäßigem Preise eine Summe von 430987 Speciesthaler ein (nämlich 150710 Speciesthaler für den Leberthran, 274277 Speciesthaler für die Fische und 6000 Spthlr für die Rogen). Als Ausfuhrartikel (zu Stock- und Klippfisch bereitet) kann man mit Sicherheit den doppelten Preis berechnen, es bringt also diese Art Fischerey allein bey Lofoden dem Staate 860,000 Spthlr ein. Nimmt man ferner an, daß die Winter-Ka-

beljaußfischerey auf der Westküste Norwegens von Folden-Fjord bis Bergen die Hälfte obigen Ertrages liefert, so beträgt das Product, das etwa in 3 Monaten nur durch eine Art der Fischerey dem Meere abgewonnen wird, 1,290,000 Spthlr. Außerdem besuchten in dem genannten Jahre 124 größere Fahrzeuge die Lofoden-Inseln (welche Fische ein- und Proviant verkaufen) jedes mit 6 Mann Besatzung; die Fischerey beschäftigte daselbst demnach über 16000 Menschen. Dieser Bericht ist nach den Angaben entworfen, die behuf Einrichtung der darnach bestimmten Zehnten aufgestellt worden sind, und ist also als das Minimum anzusehen. — Um aber den Reinertrag dieses Gewerbes nicht zu hoch erscheinen zu lassen, muß angeführt werden, daß diese Fischerey einen verhältnismäßig sehr großen Capitalvorschuß erfordert. Unser Hr Verf. berechnet den Capitalvorschuß für die Fischerey bey Lofoden (Fahrzeuge mit Ausrüstung und Proviant, Fischerey-Geräthe, Tonnen, Gerüste zum Trocknen der Fische u. s. w.) zu 955,000 Spthlr, was um so bedeutender ist, da das hierzu nothwendige Inventarium sehr rasch abgenutzt wird. — Von nicht geringerer Wichtigkeit für Norwegen ist die Häringsfischerey, welche in die Winter- und die Sommerfischerey zerfällt. Die Häringsart, die im Winter an die Küsten Norwegens strömt, sucht die Küste bey dem Vorgebirge Stat im Stifte Bergen und verbreitet sich nach Süden bis nach Lindesnaes. Diese Fischerey ist nicht so sicher wie die des Kabeljaus, da der Erfahrung zufolge dieser Häring nur abwechselnd 20 bis 30 Jahre lang die norwegische Küste aufzusuchen pflegt und dann eine eben so lange Periode ausbleibt, was auf den Wohlstand dieser Küste einen großen Einfluß ausübt und besonders

auf die Stadt Stavanger, deren Existenz ganz von dieser Fischerey abhängt. Gegenwärtig ist dieser Häring seit länger als 20 Jahren alljährlich eingetroffen und es sind deren jährlich (Jan. und Febr.) 5 bis 600,000 Tonnen eingesalzen worden, welche einen Ausfuhrwerth von etwa 1½ Millionen Speciesthaler haben. Der Sommerhäring wird in den Monaten August bis October an den Küsten von Bergen und Drontheim bis an Nordland gefangen. Er ist kleiner als der Winterhäring, aber beßer und soll, regelrecht eingesalzen, dem holländischen nicht nachstehen. Der Ertrag dieser Fischerey ist nicht so bedeutend wie der der Winterfischerey und kann nicht so bestimmt berechnet werden.

Das folgende Kap. (S. 174 — 188) handelt von der Jagd, die in Norwegen noch ein freyes Gewerbe, jedoch wie überall in höher civilisierten Staaten von geringer staatsöconomischer Bedeutung ist. Wir übergehen deshalb das Kap., welches wohl mehr Interesse für den Jagdliebhaber als für den Statistiker darbieten möchte, und machen nur auf die in demselben enthaltenen Bemerkungen über das Rennthier und die Eidergans aufmerksam, welche allerdings auch statistisch interessant sind. — Etwas länger müssen wir bey dem folgenden Kap. VIII (S. 189—232), welches die Bergwerke behandelt, verweilen, da der Bergbau in Norwegen nächst dem Ackerbau und der Fischerey den wichtigsten Erwerbszweig bildet und außerdem auch in geognostischer und historischer Beziehung von allgemeinerem Interesse ist. Der Hr Verf. gibt, bevor er die einzelnen Bergwerke betrachtet, eine historische Skizze der Entwickelung des Bergwesens in Norwegen, welche ganz dazu geeignet ist, den Leser in die eigenthümlichen Ver-

hältnisse einzuweihen, in welchen der Bergbau daselbst dem Staate gegenüber sich befindet. Der Bergbau entwickelte sich in Norwegen erst um einige Jahrhunderte später als in dem benachbarten Schweden, was vorzugsweise den politischen Verhältnissen des Landes zu Dänemark zuzuschreiben ist (S. 190). Erst unter der Regierung Christians III. wurde ernsthaft an der Aufmunterung des Bergbaues in Norwegen gearbeitet, indem dieser König einen Deutschen, Hans Glaser, als Bergmeister in Norwegen anstellte und daselbst im J. 1539 eine von diesem nach dem Muster der sächsischen ausgearbeitete Bergordnung einführte. Obgleich der erste gleichzeitige Versuch mit deutschen Bergleuten nicht glücklich ausfiel, so waren es doch deutsche Bergleute, denen Norwegen die Aufnahme seines Bergbaues zu verdanken hat. Denn als im Jahre 1623 in dem Kirchspiele Sandsvär Silbererze entdeckt wurden, welches die Anlage des Silberbergwerkes zu Kongsberg und dieser Bergstadt selbst veranlaßte, eine Anlage die Epoche in der Geschichte des norwegischen Bergbaues macht, wurden wieder sächsische Bergleute verschrieben, durch welche die neue Bergstadt rasch empor stieg und seit dieser Zeit datiert sich in Norwegen auch eine größere Thätigkeit im Gebiete der Berggesetzgebung, welche wiederum bedeutenden Einfluß auf die in neuerer Zeit Statt gehabte Hebung des norwegischen Bergbaues gehabt hat. — Nach dieser historischen Einleitung wendet der Hr Verf. sich zur speciellen Geschichte des in mineralogischer wie in ökonomischer Beziehung so berühmt gewordenen Silberbergwerkes von Kongsberg, die wir hier zwar nicht ins Einzelne verfolgen dürfen, aus welcher wir jedoch hervor heben müssen, daß der Hr Verf. (S. 205) zur Charakterisierung des früheren

Betriebes und desjenigen Verfahrens, welches die gänzliche Einstellung dieses Silberbergwerkes im Jahre 1805 zur Folge hatte, als das competenteste Urtheil die Bemerkungen Hausmanns aus seiner skandinavischen Reise Th. II. S. 45 und 46 mittheilt, deren Richtigkeit sich auch durch die neueste eben so interessante als glückliche Geschichte dieses Bergwerkes bestätigt hat. Welchen Aufschwung aber dies Silberbergwerk zu Kongsberg in neuester Zeit, großentheils in Folge des durch die Aufmerksamkeit des norwegischen Storthings herbey geführten beßeren Betriebes genommen hat, geht daraus hervor, daß dasselbe in den Jahren 1830 bis 1840 einen reinen Ueberschuß von 2,305,692 Spthlr geliefert hat, während es in den Jahren 1793 bis 1803 ein Zubuße von 232,980 Rthlr erforderte, was zu dem Rescript vom 24. October 1804 Veranlassung gab, durch welches die Einstellung des Werkes befohlen wurde. — Der Hr Verf. betrachtet hierauf die übrigen Bergwerke Norwegens in folgender Ordnung. Zuerst und am ausführlichsten (S. 211 — 214) behandelt er das Kupferbergwerk zu Röraas, welches nächst Kongsberg das wichtigste Bergwerk Norwegens ist, und darauf kürzer (S. 214—217) die weniger bedeutenderen Kupferbergwerke zu Lokken, das Salboe-Kupferbergwerk und das zu Kaasjord in Finmarken, welches erst seit ungefähr 20 Jahren von einer englischen Interessentschaft betrieben wird. Umständlicher wird das interessante Blaufarbenwerk auf Modum (zu Fossum) berücksichtigt, welches im J. 1783 auf königliche Rechnung durch den Oberinspector Bernstein aus Carlshafen in Hessen eingerichtet wurde, jedoch erst in neuerer Zeit, nachdem es in die Hände von Privaten übergegangen, guten Ertrag gegeben und sich zu einer der bedeutendsten Fabrikanlagen

Norwegens empor gehoben hat (S. 217 — 220). Nach einer kurzen Notiz über die neuerrichtete Chromfabrik in Drontheim geht der Hr Verf. zu den Eisenbergwerken über, deren er 17 aufführt, welche sich gegenwärtig sämmtlich im Besitze von Privaten befinden und zusammen im Jahre 1833 32840 Schiffpfund Roheisen, 8548 Schiffpfund Gußeisen und 11830 Schiffpfund Stabeisen lieferten.

Unerachtet der interessanten Mittheilungen, welche der Hr Verf. im folgenden Abschnitte (S. 233—244) über die norwegische Industrie (im engeren Sinne des Wortes) gibt, müssen wir doch den Leser auf das Buch selbst verweisen aus Furcht die industriellen Verhältnisse Norwegens, die zwar an sich sehr einfach, jedoch der Natur des Landes nach sehr eigenthümlicher Art sind, in der Kürze wie es hier geschehen müßte, nur unvollkommen oder unklar darstellen zu können. Unserer Ueberzeugung nach hat der Hr Verf. die Verhältnisse Norwegens zur Industrie klar und unbefangen aufgefaßt und in ihrem naturgemäßen Zusammenhange dargestellt, obwohl ihm über seine staatsöconomischen Grundsätze von anderer Seite ohne Zweifel Tadel zu Theil werden wird. — Dasselbe möchte auch leicht der Fall seyn bey dem folgenden Abschnitte über Handel und Schifffahrt (S. 245—286), den wir zu den interessantesten und ausgezeichnetsten des ganzen Werkes zählen. Norwegens Handel und Schifffahrt hat seit der Trennung des Landes von Dänemark eine gänzlich veränderte Richtung genommen.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 14. December 1844.

Leipzig.

Schluß der Anzeige: 'Das Königreich Norwegen, statistisch beschrieben von Gustav Peter Blom, Amtmann im Amte Budskerud u. s. w.'

Während Norwegen früher seine Producte vorzugsweise nach Großbritanien und Dänemark absetzte und aus diesen Ländern auch wieder seinen Bedarf an fremden Waaren (namentlich Colonial- und Manufacturwaaren) bezog, führt es gegenwärtig seine Producte zum größten Theil nach Frankreich und Holland und versorgt sich dagegen mit Colonial- und Manufacturwaaren in Deutschland, namentlich auf dem großen Markte von Hamburg. Wir machen wegen dieses eigenthümlichen Verhältnisses namentlich auf das aufmerksam, was der Hr Verf. zur Erklärung desselben S. 276 anführt. Hier nur ein Paar Zahlen: der Totalwerth der Ausfuhrartikel Norwegens beträgt jetzt jährlich ungefähr 4,760,000 Spthlr. Hiervon gehen jährlich für 7 bis 800,000 Spthlr nach Holland und für etwa 6 Millionen Franken nach Frankreich.

(Im Jahre 1841 betrug nach den officiellen Bekanntmachungen der Douane in Frankreich die Einfuhr aus Norwegen 12 Mill. Francs und die Ausfuhr dahin 2 Mill. Tabl. génér. du Com. de la France pend. 1841. p. 11). Dagegen bezieht Norwegen von seinem

	Gesammtimport	aus Hamburg u. Altona allein
an Kaffee	2,459,674 Pfd	2,123,613 Pfd
— Zucker	3,555,291 —	2,603,259 —
— baumw. Manufacturwaaren	283,901	190,037 —
— wollene Manufacturwaaren	271,540	180,585 —

Diese Zahlen gelten für das Jahr 1838, das Verhältnis ist aber ein constantes. Wir fragen einfach, wie würde sich dies Verhältnis, in welchem die Hansestädte auch zu andern europäischen Ländern z. B. Schweden und Rußland stehen, gestalten, wenn der Hamburger Handel in die unkaufmännischen Formen der Zollvereinspolitik gepreßt würde? — Zu bedauern ist, daß der Hr Verf. den Gesammtwerth der Importen nicht hat angeben können, da die Zölle nicht nach dem Werthe, sondern bald nach der Schwere, bald nach dem Tonnenmaß, bald nach Stückzahl berechnet werden. Ueber den Werth der Exporten hat derselbe dagegen folgende Angaben aufstellen können:

Fischwaaren	2,480,000 Spthlr
Holzwaaren	1,685,000 —
Producte der Bergwerke	530,000 —
Verschiedene	65,000 —
Gesammtwerth	4,760,000 Spthlr.

Dieser Summe muß, um die Totalsumme zu finden, welche der Exporthandel in die Hände der Einwohner bringt, noch die Fracht der erwähnten

Producte, in so fern sie in norwegischen Schiffen ausgeführt werden, hinzu gerechnet werden. Diese Fracht beläuft sich nach einer mäßigen, auf öffentliche Angaben gegründeten Berechnung auf 1,470,000 Spthlr, so daß also jährlich den Producenten, den Handwerkern, Arbeitern, Kaufleuten, Rhedern und Seeleuten eine Summe von reichlich 6 Millionen Spthlr durch den Exporthandel zu Gute kommt, wonach denn auch der Werth des Imports zu bestimmen ist, der auf eine längere Periode vertheilt, immer in Gleichgewicht mit dem der Ausfuhr treten muß. — Die Handelsmarine Norwegens bestand im Jahre 1837 aus 2373 Schiffen zu 792784½ Commerzlasten (à 5200 Pfd). Ueber ihre Entwickelung so wie über die des norwegischen Handels überhaupt gibt der Hr Verf. (S. 245 bis 265) höchst interessante und belehrende Nachrichten, auf welche wir noch insbesondere aufmerksam machen müssen.

Der zweyte Theil des Werkes beginnt mit einer Darstellung der politischen Verfassung Norwegens, welches bekanntlich ein freyes, selbständiges, untheilbares und unzertrennliches Reich ist und mit Schweden nur den König gemeinsam hat. — Der 2te Abschnitt dieses Theils (S. 23 — 49) legt das Geld- und Bankwesen Norwegens dar und beleuchtet auf ruhige aber freymüthige Weise die furchtbare Noth, welche die verkehrten Finanzoperationen Dänemarks unter Christian VII. und Friedrich VI. über die vereinigten Königreiche gebracht hatten, eine Noth, von der Norwegen sich nur allmählich durch eine bewunderungswürdige Kraftanstrengung der Nation hat erholen können. Gegenwärtig ist der Zustand der norwegischen Reichsbank ein sehr günstiger, ihr Bankfonds an Silber beträgt 2,725,914 Speciesthaler und ihre Zettel

stehen al-pari. — Ueber das folgende Kapitel (S. 50—74), in welchem die Organisation, die Größe u. s. w. der Armee und der Flotte dargelegt werden, enthalten wir uns allen Urtheils, da eine Critik dieser Einrichtungen von unserer Seite anmaßlich seyn würde, müssen jedoch bekennen, daß, bey Erwägung der politischen und geographischen Stellung des Landes und des Nationalcharakters seiner Bewohner, uns das Verhältnis zwischen Land- und Seemacht aufgefallen ist, indem für den Seemilitäretat und dessen Material, obwohl eine Marine erst geschaffen werden mußte, seit 1816 von den verschiedenen Storthings fast nur der dritte Theil von der Summe bewilligt worden ist, welche für die Landmacht bestimmt wurde. Ueber das umgekehrte Verhältnis würden wir uns nicht gewundert haben. — Sehr interessiert haben uns die in dem folgenden Kapitel (S. 75—110) mitgetheilten genaueren Nachrichten über die wissenschaftlichen Anstalten des Landes und namentlich die über die Verhältnisse der im Jahre 1814 von Friedrich VI. gestifteten, aber 1823 wesentlich umgeformten Landes-Universität zu Christiania. Die ganze Einrichtung dieses wichtigen, auch den deutschen Gelehrten schon rühmlichst bekannten Institutes erinnert wieder, wie so Vieles in Norwegen, an die nahe Verwandtschaft mit dem deutschen Geiste und die Befreundung mit deutscher Wissenschaft, von der ja auch das vorliegende Buch, von einem Normannen in deutscher Mundart geschrieben, ein glänzendes Zeugnis ablegt. Möge das Land sich ferner freundlich dieses Institutes annehmen, möge es nie den Jubel vergessen, mit welchem die Gründung der Fredericiana von dem gesammten Volke Norwegens begrüßt wurde. Eine blühende Landes-Universität

ist in der That ein Kleinod, würdig, daß die Nation stolz darauf sey. — Nicht minder aber als durch diese geistige Entwickelung beurkundet sich der große Aufschwung Norwegens seit seiner politischen Selbständigkeit in den überraschenden materiellen Fortschritten des Landes, wie diese aus der Darstellung seiner gegenwärtigen Finanz-Verhältnisse in dem V. Kap. (S. 111 — 134) hervor gehen. Der Hr Verf. führt uns hier, nachdem er mit eben so viel Klarheit wie Präcision die eigenthümliche Lage, in der sich die Finanzen des Landes im Jahre 1814 befanden und die Schwierigkeiten geschildert hat, die einer Einführung eines geregelten Staatshaushaltes im Wege standen, die großartigen Anstrengungen des Volkes vor, welche allmählich den günstigen finanziellen Zustand herbey führten, dessen sich das Land gegenwärtig erfreuet. Wir müssen uns hier auf ein Paar Angaben beschränken, die indes schon geeignet seyn möchten die glänzenden Früchte jener Anstrengungen darzuthun. Die Staatsschulden, die im J. 1823 noch 5,197,128 Spthlr betrugen, belaufen sich jetzt nur auf 2,818,600 Spthlr; — die Activa des Staates haben sich bis auf 4,664,300 Spthlr vermehrt und übersteigen die Passiva mit 1,800,000 Spthlr. — Die Staatseinkünfte sind von 1,437100 bis zu 3,514200 Spthlr, und die bewilligten Staatsausgaben von 1,410676 bis zu 2,242300 Spthlr gestiegen; — die directen Steuern, die i. J. 1816 600,000 Spthlr betrugen sind nach und nach vermindert und i. J. 1836 gänzlich abgeschafft; — die Ausfuhrzölle und mehrere der indirecten Abgaben sind bis auf die Hälfte herabgesetzt; die Staatscasse hat ein jährliches Capital von 100,000—120,000 Spthlr übernommen, welches vordem von den Communen bezahlt werden mußte; — die alten werthlosen Bankzettel sind

eingelöst und eine neue Bank fundiert worden, deren Zettel al pari stehen — und dabey ist die Armee neu equipiert, jährlich sind Kriegsschiffe gebaut worden, ein Schloß für den König ist beinahe vollendet, mit dem Bau eines neuen Universitätsgebäudes ist angefangen, die Küste hat mehrere Leuchtthürme erhalten, eine Dampfschifffahrtslinie längs der ganzen norwegischen Küste bis Hammerfest und zwischen Kopenhagen und Norwegen ist für öffentliche Rechnung eingeführt, die Vertheilung der Steuern auf das Landeigenthum ist durch eine Commission, die 17 Jahre lang das Land bereiste, reguliert und viele vorbereitende Arbeiten für die Gesetzgebung sind ausgeführt worden, für die geistige Entwicklung der Nation ist vielseitig gesorgt worden — 'und alles dieses, fügt der Hr Verf. hinzu, hat ein kleiner Staat zu Stande gebracht, der nur wenige natürliche Hilfsquellen besitzt, unter einem ungünstigen Clima leidet und dessen geographische Lage für die Theilnahme an dem großen Welthandel unvortheilhaft ist.' — Wir kommen zu dem wichtigen Kapitel über die Einwohner und die Population (S. 135—180). Das Bild, welches der Hr Verf. uns (S. 136—155) in frischen Zügen von dem Volke entwirft, ist gewis eben so treu wie es anziehend ist; man würde es ein durchweg schönes nennen können, würde es nicht entstellt durch einen dunklen Flecken, den der immer mehr Ueberhand nehmende unmäßige Genuß des Branntweins in dem Charakter der Normänner hervorbringt. Der Hr Verf. schildert mit eben so ergreifender Wahrheit wie sittlicher Entrüstung die namentlich in Norwegen so schreiend hervortretenden verderblichen Einflüsse dieses moralischen Krebsschadens unserer modernen Cultur, dem der Staat ohnmächtig gegenübersteht und welcher, wie alle

sittlichen Uebel nur durch moralische Mittel, die aber hier noch erst gefunden werden sollen, geheilt werden kann. Erwägt man, wie reißend schnell gerade in Norwegen die furchtbaren Wirkungen dieses Lasters hervorgetreten sind und in welchem Maße sie noch zuzunehmen drohen, wenn nichts dagegen geschieht, so kann man sich der Hoffnung nicht erwehren, daß gerade auch hier bei dem sonst so durch und durch gesunden Volke am ersten ein Gegenmittel gefunden werden wird, weshalb es denn wohl ein Glück ist, daß in Norwegen der Staat bisher nicht gewaltsam eingeschritten ist. — Der Hr Verf. geht hierauf zur Betrachtung der Populationsverhältnisse Norwegens und der Bewegung seiner Bevölkerung seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts über. Diese Untersuchungen sind von Wichtigkeit für die Kenntnis des Landes, denn obwohl ihre Ergebnisse nach den vortrefflichen Bemerkungen, welche Hr de la Roquette im Bulletin de la Société de Géographie (Juillet 1843) bekannt gemacht hat, auch nicht alle neu sind, so gewinnen sie doch ein neues Interesse durch die fleißigen Vergleichungen, welche der Hr Verf. mit den gleichartigen Verhältnissen anderer Länder, namentlich Großbritaniens und Frankreichs anstellte. Schade ist, daß demselben Bernouillis Handbuch der Populationistik (Ulm 1841) nicht bekannt geworden ist, welches ihm zu noch mancherley interessanten Vergleichungen Veranlassung und Stoff hätte darbieten können. — Die Bevölkerung des Königreichs bestand nach der letzten Zählung i. J. 1835 aus 1,194847 Individuen, was gegen d. J. 1801 eine Vermehrung um 35 Proc. ergibt. Diese Zunahme war aber in verschiedenen Perioden sehr unregelmäßig, denn von 1801 bis 1815 betrug sie nur 0,27 Proc. (für 14 Jahre!) von 1815 bis

1825 18,7 Proc. und von 1825 bis 1835 13,6 Proc. Der Hr Verf. gibt über diese auffallende Unregelmäßigkeit hinlänglich Aufschluß, woraus hervorgeht, wie abhängig die Bewegung der Population in einem Lande wie Norwegen von physischen Einflüssen und von dem auswärtigen Verkehr ist. Charakteristisch für das Land ist auch, daß die Bevölkerung der Städte nur 11 Proc. der Gesammtbevölkerung ausmacht, obgleich die Progression der Volksmenge in den Städten seit 1815 bey weitem größer, als die auf dem Lande gewesen ist. (In Hannover machen die Städte 14½ Proc. der Gesammtbevölkerung aus, im preußischen Staate etwa 26 Proc., im Königreich Sachsen 32 Proc., in Frankreich 24 Proc., in England 50 Proc.). — Das Verhältnis der männlichen Individuen der Gesammtbevölkerung zu der weiblichen war=100: 104, welches mit der Population anderer Länder verglichen ein mittleres zu nennen ist; merkwürdig aber ist die allerdings normale, hier aber sehr große Variation dieses Verhältnisses der männlichen zu den weiblichen Individuen auf verschiedenen Altersstufen. So ist, um nur eins anzuführen, die Zahl der männlichen Individuen in dem Alter bis 30 Jahren der der weiblichen von gleichem Alter überlegen, von dieser Zeit an aber fängt das weibliche Geschlecht an zu überwiegen und dies Uebergewicht nimmt mit den höheren Altersclassen in einem fortwährend steigenden Verhältnisse zu. So waren z. B. i. J. 1835 von den Individuen im Alter von 60 bis 70 Jahren 28,307 männlichen und 34,197 weiblichen Geschlechts, in dem Alter von 70—80 Jahr 14858 männlichen Geschlechts und 19891 weiblichen Geschlechts, in dem Alter von 80 bis 90 Jahren 4478 männlichen Geschlechts und 6438 weiblichen Geschlechts; in dem von 90

bis 100 Jahren 382 männlichen Geschlechts und 625 weiblichen Geschlechts und nur in dem Alter über 100 Jahre nähern sich die Zahlen wieder. Hier waren 19 männlichen Geschlechts und 22 weiblichen Geschlechts. — Das Verhältnis der jährlich Gebornen zu den Lebenden war in dem Decennium von 1826 bis 1835 wie 1 : 31,2 (Verhältnis der unehelichen zu den ehelichen Geburten sehr groß = 1 : 14,61); das der jährlich Gestorbenen zu den Lebenden wie 1 : 51 und das der jährlich Verstorbenen zu den jährlich Gebornen = 100 : 163, welches als sehr günstige Verhältnisse anzusehen sind. — Der Hr Verf. hängt diesem Abschnitte noch einige criminalstatistische Daten an, welche kein erfreuliches Zeugnis für die Verbeßerung der öffentlichen Moralität in Norwegen ablegen, indem danach die Zahl der wegen Verbrechen und Polizeyvergehen angestellten peinlichen Anklagen seit 1814 sowohl positiv wie relativ betrachtet immer im Steigen gewesen ist. Wir können hier nur anführen, daß i. J. 1837 die Zahl der wegen Justizverbrechen und Polizeyvergehen Verurtheilten zur ganzen Population sich wie 1 zu 564 verhielt, doch war das Verhältnis in den verschiedenen Districten sehr verschieden. Den größten Contrast bilden in dieser Beziehung die Stadt Christiania und das Amt Nordland, in jener kam 1 Justiz- und Polizey-Vergehen auf 63 Einwohner, in diesem erst auf 2260 Einwohner. Das Verhältnis der für eigentliche Justizverbrechen Verurtheilten zur Gesammtbevölkerung war = 1 : 990 und auch hier hatten natürlich die Städte bey weitem das Uebergewicht. Unter diesen Verbrechen war der Diebstahl das bey weitem am häufigste, indem die deshalb angestellten Klagen sich zu allen übrigen wie 4,24 : 1 verhielten. Der Hr Verf. führt als Haupturſache

hierfür das Branntweintrinken an, gibt aber auch den noch bestehenden Criminalgesetzen einige Schuld, nach denen nämlich der kleinste Diebstahl, die kleinste Näscherey, wenn das Gestohlene nur 2 Schillinge (etwa ein Groschen) werth ist, eine Strafe von 2 Monat Zuchthaus verwirkt, die Zuchthäuser aber sind die wahren Pflanzschulen der Verbrechen.

Wir schließen hiermit die Anzeige dieses interessanten Buches, denn auf die beiden noch folgenden Abschnitte (S. 181—205) 'Lappen' und (S. 206 bis 236) 'Naturschönheiten, Reisen', welche mehr als für sich stehende Anhänge zu betrachten sind, brauchen wir nur aufmerksam zu machen. Wir haben über dasselbe etwas ausführlicher referiert, weil wir dies dem sehr verdienstvollen Werke schuldig zu seyn und dasselbe beßer durch eine Anzeige als durch eine s. g. Critik empfehlen zu können glaubten. Schließlich müssen wir noch bemerken, daß uns nur sehr wenige Stellen daran erinnert haben, daß das Buch in deutscher Sprache von einem Ausländer, einem Normann geschrieben ist, der in der Vorrede für seine Schreibart die dem Ausländer gebührende Nachsicht in Anspruch nehmen zu müssen glaubt. Zwar kommen hier und da Ausdrücke vor, die, wenn auch nicht undeutsch, doch im Deutschen ungebräuchlicher sind, wie Bergarten statt Gebirgsarten; massive Bergarten statt maßige (ungeschichtete) Gebirgsarten; auch ist es uns aufgefallen, daß der Hr Verf. in dem zweyten Abschnitt des zweyten Theils souverain immer als gleichbedeutend mit unumschränkt zur Charakterisierung der dänischen Verfassung gebraucht, im Ganzen jedoch schreibt der Herr Verf. beßeres Deutsch, als mancher deutsche Literat. Auch die Sorgfalt des Druckes, bey statistischen Werken von Bedeutung, ist sehr

zu loben, wir haben nur sehr wenig Druckfehler gefunden, wie Th. I. S. 8. Verpflanzungstriebes statt Fortpflanzungstriebes, Th. II. S. 161. 21 statt 21,0. — Die typographische Ausstattung des Textes ist weit schöner, als die der beiden Karten, welche jedoch auch nach der Erklärung des Hrn Vfs als bloße Skizzen angesehen werden sollen. Wp.

Leipzig,

bey Brockhaus 1844. Geschichte der italienischen Poesie von E. Ruth. Th. I. IV und 592 Seiten in Octav.

Die Anfänge einer critischen Geschichtschreibung der italiänischen Literatur fallen in eine ziemlich späte Zeit und erklären so das jugendliche Gepräge, welches dieselbe bis heute in Deutschland noch nicht verloren hat. Die vielseitige Empfänglichkeit der romantischen Dichterschule, ihre Virtuosität in der Auffassung und Reproduction der Geisteserzeugnisse aller Zonen und Nationen, hat uns zuerst die Schätze der romanischen Literaturen aufgeschlossen und der Geschichtschreibung denselben Anstoß gegeben, durch welchen früher während der Vollendung und höchsten Blüte unserer nationalen Dichtung in der Behandlung und Anschauung der antiken Literärgeschichte eine völlige Umwandlung erfolgt war.

Bouterweck that die ersten Schritte auf der von Fr. Schlegel vorgezeichneten Bahn und seit dem hat der deutsche Fleiß dieses anziehende Gebiet nicht wieder aus dem Auge verloren. Aber trotz dem vielen Trefflichen, was in Monographien und summarischen Handbüchern zu Tage gefördert wurde, hat man es doch zu keiner eigentlichen Geschichte gebracht, in der nun alle Bezüge der Literatur auf

Geist, Charakter, Glauben, Sitten und politische Zustände der Nation hell und scharf sich dargelegt hätten. Diesem Mangel wird auch durch das vorliegende Werk nicht abgeholfen, obschon Hr Ruth es sich zur Aufgabe gemacht hatte 'den Charakter des italiänischen Volkes zu erforschen, die verschiedenen Stufen seiner Bildung zu verfolgen und daraus gleichsam die italiänische Poesie als die Blüte desselben heraus zu heben und zu erklären.' Wenn Hr Ruth das Material in größerer Vollständigkeit überschaut und dann statt sich in linguistische Untersuchungen und biographisches Detail zu verirren, den Blick fester auf den einfachen Entwickelungsgang der Dichtung gerichtet hätte, so wäre er wahrscheinlich weniger weit hinter seinem Ziele zurück geblieben. Das Buch zerfällt in sieben Abschnitte. Der erste, ein wortreiches Parergon über den Untergang des römischen Reiches, Wissenschaft und Kunst der Römer, Ausbreitung des Christenthums stützt sich gar zu sehr auf Autoritäten, die längst ihre Geltung verloren haben. Dasselbe gilt auch vom zweyten unter der Aufschrift 'Verjüngung Italiens durch die germanischen Völker' (S. 36—87), nur daß uns Hr Ruth hier an ein noch geringeres Maß von historischem Tact zu gewöhnen sucht. Denn wenn unter der ostgothischen Herrschaft sich nur eine glänzende Nachblüte der römischen Cultur zeigte — wie es S. 71 ganz richtig heißt — und erst die Longobarden als Vermittler des Ueberganges von Erstarrung zu außerordentlicher Kraftanstrengung, eine völlige Aenderung in Ideen, Interessen, Gesinnungen und Zuständen herbey führten, warum begann Hr Ruth nicht mit diesen? warum versuchte er nicht uns wenigstens andeutungsweise das Verhältnis ihrer uralten historischen Lieder, aus denen Paulus Dia-

conus noch schöpfte, zur christlich-geistlichen Poesie und den Sieg und die lange Herrschaft der letztern klar zu machen? Die Stellung dieser lateinischen Poesie der Geistlichen sowohl zur ältern Volksdichtung als zu dem ritterlichen Gesange, der von Sicilien und Frankreich her eindrang, verdient überhaupt weit sorgfältiger erwogen zu werden, als bisher geschehen ist.

Der dritte Abschnitt (S. 87 — 324) reißt wichtige Momente, welche auf italiänische Nationalität und Denkart bestimmend eingewirkt haben, willkürlich aus dem geschichtlichen Zusammenhange und behandelt sie in abgesonderten Paragraphen, was wir eben so wenig billigen können, als den weitläufigen Excurs über italiänische Sprache und Rhythmik. Unser Begriff von Literärgeschichte ist strenger, als daß wir sie für ein Gefäß halten möchten, worin man alle möglichen antiquarischen und linguistischen Observationen nieder legen könnte. So wie aber in der Geschichte der Sprache und der Rhythmik nicht einmahl eine genaue Bekanntschaft mit den neuesten und gründlichsten Forschungen auf diesem Gebiete sich verräth, eben so wenig haben wir in den Paragraphen über geographische Lage, geschichtliche Vermächtnisse und Erinnerungen, Araber, Provenzalen ꝛc. die Spuren eines besonderen Scharfsinnes zu entdecken vermocht. Der vierte Abschnitt (S. 326 — 353) wendet sich endlich zu den literarischen Denkmählern und zählt die Vorläufer Dantes von Ciullo d'Alcamo bis auf Guido Cavalcanti auf, mit beygefügten kurzen Angaben über Leben und Werke. Die meisten derselben gehörten ihrer Sinnesweise und Gefühlsrichtung nach der provenzalischen Hofdichtung an und setzten auch in dem neuen Idiom die erfinderische aber kalte Galanterie der gaia scienza fort.

Wie aber schon die Tenzone der Troubadours sich den scholastischen Fragen zur Seite gestellt hatte, so ließ sich erwarten, daß in Italien, wo vom Ende des 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts eine wunderbare Regsamkeit auf dem Felde der theologischen und philosophischen Forschung herrschte, bald eine noch sichtbarere Hinneigung zur Allegorie und dichterisch freyen Behandlung des kirchlichen Christenthums eintreten werde. Dieser Hang zur Allegorie hätte sich sowohl in seinem Zusammenhange mit dem Zeitcharakter als in seiner geschichtlichen Weiterbildung vollständiger nachweisen lassen, als hier geschehen ist; aber Hr Ruth gleitet mit der größten Leichtigkeit über alle Fragen hinweg, die sich dem denkenden Forscher ungestüm genug aufdrängen. In dem fünften, dem Dante gewidmeten Abschnitt, dem gelungensten des ganzen Buchs, erfahren wir durch eine ausführliche Biographie, wie Liebe — per cui usci della volgare schiera — Wissenschaft, Politik und schmerzliche, wechselvolle Schicksale den großen Dichter erzogen haben. Es ist kein wesentliches Moment übergangen, doch würde Vieles eine hellere Gestalt gewonnen haben, wenn auf Rossettis vortreffliche Einleitung zur divina commedia (in der Londoner Ausgabe von Murray 1826, vgl. Schlosser im Archiv für Geschichte und Literatur Bd. IV, S. 2 f.) mehr Rücksicht genommen wäre. Die Analyse des großen Gedichts nimmt, so willkommen sie auch Vielen seyn mag, jedenfalls einen zu unverhältnismäßigen Raum ein. Den Kunsturtheilen, die scharf abgewogen sind und einen reifen Geschmack verrathen, wüßten wir nichts zu und nichts ab zu thun. Die beiden letzten Abschnitte (S. 528—92) Dantes Zeitgenossen, Petrarca und Boccacio umfassend, zeichnen sich durch dieselbe leichte Eleganz des Stils

aus, die überhaupt zu den Vorzügen des Buches gehört, ohne deshalb tiefer einzudringen, als die vorher besprochenen. So war — um nur eins zu erwähnen — wenn Boccacio nach seinem Kunstcharakter und dem Maße seiner Phantasie und Erfindung richtig gewürdigt werden sollte, ein Zurückgehen zu seinen Quellen unerläßlich. Wir haben dies auch um so fester erwartet, als neuerdings vielfach behauptet worden, die schöne Einfalt und Treuherzigkeit der alten Volksnovelle sey Boccacio verborgen geblieben und er stehe in dieser Beziehung tief unter dem spätern Sacchetti; worin gewis eine starke Aufforderung zu einer nochmahligen Untersuchung lag. Aber Hr Ruth hat sich hierüber sehr kurz gefaßt, um — so hoffen und wünschen wir es wenigstens — in der Bildungsgeschichte des italiänischen Epos sowohl die Bezüge der größeren Gedichte unter sich als zu ihren Quellen um so sorgfältiger nachzuweisen. Dr H. B.

Königsberg,

bey Voigt 1843. Der Symbolzwang und die protestantische Lehr- und Gewissensfreyheit. Von Dr J. Rupp. (Der Buchstabe tödtet ꝛc.) 50 Seiten in Octav.

Sicherlich recht gut gemeint scheint doch der Standpunct der Besprechung nur der eines verfehlten und in kirchlichen Angelegenheiten doppelt unglückseligen Liberalismus. Zweck und Inhalt ist der Hauptsache nach durch den Titel hinreichend angedeutet, so zu stellen, daß der Symbolzwang gegen die protestantische Lehr- und Gewissensfreyheit sey. Gewis richtig ist die Ansicht, daß, wenn von der ganzen protestantischen Kirche die Rede sey und nach dem eigentlichen Begriffe eines Symbols, die Augsburgische Confession als

das eigentliche Gesammt-Symbol der ganzen evangelischen Kirche gelten müsse. Sehr zweifelhaft dagegen scheinen die beiden Hauptsätze des Hrn Verfs: 1) daß alle Symbole nur Zeugnisse, nie Gesetze seyn können (die symb. oecumenic. wurden früh genug Norm und Bekenntnis, also Gesetz d. h. Interpretation des göttlichen Gesetzes, eben so die Augsburgische Confession, auch ist das Gesetzliche der Symbole in der lutherischen Kirche so entschieden als sicher historisch Absicht gewesen, und sollte gelten, so lange nicht der Widerstreit mit der Schrift nachgewiesen wäre); 2) daß die Einführung neuer Symbole von dem Vertrauen und der Ueberzeugung abhängen, die ihnen entgegen kommen (wenn die Kirche sich in Symbolen aussprechen wird, versteht sich jenes von der Mehrzahl von selbst). Sonst scheint der Hr Verf. über Geist und Charakter der evangelischen Kirche und den ihr angeblich von den Reformatoren angewiesenen Beruf ganz irrige Vorstellungen zu haben, wenn er meint, daß eine bestimmte Lehrnorm gegen den Geist der Reformatoren sey. Sie sahen den Protestantismus nicht in der Ungebundenheit und Negation überhaupt, sondern nur in der Protestation gegen die traditiones humanae der katholischen Kirche, namentlich dem Gegensatze zwischen Glauben und Werken, und es gehört entschieden zum Wesen der evangelischen Kirche, an entschieden biblischen Lehren als Gottes Worte so fest und fester zu halten, als nur immer die römische Kirche. Köllner.

Berichtigung.

S. 1907. Z. 6 von unten, lies Ref. statt Vf.
— 1909. Z. 14 von oben, lies oder statt und

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. Stück.

Den 16. December 1844.

Göttingen.

Der königl. Societät der Wissenschaften wurde am 2. December eine Abhandlung unter dem Titel: 'Zur Charakteristik der wirbellosen Thiere vom physiologisch-chemischen Standpuncte aus, von Dr C. Schmidt aus Kurland' vorgelegt. Sie enthält die Resultate einer Reihe von Untersuchungen, welche der Verf., unterstützt von den Prof. Wagner und Wöhler, im hiesigen academ. Laboratorium vorgenommen hat. Wir geben in dem Folgenden einen gedrängten Auszug daraus.

Nach einer kurzen Einleitung, in der der Verf. den Standpunct der physiologischen Chemie, gegenüber der vergleichenden Anatomie und Entwickelungsgeschichte im Allgemeinen, so wie den seinigen insbesondere zu charakterisieren sucht, und zwar vorzugsweise 'als das Streben einer innigern Verknüpfung und gegenseitigen Durchdringung dieser drey Hauptstützen der Physiologie' bezeichnet, be-

vorwortet er die specielleren Beobachtungen und Folgerungen mit folgendem

Allgemeinen Ueberblick der Resultate.

Im Thier- und Pflanzenreiche finden wir so oft einen merkwürdigen Zusammenhang zwischen Materie und Form, d. h. einer bestimmten Combination der chemischen entspricht so oft eine eigenthümliche Gestalt und Anordnung der morphologischen Elemente, daß wir diesen Zusammenhang als einen nothwendigen betrachten müssen, und den geistreichen Ideen, mit denen Reil einst sein Archiv eröffnete, in modernem Gewande noch heute den Ehrenplatz in unsern Erfahrungswissenschaften einräumen können.

Je höher die Dignität eines Organs, desto mehr verschwindet die Manigfaltigkeit der Combination seiner chemischen Elemente.

Das Nervensystem, d. h. Primitivfasern und Ganglienzellen scheinen keine wesentlichen Verschiedenheiten darzubieten, doch läßt sich auf Grund bloßer mikroskopischer Reactionen nichts Bestimmtes sagen.

Das Muskelsystem, d. h. Primitivbündel, sowohl glatte wie quer gestreifte zeigen einerley Zusammensetzung; dasselbe gilt vom unbefruchteten Ey.

Das Gefäßsystem, d. h. die Röhrenwände scheinen eben so wenig Verschiedenheiten darzubieten — beide den Proteinsubstanzen angehörend, oder nahe verwandt.

Der Darmschlauch mit seinen Anhängseln vermittelt den Uebergang zum Hautsystem, — die Epithelien schließen sich dem letzteren an, Hornplatten und gewisse, zwischen den Epithelien und Muskelschichten liegende, oder vielmehr selbst als Epithelien fungierende Membranen zeigen dasselbe,

während die zugehörigen Drüsen, abgesehen von ihren besondern Secreten, aus Proteinstoffen bestehen.

Aehnlich verhält sich das Respirationssystem, die äußeren Hüllen der Kiemenblätter, wie die Tracheen correspondieren dem Hautsystem.

Letzteres endlich, d. h. die zum Schutz gegen die Außenwelt bestimmten Hüllen, zeigen die größte Manigfaltigkeit in Form und Mischung.

Auf der höchsten Stufe des Thierreichs besteht dieses System aus Proteinstoffen, es ist rein animalisch; — auf den mittleren combiniert es sich mit dem Hautsystem der Pflanze; auf der niedrigsten endlich ists mit dem letztern identisch.

Die Mollusken stehen demnach höher, als Gliederthiere, letztere bilden den Mittelstand; die Zoophyten sind im wahren Sinne des Wortes: Pflanzenthiere.

Höchst interessant erscheinen sämmtliche Uebergangsstufen.

So die Rankenfüßer, deren Cirrhen sich histologisch-chemisch den Gliederthieren (Crustaceen), die Schalen in gleicher Beziehung den Weyschalern anreihen.

So die Ascidien als Vermittler der Mollusken und Zoophyten, der feineren Structur und chemischen Beschaffenheit der Hüllen nach Thiere mit pflanzlichem Mantel.

So endlich die einfachsten Gebilde der Thierwelt (Bacillarien) als Uebergänge zur primitiven Pflanzenzelle (Essigmutter, Hefenzelle), bey denen wir mit unserer scholastischen Sonderung der Begriffe von Thier und Pflanze ins wunderlichste Dilemma gerathen: es sind organische Wesen mit Stoffwechsel und Mischungsbestand-

theilen der Pflanze, mit der Locomotion des Thiers!'

Der Verf. kommt jetzt auf die

Speciellen Beobachtungen und Folgerungen, aus denen wir nur die weſentlichſten Momente hervor heben.

A. Nervenſyſtem. Durch die ganze Thierreihe hindurch, ſo weit wir es noch iſoliert verfolgen können, finden wir in Betreff ſeiner hiſtologiſchen Elemente große Uebereinſtimmung — überall der Gegenſatz zwiſchen Ganglienkörper und Primitivfaſer, den wir daher als nothwendige morphologiſche Grundbedingung der Mechanik des Nervenſyſtems betrachten können. Chemiſche Identität ſcheint hier der formellen zu entſprechen, da Nervenſtrahlen und Ganglien des Schlundringes von Anodonta, Helix, Limnaeus, Aſtacus, Melolontha, Epeira ſich gegen Kali, Eſſigſäure, Waßer, Alkohol und Aether gleich verhalten, von denſelben Nervenelementen der Wirbelthiere nicht weſentlich unterſchieden.

B. Muskelſyſtem. Bekanntlich unterſcheidet man glatte und quer geſtreifte Muskelprimitivfaſern oder Bündel, doch iſt die Entwickelung beider ſehr ähnlich; es fragte ſich, ob letzteres auch in Betreff der chemiſchen Elementarconſtitution Statt fände. Da die Molluſken glatte, die Gliederthiere dagegen quer geſtreifte Primitivfaſern beſitzen, ſo präparierte der Verf. die Schließmuskeln von Anodonta, die großen Bruſtmuskeln des Maykäfers und die der Hinterleibsringe des Flußkrebſes frey, iſolierte die Primitivfaſern durch Behandlung mit Waßer, Alkohol und Aether und unterwarf ſie der Elementaranalyſe, die vollkommne Identität ergab, und zwar im Mittel mehrerer Verſuche:

	Flußkrebs	Maykäfer	Anodonta
C =	52,26 —	52,21 —	52,45
H =	7,10 —	7,14 —	7,26
N =	15,33 —	15,27 —	15,33

Vergleicht man diese Zusammensetzung mit der der Albuminate, so findet sich ein interessantes Verhältnis zwischen diesen und Chondrin, in der Art, daß wir uns den Uebergang vom Fibrin zu Muskel und Chondrin durch successives Eintreten der Elemente des Waßers in die Zusammensetzung des Protein versinnlichen können.

C. Fortpflanzungsorgane. Wagners Forschungen verdanken wir bekanntlich die Kenntnis des gleichmäßigen Baues der primitiven Eyer in der Thierreihe; chemische Identität scheint diesem zu entsprechen. Unbefruchtete Eyer von Astacus, Melolontha, Musca, Epeira, Tegenaria, Unio, Anodonta, Helix, Limnaeus, Limax zeigten gegen Kali, Essigsäure, Aether und Waßer dasselbe Verhalten, wonach bey Allen Chorion und Dotterhaut aus Proteinstoffen, der Inhalt des Dotters aus flüssigem Fett, das Keimbläschen mit seinem waßerhellen Contentum aus Albuminaten, die feuerbeständigen Bestandtheile aller 3 vorwaltend aus phosphorsaurem Kalk bestanden. Einmahl, wo es bey Anodonta glückte, das Keimbläschen ganz zu isolieren, erwies sich der Keimfleck als Fettkügelchen oder Bläschen.

Bey den Bacillarien unterstützt und entscheidet die Elementaranalyse, wo uns optische Hilfsmittel im Stiche lassen. — Die gelblichen, an den Seitenwänden der Frustulia salina Ehrenbergs befindlichen Massen, die dieser Forscher als Eyerstöcke deutet, bestehen in der That aus gewöhnlichem verseifbaren Fett, das sich durch den Acrolein und Fettsäuregeruch beym Erhitzen als Glycerin-

verbindung erwies und zum Ueberfluß, aus der Kaliseife abgeschieden:

C = 76,03
H = 11,61

d. h. die Zusammensetzung der Oelsäure ergab, wodurch also Ehrenbergs Vermuthung große Wahrscheinlichkeit erhält.

D. Gefäßsystem. Gefäßwände und pulsierendes Centralorgan von Unio, Anodonta, Astacus, Squilla, Scolopendra verhalten sich gegen Alkalien, Essigsäure, Salpetersäure ꝛc. wie Proteinstoffe.— Elementaranalysen konnten der Schwierigkeit der Präparation im Großen halber, nicht angestellt werden.

E. Das Respirationssystem dagegen gehört entschieden dem Hautsystem an, da die Tracheen der Insecten und Tracheenspinnen, die Athemsäcke der Lungenspinnen, wie die Kiemen der Crustaceen aus der eigenthümlichen, Holzfaserähnlichen, doch Stickstoff haltigen Substanz bestehen, die das Hautskelett der Gliederthiere bildet und charakterisiert, dem so genannten Chitin, wovon später. So nach Untersuchungen des Maykäfers, der Stubenfliege und Ateuchus sacer für Insecten; Flußkrebs und Krabbe für Crustaceen; Phalangium und Epeira für die beiden Sippen der Spinnen.

F. Digestionsapparat. Die mit der Außenwelt direct communicierende innere Wand des Darmschlauchs gehört dem Hautsystem an, — es ist dies eine Folgerung aus Untersuchungen des Krebsmagens, dessen innerste, die Theile des complicierten Chitin- und Kalkgerüstes verbindende, das ganze Darmrohr auskleidende glashelle Membran aus dem erwähnten Chitin, der Substanz des Panzers, besteht. Wahrscheinlich gilt dasselbe

für alle Gliederthiere; die Jahreszeit verstattete keine weitere Prüfung.

G. Hautsystem. Die äußeren Hüllen der wirbellosen Thiere endlich zeigen große Manigfaltigkeit der feineren Structur, wie der chemischen Beschaffenheit. Der Verf. betrachtet die chemischen Verhältnisse nach den großen natürlichen Ordnungen, die umgekehrt wieder durch jene charakterisiert werden:

1. Gliederthiere. Die erste Untersuchung verdanken wir Odier, der schon vor 20 Jahren in den Hautpanzern der Käfer und Krabben als Grundsubstanz einen, den gewöhnlichen Lösungsmitteln trotzenden, namentlich beym Verbrennen der Holzfaser sehr ähnlichen Stoff entdeckte, den er für eine Modification der letztern, also für stickstofffrey hielt, und Chitin nannte. Lassaignes, Payens, Children und Daniells spätere Zugaben waren sehr unbedeutend; durchgreifende elementaranalytische Bestimmungen fehlten durchaus.

Der Verf. behandelte daher eine Portion Maykäfer-Flügeldecken successiv mit Waßer, Alkohol, Aether und einer mäßig concentrierten Kalilösung, bis sie farblos und durchscheinend erschienen. Das Mikroskop zeigte unter einem dünnen Epithelium, das den Pflanzenepithelien ähnlich, mit langen einfachen Haarzellen bedeckt erschien, über einander liegende Längs- und Querfaserschichten, wodurch die zierlichsten Zeichnungen hervor gebracht wurden; der braune, dazwischen abgelagerte harzige Farbestoff war durch die Lösungsmittel entfernt, der Rückstand, Odiers Chitin. Dieser Stoff löst sich ohne Farbenveränderung in starker Salz- oder Salpetersäure, er zerfließt in Schwefelsäure zu einer anfangs farblosen, nach 48 Stunden schwarzen, und Essigsäure und Ammoniak enthaltenden Flüs-

sigkeit. Er kann mit Waßer oder Kalilösung unverändert auf 200° und darüber erhitzt werden, und verkohlt in höheren Temperaturen bey Abschluß der Luft unter vollständiger Beybehaltung der Form, indem Essigsäure, Waßer, essigsaures Ammoniak und etwas brenzliches Oel entweichen. Um völlig sicher zu gehen wurde noch der ganze Panzer von Melolontha, wie der von Ateuchus sacer derselben Behandlung unterworfen und für sich analysiert, sämmtliche Bestimmungen ergaben dasselbe Resultat, im Mittel:

C = 46,75
H = 6,54
N = 6,46

Schwefel oder Phosphor waren nicht vorhanden, Untersuchungen einer Menge anderer Insecten der verschiedensten Gattungen und Metamorphosenstufen führten zu demselben Resultat; das Hautsystem der Raupe, Puppe, wie des vollkommenen Insects, der Fliege, wie des Trauermantels besteht aus derselben Grundsubstanz.

Dasselbe gilt von den Crustaceen, wo Kalksalze als Bindemittel den ersterwähnten braunen harzigen Farbestoff zu ersetzen scheinen. Nach dem Ausziehen derselben, wie des Farbestoffes ꝛc. durch Waßer, Alkohol, Aether, Säure und Alkali bleibt dasselbe farblose Chitinskelett, wie beym Maykäfer zurück, nur entdeckt das bewaffnete Auge statt der zierlichen Zeichnungen letzterer nur ein innig verfilztes Gewebe von Längs- und Querfaserschichten. Die Elementaranalyse ergab für Flußkrebs, Hummer und Squilla vollkommen unter sich und mit den früher erwähnten überein stimmende Resultate.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

202. 203. Stück.

Den 19. December 1844.

Göttingen.

Schluß der Anzeige: 'Zur Charakteristik der wirbellosen Thiere vom physiologisch-chemischen Standpuncte aus, von Dr C. Schmidt aus Kurland.'

Dasselbe gilt endlich nach Untersuchungen an Phalangium, Attus, Epeira und Tegenaria für Spinnen und wir hätten somit, in merkwürdiger Uebereinstimmung von Form und Mischung ein gemeinsames Band mehr zur Charakteristik der Gliederthiere.

Die Histogenese wurde beym Krebs verfolgt; es ist ein gewöhnlicher Neubildungsproceß durch Auswachsen von Zellen. Die beiden, unter dem Brustpanzer dieses Thiers befindlichen Membranen, deren eine die matrix des Panzers, die darunter liegende (Heusingers Respirationsmembran) ihrer Function nach räthselhaft ist, bestehen aus Chitin.

Wie bildet sich diese Substanz, in welchem Zusammenhange steht sie mit Protein und s.g. Kohlehydraten, den Bestandtheilen der Thier- und Pflanzenzelle?

Scheinbar in gar keinem, wir finden sie nirgends präformiert.

Als einfachsten Ausdruck der Analyse können wir die Formel $O^{17}. H^{14} N O^{11}$ betrachten:

	Rechnung		Beobachtung
C	= 46,83	—	46,75
H	= 6,42	—	6,54
N	= 6,42	—	6,46

Wir sehen, sie stimmt zur Genüge; diese enthält aber die Elemente von:

Kohle	=	C^{17}
Waßer	=	$H^{12} O^{11}$ und
Ammoniak	=	$H^{3} N$
		$C^{17} H^{14} NO^{11}$,

woraus sich die Schemata für die Zersetzung durch Schwefelsäure ꝛc. von selbst ergeben.

Die früheren Muskelanalysen in Aequivalenten ausgedrückt, geben: $C^{8} H^{6} N O^{3}$:

	Rechnung		Beobachtung
C	= 52,22	—	52,24
H	= 6,52	—	7,15
N	= 15,21	—	15,30

Diese beiden verglichen:

Krebs = Chitin	=	$C^{17} H^{14} NO^{11}$
Muskel	=	$C^{8} H^{6} NO^{3}$
gibt den Rest:		$C^{9} H^{8} .O^{8}$

d. h. die Substanz des Panzers eines Gliederthiers enthält die Elemente der Muskelprimitivbündel desselben Thiers plus einem s. g. Kohlehydrat, also Zucker, Gummi, Holzfaser oder dergl. Dieser Satz ist von physiologischer Bedeutung: diese Thiere, die Crustaceen namentlich, müssen beym Schalenwechsel in kurzer Frist eine so enorme Quantität Bildungsmaterial producieren, daß sie an

Substanzverlust darauf gehen müßten, wenn der ganze Panzer dem Zerfallen der Albuminate des Organismus sein Entstehen verdankte. Wir sehen eine weise Oekonomie der Natur darin, die einen großen Theil desselben durch Kalksalze, $\frac{2}{3}$ des Restes durch nahe liegende Kohlehydrate: Conferven, Algen, Charen ꝛc. und nur das letzte $\frac{1}{3}$ durch die Albuminate des Thiers selber bilden läßt. Nicht umsonst findet man Magen und Darmschlauch dieser Thiere um die Häutungsperiode oder mindestens bald nachher voll Charenstengel, Conservenstückchen und dergl.

2. Mollusken. Das Hautsystem der Mollusken bietet wenig Interesse; die hornigen Ueberzüge von Unio und Anodonta, sich zum Ligament verdickend, sind histologisch-chemisch Duplicaturen des Mantels, und enthalten, wie die beym Lösen der Schalen in Säuren zurück bleibenden Häute, 15 — 15,3 Proc. Stickstoff. Der Mantel hat zweyerley Epithelien, nach innen Flimmercylinder, gegen die Kalkschalen hin Drüsenzellen; jene versorgen die Kiemen mit Waßer, diese secernieren phosphorsauren Kalk und Albumin aus dem Blute, die in den Kreislauf für den Zellbildungsproceß im Hoden oder Eyerstock übergehen, während eine Verbindung von Kalk mit Albumin als dicker amorpher Schleim gegen die Schale hin für Bildung derselben abgeschieden wird. Die Gründe sind einfach, denn die Mantellappen hinterlassen eingeäschert 14 — 15 Proc. phosphorsauren Kalk, während der amorphe Schleim unter den übrigen Reactionen der Albuminate nur kohlensauren Kalk hinterläßt. Die Quantität des phosphorsauren Kalks steigt übrigens in allen diesen Kalkhüllen proportional der Intensität der Zellbildung; er fehlt bey den Conchiferen fast ganz und steigt in gera-

dem Verhältnis mit der Zunahme geformten Chitins, bey Squilla auf 47 Proc. der feuerbeständigen Bestandtheile; es ist klar, daß er mit jenem in einer nahen Beziehung stehen muß, zumahl er sich auch im Cytoblastem des Krebspanzers in bedeutender Menge fand.

Interessant sind die

3. Rankenfüßer als Vermittler der Molusken und Crustaceen, die auch chemisch-histologisch ihren Platz in der Thierreihe behaupten. Stiel und Arme (Cirrhen) bestehen aus Chitin, die gegliederten Kalkschalen sind wahre Molluskenproducte. Interessanter noch die

4. Ascidien. Der Mantel dieser Thiere bildet ein Conglomerat großer kugelrunder Zellen, dem Gewebe der Cacteen oder mancher Obstarten teuschend ähnlich. Die Substanz dieses Gewebes ist unlöslich in Waßer, Alkohol, Aether, Säuren und Alkalien, stickstofffrey und enthält in 100 Theilen: C = 45,38

H = 6,47, d. h. ist mit der Pflanzenzelle histologisch wie chemisch identisch.

Betrachten wir schließlich die

5. Zoophyten und zwar die mehrerwähnten Frustulien. Wir sahen, daß die gelben Partien durch Aether gelöst wurden; der übrige Inhalt des Kieselpanzers ist in Kali löslich, der Rückstand stickstofffrey und ergab nach Abzug der Kieselpanzer, in 100 Th.:

C = 46,19

H = 6,63 d. h. Pflanzenzellstoff, der die äußere, den Kieselpanzer umgebende Schleimmasse constituiert. Das Verhältnis dieser 4 Componenten ergab sich aus Asche- und Stickstoffbestimmungen

Kieselpanzer	= 45,10
Fett (Eyerstock, Hode??) .	= 15,77
Proteinstoff (Fuß) . . .	= 15,12
Pflanzenzellstoff (Schleimhülle)	= 24,01

Der Verf. glaubt demnach — (bekanntlich war es Frustulia salina, an der Wöhler zuerst Sauerstoff-Entwickelung als Endproduct des Stoffwechsels beobachtet) — den im allgemeinen Theil ausgesprochenen Satz: 'Diese Frustulien sind Wesen mit Substanz und Stoffwechsel der Pflanze, mit der Locomotion des Thiers' zur Genüge bewiesen.

Er schließt mit einigen Bemerkungen, die sich nicht gut im Auszug geben lassen, und die wir deshalb im Zusammenhange wiedergeben:

'Sind wir überhaupt bey dem heutigen Stande der Wissenschaft berechtigt, eine Grenzlinie zwischen Thier und Pflanze ängstlich fest zu halten? Ist es nicht Zeit, diese chinesische Mauer als veraltetes Erbstück systematisierenden Scholasticismus über den Haufen zu stürzen? es anzuerkennen, daß vom Menschen bis zur primären Thier- und Pflanzenzelle kein Sprung in der Realisation einer allgemeinen, der Natur als Totalität zum Grunde liegenden Idee existiere?

Wodurch ist die Spore der Vaucheria clavata*), jene einfache, mit ihren schwingenden Cilien sich Stunden lang frey im Waßer bewegende Zelle von der jungen Meduse unterschieden, der nicht minder einfachen, die Fluthen der Nordsee mit ihren Flimmerkolben theilenden Blase? Wodurch von beiden die Embryonalzelle der schwimmenden Ascidie? Bestehen sie nicht alle drey höchst wahrscheinlich aus denselben Elementen in Form und Mischung? Der

*) Dr F. Unger, die Pflanze im Moment der Thierwerdung. Wien 1843.

Mantel der Ascidie zeigt uns ja Stoff und Gewebe der Pflanze, er muß als solcher materiell im Ey präexistieren, denn in den ersten Entwickelungsstadien des letztern, bey der ersten Differenzierung jenes unbestimmten Chaos zum werdenden Organismus sehen wir ihn bereits als schützendes Gebilde von seinem Inhalt (den Furchungskugeln) getrennt*). Es ist sehr wahrscheinlich, daß der glashelle Mantel der Medusen dieselbe Elementarconstitution besitzt; der Embryo einer Alge ist demnach, dem materiellen Substrat seiner Idee nach (Form und Mischung) dem der Meduse oder Ascidie identisch — dort das höchste Entwickelungsstadium der Pflanze — hier die einfachste Form des Thiers!

Können wir die erfolgreiche Idee eines Generationswechsels, mit der Steentrup **) kürzlich zahlreiche, isoliert paradox erscheinende Beobachtungen zum harmonischen Ganzen verknüpfte, nicht in gleicher Weise auf die einfachsten Gebilde der Pflanzenwelt übertragen? Ich meine, können wir die Alge nicht als Amme ihres höher entwickelten Embryo ansehen? Die Amme einer Campanularia ***) zeigt nichts von den Erscheinungen, die man mit dem Begriff 'Thier' als unzertrennlich zu betrachten pflegt; wir haben hier keinen Magen, keine innere Höhle für den Assimilationsproceß, keine selbständige Bewegung, mit einem Worte, sie ist eine complete Algen-Mutterzelle. Der Embryo, der beym Platzen dieses

*) Milne Edwards Observations sur les Ascidies composées des côtes de la Manche. Paris 1841.

**) J. J. Sm. Steentrup, Ueber den Generationswechsel (deutsch von Lorenzen) Copenhagen 1842.

***) Derselbe a. a. O. S. 31. Fig. 52 für Campanularia geniculata.

so genannten Mutterthiers den selbständigen Lebenscyclus zu durchlaufen beginnt, gleicht dem der Vaucheria aufs Haar *), er heftet sich, wie dieser, nach ein Paar Stunden Flimmerbewegung fest, und entwickelt sich so fixiert zum vollständigen Polypen, auf den ersten Stufen dieses Processes noch rein Alge, auf den letzten thierischer Organismus **); wir können die Alge als Hemmungsbildung des Polypen betrachten, als Polypen mit einfachem Generationswechsel während die Campanularia einen doppelten besitzt.

Genau dasselbe Verhältnis haben wir wahrscheinlich bey Medusen, Salpen, Ascidien, dasselbe, factisch erwiesen, bey zahlreichen Parasiten (Ascaris etc.) ***), deren Betrachtung uns hier zu weit führen würde, und sich durch Vergleichung der hier ausgesprochenen Ansichten mit den geistreichen Ideen und trefflichen Beobachtungen Steentrups a. a. O. leicht ergibt.

Und endlich — diese Frustulien — mit ihrem pflanzlichen Mantel, mit ihrem pflanzlichen Stoffwechsel — selbst in Bezug auf das einzig Thierische, die schwache selbständige Bewegung hundertmahl von dem Algen-Embryo übertroffen! Daß sie die Fähigkeit haben müssen, Bestandtheile der Atmosphäre in Substanz ihres Organismus umzuwandeln, kann keinem Zweifel unterliegen; das Soolwaßer enthält kaum Spuren organischer Verbindungen, beym Abschluß der Luft, dem Einfluß von Licht und Wärme entzogen, bleibt es klar und farblos, im Sonnenschein, ohne vorgän-

*) Ebendaselbst Fig. 54 und bey Unger a. a. O.
**) Steentrup a. a. O. Fig. 57 und 58.
***) Derselbe a. a. O. S. 50 figd. Entwickelung der Trematoden.

gige Conservenbildung, ohne Spur eines sonstigen präformierten Bildungsmaterials entwickeln sich die wenigen, zufällig hinein gerathenen Keime dieser Wesen (Fruktulien) zu Milliarden Individuen; sie reducieren die Kohlensäure der Atmosphäre zu Fetten und Kohlehydraten, sie assimilieren das Ammoniak oder producieren es gar aus dem Stickstoff derselben, und combinieren es mit den Elementen jener zu Protein und Albuminaten; sie secernieren den überschüssigen Sauerstoff, und der Mensch, prüfend, aus dem Endproduct auf das 'Wie' des Processes zurück schließend, sieht die Möglichkeit seiner eigenen Existenz zum Theil durch die jener einfachsten Wesen, als Wiederherstellen des Gleichgewichts der Atmosphäre, vermittelt!

Leipzig,

bey Engelmann 1843. Anselm von Canterbury. Dargestellt von F. R. Hasse, Lic. u. außerord. Prof. der evangel. Theologie zu Bonn. Erster Theil: Das Leben Anselms. X und 576 Seiten in Octav.

Anselm hat lange Zeit hindurch das traurige Loos gehabt, für die größere Masse der Theologen ein Schreckbild zu seyn: so bald man eine Predigt oder irgend eine Schrift bezichtigen zu dürfen glaubte, daß 'Anselmische Theorie' darin herrsche, war damit kurzweg das Todesurtheil darüber ausgesprochen; ihr Inhalt war durch jene Benennung als der 'reinen Lehre Jesu' zuwider, als Wahn und Unsinn bezeichnet. Auch jetzt noch findet sich dieser Spuk in manchen Köpfen und in einigen theologischen Zeitschriften, obgleich jene wegwerfende Herabsetzung Anselms mit der ganzen theo-

logischen Richtung, deren Erzeugnis sie ist, zum guten Theil schon gerichtet und als Unverstand offenbar geworden ist. Die vorliegende ausgezeichnete Lebensbeschreibung Anselms wird gewis viel dazu beytragen, den Mann in immer weiteren Kreisen wieder zu Ehren zu bringen und Alle, die ein Urtheil haben, von seiner Größe nicht nur in seinem Leben und Wirken, sondern auch in seinem Denken und Lehren zu überzeugen.

Anselm ist ohne Frage in jeder Beziehung einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit. Er ist eben auch ein Mann seiner Zeit; wie er mit großer Sorgfalt, Hingebung, Liebe und Treue der einzelnen Seelen sich annimmt; alle die gewaltigen, tief eingreifenden, Kirche und Staat erschütternden Bewegungen und Kämpfe, durch welche seine Zeit ausgezeichnet ist, erregen ihn auf das Lebendigste; ja, er ist ein entschiedener, kräftiger Mitkämpfer, in Gefahren und inneren wie äußeren Leiden ausharrend, in seiner Hoffnung auf den endlichen Sieg des von ihm als recht Erkannten unerschütterlich fest stehend. Der klägliche Zustand, in dem sich die Kirche in ihrem eigenen Inneren, so wie in Bezug auf ihr Verhältnis zum Staate damahls befand, trieb mit Macht dazu, eine Hebung der Kirche in jeder Beziehung zu versuchen. Sie mußte von dem Drucke, der von Seiten des Staates auf ihr lastete, von der willkürlichen Herrschaft, welche dieser über sie ausübte, besonders von der Simonie, die wie ein fressender Krebs an ihrem Leben nagte, überhaupt von der zum Recht gewordenen Gewohnheit, daß die geistlichen Aemter durch die weltliche Obrigkeit besetzt wurden, frey gemacht werden. Gelang dieses Letztere, so war damit auch schon ein Schritt zu dem Zweyten gethan, was geschehen mußte: Hebung der

Geiſtlichkeit. Sie mußte aus ihrer Verweltlichung und Ueppigkeit, aus ihrer feigen Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit, aus ihrer Rohheit und Unwiſſenheit ſo wie aus dem ſchnöden Sündendienſte, dem ſie großentheils verfallen war, herausgeriſſen werden. Das hoffte man beſonders durch Beförderung des Mönchsthums ſo wie durch Einführung und Handhabung einer ernſteren Zucht in den Klöſtern, wo oft nichts weniger als Frömmigkeit und gute Sitte zu finden war, am ſicherſten erreichen zu können. Das waren die Puncte, welche die Zeit mit ernſten Kämpfen erfüllten; das waren auch die Aufgaben, in deren Löſung beſonders in Bezug auf das Verhältnis zwiſchen Staat und Kirche, auch Anſelm unter vielen Leiden und Aengſten ſeine Kräfte verzehrte. Was durch die Päpſte im Ganzen und für das Ganze der Kirche geſchah, das geſchah durch Anſelm in der Kirche ſeines Landes und für dieſelbe. Wir verſtehen Anſelm nur aus ſeiner Zeit, dieſe aber ſchauen wir — wenn wir die durch die Kreuzzüge hervor gerufenen Bewegungen etwa ausnehmen — wiederum klar an in Jenem. So gehört er auch nicht zu den Vorläufern der Reformation, wofür man ihn wohl gehalten hat; er hat nichts gethan und gelehrt, wodurch Menſchenſatzung und Menſchenherrſchaft in der Kirche abgethan, und wodurch ſie wieder auf dem rechten, einigen Grunde erbaut worden wäre, wie wir es bey dem unmittelbar nach ihm wirkenden Bernhard von Clairvaux finden; er hat vielmehr ein Bedeutendes dazu beygetragen, daß Papſtherrſchaft und Hierarchie im römiſchen Sinne nicht nur gehalten und in ihrem damahligen Beſtande befeſtigt, ſondern daß ſie auch gemehrt wurden; auch in ſeinen Lehren theilt er alle Irrthümer der römiſchen Kirche, wie wir das

im Verlauf der Anzeige noch mehrfach zu bemerken Gelegenheit haben werden.

In dem vorliegenden ersten Theile seines Werkes über Anselm beschreibt Herr Hasse das Leben desselben, und zwar sehr passend in zwey Hauptabschnitte eingetheilt: Anselm als Mönch, und Anselm als Erzbischof. Um nun für jene erste Periode im Leben Anselms 'die Stelle aufzuzeigen, die Anselm in dem allgemeinen Entwickelungsgange des Mönchthums, der Theologie u. s. w. einnimmt, damit die einzelne Erscheinung aus ihrem Ganzen heraus, ihrer Zeit, ihrem Boden begriffen werde', erzählt der Vf. kurz und die bedeutsamsten Puncte hervor hebend, die Entstehung des Mönchthums, und zeigt, wie es dahin kam, daß man im Mönchthume eine höhere Stufe des christlichen Lebens sah, daß man Mönch seyn mit heilig seyn gleich achtete (I. Buch Kap. 1. S. 7 — 20). Er geht dann näher auf die Stiftung des Klosters Bec durch Herluin ein, und erzählt diese so wie den Eintritt Lanfrancs in dasselbe auf höchst anziehende, lebendige Weise. Durch das tüchtige Wirken dieser beiden Männer gelangte das Kloster bald in jeder Beziehung zu hoher Blüte, indem Jener vorzugsweise eine strenge Zucht kräftig handhabte und das religiöse Leben zu wecken, dieser dagegen Liebe zu den wissenschaftlichen Beschäftigungen einzuflößen und besonders das Studium der Exegese und Patristik, so wie der Grammatik und Dialectik zu pflegen verstand (Kap. 2. S. 21 — 41).

In dieses Kloster trat noch bey Lebzeiten jener beiden Männer Anselm ein (Kap. 3. S. 42—48). Schon in seinem 15ten Jahre wünschte er in ein Kloster einzutreten, was jedoch nicht geschah, weil dazu die Erlaubnis seines in verschwenderischer Ueppigkeit lebenden Vaters fehlte. Er ward darauf

selbst in ein weltliches Leben verstrickt, entzweyete sich mit seinem Vater, verließ ihn und kam so nach Avranches, wo er von Lanfranc hörte, dessen Unterricht er suchte. Er studierte Tag und Nacht, aber nur um einen glänzenden Wirkungskreis zu bekommen; denn noch war er, wie er selbst sagt, nicht gebändigt, noch tobte in ihm die Welt. Doch ward er bald demüthiger und trat im 27sten Lebensjahre (1060) als Mönch in das Kloster zu Bec ein, wo er 3 Jahr später nach Lanfrancs Abgange Prior wurde und somit nicht nur die Aufsicht über das ganze innere Leben des Klosters und die Leitung der Studien, sondern auch die Aufsicht über die Disciplin und die eigentliche Seelsorge bekam, während er bey Herluins Alter auch vielen weltlichen Geschäften sich unterziehen mußte. Beym Unterrichte war sein Ziel, daß Alles, was aus der Schrift und aus den Vätern als Wahrheit sich ergab und im Glauben aufgenommen war, nun auch denkend erfaßt werde, so daß eine wissenschaftliche Einsicht darin gewonnen werde. Er gewann solchen Ruf, daß selbst Lanfranc ihm Schüler zuschickte (Kap. 4. S. 49—69).

Nach Herluins Tode wurde Anselm (Kap. 5. S. 70—91), obwohl er sich lange dawider sträubte, Abt in Bec (1078). Schon hier ward durch die bestehende Sitte, daß die weltlichen Herren des Landes den Abtsstab überreichten, und seine abweichende Ueberzeugung, daß solches nur dem Oberhaupte der Kirche oder den Bischöfen zukomme, ein Kampf in seinem Herzen hervor gerufen, der jedoch noch nicht äußerlich hervor trat. Er nahm den Abtsstab von Wilhelm dem Eroberer an, der ihm jedoch den dabey üblichen Eid erließ. In äußerlichen Angelegenheiten seines Klosters, die nun recht eigentlich seines Amtes waren, und die er mit

großer Treue verwaltete, kam er jetzt zweymahl nach England, wo er sich allgemeine Liebe und Achtung erwarb, auch bey Wilhelm dem Eroberer.

Obgleich die theologische, wissenschaftliche Wirksamkeit Anselms erst im zweyten Bande dargestellt werden wird, so schaltet doch gleich hier Hr Hasse Einiges aus seinen Schriften ein: aus seinem Briefwechsel, seinen Gleichnissen, Homilien, Tractaten, Betrachtungen und Gebeten (S. 92—175). Man würde nämlich von dem Leben und Wirken Anselms kein vollständiges Bild haben, wenn man ihn nicht auch als Seelsorger kennt. In den angeführten Schriften nun tritt eben seine seelsorgerische Thätigkeit hervor. Heben wir einige Hauptpuncte hervor, die hier zur Sprache kommen.

Das Mönchthum stand ihm außerordentlich hoch. Wenn er auch einmahl äußert (S. 536), daß die Forderung Christi, Alles zu verlassen und Ihm nachzufolgen, nirgends beßer erfüllt werden könne als im Kloster, worin gewis, zumahl für die damahligen Verhältnisse und Zeiten, eine Wahrheit liegt; wenn er auch zugibt, daß das Mönchthum nicht ohne eigenthümliche Gefahren sey (S. 97), so stellt er doch völlig unbiblisch Kloster und Welt einander entgegen, sieht in dem Ablegen des Mönchsgelübdes eine völlige Hingabe an Gott, glaubt daß der, welcher nicht in ein Kloster geht, wenigstens die Liebe Gottes und die Liebe zur Welt mit einander verbinden will (S. 97), meint, daß man im Kloster auf sicherere und höhere Weise zum Heil gelangen könne, als außerhalb desselben (ibid.), spricht vom Paradiese des Klosters, dagegen vom Exile der Welt (S. 538), meint, das Mönchsgelübde sey ein Opfer seiner selbst, während der

gewöhnliche Weltmensch wohl dann und wann eine Gabe opfert, sich selbst aber für sich behält und sein eigener Herr bleiben will (S. 146). Er hält dafür, daß man das Fleisch durch die Regel bezwingen müsse (S. 144), und daß ein Mönch, der Buße thut, eher Vergebung findet, als ein Anderer, weil er mehr Liebe hat (S. 146). Er schätzt selbst das geistliche Amt so gering gegen das Mönchthum, daß er einem Bischofe, der sein Amt nieder gelegt und einfacher Mönch geworden war, schreibt: In viam paradisi vos direxit divina clementia, imo in quendam paradisum hujus vitae vos introduxit (S. 541). Demnach war Anselm ganz in das, dem Katholicismus eigene Ziehen auf das Aeußerliche befangen, und seine Ansicht von Mönchthum ist Frucht und, wie jede Frucht, wiederum Keim der Werkheiligkeit. Ueberhaupt spricht sich der Pelagianismus mehrfach bey ihm aus. Er hält den natürlichen Willen des Menschen für frey, nur stehe er in der Mitte zwischen seiner höheren und niederen Natur, von denen die eine ihn durch den Geist nach oben, die andere durch das Fleisch nach unten zieht. Folgt er jenem Zuge, so hebt er dann auch das Fleisch selbst mit empor, und der Widerstreit zwischen Fleisch und Geist verschwindet. Läßt er aber vom Fleische sich abwärts ziehen, so reißt er durch diesen Misbrauch seiner Freyheit auch den Geist ins Verderben (S. 181). Daraus geht hervor, daß Anselm, wenn er Geist und Fleisch einander entgegen setzt, unter jenem nicht etwa den Geist Gottes, unter diesem den ganzen sündlichen Menschen, nach Leib Seele und Geist, versteht, sondern etwa das was in der rationalistischen Anschauungsweise als Vernunft und Sinnlichkeit bezeichnet wird.

Es ist der menschliche Geist, der das Fleisch ertödtet, und sich so mit diesem zu einem Tempel Gottes heiligt (S. 171); das Ueberhandnehmen des Fleisches verdunkelt das Auge des Geistes (S. 184). — Die Lust nun, die sich im Fleische regt, als etwas Unwillkürliches oder bloße Versuchung (suggestio), die ferner, die sich in der Vorstellung regt und schon eigentliche Lust ist (delectatio), erkennt er noch keineswegs als Sünde, sondern meint, erst wenn sie in dem Willen sich regt, als consensus, gebäre sie die Sünde (S. 127). Nicht in der Begierde als solcher, sondern in der Hingebung des Willens an sie liegt das Böse. Jene ist nur die naturgemäße necessitas commoditatis, welche der sinnliche Trieb empfindet (S. 128).

Diese Ansicht Anselms über die Natur des Menschen in der Sünde mußte natürlich den bedeutendsten Einfluß auf die von der Erlösung haben. Es steht ihm fest, daß nur der Tod Christi der Grund alles Heils seyn könne; dabey aber finden wir die Inconsequenz, daß die Gemüthsbewegungen und das Thun des Menschen die Sündenvergebung erwerben und die Heiligung bewirken. Durch Ströme von Thränen werden die Flecken hinweg gewaschen, daß die ursprüngliche Schöne, mit der der Schöpfer den Menschen geschmückt hat, wieder hervor tritt (S. 191). Einem Grafen schreibt er: 'Ihr könnt nichts Beßeres thun, Eurer Sünden Menge zu bedecken und das ewige Leben zu erlangen, als daß Ihr allen Fleiß anwendet, Euer Volk für das Christenthum zu gewinnen' (S. 518). Durch Gutesthun erlangen wir Theil an dem Gute, von dem alles Gute herrührt (S. 182). Wenn der gute Mensch etwas Gutes

hört, ſo freut er ſich darüber und dankt Gott dafür, was ihm dieſer in Gnaden anrechnet, als ob er es ſelbſt gethan hätte. Wenn er aber Böſes hört, trägt er Leid darob, und das rechnet der Herr ihm wieder in Gnaden ſo an, als ob er an ſeinem Theile dem Uebel geſteuert hätte (S. 141 f.). Der innere Friede, den Chriſtus zu bringen gekommen iſt, entſpringt aus dem Siege des Geiſtes über das Fleiſch (S. 141. Vgl. das oben über Geiſt und Fleiſch Bemerkte). Gott wird in dem zukünftigen Leben die Strafe um ſo eher erlaſſen, als wir hier mit Freuden uns ihr unterwerfen; je ſtrenger das Gericht, welches uns jetzt trifft, um ſo gelinder das dereinſtige (S. 110). — Dieſen Ueberzeugungen gemäß geſtaltet ſich nun auch das innere Leben Anſelms, in welches uns beſonders ſeine Meditationen einen Blick thun laſſen. Es ſpricht ſich ein tiefes, lebendiges, ſchmerzensreiches Bewußtſeyn der Sünden darin aus — weniger der Quelle aller dieſer, der Sünde, unter die der ganze Menſch verkauft iſt — eben ſo ein demüthiges Anerkennen der unergründlichen Barmherzigkeit des Vaters und des Sohnes, die ſich beſonders herrlich in der Hingabe des Letzteren erwieſen hat. Anſelm iſt erfüllt von heißer Gluth der Sehnſucht nach dem Heil in Chriſto und von dankbarem Preiſe derſelben; — 'Dies Alles thateſt Du für mich, und was thue ich für Dich' iſt ein Grundton in Anſelms Betrachtungen — aber zu einer rechten, vollen Befriedigung kommt es nicht.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 21. December 1844.

Leipzig.

Schluß der Anzeige: ‘Anselm von Canterbury. Dargestellt von F. R. Hasse, Lic. u. außerord. Prof. der ev. Theologie zu Bonn. Erster Theil. Das Leben Anselms.’

Eben weil Anselm die Gnade Gottes nicht einfach im Glauben hinnimmt, weil er meint, daß zur Erlangung der Gnade in irgend welchem Maße unser Thun nöthig sey, von dem man nie weiß, ob und wann es zureichend ist, so bleibt ihm das Verdienst Christi etwas Aeußerliches; es kommt nicht zum freyen, frischen und fröhlichen Bewußtseyn der Versöhnung und der Kindschaft Gottes. Es ist ein unablässiges Ringen nach der Gnade, kein ungetrübtes Haben derselben, kein völliges seliges Ausruhen in derselben. Durch den Preis der überschwenglichen Freude, die in Gott für uns ist, tönt die Klage immer hindurch, daß zwischen seinem Herzen und der seligen Gemeinschaft Gottes die bis jetzt noch ungetilgte Sünde mitten inne steht.

Von Gebeten an Maria, die Apostel und die Heiligen finden sich nur wenige bey Anselm. — Daß seine Meditationen und Gebete auch 'der protestantischen Frömmigkeit reichen Nahrungsstoff geliefert haben' weiset der Hr Verf. nach, hat dabey aber übersehen, daß sich in der Liturgie der englischen Kirche viele Gebete von ihm befinden, und daß das Lied: 'Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen' seiner größeren Hälfte nach der II. Meditation entnommen ist. — Uebrigens findet sich in den mitgetheilten Proben aus Anselms Schriften, besonders in den interessanten treffenden Gleichnissen eine tiefe und gründliche Erkenntnis des menschlichen Herzens und reiche Erfahrung des christlichen Lebens.

Die zweyte größere Hälfte des Buches: 'Anselm als Erzbischof' (S. 233—576) leitet Hr Hasse dadurch ein, daß er zuvörderst (Kap. I. S. 235 bis 251) das Verhältnis zwischen Kirche und Staat bespricht, indem er nachweiset, wie sich dasselbe im Großen und Ganzen nach und nach so gestaltet hat, wie es zur Zeit Anselms der Fall war. Auf die Verfolgungen folgte unter Constantin ein Bund zwischen Kirche und Staat, und 'es bildete sich ein um so engeres Einheitsverhältnis, als es eben die erste Versöhnung war.' Sie gaben sich so vertrauensvoll einander hin, 'daß der Unterschied beider Sphären je länger desto mehr verwischt wurde. Die Kirche gerieth völlig in die Gewalt des Staates; andererseits verzehrte sich das Leben des Staates in den Kämpfen der Kirche; wie die Kirche sich an den Staat verlor, so der Staat an die Kirche. Es kam zur äußersten Unfreyheit beider gegen einander.' So im byzantinischen Reiche (S. 237 ff.). Will der Hr Verf. sagen, daß die Kirche hier eben so das weltliche Regiment und

Befugnisse der weltlichen Obrigkeit für sich in Anspruch genommen hatte, wie der Staat Eingriffe in die Gewalt der Kirche sich angemaßt hatte, so ist das nicht richtig. Im byzantinischen Reiche finden wir das nicht, wie ja auch dort keine Kämpfe des Staates gegen die Kirche geführt werden, die bey einem so verkehrten Verhältnisse sicher nicht ausgeblieben wären. — Im Abendlande hielten sich die Fürsten fern davon, durch Decrete über Cultus und Dogma Bestimmungen zu treffen. Hier aber entstanden Landeskirchen und durch Gewährung von Grundbesitz mit den Regalien, durch Ertheilung von Reichslehen kamen die Bischöfe in ein Abhängigkeits-Verhältniß zu den Fürsten, das zur Investitur von Seiten der Letzteren führte und der Kirche weltliches Regiment gab, das sie mit Freuden annahm. Wegen der bedeutenden, auch weltlichen Stellung, welche die Geistlichen jetzt einnahmen, berücksichtigten die Fürsten bey der Wahl derselben (denn diese hatten sie an sich gerissen) Familie, Rang und Partey, dann auch den Reichthum der Bewerber. Die schändlichste Simonie riß ein und durch sie kamen oft die unwürdigsten Personen zu den höchsten geistlichen Aemtern. 'Die völlige Verweltlichung der Kirche stand so zu befürchten, und um so dringender that es Noth, daß sie alle ihre Kraft zusammen nahm, um sich dieser schmählichen Abhängigkeit von dem Lehnsstaate zu entwinden.' Das geschah durch den Investiturstreit und den Sieg, den die Kirche zu Worms endlich errang.

Denselben Gang nahm die Sache in England. Hier fanden sich dieselben Uebel, weil dieselben Ursachen; nur erreichte das Verderben hier einen besonders hohen Grad, eines Theils weil Wilhelm der Eroberer, wenn auch von Simonie sich frey

haltend, die Wahl der Biſchöfe ganz an ſich riß, indem er ein Intereſſe daran hatte, ihre Aemter mit Normannen zu beſetzen; andern Theils weil ſein Nachfolger, Wilhelm der Rothe, nicht nur bey Beſetzung und durch Erledigtlaſſen der Bisthümer und auch ſonſt ſeine Geldgier zu befriedigen ſuchte, ſondern auch, eben wie ſein Vater, die Geiſtlichen zu zwingen ſuchte nur zu beſchließen und zu thun was er eben wollte. Dazu kam, daß für längere Zeit die engliſche Kirche von der übrigen Chriſtenheit, beſonders von Rom, faſt ganz iſoliert wurde. Dies weiſet der Hr Verf. in dem zweyten einleitenden Kapitel: 'Politiſche Stellung der Kirche in England' S. 252 — 271 kurz und treffend nach und ſchließt mit der Bemerkung: 'Es begreift ſich, daß die Wiederherſtellung der päpſtlichen Auctorität das Erſte ſeyn mußte, wenn der Kirche geholfen werden ſollte; denn nur dieſe konnte allen weiteren Beſtrebungen zur Befreyung derſelben einen Stützpunct verleihen.' So hatte auch Anſelm erſt in der Anerkennung Urbans II. den nöthigen Rückhalt, um den eigentlichen Kampf für die Freyheit der Kirche zu beginnen (S. 271).

Der Hr Verf. ſpricht freylich in dieſen Auseinanderſetzungen kein Urtheil über Recht und Unrecht aus, aber aus ſeiner Darſtellung ſcheint wenigſtens hervor zu gehen, daß er die Haupturſache des eingeriſſenen Verderbens bey dem Staate ſey. Es darf indes nicht überſehen werden, daß die erſte Sünde und darum die Grundurſache des nachfolgenden Verderbens und der über ſie herein brechenden Leiden mit auf Seiten der Kirche iſt, durch Annahme nämlich des angebotenen weltlichen Regiments, durch Ausübung einer Gewalt, die ſie nicht haben ſollte, durch Ausdehnung ihrer Wirkſamkeit auf ein Gebiet, das ihr fremd bleiben

sollte, durch Verkehrung also der göttlichen Ordnung. Dadurch gab sich die Kirche selbst in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Staate hinein, das zu einer solchen Herrschaft in der Kirche sich ausbildete, welche wiederum völlig gegen Gottes Ordnung war. Nur durch Eindringen jenes falschen Elementes in die Kirche konnte es auch zur Simonie kommen. Wenn auch allerdings das Interesse, das die Fürsten bey Besetzung der Bisthümer hatten, und ihre Lust nach Geld bedeutend dazu mitwirkte, so würden doch nicht so viel Angesehene und Reiche nach dem Fleisch versucht worden seyn, geistliche Aemter mit großen Summen sich zu erkaufen, wenn sie durch dieselben nicht zugleich in den Besitz weltlicher Ehre, Macht und irdischer Güter gekommen wären. Diese erkauften sie sich, nicht das geistliche Amt. Das Angeführte muß mit berücksichtigt werden, wenn wir zu einer klaren, genügenden Einsicht darüber gelangen sollen, wie die Gestalt des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und die Uebel in der ersteren sich so bilden konnten, wie wir sie zur Zeit Anselms vorfinden.

Es hätte ferner bemerklich gemacht werden müssen, daß in einer Hinsicht der Staat bey dem Kampfe über die Fragen, um die es sich beym Investiturstreit handelte, in entschiedenem Rechte war. Er hatte von der Kirche etwas zurück zu fordern. Durch Uebernahme weltlicher Herrschaft war die Kirche dahin gekommen, daß sie sich als Quelle und oberste Inhaberin aller weltlichen Macht ansah. Es bedarf nur einer Hinweisung auf den bekannten Brief Gregors VII. an Wilhelm von England und an Aussprüche wie: Petrus, quem Dominus principem super regna mundi constituit, und: Petro omnes principa-

tus et potestates orbis terrarum subjecit Deus. Diese Grundsätze sollten, neben dem Zurückfordern der Besetzung der geistlichen Stellen, in dem Investiturstreite mit geltend gemacht und noch völliger in Ausübung gebracht werden, als es schon geschehen war.

Wenn endlich der Hr Verf. meint, daß durch den Sieg im Investiturstreite und durch Befestigung der päpstlichen Auctorität die Kirche zu einer Freyheit gelangt sey, so hat allerdings der oben erwähnte Einfluß des Staates auf sie dadurch sein Ende erreicht; aber die Kirche ist desto tiefer in eine andere Knechtschaft der Menschen hinein gerathen: der Päpste. Die Verweltlichung blieb ebenfalls, denn das Element der weltlichen Macht blieb in der Kirche, und wenn die Bischöfe sich bey ihrem Thun auch nicht mehr so wie früher durch den Willen ihrer Fürsten beherrschen ließen, so doch durch die Rücksicht auf ihre weltlichen Verhältnisse. Es blieb auch, bis auf die Simonie, das Verderben in der Kirche nach wie vor dasselbe. Wahre Hilfe und Freyheit mußte anderswoher kommen, wie die Reformation das gezeigt hat.

In dem dritten Kapitel wird die Erhebung Anselms zum Erzbischof von Canterbury erzählt (S. 272—292). Auf ihn richteten sich nach dem Tode Lanfrancs aller Augen, besonders da er in Angelegenheiten seines Klosters und durch Hugo von Chester eingeladen nach England kommt; im Hinblick auf ihn lassen die Großen des Reiches in den Kirchen Gebete um würdige Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles anstellen. Höchst ergreifend wird erzählt wie König Wilhelm der Rothe auf dem Todbette, wie man meinte, und in der Todesangst die von Anselm geforderte Beichte ablegt, Besserung gelobt, die Gefängnisse öffnet

und Anſelm anſteht, Erzbiſchof zu werden, wie dieſem dann unter beſtändigem Widerſtreben der Biſchofsſtab in die Hand gedrungen wird. Nach ſeiner Geneſung, wo er es ärger denn zuvor trieb, muß der König in Rückſicht auf das Volk drey Bedingungen eingehen, unter denen Anſelm das Amt übernimmt: Herausgabe aller Ländereyen an die Kirche zu Canterbury, die ſie unter Lanfranc beſeſſen habe; Annahme Anſelms zum Rathgeber in Allem, was die Religion betrifft und Anerkennung Urbans II. Außer einer Uneinigkeit über das Geldgeſchenk, das Anſelm dem Könige nach ſeiner Ernennung zum Erzbiſchof darbot, war der letzte Punct beſonders die Quelle der 'Zerwürfniſſe mit dem Könige' (IV. Kap. S. 293—328). Von den Biſchöfen, die ihm früher Hilfe zugeſagt hatten, aus feiger Menſchenfurcht und 'weil ſie durch weltliche Gründe daran gehindert würden' ihm beyzuſtehen, verlaſſen, ja verfolgt, von dem Könige, auch nachdem er Urban II. anerkannt hat, vielfach gekränkt und hart behandelt, erhielt er von dieſem die Erlaubnis nach Rom zu gehen.

So trat Anſelm, da der König auch auf die ernſten Mahnungen des Papſtes ſich weigerte, Jenen wieder einzuſetzen, ſein 'erſtes Exil' an (V. Kap. S. 328—357), in dem er ſein Buch: Cur Deus homo? vollendete. Der Hr Verf. erzählt, wie er theils hochgeehrt, theils unter großen Gefahren und verkleidet, aber doch von Vielen als 'ein Mann des Lebens' erkannt, nach Rom kommt, auf dem Concil zu Bari beſonders dazu beyträgt, daß die Lehre der Griechen über das Ausgehen des heil. Geiſtes verworfen wird, und dem Concil zu Rom beywohnt, wo das Anathema über alle Laien ausgeſprochen wird, die ſich das Inveſtiturrecht anmaßen, und über alle Kleri-

ten, die sich von Laien investiren lassen, oder solche, die dieses thun, ordinieren, über solche endlich, die um kirchlicher Ehrenstellen willen Lehnsleute von Laien werden. Außerdem sehen wir Anselm als Schriftsteller thätig.

Das VI. Kap. (S. 358—403) zeigt, wie nach der Thronbesteigung Heinrichs I., der Anselm einladet zurück zu kehren, und Alles zum Besten der Kirche zu thun verspricht, das Verhältnis sich äußerst günstig und friedlich zu gestalten scheint, zumahl da sich Anselm dem Könige bey seiner Verheirathung und bey dem Einfall seines Bruders Robert sehr gefällig erzeigen kann. Da aber Anselm, den Aussprüchen des Concils zu Rom gemäß den Lehnseid nicht leisten will, entsteht der Investiturstreit, der besonders dadurch mit verwickelt wird, weil die Gesandten des Königs sich auf mündliche abgegebene Entscheidungen des Papstes Paschalis berufen, die mit den schriftlich ertheilten nicht überein stimmen, und die Paschalis gegeben zu haben leugnet. Die Bischöfe waren abermahls wider Anselm, der zuletzt von dem erbitterten Könige aufgefordert wird, nach Rom zu reisen, um eine Ausgleichung der Sache zu versuchen. Eigentlich wollte Heinrich so auf eine glimpfliche Weise des Erzbischofs sich entledigen, erklärte auch bald nach Anselms Abreise, daß dieser nicht zurück kommen solle, sofern er nicht nachgeben wolle. Kap. VII. (S. 404—454) erzählt also 'von dem zweyten Exile Anselms und der endlichen Lösung des Streites.' Der König schickt mehrere Gesandtschaften an den Papst, der indes auf einem Lateranconcil nicht, wie man allgemein erwartete, den König — dies Aeußerste scheute er — sondern nur dessen Rathgeber excommunicierte, die denselben in der Usurpation des Investiturrech-

tes bestärkten. Gegen den König wurde die Sentenz verschoben, weil er noch einmahl Gesandte schicken wollte. Nun wollte Anselm kraft eigener bischöflicher Vollmacht selbst den König excommunicieren. Damit trat er in Widerspruch mit sich selbst, denn nicht nur hatte er früher durch seine Bitten das Aussprechen des Bannes über König Wilhelm abgewandt, sondern er hatte kurz vorher bey der Frage, ob Anselm zurück kehren solle, selbst erklärt: Nachdem die Entscheidung des Papstes erfolgt sey, stehe fest, was die Kirche verordne, und 'jede Verordnung der Kirche (also auch des Papstes), die zum Besten der Sache Christi erlassen werde, sey für ihn so gut wie ein göttliches Gebot', wie er auch früher erklärt hatte, zu allen Leiden sey er bereit, so bald es der Gehorsam gegen Rom und die Freyheit der Kirche fordere. Jetzt aber wollte er gegen den erklärten Willen des Papstes und gegen eine Anordnung, die dieser zum Besten der Kirche machte, die Excommunication über Heinrich aussprechen. Indes kam es dazu nicht, weil Heinrich, durch jenes Vorhaben Anselms erschreckt, zur Nachgiebigkeit bereit war. Nach einigen Unterhandlungen ward die Sache so geordnet: Heinrich hob den Beschlag auf, den er auf das Erzstift gelegt hatte, und leistete auf die Belehnung mit dem geistlichen Amte Verzicht; dagegen mußte ihm der Lehnseid geleistet werden. Die, welche Investituren angenommen oder Investierte eingesegnet oder Lehnseide geleistet hatten, wurden gegen eine Genugthuung in den Kirchenverband wieder aufgenommen und absolviert. Die Leistung des Lehnseides, jedoch ohne Investitur, soll künftig nicht von der Ordination ausschließen, bis es durch Anselms Predigt der Gnade Gottes gelingen werde

das Herz des Königs auch in diesem Puncte zu erweichen. In der Hauptsache wurde also hier der Investiturstreit jetzt schon so beendet, wie später in Worms zwischen dem Papste und dem Kaiser. Anselm kehrte nun nach einer lebensgefährlichen Krankheit nach England zurück, zur großen Freude besonders der Königin, die fortwährend mit großer Ehrfurcht und treuer, kindlicher Liebe an ihm gehangen hatte.

Im VIII. Kap. (S. 455—518) stellt uns Hr Hasse 'das Kirchenregiment Anselms' vor Augen und zeigt, wie er nicht nur gegen die Bischöfe, sondern auch gegen den Papst die Rechte des Primas von England geltend macht, gegen den Letzteren besonders in so fern, als er besondere römische Legaten oder päpstliche Vicare nach England senden wollte, während der Primas hier von selbst zugleich päpstlicher Legat war. Sehr eifrig sorgte er auch dafür, daß das Leben der Geistlichen ein beßeres werden möchte durch Abschaffung der Simonie und Einführung des Cölibats.

Kap. IX. (S. 519 — 544) läßt uns einen Blick thun in 'den Einfluß Anselms nach außen', der besonders durch eine sehr weitläuftige Correspondenz vermittelt wurde. Vielfach gibt hier allein die Stellung des Einzelnen zum Papste den Ton an, in dem Anselm zu ihm redet. (vergl. S. 526 Anmerk.).

Kap. X. (S. 545 — 568) bespricht 'die Diöcesanverwaltung Anselms', wie er für Verbeßerung des äußeren Zustandes, der Finanzen u. s. w. des Erzbisthums sorgt, Gerichtshändel schlichtet, dann aber auch das geistliche Regiment treulich verwaltet, zumahl für Ansetzung guter Vorsteher in den Klöstern sorgt.

Das XI. Kap. endlich (S. 569 — 576) erzählt

den Tod Anselms, der nach längerem Kränkeln am 21. April 1109 im 76. Jahre seines Lebens und im 16. Jahre seines Pontificats erfolgte.

Aus dem angegebenen Inhalte geht hervor, daß die Darstellung von Anselms Leben und Wirken eine nach allen Seiten desselben hin sich erstreckende, erschöpfende ist. Der Hr Verf. hat den Stoff den Quellen entnommen, besonders den Briefen Anselms, Eadmers vita Sti Anselmi und dessen historia novorum, unter fleißiger Benutzung jedoch auch anderer Quellen und sonstiger tüchtiger Schriften. Außer in den einleitenden Kapiteln, durch welche Hr Hasse zu einem richtigen, völligern Verständnis des Lebens Anselms führen will, ist Alles rein objectiv hingestellt, ohne Zwischenreden, ohne Critisieren der Ansichten und Handlungen Anselms, ohne Aufsuchen oder eigenes Ausdenken von Beweggründen dazu. Das ganze bewegte Leben geht klar und scharf gezeichnet an uns vorüber; wir leben es mit, es bewegt uns mit. Der Hr Verf. hat viele einzelne Züge aus dem Leben Anselms uns vorgeführt, aber solche, die von Wichtigkeit sind, und in denen wir wieder das Allgemeine anschauen. — Die Sprache ist würdig und schön, die Darstellung lebendig und anziehend, so daß auch Laien das Buch nicht ohne reges Interesse und volle Befriedigung lesen werden. Theologen aber wie Laien werden von dem Lesen reichen Gewinn haben, ganz abgesehen von der Ausbeute, die sie für kirchengeschichtliche Studien darin finden.

G. W. S.

Braunschweig,

bey G. Westermann 1844. Sophokles An-

tigone. Deutsch von Wolfg. Robert Griepenkerl. 107 Seiten in Octav.

Ohne ein Freund von Uebersetzungen zu seyn kann Unterz. es nicht unterlassen, auf eine sich auszeichnende, jahrelange sorgliche Feile verrathende Arbeit kurz aufmerksam zu machen, zumahl bey der großen Menge neuerer Versuche, dieselbe Aufgabe zu lösen, diese leicht übersehen oder nicht nach Gebühr geschätzt werden könnte. Ein Vergleich mit der Böckhschen Uebertragung lehrt, daß die vorliegende den Vorzug einer leichtern, geglättetern Sprache unbedingt voraus hat. Herr Griepenkerl hat es verstanden, mit seltener Gewandtheit den unnachahmlichen Schmelz des Originals auch dem spröderen deutschen Idiom mitzutheilen, so daß Jeder, dem das Original recht gegenwärtig ist, beym Lesen der Uebersetzung dieses hindurchklingen hört und zwischen den Zeilen liest. Am glänzendsten zeigt sich dieser Vorzug in den besonders gelungenen Chorgesängen, die auch wohl Nichtkenner des Originals hier nicht bloß verstehen, sondern auch genießen können. Ein Beyspiel sey das erste Stasimon, dessen erste Strophen hier so lauten:

Vieles Gewalt'ge lebt, doch nichts
Hochgewaltiger denn der Mensch!
Ja, er sticht in die graue See
Unter Regen und Sturm des Süd,
Wo Woge rollet in Woge,
Hinübersteuert er.

Die Erd' auch plagt er, sie der Götter
Höchste, die ewige, nimmer ermüdende,
Ackert sie um mit dem lockernden Pflug, mit der
Zucht der Pferde Jahr um Jahre.

Leichthinträumender Vögel Flucht
Fängt er listig umgarnend weg,
Auch wildschweifender Thiere Jagd
Und im Meere das Seegezücht
Mit netzgesponnenen Schlingen,
Der hochbegabte Mensch.

Voll List bewältigt er des Landes
Bergedurchwandelnde Thier' und das mähnige
Roß mit umhalsendem Joche belastet er,
Auch den rüst'gen Stier der Berge.

Das Zusammenhalten mit andern Versuchen würde hier zu weit führen. Ueber manche Auffassung läßt sich rechten, aber Unterzeichneter muß doch gestehen, daß dem Herrn Verf., der nicht eigentlicher Philolog ist, gute Kenntnis der Sprache zur Seite gestanden hat, wie man sie bey manchen Uebersetzern nicht vermerkt. Er hat dem Sophokles auch manche versteckteren Feinheiten glücklich abgelauscht und namentlich die Nüancen in den Reden der verschiedenen Charaktere scheinen sinnreich aufgefaßt und im Deutschen nachgebildet zu seyn.

Dann und wann finde ich bey Herrn Griepenkerl den Gedanken des Dichters nicht getroffen, wo er auch von den Auslegern verkannt ist. Denn trotz der zahllosen Erörterungen über die Antigone haben sich manche scheinbar ganz gesunde Stellen in allen Texten fortgepflanzt, die bey schärferer Prüfung einer Aenderung bedürfen. So lesen wir hier V. 31 ff.

Dies, sagen sie, hat Kreon, dieser edle, Dir
Und mir — ja mir auch, sag' ich — heute
kund gethan;

Und werde hier erſcheinen, zu verkündigen
Dies Allen, die's nicht wüßten u. ſ. w.
Τοιαῦτά φασι τὸν ἀγαθὸν Κρέοντα σοὶ κἀμοί, λέγω γὰρ κἀμέ, κηρύξαντ' ἔχειν, καὶ δεῦρο νεῖσθαι ταῦτα πᾶσι μὴ εἰδόσιν σαφῆ προκηρύξοντα.

Dieſer Text könnte leicht zu der ganz ſchiefen Vorſtellung verführen, als werde das der Antigone hinterbrachte öffentliche *κήρυγμα* in einen Gegenſatz geſtellt zu dem höchſteigenen Verkünden des Königs an die *μὴ εἰδότες*. Wer ſollen aber dieſe ſeyn? Doch nicht Einzelne, denen es zufällig nicht zu Ohren gekommen wäre? Auch nicht wohl die Schweſtern, denn denen wird unten nichts davon geſagt, ſ. V. 433 ff. Alſo wohl der Chor der Thebaniſchen Greiſe, welche als Rath der Alten vom Kreon berufen worden ſind? Gehörten ſie nicht auch zu der Geſammtbürgerſchaft? Sollen ſie noch nichts vom *κήρυγμα* wiſſen, das der Herrſcher nach V. 7 *πανδήμῳ πόλει*, nach V. 27 *ἀστοῖσι* hat ausrufen laſſen? Als Kreon vor ihnen erſcheint, theilt er ihnen mit, daß er ſeinen wohlbegründeten politiſchen Grundſätzen gemäß den *ἀστοὶ* den Ausruf über die Söhne des Oedipus bekannt gemacht habe, deſſen Inhalt er nochmahls wiederholt, um die Greiſe zu Wächtern ſeines Befehles einzuſetzen.

Die obige Stelle gehört zu den nicht ſeltenen Fällen, wo auch die Philologen über weiter nichts ſtreiten, als über das Zuſetzen oder Weglaſſen der Negation. Es findet nämlich dort ein Gegenſatz Statt zwiſchen *φασὶ κηρύξαντ' ἔχειν* und *σαφῆ προκηρύξοντα*. Das *τοῖσι μὴ εἰδόσιν* iſt lediglich eine auf Treu und Glauben angenommene

Conjectur von Heath und Hermann, wodurch allerdings der metrische Fehler der gewöhnlichen Lesart τοῖς μὴ εἰδόσιν gehoben wird, aber auf Kosten des Sinnes. Sophokles ließ die Antigone sagen:

καὶ δεῦρο νεῖσθαι ταῦτα τοῖσιν εἰδόσιν
σαφῆ προκηρύξοντα,

was fast ganz genau in einem von Livinejus verglichenen Römischen Codex sich erhalten hat, indem er τοῖσι μ' εἰδόσι bietet. So bleibt Antigone der in ihre Rede gelegten Bitterkeit treu. Wer verkennt sie in den Worten τὸν ἀγαθὸν Κρέοντα σοὶ κἀμοί, λέγω γὰρ κἀμέ? Und, fährt sie fort, nun heißt es, er komme hierher, um es vor den Leuten, die es ja längst wissen, recht handgreiflich auszuposaunen —, wobey der Dichter nicht ohne Absicht statt κηρύξοντα προκηρύξοντα gebraucht hat. Die Wendung τοῖς εἰδόσιν klingt fast sprichwörtlich: Aehnliches schon bey Homer. Aber recht gehört hierher Pind. Pyth. IV, 142. εἰδότι τοι ἐρέω· μία βουᾶς Κρηθεῖ τε μάτηρ καὶ θρασυμήδει Σαλμωνεῖ.

Man wird vielleicht einwerfen, die Bule habe allerdings noch nichts vom κήρυγμα gewußt. Wohl wußten die Alten als Buleuten noch nichts officielles, aber das πανδήμῳ πόλει verkündete κήρυγμα war natürlich so gut zu ihnen gedrungen, wie in die γυναικωνῖτις der Antigone. Allerdings thun sie, die willigen Diener des Machthabers, als wüßten sie den Zweck ihrer Berufung nicht; darauf aber beruht gerade Antigones Hohn τοῖσιν εἰδόσιν. Zu leugnen ist übrigens nicht, daß der Dichter den Umständen nach das κήρυγμα als bekannt oder unbekannt etwas frey gebraucht hat, wie es denn auch, eben nicht sehr wahrscheinlich, vor Tagesanbruch bekannt gemacht zu denken ist.

Aber unsere Tragödie zeigt auch an anderen Stellen, daß man an dichterischen Intentionen nicht durch prosaische Probabilitätsrechnungen und Consequenzmachereyen rütteln soll. F. W. S.

Basel,

bey Schweighäuser 1844. Die Schlacht bey St. Jacob in den Berichten der Zeitgenossen. Säcularschrift der historischen Gesellschaft zu Basel. VIII und 120 Seiten in Quart.

Die vierte Säcularfeyer jenes glorreichen Kampfes an der Birs, wo eine kleine, todestreue Schaar entschlossener Eidgenossen dem Gewalthaufen Frankreichs die Stirn bot, gab die Veranlassung, daß die historische Gesellschaft zu Basel in dem obengenannten Büchlein einen treuen Abdruck der durch Zeit und Umstände der Abfassung wichtigsten Erzählungen über jene Begebenheit veranlaßte. Viele derselben, namentlich die von Franzosen ausgegangenen, werden bey dieser Gelegenheit zum ersten Mahle veröffentlicht. Mittheilungen der Art sind nicht minder erfreulich für den Freund der Geschichte, dem sie durch ein bequemes Zusammenstellen der Berichte die Uebersicht des Ganzen und die Constatierung des Einzelnen erleichtern, als sie in dem Volke, welches der erzählten Großthaten sich rühmen darf, die Liebe für die Heimath stärken und die lebendige Ueberzeugung wecken müssen, daß, wie bey St. Jacob, so für immer nur Einigkeit und treuer Brudersinn vor fremder Herrschaft retten können.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. Stück.

Den 23. December 1844.

Göttingen.

Am 9. December begingen die Vorsteher der archäologisch-numismatischen Sammlungen hiesiger Universität zum zweytenmahle den Gedächtnistag der Geburt Winkelmanns, und zwar dieses Jahr zugleich mit der Eröffnung des neu eingerichteten academischen Kunstmuseums, über dessen hauptsächlichste Stücke Prof. Dr Wieseler vor einer ansehnlichen Versammlung von Lehrern und Studierenden einen übersichtlichen Vortrag hielt. Prof. Dr Hermann hatte dazu durch ein Programm über die Hypäthraltempel des Alterthums (VI und 34 Seiten in Quart) eingeladen, aus dessen Vorrede wir folgende Notizen über jenes Kunstmuseum und seine Bestandtheile entnehmen, worin unsere Universität einen neuen Beweis der thätigen Fürsorge ihres Hohen Curatoriums verehrt. Dasselbe befindet sich in dem unteren Geschosse des neuen Universitätsgebäudes, wo sowohl die Gypse, in deren Mitte unser unvergeßlicher Müller seine epochemachen-

den Vorträge über die Geschichte der alten Kunst gehalten hat, als auch die beßeren von denjenigen, welche bisher noch in den Sälen der Bibliothek zerstreut standen, eine Aufstellung gefunden haben, die ihnen selbst eben so sehr als dem Gebäude zur Zierde gereicht; und wenn auch dabey fortwährend noch einiger Raum zu künftigen Anschaffungen leer geblieben ist, so bietet sich doch der studierenden Jugend und sonstigen Freunden classischer Kunst schon jetzt ein Verein von Musterwerken dar, wie ihn außer Bonn keine andere Universität, und auch außerdem nur wenige größere Städte des Vaterlandes aufweisen können. Die Wände ziert ringsum das großartige Geschenk brittischer Munificenz, zwey Metopen und elf Friesplatten vom atheniſchen Parthenon nebst zwey Stücken des Frieses vom Apollotempel zu Bassae; außerdem der Amazonensarkophag aus Wien und mehre kleinere Reliefs, worunter sich namentlich das bekannte Kitharoedenopfer auszeichnet; darunter stehen kleinere Statuen und Büsten, der Eros des Praxiteles aus dem vaticanischen, die Venus Richmond aus dem brittischen Museum, und ein Exemplar der Knöchelspielerin; dann die Jupitersbüste aus Otricoli, der Homer vom Capitol, die Pallas aus der Villa Albani, nebst den Köpfen der Niobe und einer ihrer Töchter, des sterbenden Galliers, des Laokoon und seiner Söhne ꝛc.; und wie uns der letztgenannte in der Mitte des Saales noch einmahl in ganzer Figur begegnet, so umfaßt diese überhaupt eine wenn gleich geringe doch ausgesuchte Anzahl der berühmtesten Stulpturreste, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind. In erster Reihe steht auch hier wieder das brittische Geschenk der Giebelfiguren vom Parthenon, der Ilissus, der Herakles, die beiden sitzenden Grup-

pen der Moeren und der Demeter mit ihrer Tochter Kora, das Bruſtſtück des coloſſalen Poſeidon und der Kopf eines der Roſſe der Selene; dann folgt der vaticaniſche Torſo des Herakles und die tanzenden Satyrn, in deren einem wenigſtens die Schule des Skopas zu erkennen ſeyn dürfte; hierauf links von dem Laokoon die beiden Zierden des Dresdener Auguſteums, die Matrone aus Herculanum und die trauernde Ariadne nebſt einer wenn auch unvollkommenen Nachbildung der mediceiſchen Aphrodite; rechts von demſelben aber der Silen mit dem Bachuskinde nach dem in der borgheſiſchen Sammlung zu Paris befindlichen Vorbilde, der ſo genannte Niobide oder Ilioneus aus München, dahinter der vaticaniſche Apoll, und neben dieſem der borgheſiſche Fechter, zu deſſen Linken dann endlich die coloſſale Geſtalt der Aphrodite von Melos den Mittelpunct und die Krone der ganzen Aufſtellung bildet.

Was den Inhalt des Einladungsprogramms ſelbſt betrifft, ſo entwickelt dieſer den Grundgedanken, daß der freye Raum über den Mittelſchiffen der größeren griechiſchen Tempel, um deſſen willen dieſe nach dem Vorgange Vitruvs III. 1 hypaethri genannt zu werden pflegen, zunächſt die Beſtimmung gehabt habe, einen Altar im Innern des Heiligthums zu umgeben, und daß darauf der ſpecifiſche Unterſchied dieſer Gattung von Tempelgebäuden gegen andere gewöhnliche peripteros oder dipteros beruhe. Die Abhandlung unterſcheidet deshalb zuerſt in der vitruviſchen Beſchreibung ſelbſt das Unweſentliche oder bloß Theoretiſche von dem Weſentlichen, weiſt aber dieſes in den Spuren und Reſten erhaltener Denkmähler des Alterthums thatſächlich nach, widerlegt dabey im Vorbeygehen die früher verbreitete Anſicht, daß dieſe Gattung von

Tempeln vorzugsweise nur dem Cultus des Zeus angehört habe, und wendet sich dann zu der Hauptfrage über das Verhältnis, in welchem die Hypäthralconstruction zu der Beleuchtung der Tempel gestanden habe. Bekanntlich hat insbesondere Quatremere de Quincy diesen letzteren Punct so aufgefaßt, daß er einerseits für alle größeren griechischen Tempel ein Licht- und Luftloch in der Decke annimmt, andererseits aber auch in den eigentlich so genannten hypaethris die Oeffnung über der Mitte auf diesen Zweck beschränkt; und der erstere Theil dieser Ansicht hat auch neuerdings an dem geistreichen und vielseitig gebildeten Verfertiger der architektonischen Zeichnungen zu den sicilianischen Antiquitäten des Herzogs von Serradifalco, Herrn Xaver Cavallari, einen Vertheidiger gefunden, dessen aus der Construction der Tempel von Selinus und Akragas geschöpfte Gründe der Verfasser nach mündlicher Mittheilung noch weiter als sie in gedachtem Werke nieder gelegt sind, ausgeführt hat. Gleichwohl aber kann sich derselbe nicht denken, daß auf solche Art jeder specifische Unterschied zwischen den hypaethris und den übrigen Gattungen griechischer Tempel verschwunden sey, welchen Vitruv doch jene ausdrücklich als eine besondere Gattung an die Seite setzt, und da ferner die architektonischen Gründe des Herrn Cavallari selbst kein bloßes Licht- und Luftloch, sondern die Befreyung des ganzen mittleren Raumes der Cella von dem Dache fordern, so hat er eben für die Hypäthralconstruction, die wesentlich nur mit dem letzteren Begriffe verbunden ist, noch eine andere Bestimmung in Anspruch genommen, die auf die Mehrzahl der griechischen Tempel, deren Altar vor dem Heiligthume stand, keine Anwendung findet, während sie durch die

Aufstellung des Altars innerhalb der Tempelmauern eben so nothwendig bedingt war. Daß dieser letztere Fall auch ohne die von Vitruv geforderten zwey Seitenschiffe mit Emporbühnen vorkommen konnte, gibt er zu, und erkennt gern mit Hrn Cavallari den Hypäthralcharakter auch noch in einem weiteren Kreise an, sobald die von jenem nachgewiesenen architektonischen Kennzeichen wirklich eintreten; wo jedoch dieses nicht Statt findet, sieht er um so weniger Ursache, jenen Charakter analog auch über andere Tempel auszudehnen, als er, wie gesagt, diese Frage ganz von der nach der etwaigen Beleuchtungsart der alten Tempel trennt, und der Oeffnung des hypaethros einen ganz andern Hauptzweck beylegt, der nachweislich bey der Mehrzahl der griechischen Tempel gar nicht eintrat. Eben daraus fällt dann aber endlich auch noch ein Licht auf den Standpunct der Götterbilder in dieser Art von Tempeln, der namentlich für den atheniſchen Parthenon, aber auch für andere der bedeutendsten griechischen Heiligthümer bis auf diesen Tag streitig ist, indem einige das Tempelbild mitten unter dem offenen Raume der Cella stehen lassen (G. G. A. 1832, S. 856), andere es hinter diesen stellen oder selbst in den Opisthodomos verlegen: der Vf. thut dar, daß nur die mittlere dieser Ansichten zulässig ist, und wenn auch in solchen Fällen, wo die Cella von keinem inneren Säulengange umgeben ist, die dritte thatsächlich mit ihr zusammenfällt, der Standort des Bildes doch nie Opisthodomos genannt werden darf; unter dem offenen Raume der Mitte aber hat der Altar seinen Platz, und kann eben deshalb das Bild nie dort, sondern nur hinter diesem unter einem Dache stehen. Die meisten dieser Ansichten sind zwar schon früher in gelegentlicher Beziehung von Völkel, Ul-

richs und Andern ausgesprochen worden, und sollen in so fern auf Neuheit der Erfindung keinen Anspruch machen; doch hat, so viel der Verf. weiß, noch Niemand diese zerstreuten Aeußerungen unter dem Brennpuncte eines methodisch durchgeführten Princips gesammelt, und je größer sich eben deshalb doch fortwährend die Widersprüche und Schwankungen der archäologischen Urtheile über diesen wichtigen und interessanten Gegenstand — der Verf. nennt ihn die Dome des Alterthums — zeigen, desto weniger befürchtet er mit diesem Versuche etwas Ueberflüssiges gethan zu haben.

Göttingen,

bey Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Geschichte und System der altdeutschen Religion von Wilhelm Müller. XIV und 424 Seiten in Octav.

Es gibt so manche Fächer des menschlichen Wissens, welche bis zum Ekel durchgepflügt werden, so daß man fast mit einem inneren Grauen jedes neue Buch zur Hand nimmt, welches eine noch weitere Bearbeitung derselben verheißt. Ganz anders aber verhält es sich mit dem obigen Werke. Es behandelt eine eben erst sich entwickelnde neue Wissenschaft auf eine eigenthümliche neue Weise, und kann daher dieser selbst nur förderlich seyn und von allen Freunden derselben als ein willkommenes begrüßt werden.

Die deutsche Mythologie als Wissenschaft steht mit dem Namen Jacob Grimms in so nahem Zusammenhange, daß es unmöglich ist, jener zu gedenken, ohne seiner zugleich als ihres Gründers zu erwähnen. Er ist der erste gewesen, der den Sinn dafür in unsern Tagen geweckt und eine Masse

von Stoff gesammelt hat, der noch manchen Arbeiten zur Unterlage dienen wird. Darum wird bey solchen aber auch stäts die erste Frage seyn: 'in welchem Verhältnisse stehen sie zu dem Grimmschen Werke'? Und so auch hier.

Da die Mythologie eines Volkes, mag man sie nun rein äußerlich oder von einem höheren wissenschaftlichen Standpuncte auffassen, nur das Resultat aus einer Menge von Einzelnheiten seyn kann, die Stoff zu Reflexionen und Zusammenstellungen bieten, so kommt es zunächst auf eine vollständige Sammlung jener einzelnen Daten an. Dieser nie genug zu dankenden Arbeit hat sich Jacob Grimm unterzogen, und jeder Deutsche kann sich glücklich fühlen, daß sie in die Hände gerade dieses Mannes gefallen ist. Denn keiner war wohl in den Ueberresten des deutschen Alterthums so bewandert wie er; keiner mag sich mit ihm, was eminente Belesenheit in jenem Fache angeht, vergleichen; und wohl keiner endlich hat das Gelesene in solcher klaren Ordnung sich anzueignen und zu excerpieren gewußt, daß diese Excerpte unter einem allgemeinen Titel zusammen gefaßt, gleich fertig als ein Kapitel seines Werkes vorlagen. Wohl kein späterer Bearbeiter wird über zu wenig Gesammeltes klagen; er wird eher Gefahr laufen von der Masse des Stoffes erdrückt zu werden.

Soll jedoch eine Mythologie nach ähnlichen Grundsätzen behandelt werden, wie sie Otfried Müller in seinen Prolegomenen entwickelt, so ist hierfür freylich, dies auf die deutsche Mythologie angewandt, noch viel, oder vielmehr Alles zu thun. Natürlich, denn keine Wissenschaft kann mit dem anfangen, was ihr Ziel, ihr letztes Resultat seyn soll, und es kann wahrhaftig kein Vorwurf darin liegen, wenn man behauptet, das

Grimmsche Werk bestehe aus einer Masse von Einzelnheiten, die noch auf ihre Zusammenstellung in dem Geiste warten, wie der Deutsche überhaupt vermöge seiner durch Abstammung und Schicksale entwickelten Individualität zum klaren Bewußtseyn seiner religiösen Vorstellungen gelangte. Zwar sind solche Verbindungen und Beziehungen von Daten auch schon hier und da von Jacob Grimm angegeben, aber es scheint immer nur zufällig bey dem sich gerade Darbietenden geschehen zu seyn. Wenigstens sind solche Beziehungen nie nach einem festen leitenden Principe allenthalben durchgeführt und aufgesucht. Ja oft sogar scheint das Gefühl oder der poetische Sinn allein über solche Verwandtschaften und Beziehungen zu entscheiden, deren manche für eine Religion viel zu künstlich und viel zu weit hergeholt erscheinen. Wir wiederholen nochmahls, es kam Jacob Grimm weniger darauf an, einen Zusammenhang der einzelnen Theile unserer deutschen Mythologie zu lehren, als vielmehr nur alles zu retten und zusammen zu stellen, was überhaupt noch als Material dazu benutzt werden kann.

Unser Werk hat es sich dagegen zur Hauptaufgabe gemacht, neben critischer Sichtung des Stoffes einen inneren Zusammenhang der so vereinzelt dastehenden Angaben und Quellen über unsere Mythologie zu vermitteln. Leider hat der leitende, alles verbindende Faden nicht aus deutschem Stoff gewoben werden können; man mußte zum Norden seine Zuflucht nehmen. Hier fand sich eine Mythologie, in welcher Zusammenhang Statt findet, und davon ward das uns Fehlende entlehnt. Das Verfahren des Verfs dabey ist folgendes.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

206. 207. Stück.

Den 26. December 1844.

Göttingen.

Schluß der Anzeige: 'Geschichte und System der altdeutschen Religion von Wilh. Müller.'

Eine Schilderung des nordischen Göttersystems wird wie ein Bild vor uns ausgebreitet, jedoch nicht sklavisch nach den gewöhnlichen im Schwange gehenden Angaben, sondern mit strenger Berücksichtigung des Wesens der Götter, so daß der Verf. auch in dieser Beziehung für die Auffassung der skandinavischen Religion selbst nicht Unwichtiges leistet. Nun werden alle einzelnen Data der deutschen Mythologie, die sich wie getrennte Stückchen eines großen Mosaikgemähldes erhalten, genommen und nach Farbe und Gestalt auf die schon fertige entsprechende Unterlage gelegt. Sie bilden für sich kein vollständiges Bild, aber der Beschauer sieht doch ein solches, der allenthalben durchscheinende Untergrund vermittelt es.

Hier kann nun zunächst über die Zulässigkeit eines solchen Verfahrens für deutsche Mythologie gestritten werden. Der Verf. rechtfertigt es, ein-

mahl mit der unumstößlich zu beweisenden Thatsache, daß die deutsche und die nordische Götterlehre eine Menge gleicher Götternamen gemeinschaftlich führen; und dann mit der Stammeseinheit des Deutschen und des Skandinaviers, welche sowohl durch die äußere Erscheinung und mehr noch durch die Sprache dargethan wird. Ref. erlaubt sich hierzu nur die kurze Bemerkung, wie er völlig damit überein stimme, daß ein solches Verfahren für den Norden Deutschlands unzweifelhafte Resultate gebe. Aber der Süden unseres Vaterlandes? Der Zug der Einwanderung ist hier mehr von Osten, dem Lauf der Donau folgend, und von Süden her geschehen, und woher die Menschen kommen, daher bringen sie auch Ideen und Vorstellungen mit. Sollte hier die ganz anders ausgeprägte deutsche Individualität nicht auch auf eine in mancher Hinsicht andere Auffassung von religiösen Ideen schließen lassen? Wenigstens könnte dies bey übrigens ganz gleichen Götternamen recht wohl Statt gehabt haben. Wir werden am Schlusse Gelegenheit haben, noch einmahl auf diesen Punct hinzuweisen. Dahingegen müssen wir auf einen andern Vortheil, welchen das Verfahren des Verfs bietet, schon hier aufmerksam machen. Es zeigt sogleich, welcher Stoff brauchbar, welcher vorerst bis zu weiteren Entdeckungen zurück zu legen, und welcher endlich, indem man ihn bisher für mythologische Bausteine hielt, diese Natur aber durchaus nicht in sich tragend, für alle Zeiten aus einer deutschen Mythologie auszuscheiden seyn wird.

Der Verf. vertheilt seinen zu behandelnden Stoff in zwey Bücher. Das erste enthält in drey Kapiteln die Geschichte der altdeutschen Religion; eine Einleitung, Nachricht über die Quellen für

Erkenntnis derselben gebend, geht voraus. Das zweyte in 7 Kapiteln, ist den göttlichen Wesen gewidmet. Die beiden Kapitel: 'Götter in ihrem Verhältnis zu Welt und Menschen', und 'die einzelnen Gottheiten' enthalten jene Vergleichung der altdeutschen und nordischen Mythologie. Sie müssen durchaus im Zusammenhange aufgefaßt werden und eine Mittheilung von Einzelnheiten wäre ganz unthunlich. Neben den höheren Göttern sind auch alle die Wesen nicht vergessen, an welche der Deutsche überhaupt religiöse Vorstellungen knüpfte. Dahin sind Helden, Riesen und Zwerge, Nornen und Walkyrien, und sonstige untergeordnete Wesen zu zählen.

Schon aus der Sache selbst geht es hervor, und der Verf. bekennt es auch offen, daß er meist mit dem schon von Jacob Grimm gesammelten Stoff gearbeitet habe. Jedoch hat er sich nicht allein darauf beschränkt, sondern hat selbst weiter geforscht; und die Nachlese, welche er jetzt dem wissenschaftlichen Publicum bietet, ist nicht unbedeutend. Dahin gehört z. B. um nur Einzelnes anzuführen, die wichtige Stelle im Rhabanus Maurus Op. T. V. p. 605', welche so schön zum Commentarius des cap. 21 des bekannten Indiculus superstitionum, de Lunae defectione, quod dicunt vinceluna; mehr noch das Herüberziehen des Celtischen, wodurch manche dunkele Namen und Bedeutungen, Beleda, Aurinia, vor allen aber die Gottheit Thegathon, mit welcher Niemand etwas anzufangen wußte, vollkommen klar werden, u. A. m. Es ist unmöglich, hier auf alle diese Einzelnheiten vollständig einzugehen.

Die einzelnen Erörterungen des Verfs lassen vermuthen und beweisen an manchen Orten, daß unserem Germanischen Alterthum ein bedeutender

Theil vom Celtischen anklebt. So wird auch die Gottheit Osta oder Ostara nicht der deutschen, sondern der celtischen Mythologie vindiciert. Ref. hatte schon in seiner niedersächsischen Geschichte die Vermuthung aufgestellt, daß dieser Gott mehr der dienenden Classe, als den freyen sächsischen Landbesitzern anzugehören scheine, und von jener wieder behauptet, daß sie nicht die ganz reine germanische Einwanderung, sondern nebenbey den Niederschlag der Urbewohner, also der Celten, zu repräsentieren habe, der sich nur mehr der erobernden Nationalität der Germanen anschmiegte. Diese Annahme ist zwar hier und da vornehm getadelt, weil es den Mönchen des Mittelalters nicht gefallen hat, ein Wort darüber nieder zu schreiben, sie findet hier jedoch eine auffallende Bestätigung.

Man sieht es dem Werke Jacob Grimms an, daß er mit besonderer Vorliebe das Kapitel des Aberglaubens bearbeitet habe, weil ihm hier in so manchem wunderbaren Gebrauch, in so manchem unerklärbaren Glauben ein erhaltener Ueberrest aus dem Heidenthume entgegen zu leuchten schien, der bewahrt, und von dem für eine Mythologie Anwendung gemacht werden müsse. Unser Verf. hat diesen Stoff meist ganz zurück gewiesen, und wie wir glauben, nicht mit Unrecht. Der Aberglaube ist keinesweges ein fertiges, abgeschlossenes Gebiet, der uns nur aus einer fernen Zeit überkommen ist; es ist ihm ferner nicht allein das Heidenthum zur Basis anzuweisen; täglich noch bauen verschiedene Gewalten an Vermehrung und Veränderung dieser Masse, Eigennutz, Dummheit, Zufall (durch Misverstehen einzelner Data und Fortpflanzung des Misverstandes) und wir müssen gestehen, neben diesen und unzähligen andern Motiven auch mitunter — die Poesie. Zwischen dem Erklärlichen

und nicht Erklärlichen, zwischen dem Zeitlichen und dem Ewigen befindet sich eine ungeheure Kluft. Die Religion ist es, welche sich bemüht, diese auszugleichen und beide Gebiete mit einander zu vereinigen. Aber noch keiner scheint es gelungen zu seyn, dies so zu bewerkstelligen, daß nicht hier und da noch eine Fuge sichtbar bliebe. Dies sind die Räume, in welche sich von unerklärbarer Gewalt getrieben, die Wasser des Aberglaubens stürzen um die Leere auszufüllen. Je unvollkommener daher die Religion, je größer der Aberglauben; aber auch die Christen werfen sich dessen unter einander noch genugsam vor. Seltener ist eine Religion selbst erste Quelle des Aberglaubens, diese ist vielmehr der Mensch selbst mit seinem Innern, wo sich aller Verschiedenheiten ungeachtet, bey allen Racen, bey allen Zuständen der Cultur und zu allen Zeiten so viele sich auf ein Haar gleichende Züge und Neigungen verfolgen lassen. Die Religion verhält sich hier wie übergeworfener Boden, welcher der Quelle einen mehr oder weniger freyen Abzug gestattet, sie aber nie ganz zu stopfen vermochte. Wegen des gleichen Untergrundes haben daher auch so unendlich viele Aeußerungen des Aberglaubens einen so eigenthümlichen sich allgemein gleichenden Charakter, daß es fast unmöglich ist nachzuweisen, bey welchem Volke, zu welcher Zeit, und bey welcher gerade herrschenden Religion er zuerst entstanden sey und daher auch etwas vom Charakter derselben an sich trage. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß noch nicht bey dem zwanzigsten Theile der Aeußerungen des Aberglaubens jene Beziehungen klar nachgewiesen werden können.

Zum Schlusse möchte Ref. noch darauf aufmerksam machen, was seiner Meinung nach das Ziel

für alle Bestrebungen seyn muß, die man einer deutschen Mythologie widmet. Wir haben eine Menge Stoff dazu, einen großen Theil davon jetzt schon nach seinem Zusammenhange geordnet, aber noch immer schwebt das Ganze wie eine Wolke über dem Boden der Geschichte des Volkes, auf welchen es sich noch nicht niederlassen kann. Denn fragt man: bey welchem Stamme und zu welcher Zeit war nun jenes mythologische System wirklich vorhanden? so bleiben wir die Antwort schuldig. Denn unmöglich kann dieses bey allen Stämmen und zu allen Zeiten gewesen seyn, dagegen spricht schon die Geschichte, die verschiedene Individualitäten und verschiedene Verfassungen in einzelnen Theilen unseres heidnischen Vaterlandes nachweiset. Mit Entwickelung der äußeren Zustände der Griechen und Römer geht in einem klar nachweisbaren Zusammenhange die Entwickelung ihrer religiösen Vorstellungen und Ansichten Hand in Hand, und gerade dieser Umstand ist es, der es uns möglich macht, so tiefe Blicke in das innere Wesen dieser Völker und in den Charakter der Zeit zu thun, in welcher sie als Sterne erster Größe glänzten. Sollte es nicht möglich seyn, deutsche Mythologie und deutsche Volksgeschichte in einen ähnlichen Zusammenhang zu bringen? Ref. sieht das Schwierige einer solchen Aufgabe aus eigener Erfahrung vollkommen ein, und begreift, wie Mancher sie als eine Unmöglichkeit von vorne herein von der Hand weiset. Treue Forschung hat aber schon viel möglich gemacht, woran früher Niemand glauben wollte, ja die deutsche Mythologie, so wie sie jetzt vor uns liegt, ist selbst ein Beweis hierfür. Sie wird aber erst dann recht fruchtbar, wenn wir ihre temporäre und locale Entwickelung und die davon abhängenden Erscheinungen im Volksleben verfol-

gen können; denn sind wir dies nicht im Stande, so wird sie weniger einen Zweig unserer Geschichte bilden können, als vielmehr in das Gebiet der Poesie oder doch der poetischen Anschauungen unseres Volkes verwiesen werden müssen. Daher glaubt Ref., daß mit der von der Geschichte abgesonderten Bearbeitung der Mythologie, auch wenn sie mit noch so vielen Einzelnheiten vermehrt würde, für Kenntnis des deutschen Alterthums weniger gewonnen wird; erst aus der stäten Hinweisung auf Zeit und Ort kann ihre schönste Frucht erwachsen.

Schaumann.

London,

bey John Churchill, Princes Street Soho 1843. Medical history of the expedition to the Niger during the years 1841 — 1842 comprising an account of the fever which led to its abrupt termination by J. O. Mc William, M. D. surgeon of H. M. S. Albert and senior medical officer of the expedition. Mit mehreren Abbildungen und einer Karte des Niger. VIII u. 287 Seiten in Octav.

Die letzte, von der englischen Regierung ausgeschickte Nigerexpedition hat in mehr als einer Hinsicht ein allgemeines Interesse erregt. Es knüpften sich an sie große Hoffnungen einer näheren Kenntnis dieser Länder; man erwartete von ihr, daß sie neue Wege in das Innere von Afrika eröffnen und die Bahn zu einer gänzlichen, wenn gleich allmählichen Unterdrückung des Sklavenhandels brechen würde. Ihr unglücklicher Ausgang, herbey geführt durch den Ausbruch eines sehr bösartigen Fiebers am Bord der dazu bestimmten Schiffe, wurde seiner Zeit auch in den deutschen Zeitungen wiederholt besprochen.

Das vorliegende Werk bringt uns nun eine genaue Schilderung jener Krankheit und eine ausführliche Beſchreibung der ganzen Expedition in mediciniſcher Hinſicht, verfaßt von dem erſten ärztlichen Beamten der Expedition. Es hat nicht bloß ein locales Intereſſe für die Kenntnis des Fiebers am Niger, es iſt vielmehr als ein wichtiger Beytrag zur Kenntnis der in den Tropen herrſchenden Fieber überhaupt zu betrachten.

Die erſte Abtheilung S. 1—130 enthält eine kurze Geſchichte der Expedition überhaupt, beſtimmt, dem rein mediciniſchen Theil als Baſis zu dienen. Drey eiſerne Dampfſchiffe, Albert und Wilberforce, von je 70, und Soudan, von 35 Pferdekräften, waren eigens zu dieſem Zwecke gebaut und mit der möglichſten Sorgfalt ausgerüſtet worden. Kein Mittel wurde dabey verſäumt, welches das Gelingen der Expedition ſichern und namentlich die bekannten ſchädlichen Einflüſſe des Climas jener Gegenden abhalten konnte. Die Schiffe waren mit den ausgedehnteſten Vorrichtungen zur Ventilation und Luftreinigung verſehen; ihre Bemannung war auserleſen. Sie verließen England im Frühling 1841 und erreichten nach mehrfachem Aufenthalt an einzelnen Puncten der afrikaniſchen Weſtküſte die Nigermündung am 13. Auguſt. Von da ſteuerten ſie flußaufwärts. Bis zum 2. September, wo ſie Iddah, die Hauptſtadt des Königreiches gleiches Namens erreichten (unter 7° 6′ 10 nördlicher Breite), befand ſich die ganze Mannſchaft vollkommen wohl. Am 4. September, während ſie noch bey Iddah vor Anker lagen, brach das Fieber faſt gleichzeitig auf allen Schiffen aus und erreichte bald eine ſolche Höhe, daß die ganze Expedition dadurch gelähmt wurde. Die drey Schiffe drangen noch bis zum Zuſammenfluß

des Niger und Tschadda vor (etwa 7° 50′ nördl. Breite, 272 englische Meilen von der See), wo eine Musterwirthschaft angelegt werden sollte, dort wurde aber wegen fortwährender Zunahme des Fiebers ihre Lage so bedenklich, daß zwey von den Schiffen, der Wilberforce und Soudan, wieder zurück gingen und nur der Albert die Reise stromaufwärts weiter fortsetzte. Er kam bis Egga (340 engl. Meilen von der See), wurde aber dort wegen Zunahme der Erkrankungen unter der Mannschaft ebenfalls zur Umkehr genöthigt. Am 14. October, also 2 Monate nach seinem Eintritt in den Fluß, hatte er dessen Mündung wieder erreicht und damit war die Expedition für diesmahl geschlossen. Der Einfluß der krankmachenden Potenzen auf die Bemannung war so intensiv gewesen, daß von 145 Weißen 130 vom Fieber befallen, und nur 15 frey geblieben waren; 40 der Befallenen waren gestorben. Im folgenden Jahre (Juli 1842) machte der Wilberforce einen zweyten Versuch, den Niger zu befahren; er kam bis zum Zusammenfluß des Tschadda und Niger, und wiederum wurden die meisten Weißen am Bord vom Fieber befallen (7 unter 8; 2 starben).

Die zweyte Abtheilung des Werkes, von S. 131 bis 244, enthält eine Beschreibung des Fiebers, seiner Nachkrankheiten, der wahrscheinlichen Ursachen und der dagegen versuchten Mittel. Der Verlauf dieser Krankheit zeugt von einem hauptsächlichen Ergriffenseyn des Nervensystemes, mit verhältnismäßig unbedeutender Theilnahme der Kreislaufsorgane: materielle durch die Section nachweisbare Veränderungen einzelner Organe fehlen, außer bey den Nachkrankheiten, fast ganz. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen diesem Nigerfieber und unserem europäischen typhösen Fieber ist nicht zu

verkennen. — Die Vorläufer sowohl als der Anfall sind in einzelnen Fällen sehr verschieden. Gewöhnlich gehen 24 Stunden und länger dem eigentlichen Anfall vorher: Kopfschmerz, Spinalschmerz, Frösteln, allgemeine Oppression, bisweilen auch brennende Hitze im Epigastrium. Der eigentliche Anfall beginnt selten mit heftigem Schüttelfrost, fast immer aber mit Frösteln; der Kopfschmerz nimmt zu, es tritt Schwindel ein, der Blick wird wild; große Aufgeregtheit, unerträgliche Uebelkeit, erschwertes Athmen stellen sich ein. Die Dyspnoe ist bisweilen sehr heftig, dauert 1 — 4 Stunden, wird durch freywilliges Erbrechen oder Schweiß erleichtert. Die Haut sehr heiß, trocken und pergamentartig. Sehr heftiger Durst: die Zunge in der Mitte unrein, feucht, an den Rändern eingekerbt; der Unterleib verstopft, das Epigastrium immer empfindlich, wenigstens beym Druck. Puls klein, oft schwach, beschleunigt.

Nach 3 — 6 Stunden erfolgt ein Nachlaß des Fiebers. Durst und Oppression nehmen ab unter Eintritt von Schweiß. Dieser hat bisweilen einen sehr unangenehmen Geruch, namentlich in Fällen, die mit dem Tode endigen. Nach 8 bis 12 Stunden geht die Remission in Intermission über. Nach 6, 10 — 12 Stunden kehrt der Anfall gewöhnlich wieder; seltener dauert die Intermission 24 — 48 Stunden. Eine solche längere Pause ist aber nicht als ein günstiges Zeichen zu betrachten. Eine deutlich ausgesprochene Periodicität läßt sich nicht bemerken; doch kommen die Anfälle gewöhnlich am Abend und dauern bis 8 Uhr Morgens, wo beträchtliche Remission eintritt; eine vollständige Intermission ist selten. Critische Tage lassen sich nicht wahrnehmen.

Wenn am 8ten bis 9ten Tage keine wesentliche Besserung eintritt, ist die Prognose meist sehr schlimm. Die Schwäche, Aufregung und Reizbarkeit nimmt zu, die Remissionen werden immer undeutlicher, Haut und Zunge trocken, Puls klein, unregelmäßig. Das Fieber wird schleichend, asthenisch. Bisweilen tritt Geisteszerrüttung hinzu. Der Tod erfolgte zwischen dem 3. und 43sten Tage der Krankheit.

Im günstigen Falle werden die Remissionen deutlicher, die freyen Zwischenräume länger. Die Haut wird feucht, der Durst nimmt ab, der Puls wird weicher und voluminöser. Der Urin wird reichlicher gelassen; bisweilen tritt Diarrhoe ein; der Appetit bessert sich.

Als begleitende Erscheinungen kommen vor: Delirien, ängstigende Träume, bisweilen Convulsionen, krampfhafte Schlingbeschwerden; einigemahl Gelbsucht. Schwarzes Erbrechen fehlt durchaus, eben so Petechien und Sudamina.

Die Leichenöffnungen (die leider nicht immer auf eine befriedigende Weise ausgeführt werden konnten) ergaben sehr wenige materielle Veränderungen. Die Dura mater und Arachnoidea waren immer normal; die pia mater nur einmahl geröthet. Zweymahl waren das Corpus callosum und die Wände der Hirnventrikel erweicht. Die Brustorgane waren nie wesentlich verändert. Die Schleimhaut des Darmcanales dagegen erschien gewöhnlich aufgelockert, erweicht, die Peyerschen Drüsen am Ende des Ileum und die Drüsen des Colon waren häufig angeschwollen, doch konnte diese geringe Affection in keinem Falle als die Ursache des Todes angesehen werden. Leber und Milz waren nicht

verändert. Das Blut war in einigen Fällen noch mehrere Stunden nach dem Tode flüssig. Leider konnte es nicht näher untersucht werden.

Nach Ablauf des eigentlichen Fiebers treten sehr häufig Nachkrankheiten ein; fast immer bleibt nämlich als Folge eine sehr große Irritabilität und Schwäche der Schleimhaut des Darmcanales zurück. Es entstehen leicht Diarrhoe, Dysenterie, Kolik, Verschwärung der Schleimhaut des Darmcanales, die sich bis zur Perforation steigern kann, und Blutungen aus der Schleimhaut. Eine andere sehr häufige Nachkrankheit sind intermittierende Fieber, die der Verf. nur als einen geringeren Grad des remittierenden Fiebers betrachtet.

Die Ursachen des Fiebers, die Natur des Miasma, sind hier, wie überall noch sehr in Dunkel gehüllt. Am Niger, wie in anderen Tropengegenden disponieren unstreitig sumpfiger Boden, üppige Vegetation, häufige Ueberschwemmungen, hohe Temperatur zur Krankheit; aber worin besteht das eigentliche Miasma? Der Verf. hat durch eine Reihe gründlicher Untersuchungen nachgewiesen, daß Schwefelwaßerstoffgas, welches von Manchen für das eigentliche Miasma gehalten wird, am Niger wenigstens, nicht als solches betrachtet werden kann, da es dort nirgends sich nachweisen läßt. Am wahrscheinlichsten bilden hier wie überall in der Zersetzung begriffene thierische und pflanzliche Stoffe, welche in der Luft zertheilt (fest oder in Gasform) von den Lungen aufgenommen werden, das eigentliche Miasma, aber wie diese wirken bleibt nach wie vor unbekannt. Es scheint, daß der Organismus erst mit dieser ihm feindlichen Substanz gesättigt seyn muß, ehe das Fieber ausbricht. Erst 16 — 20 Tage nachdem die

Expedition sich im Niger aufgehalten hatte, zeigte sich das Fieber. Die Intensität dieses Miasma ist aber so groß, daß, wie schon oben erwähnt, von 145 Weißen 130 von der Krankheit befallen wurden. Daß sich aus dem Miasma ein Contagium hervor bilden könne, ist nicht wahrscheinlich; in keinem einzigen von den vielen beobachteten Fällen konnte auch nur entfernt an eine Fortpflanzung der Krankheit durch Contagien gedacht werden. Die Eingeborenen werden von dem Miasma viel weniger afficiert als die Weißen, doch sind sie nicht ganz frey von seinem Einflusse; die Krankheit erscheint bey ihnen nicht bloß seltener, sie verläuft auch milder.

Was die Behandlung betrifft, so erkennt der Verf. als das einzige souveraine Mittel zur Heilung des Fiebers sowohl als der Nachkrankheiten, die schleunigste Entfernung aus der ungesunden Gegend in ein beßeres Clima. Er wandte außerdem noch örtliche (seltener allgemeine) Blutentziehungen, Vesicantien, Calomel mit und ohne Opium, Purgantien, Diaphoretika, Chinin ꝛc. an. Die Indicationen zur Anwendung dieser Mittel sind in der Schrift nieder gelegt. 16 ausführliche Krankheitsgeschichten, mehrere mit den Ergebnissen der Leichenöffnung, schließen diese Abtheilung.

Der dritte Abschnitt des Werkes, von S. 245 bis 287, enthält als Anhänge: eine Darstellung des Zustandes der (Volks-) Heilkunde am Niger; Detailbeschreibung (mit Abbildung) der vortrefflichen an den Schiffen angebrachten Einrichtungen zur Ventilation und Luftverbeßerung; Meteorologisches; einen kurzen Abriß der Geologie des Niger.

J. B.

Berlin,

gedruckt und verlegt bey G. Reimer 1843. **Die Geschichte des Ursprungs der belgischen Beghinen** nebst einer authentischen Berichtigung der im 17. Jahrhundert durch Verfälschung von Urkunden in derselben angestifteten Verwirrung. Von Dr E. Hallmann. Mit Abbildungen auf 3 Tafeln. X und 134 Seiten in Octav.

Eine kleine, aber nicht unbedeutende Schrift, die sich selbst als einen 'Beytrag zur historischen Critik' bezeichnet. Der Verf. benutzte seinen Aufenthalt in Belgien, um sich über den Gegenstand derselben an Ort und Stelle zu orientieren. Als anscheinend wohl begründetes Resultat dieser Untersuchung stellt sich heraus, daß das noch jetzt in Belgien bestehende Institut der Beghinen über hundert Jahre jünger ist, als man nach Mosheims gründlichen Forschungen (zuletzt noch Gieseler) angenommen hat. Um 1626 nämlich brachte man in Belgien, wo bis dahin Lambert le Begues (balbus) als Stifter der ersten Beghinengesellschaft (1134 bey Lüttich) angesehen war, die Meinung in Umlauf, Begga, eine Tochter Pipins von Landen, habe schon vor dem Ende des 7. Jahrhunderts das erste Beguinagium gestiftet. Ein erbitterter literarischer Streit entstand alsbald, der erst 1630 beendet schien, als einige Urkunden über den Beghinenhof bey Vilvorde veröffentlicht wurden, nach denen schon 1065 ein völlig geordnetes Beghinenhospiz daselbst bestanden haben mußte. Man hat bis jetzt an diese Urkunden geglaubt. Der Vf. nun beleuchtet sie von allen Seiten, gibt auch ein Facsimile, wonach denn kein Zweifel seyn kann, daß wir es mit evidenten

Verfälschungen zu thun haben, die frühestens dem Ende des 14. Jahrhunderts angehören. — Dies ist das eigentliche Verdienst der vorliegenden Schrift. Die Verfälschung ist mit vieler Umsicht und Gelehrsamkeit dargethan. Was im Uebrigen von dem Institute der belgischen Beghinen gesagt wird, ist mehr äußerlich: Kleidung, Verfassung u. s. w. wird besprochen, so weit es noch für die Gegenwart Interesse hat. Nach Geist und Sittlichkeit des Institutes und nach dem Verhältnisse der belgischen Beghinen zu den ketzerischen in Deutschland erkundigt man sich vergebens.

Wenn der Verf. seiner Seits den alten Lambert für den Stifter des Institutes hält, so wollen wir darüber nicht mit ihm rechten. Sehr fest steht diese Ansicht bey ihm nicht, s. Anhang II. Dagegen bezweifeln wir, daß die frommen Schwestern von dem Beynamen dieses Mannes (le Begues = bègue) ihren Namen erhalten haben. Die Ordensmenschen nennen sich zwar vielfach nach ihren Stiftern, aber nicht nach deren zufälligen und unschönen Eigenthümlichkeiten. Ein Ekelname aus dem Munde des Volkes, den man acceptiert hätte, kann es auch nicht seyn. Denn Lambert war der Mann des Volkes und das Beghineninstitut scheint anfangs nur freundlich vom Volke beachtet zu seyn. — Uns hat es gewundert, daß der Verf. gar nicht eingegangen ist auf Gramayes Etymologie a lineo capitis velamine = Beccam, noch jetzt flämisch begyne. Schon in den Albigenserkriegen kommt der Name vor. Freylich wird es dann zuletzt darauf hinaus kommen, ob das Ey früher war oder die Henne.

S. 69. Z. 4 von unten ist 'mich' wohl ein Druckfehler. Dankenswerth ist Anhang IV. die ausführliche Nachricht über die benutzten Bücher.

Unter den beygegebenen Tafeln ist nur die zweyte von Bedeutung, als Facsimile der gedachten Urkunde. Die erste stellt das Costüm des jetzigen Beghinen vor; die letzte gibt einen Situationsplan der Localitäten um Vilvorde, wodurch das Verständnis der Deductionen des Verfs allerdings erleichtert wird. K. Kd.

Utrecht,

bey Kemink 1843. Specimen historico-medicum de Coffea. Autore J. E. van der Trappen. 152 Seiten in Octav.

Diese nach hergebrachter holländischer Weise in gutem Latein verfaßte Doctor-Abhandlung gibt eine ziemlich vollständige Darstellung alles dessen, was bisher über den Kaffee geschrieben worden ist, ohne jedoch irgend eine neue Wahrnehmung hinzu zu fügen. Im ersten Theile wird das Historische (Herkunft, Einführung, Anbau; in Europa wurden jährlich 294 Millionen Pfund eingeführt S. 51), im zweyten das Naturhistorische, im dritten das Medicinische abgehandelt, aber, wie bemerkt, mehr compilatorisch als critisch.

In einem angehängten Gedichte, das so beginnt 'Zoo hebt Ge uw' studie dan volbragt!' wird dem Verf. zu seinen vollbrachten Leistungen Glück gewünscht. Die vorliegenden, bestimmt pro Gradu doctoratus summisque in Medicina honoribus ac privilegiis in Academia Rheno-Trajectana scheinen uns gerade nicht sehr glänzend zu seyn, und was seine angehängten Theses (Sententiae betrifft, so glauben wir, daß er schon in der ersten: Maxima parte sentiendum hisce: 'Quo magis populus animi cultura polleat, eo magis non tantum morbis afficitur, sed imo praedispositus videtur', sich ganz und gar im Irrthume befindet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 28. December 1844.

London.

Published for the proprietor, by F. Howard, 22, Tonbridge Place, New Road; and to be had of P. et D. Colnaghi, Pall Mall, East; T. Cadell, Strand; W. Pickering, Piccadilly; and W. J. White, Brownlow Street. 1842. Hypogaei, or Sepulchral Caverns of Tarquinia, the capital of ancient Etruria. By the late James Byres, Esq., of Tonley, Aberdeenshire, nearly forty years antiquarian resident at Rome, prior to 1790. Edited by Frank Howard. Fünf Theile in Imperial-Folio, die fünf ersten mit 8, der sechste mit 9 Kupfertafeln, ein jeder mit 1 Seite Text.

Die Beschreibung, welche Mrs Hamilton Gray von den interessanten Hypogäen des alten Etruriens geliefert hat, hatte diesen in England die öffentliche Aufmerksamkeit in dem Grade zugewendet, daß der Eigenthümer sich entschloß, die lange unberücksichtigt gebliebenen Byresschen Kupferstiche

Tarquinienſiſcher Grabkammern und ihres Inhaltes durch Herrn Frank Howard herausgeben zu laſſen.

Den Archäologen von Fach ſind Byres und ſeine Zeichnungen — dieſe wenigſtens im Allgemeinen, genauer freylich nur zum Theil — durch mehrfache Anführungen und Copien bekannt; vgl. Winckelmann, Storia u. ſ. w., In Roma, 1783, p. 193, Anm. a *), Lanzi 'Saggio di Lingua Etrusca', Tom II. p. 252, 260, 266, 570, Agincourts, 'Histoire de l'Art,' Tom. III, Pl. X und XI und 'Texte' p. 9, Vermiglioli, 'Lezioni elementari di Archeologia,' Tom. I, p. 47 u. 86. James Byres war eigentlich Architekt, gab ſich aber in Rom mit dem Kunſthandel ab. 'Im Jahr 1767 zeichnete Byres einzelne Tarquinienſiſche Gräber; aber die bereits geſtochenen Tafeln (57) blieben durch den Tod des Zeichners in Livorno liegen, bis ſie 1840 nach England kamen.' So berichtet W. Abeken, 'Mittelitalien' S. 421, A. 3, nach dem Athenaeum, 1841, Nr. 736, p. 934, welche Zeitſchrift uns hier in Göttingen nicht zur Hand iſt. Ob wirklich die Zeichnungen im Jahre 1767 gemacht ſind? Agincourt erwähnt einen 'prospectus publié à Londres dès l'année 1767.' Herr Frank Howard ſagt in dem 'Advertisement', welches jedem Theile beygegeben iſt, 'We are told by Lanzi, that the present selection was judiciously made out of those Hypogaei which had been discovered at that period; — from 1760 to 1780'. Wir haben eine ſolche Nachricht bey Lanzi nicht finden können. Die oben erwähnte Agincourtſche Notiz kann wenigſtens einen Zweifel

*) 'Je ne avrà quanto primo una piena ed accurata descrizione con tavole in rame dal signor Byres' u. ſ. w. In der großen Dresdner Ausgabe der Werke Winckelmanns habe ich dieſe Bemerkung nicht finden können.

daran rege machen, ob Byres noch nach dem Jahre 1767 Zeichnungen habe nehmen lassen. Wir sagen 'habe nehmen lassen', denn Zeichner, wenigstens Hauptzeichner, war Mr Norton, derselbe, welcher auch den Kupferstich besorgt hat, nicht Byres selbst, wie man nach den von Abeken mitgetheilten Worten schließen muß; inzwischen mag Byres auch mitgezeichnet haben, wenigstens sind auf einer der in Kupfer gestochenen Tafeln zwey Zeichner dargestellt.

Herrn Frank Howard standen behuf der Herausgabe nur die in Kupfer gestochenen Tafeln und kurze handschriftliche Notizen über dieselben von Mr Norton zu Gebote. Rücksichtlich jener bemerkt er in dem 'Advertisement': 'It was the intention of Mr Byres to have published the work coloured, but the original drawings being missing, and no note of the colours having been preserved, except in a very few instances, and those doubtful, the Editor has not ventured to colour any part of the work. He prefers to publish the plates as placed in his hands, without a touch beyond such cleaning as would not impair the engravings, that there be no ground for accusation of their being wamped up or tampered with. He has thought it better that in some parts the plates should appear not quite clean, rather than allow the least injury to be done to the work of the tool.' Wir billigen dieses Verfahren durchaus. Die handschriftlichen Notizen Nortons sind in den kurzen Beschreibungen der Tafeln, welche sich bey jedem der fünf Theile finden, mitgetheilt.

Was ist nun von den Abbildungen zu halten? Sind sie gut, das heißt vor Allem, getreu? Hr Frank Howard bemerkt in dieser Hinsicht: 'it will

only be necessary here to state that Mr Byres, by whose exertions, and under whose superintendence the drawings and engravings were made, was recognised by all the contemporary antiquarians at Rome, Winckelmann, Lanzi, Agincourt, and others, as eminently qualified for the task he had undertaken. The engravings of Mr Norton will speak for themselves, as evidently the production of an accomplished artist; and the fidelity of the drawing is attested by the perfect satisfaction with which the subject was resigned to Mr Byres, the commendations of the work while in progress, and the anticipations of its speedy appearance by this fellow antiquarians, who had the opportunity of examining the Hypogaei in their pristine condition, of which the delineations now presented to the public, are almost all that remains to record their original decoration.' Dieſe Worte enthalten überall Wahrheit, nur in Betreff der 'fidelity' nicht. Wenigſtens ſchreibt Agincourt über die Byresſchen Zeichnungen: J'en ai vérifié l'exactitude sur les lieux mêmes; elle est entière quant aux sujets, mais le style du dessin m'a paru amelioré, et n'avoir pas le caractère de celui, qui était propre aux Etrusques.' Man kann nun freylich ſagen, Agincourt urtheile mit Unrecht ſo, in ſo fern das, worauf er ſich beziehe, der ſpäteren, römiſchen Kunſtübung angehöre, mithin von eigentlichem etruskiſchem Stile überall gar nicht die Rede ſeyn könne; inzwiſchen müſſen doch auch wir geſtehen, daß wir uns des Verdachtes der Verſchönerung, wenigſtens hier und da, nicht entſchlagen können. Wenn dem nun aber auch ſo iſt, ſo haben wir doch alle Urſache uns über das Erſcheinen dieſes Werkes höchlichſt zu

freuen. Ueber die früheren Entdeckungen bey Corneto, welche uns hier allein angehen, hat die Literatur ausführlich mitgetheilt Inghirami in den Monumenti Etruschi, Tom. IV, p. 111 sqq.; außerdem vergleiche man namentlich die Mittheilungen von Avvolta aus dem Manuscripte des Pater Giannicola Forlivesi in dem Bullettino dell' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1831, p. 91 sqq.; Einiges von dem, worauf sich die uns vorliegenden Byresschen Kupferstiche beziehen, ist auch von Micali in den 'Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli Italiani, Taf. LXIV, LXV, LXVI und von Inghirami auf mehreren Tafeln namentlich der Kupfer zum vierten Theile des oben angeführten Werkes in Abbildung publiciert; — aber so umfassend auch jene Literatur ist, wird uns doch in dem von Byres veranstalteten Werke gar Manches abbildlich mitgetheilt, wovon uns durch die Schriftsteller nicht einmahl eine Notiz zugekommen ist, und diese späteren Abbildungen erweisen sich meist als sehr unbefriedigend. Ueberall aber steigert sich der Werth der Byresschen Abbildungen vornehmlich bey der Betrachtung, daß die Originale, Hypogäen und Gemählde darin, heutigen Tages entweder fast gar nicht mehr, oder durchaus nicht mehr existieren.

Wir wollen nun den Inhalt der fünf bis jetzt erschienenen Theile im Allgemeinen angeben, indem wir uns nur einige kurze Bemerkungen hinzu zu fügen erlauben.

In dem ersten Theile sind außer einer landschaftlichen Darstellung, welche im Hintergrunde die Lage des alten Tarquinii und im Vordergrunde den Eingang zu einigen Hypogäen zeigt, die Grundpläne, Durchschnitte und perspectivischen Ansichten

von zwey Grotten gegeben. Die erſte derſelben müßte nach Abekens dem 'Athenaeum' entlehnter Mittheilung die grotta del Tifone ſeyn. Inzwiſchen iſt dem nicht alſo, wie auch ſchon Hr Frank Howard bemerkt hat: 'This grotto was supposed by Mrs. Hamilton Gray, to be the Grotta del Tifone, but it has been since ascertained, to be a very different Grotto, though similar in construction as regards the central colump.' Daran kann gar nicht gezweifelt werden. Jene Grotte, auch die des Pomponius zubenamt, iſt ſo viel wir wiſſen, in Caninas 'Cere antica', Tav. VII, abgebildet. Die in unſerem Werke dargeſtellte war bisher keinem Theile nach bekannt. Auf Tafel III überraſchte den Unterzeichneten bey dem erſten Anblicke eine Furie mit Bart, πώγων, deren Exiſtenz er ſeit Jahren nach bildlichen Analogien und Ausdrücken von Schriftſtellern im Stillen gemuthmaßt hatte, aber in einem erhaltenen Kunſtwerke nachzuweiſen nicht im Stande geweſen war. Genauere Anſicht und kühlere Ueberlegung hat bey ihm Zweifel an ſeiner Entdeckung aufkommen laſſen. Es würde ihm ſehr intereſſant ſeyn, wenn anderweitig darüber Aufſchluß gegeben werden könnte, ob die Figur wirklich einen Bart habe oder nicht. Dieſelbe Tafel enthält auch eine längere, aber leider! kaum lesbare etruskiſche Inſchrift. — Die andere Grotte iſt die Grotta Intagliata der Mrs. Hamilton Gray; nach Hrn Frank Howard würde ſie paſſender Grotta della Scultura genannt werden, 'as being the only Grotto in which decorations in Sculpture have been found.' Den Archäologen wird ſie unter dem Namen di masarecci oder della Mercareccia bekannter ſeyn. Sie iſt von Forliveſi a. a. O. beſchrieben und abbildlich dargeſtellt bey Agincourt,

Pl. XI, Micali, Tav. LXIV, Inghirami, Tav. XXII. Das vorliegende Werk gibt Mehreres und Genaueres.

Die sechszehn Tafeln des zweyten und dritten Theiles sind einzig der berühmten grotta del Cardinale gewidmet, bekanntlich der einzigen, welche noch jetzt zugänglich ist. Diese Grotte ist schon seit langer Zeit vorzugsweise beschrieben und besprochen; der Grundplan, eine perspectivische Ansicht und mehrere Gemählde sind bey Agincourt, Pl. X, Micali, auf allen drey Tafeln, Inghirami, Tom. IV, Tav. XVIII, XXIII, XXV—XXVIII, und Tom. VI, auf Tav. C 3 und E 3, mitgetheilt. Aber erst nach diesen Byresschen Kupferstichen wird man sich von dem einst Vorhandenen einen ordentlichen Begriff machen können, eben so und mehr noch, wie in Betreff der unmittelbar vorher erwähnten Grotte. Es versteht sich, daß auch die Zahl der Darstellungen, welche diese Grotte betreffen, größer ist, als die in allen den genannten Werken. Daß außerdem die Byresschen Abbildungen getreuer sind, trotz des oben über diesen Punct Bemerkten, leuchtet leicht von selbst ein und läßt sich hinsichtlich mancher Einzelnheiten auch anderweitig klar darthun. Die grotta del Cardinale wurde auch von K. O. Müller besucht; und ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit die wenn auch nur kurze Notiz über dieselbe aus seinen Tagebüchern mitzutheilen: 'Große Grotte; zwey und siebenzig Jahre schon entdeckt; mit vier Pfeilern. Gladiatoren als Fries an einem; die Genien mit den Todten als Fries an der Wand. Kleine Figuren; die Gladiatoren kaum kenntlich. Die Genien u. s. w. von Semper in Kohle nachgezeichnet und dadurch verdorben. Keine Urne, sondern eine Figur auf dem carro *). Lange Cassetten der

*) Müller denkt an die Darstellung bey Inghirami

Decke, in der Mitte quadratiſche. Links noch ganz unvollendet (öffentliches Cosmeterium nach Avvolta). Figuren an einer Stelle graffiti, wo die knieende Figur und der Genius mit dem Hammer; dann mit ſchwarzen breiten Contouren umzogen. Wenig Farbe; einige Schatten ſchwarzbraun aufgeſetzt.'

In dem vierten Theile werden die Grundpläne, Durchſchnitte und Ornamente zweyer anderen Grotten publiciert. Von der erſten ſagt Hr Frank Howard: 'This Grotto is excavated on the same principle as that given in the first Part, described by Mrs. Hamilton Gray as the Grotta Intagliata, but which is proposed to designate the Grotta della Scultura, which is as present considered unique in its formation. The subject of these three Plates, which may be called the 'Grotta della Tappezzeria', is therefore probably shut up again, or certainly unknown at the present time. It is remarkable as having a painted representation of decorative hangings, like tapestry'. Von den Ornamenten auf Taf. III finden ſich mehrere bey Agincourt, Pl. XI, und bey Inghirami, Tav. XXIII. — Ueber die andere Grotte ſchreibt der Hr Herausgeber: 'This Grotto might be called the Grotta del Biclinio. It appears to be unknown at the present time'. Dieſes iſt, wie es ſcheint, richtig bemerkt. Jene Benennung baſiert auf dem Umſtande, daß unter den Mahlereyen in der Grabkammer viermal die Darſtellung einer κλίνη mit einer männlichen und weiblichen Figur darauf und je einem männlichen und weiblichen Diener daneben (welches Paar übrigens

Tom. IV, Tav. XXV, die verbeßert iſt Tom. VI, Tav. E 3, nach Micali, Tav. LXV. Vergl. die Byresſchen Kupferſtiche Th. II, Taf. VIII, wo jedoch die Darſtellung in Betreff anderer Puncte anders iſt.

ein Mahl ganz zerstört ist), vorkommt. Interessant ist die verhältnismäßig große, leider auch nicht ganz erhaltene Stickerey — denn dafür möchten wir das Dargestellte lieber halten, als für ein Gemählde — mit einer Eberjagd darauf, welche von einer auf der κλίνη liegende Frau dem neben ihr befindlichen jungen Manne gezeigt wird.

Der fünfte Theil bringt auf der ersten, zweyten und dritten Tafel den Plan und zwey Durchschnitte 'of an apparently unique Sepulchre which may be justly entitled the Grotta Intagliata, as there is no intrance except through a Shaft from above. The Sarcophagi are cut in the Rock'. Jenes ist allerdings ganz einzig in seiner Art. Wir erlauben uns, eine Bemerkung Avvoltas aus Müllers Tagebüchern mitzutheilen. Avvolta hat eine höchst bedeutende Zahl von Gräbern aufgedeckt; nur höchst wenige waren unversehrt. Er bemerkte, 'daß eine Anzahl, aber viel weniger Gräber als die anderen, wo der Travertin nicht gelangt hat, mit Blöcken von Peperin bedeckt sind, und diese alle geöffnet durch Löcher in der Decke bey unversehrter Thür, die anderen durch die Thür; nach seiner Meinung durch die Erbauer'. — Daß die Sarkophage in den Felsen gehauen sind, ist auch etwas Eigenthümliches. Bis jetzt war nur eine einzige Tarquinienßische Grotte bekannt, in welcher 'das Leichenbett aus dem Boden ausgehauen', vgl. Abeken, a. a. O. S. 248. Die Grotte entbehrte, nach den Zeichnungen zu urtheilen, allen Inhaltes, namentlich der Mahlereyen.

Auf den übrigen Tafeln dieses fünften Theiles werden nicht mehr Grabkammern mit dem, was sie enthielten, in Abbildung mitgetheilt. Auch wird hinsichtlich des auf Tafel IV-VIII Dargestellten mit keinem Worte bemerkt, ob und in welcher Bezie-

hung es zu den Hypogäen steht; nur über einen Gegenstand auf der sechsten Tafel heißt es in der mitgetheilten handschriftlichen Notiz von Norton: 'An Altar of Incense found in these Grottoes'. Die natürlichste Voraussetzung wäre, daß es zu dem letzten Hypogäum gehört habe. Doch das ist nicht glaublich; wohl aber scheint angenommen werden zu müssen, daß es aus den Tarquinienfischen Grabkammern überhaupt stamme.

Auf der vierten Tafel finden wir zwey Aschenkisten, beide mit weiblichen Figuren auf dem Deckel, die eine ohne Reliefdarstellung, die andere mit der bekannten der sich wechselseitig tödtenden Brüder Eteokles und Polyneikes zwischen zwey Furien; beide mit Etruskischen Inschriften. Ob diese beiden Stücke schon bekannt gemacht sind oder nicht, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; wir wenigstens wissen sie nicht nachzuweisen.

Auf der fünften und sechsten Tafel sind sechs Abbildungen von 'the rectangular money or weights of Etruria', wie der Text berichtet, gegeben. Diese Erklärung scheint auf bloßer Vermuthung des Hrn Frank Howard zu beruhen. Sie ist indessen wohl richtig. Es sind oblonge Platten mit geläufigen Darstellungen in Relief, wie deren ähnliche z. B. von Inghirami a. a. O. Tom. III, Tav. II und III abbildlich mitgetheilt und p. 53 ähnlich erklärt sind. Leider findet sich weder die Dimension noch der Stoff angegeben. Nach dem eben Gesagten müssen die Abbildungen etwa die wirkliche Größe wiedergeben und waren die Originale von Bronze. Danach ist auch anzunehmen, daß je zwey Stücke der Abbildungen zusammengehören. Das erste Stück zeigt zwey Delphine zwischen zwey Dreyzackspitzen, wie es scheint; das zweyte zwey sich gegenüberstehende Hähne zwischen zwey Sternen; das dritte und vierte einen

Schild, das fünfte und sechste einen Stier. Wir erinnern uns nicht, diese Stücke schon anderweitig in Abbildung gesehen zu haben. — Der schon angeführte Altar auf Tafel VI ist nicht uninteressant. Es befindet sich eine Lampe daran; zu welchem Zwecke, ist von selbst klar, wenn man nur sich daran erinnert, daß das Stück in einem Hypogäum seinen Platz hatte. Die Seiten zeigen ein Blumen- und Fruchtgewinde zwischen zwey Schlangen und an einer jeden Ecke ist ein Hundmonstrum mit zwey Köpfen und Hälsen, aber nur einem Leibe und Schwanze und vier Füßen gebildet: wohl der Cerberus. Der Altar galt gewis dem Todtendienst. Darauf führt nicht minder die Örtlichkeit, als die drey erwähnten Embleme.

Die siebente und die achte Tafel enthält die Darstellung von vier Spiegeln und, neben dem einen, die des bekannten numus incusus von Pästum mit dem dreyzackschwingenden Poseidon. Auch die Spiegel sind sämmtlich schon bekannt; die drey ersten sind, wie wir sehen, aus Byresschem in Townleyschen Besitz übergegangen; Abbildungen von ihnen in einem Hefte von Kupferstichen der Townlejana vom J. 1796, welches die hiesige Bibliothek besitzt; von zweyen und dem nicht Townleyschen auch in Gerhards 'Etruskischen Spiegel' Th. I, Taf. LV, Nro. 4, Lanzis 'Saggio', Tom. II, Tab. VII, Nro. 1 und 2, sonstige minder zugängliche oder neuere Abbildungen nicht zu rechnen.

Auf der neunten Tafel endlich finden wir eine Ansicht der Landschaft zwischen Tarquinii und Corneto, nach dem Meere zu, begrenzt durch den Monte Argentaro.

Dies ist der Inhalt der vorliegenden fünf Theile. Wir wünschten, auch über die Fortsetzung berichten

zu können. Denn daß von den Byresſchen auf die Tarquinienſiſchen Hypogäen bezüglichen Kupferplatten noch mehrere nach England gekommen ſind, als die in dieſen fünf Theilen veröffentlichten, erhellet ſchon aus der oben mitgetheilten Notiz im Athenaeum. Alle jene fünf Theile ſind im Jahre 1842 erſchienen. Nun heißt es aber in dem 'Advertisement': One Part containing eight Plates will appear each month till completion. And the letter press will be proceeded with at the same time, and completed as rapidly as the nature of the subject will admit. Jetzt ſchreiben wir 1844; aber von dem, was in dieſen Worten verſprochen wird, iſt uns Nichts zu Geſicht gekommen. So muß das Unternehmen in Stocken gerathen ſeyn. Wir wünſchen und hoffen, daß es dennoch nicht ganz aufgegeben ſeyn möge, und in dieſer Hoffnung wollen wir noch einem Aufrufe des Hrn Frank Howard Verbreitung geben, ſo weit dieſe Blätter reichen: 'The desire of the Editor being to render this portion of the work (nämlich the general letter-press) as complete as it can be made without a personal examination of the Sepulchres, he will feel obliged by any communications addressed, free of expence, to 22, Tonbrigde-Place, from those who may have visited the Caverns, or who may be in possession of the original notes*) or letters of Mr. Byres, or the original drawings of Mr. Norton, or any notes or correspondence on the subject'. Inzwiſchen zweifeln wir unſeren Theils, ob dieſer Aufruf dem Werke von großem Nutzen

*) Daß dieſe ausführlich geweſen, geht, wie wir noch eigens bemerken wollen, aus den oben angeführten Worten Winckelmanns hervor.

seyn werde. Was die Besucher der Grotten anbelangt, so dürfte vor allen Avvolta zu befragen seyn, aber selbst der wird über die durch Byres' Veranstaltung dargestellten Grotten schwerlich viel Neues beybringen können. Selbst die später nach England gebrachten Byresschen Kupferstiche waren, obgleich noch in Italien befindlich, sowohl Inghirami, vgl. S. 144, als nachher sogar Gerhard unbekannt. Dieser forderte schon in dem Bullettino des archäologischen Institutes vom Jahre 1831, S. 208, zur Ertheilung von Nachricht über die Byresschen Zeichnungen öffentlich auf; aber ohne irgend einen Erfolg. Friedrich Wieseler.

Berlin.

Impensis Arm. Schultze, bibliop. Gustavi Adolphi, Suecorum regis, memoria. Ex Joan. Valentini Andreae elogiis redintegrandam curavit Georg. Frid. Henr. Rheinwald. 32 Seiten in Octav.

Der geehrte Herausgeber dieser kleinen Schrift hat sich schon öfter das Verdienst erworben, verborgene Größe oder Schuld auf dem Gebiete der Kirchengeschichte ans Licht zu bringen. So ist er jetzt mit einem größeren Werke über das viel verkannte Leben seines schwäbischen Landsmannes Andreä beschäftigt. Wenn nun das vorliegende, mit aller Eleganz der Berliner Bibliophilie ausgestattete Werkchen gerade jetzt ans Licht tritt, so liegt die Ursache vielleicht (denn ausgesprochen, etwa in einer Vorrede, ist sie nicht) in denjenigen Entstellungen, die an dem historischen Bilde des auf dem Titel genannten protestantischen Helden neuerdings mehrfach versucht sind. Wie sie ihren Anlaß nehmen von dem nach Gustav Adolph benann-

ten Vereine, ſo iſt dieſe Schrift demſelben gewidmet. In der That iſt es intereſſant, das Urtheil eines Zeitgenoſſen über den großen Schwedenkönig zu vernehmen und zwar eines Zeitgenoſſen, von dem es bekannt iſt, daß er die Politik der weltlichen Fürſten mit der Moral der Bibel in Einklang zu bringen ernſtlich verſucht hat, der alſo, wenn er einer Einſeitigkeit ſchuldig war, wenigſtens einer zu großen Vorliebe für die ſeiner Zeit herrſchende Politik nicht angeklagt werden darf. Und doch hat man Guſtav Adolphs Politik noch mehr verdächtigt als ſeine evangeliſche Sinnesart. Wie urtheilt nun Andreä über ihn?

Es liegen hier zwey Reden vor, eine Anrede an Guſtav Adolph von Seiten der Pietas Germana, die ſonach perſonificiert erſcheint, — und letzte Worte des Königes nach ſeinem Scheiden von der Erde an eben jene Pietas. Dieſe Form iſt dem Geſchmacke der Zeit und des Mannes zu Gute zu halten; das Wahre iſt wahr in jeder Form. Die Pietas preiſet ſich glücklich, daß der König ſie von dem Range einer Privat-Tugend zu einer königlichen erhoben habe; ſie warnt den König, ſie nicht mit der falſchen, geheuchelten Frömmigkeit — aemula et pellex mea — zu verwechſeln; ſie flehet ihn an, der das ganze deutſche Land befreyet habe, auch ſie den Feſſeln zu entreißen, in die ſie geſchlagen ſey. Dazu werde ihm helfen die Schaar tapferer und treuer Genoſſen, die hier, ſeyen es Theologen oder Staatsmänner, aufgezählt werden. Es ſcheint, als ſey der Nothruf der Pietas Germana nicht unerhört geblieben. Des Königs Arm konnte ihr nicht völlig helfen; ſo iſt ihr jetzt ſein Name ein treuer Hort geworden.

In der zweyten Rede wendet der König aus den seligen Höhen des Himmels noch seine Blicke und seine Worte an die Pietas Germana; sie allein schmerze ihn; während er Alles nach Wunsch zurück gelassen habe, sey sie von ihren Fesseln nicht ganz befreyet. Er habe um ihre Sache zu führen einen höchsten Senat einsetzen wollen, um wie die besten Könige des A. T. für Gottesfurcht und Frömmigkeit zu sorgen. Jetzt könne er den Deutschen nur sein Vorbild nachlassen; dies wird weiter ausgeführt. Dem frommen Sinne, mit welchem er Alles unternommen, habe der gesegnete Erfolg entsprochen; auch dies wird weiter ausgeführt. Das einzige Ziel aber sey der Friede gewesen: Ceterum haec tanti moliminis non turbandae, sed componendae Germaniae ergo a me concepta et perfecta sunt, nec ego tam Martis pullus, quam pacis alumnus audiam. Id infamiae Lojolitae, Jesu adversarii, habeant, quo se orbis titiones, bellorum faces, turbarum flabella, tragoediarum actores et choragos undique probant. Man sieht also, daß schon damahls misliebige Urtheile über den König gefällt wurden, die aber, wie Andreä als Zeitgenosse meint, von Anderen nicht ausgingen, als — den Jesuiten. Den Schluß macht eine energische Mahnung zu Frieden und Einigkeit an den Kaiser, die Fürsten, die Städte. Goldene Sätze finden sich da, die wir abschreiben würden, wenn wir nicht wünschten, daß die ganze Schrift recht fleißige Leser fände. Sie schließt: credite Deum orbem, non homines regere; integre, prudenter, fortiter agite, o Germani, exemplum dedi vobis, sequimini.

Prag.

Buchhandlung von Friedrich Ehrlich 1844. Anatomie eines Monstrum bicorporeum (eigenthümlicher Thoraco - Gastro - Didymus), von Dr Med. et Chir. Wenzel Gruber, Prosector in Prag. Mit 6 Tafeln. VI und 52 Seiten in Quart.

Die hier mitgetheilte Anatomie des Monstrum (dessen Geburt in der Einleitung ebenfalls erzählt ist) begreift alle Systeme: Knochen, Muskeln, Darmcanal und Drüsen, Lungen, Gefäße, Nerven. Es ist ein doppelter Hals und Kopf vorhanden, einfaches Sternum aber zwey vollständige Wirbelsäulen, von welchen eine jede eine Hälfte der Rippen zum Sternum liefert. Da die beiden Säulen einander nicht unmittelbar berühren, so haben noch rudimentäre Rippenbildungen zwischen ihnen Raum, auf welchen nach oben ein Skeletstück aufliegt, welches zwey Schulterblätter darstellen soll (Mitten auf dem manubrium sterni sitzt auch ein unpaarer Knochen, welcher mir nach der Abbildung und des Verfs Angaben über die Muskelansetzungen das Aequivalent zweyer Schlüsselbeine zu seyn scheint, während der Verf. (p. 8) ein rudimentäres Sternum darin sieht). — Da der Verf. der dankenswerthen Arbeit keine besondere Folgerungen aus seiner Untersuchung gezogen und aus dem anatomischen Detail sich ein Auszug nicht geben läßt, so möge diese Erwähnung derselben hier genügen.

Register.

Register

über die

Göttingiſchen gelehrten Anzeigen

vom Jahre 1844.

Erſte Abtheilung.

Regiſter

der

Werke und Aufſätze

deren Verfaſſer ſich genannt haben oder bekannt geworden ſind.

T. Adert, ſ. Scholia Theocrit.

Moſig von Aehrenfeldt, ſ. Schafarik.

Aeschyli tragoediae superstites et deperditorum fragmenta ex rec. G. Dindorfii. T. II. Annotat. 1521. Des Aeſchylos Gefeſſelter Prometheus. Griech. u. Deutſch mit Einleitung, Anmerkgg. u. dem Gelöſten Prometheus. Von G. F. Schoemann 1281.

Histoire naturelle des poissons d'eau douce par L. Agassiz. — Embryologie des Salmones par C. Vogt 1481.

Anm. In ( ) eingeſchloſſene Zahlen bedeuten, daß die Schrift, hinter der ſie ſtehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt, ſondern in einem größeren Werke zu finden iſt.

Joh. Wilh. Albers, Beschreibung der Merkwürdigkeiten des Rathhauses zu Lüneburg 1104.

J. R. Bischoff Edler von Altenstern, s. A. J. Wawruch.

J. Amiet, Facsimile von Bruder Clausens Dankschreiben von St. Barbarentag 1482. (1365).

Gustavi Adolphi, Suecorum regis, memoria. Ex Joann. Valent. Andreae elogiis redintegrandam curavit Ge. Frd. Hr. Rheinwald 2077.

Angelus de Curribus Sabinis, carmen de excidio civitatis Leodiensis (1264).

Frd. Arnold, Handbuch der Anatomie des Menschen mit bes. Rücksicht auf Physiologie und pract. Medicin. B. 1. 541.

Audouin et Milne Edwards, description des Crustacés nouveaux ou peu connus (661).

Gomes Eannes de Azurara, Chronica do descobrimento e conquista de Guiné ... dada pelo primeira vez á luz per diligencia do Visconde da Carreira precedida de una introducção e illustrada com algumas notas pelo Visconde de Santarem 1641.

John Barrow, the life, voyages and exploits of admiral Sir Francis Drake 1710.

Bartholomaeus Leodiensis, de guerra Leodina (1264).

A. Bartsch, s. Jahrbücher ꝛc. des Vereins für Meklenburg. Gesch. ꝛc.

Bruno Bauer, Kritik der evangel. Geschichte der Synoptiker und des Johannes. 3. und letzter Band 1038.

Joh. Wilh. Baum, Theodor Beza, nach handschriftl. Quellen dargestellt. Th. 1. 1291.

Maria Matth. von Baumhauer, disquisitio

historico-juridica et crit. de morte voluntaria 1769.

Capt. Bayfield, Notes on the Geology of the North of the St. Lawrence (776).

Luppoldi de Bebenburg ritmaticum querulosum et lamentosum dictamen de modernis cursibus et defectibus regni ac imperii Romanorum (285).

Beger, das Blutauge 961.

Imm. Bekker, ſ. Sextus Empiricus.

Charles M. Bell, geological notes on part of Mazunderān (788).

Benoit, trouvère anglo-normand du 12. siècle, chronique des ducs de Normandie, ſ. Collection de documents inédits sur l'hist. de France; geiſtliches Lied (1919).

Berger de Xivrey, ſ. Collection de docum. inédits sur l'hist. de France.

Lud. Aug. Berglein, de Philoxeno Cytherio, Dithyramborum poeta 658.

Heinr. Berkenbuſch, erhält den Preis für die beſte Predigt 1090.

Karl Bernhardi, Sprachkarte von Deutſchland 1100.

A. Berthold, Vorleſung: über das Geſetz der Schwangerſchaftsdauer 841.

Beſeler, Volksrecht und Juriſtenrecht 455.

Bindemann, der heilige Auguſtinus. B. 1. 1755.

Ge. Bippart, ſ. Philoxenus.

J. R. Biſchoff Edler von Altenſtern, ſ. A. J. Wawruch.

Th. L. W. Biſchoff, Beweis der von der Begattung unabhängigen periodiſchen Reifung u. Loslöſung der Eier der Säugethiere u. des

Menſchen als der erſten Bedingung ihrer Fortpflanzung 1874.

Bittcher, über das Werk des P. Abälard: Ethica s. scito te ipsum (445).

Guſtav Peter Blom, das Königreich Norwegen, ſtatiſtiſch beſchrieben. Mit e. Vorworte von Carl Ritter. Th. 1. 2. 1973.

Wilh. Herm. Blume, ſ. Evangeliſches Geſangbuch.

Boccard, histoire du Vallais, avant et sous l'ère chrétienne jusqu'à nos jours 1025.

Aug. Böckh, ſ. Sophokles Antigone.

Bödeker, über das Idryl 1681.

J. Boegher, die Entſtehung der Quellen und die Bildung der Mineralquellen 1.

Joh. Frd. Böhmer, ſ. Fontes rerum Germanic. von Boguslawski, über die Sudetenkunde (514).

Fréd. du Bois, la bataille de Granson (1536).

Borchardt, die landwirthſchaftliche Holzzucht 1495.

Bormann, Graff als Pädagog (431).

Ge. Borrow, the Zinzali, or an account of the Gypsies of Spain. T. 1. 2. 996.

P. E. Botta, notice sur un voyage dans l'Arabie heureuse (662); ſ. Decaisne.

Francisque Bouillier, histoire et critique de la révolution Cartésienne 1695.

Emil Braun, antike Marmorwerke zum erſten Mahle bekannt gemacht. Erſte und zweyte Decade 321.

R. C. Bakhuizen van den Brink, variae lectiones ex historia philosophiae antiquae 182.

W. J. Broderip, description on some Fossil Crustacea and Radiata, found at Lyme Regis, in Dorsetshire (778).

Sir Benj. C. Brodie, lectures on the diseases of the urinary organs. 3. edition 239.

Alex. Brongniart et Malaguti, second mémoire sur les Kaolins ou Argile à porcelaine etc. (662).

Carl Bruch, Untersuchungen zur Kenntniß des körnigen Pigments der Wirbelthiere in physiolog. und pathолog. Hinsicht 1601.

Theod. Bruns, s. H. Lutteroth.

James Bryce, on the Geological Structure of the North-eastern Part of the County of Antrim (775).

Joh. Nepom. Buchinger, Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg u. Herzog zu Franken 632.

F. S. Buckingham, the slave states of America 2 Vols. 81; the eastern and western states of America. 3 Vols. 81.

F. G. von Bunge, s. Sammlung der Rechtsquellen Liv- Esth- u. Curlands.

Bunsen, Andeutungen über das christl. Kirchenjahr (1628).

Jac. Burckhardt, Conrad von Hochstaden, Erzbischof von Kölln und Gründer des Köllner Doms 7.

C. C. H. Burmeister, Beiträge zur Gesch. Europas im 16. Jahrh., aus d. Archiven der Hansestädte 1398.

D. W. H. Busch, das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathолog. und therapeut. Hinsicht dargestellt B. 4. 199.

F. C. Busset, de l'enseignement des Mathématiques dans les collèges, considéré sous le double point de vue des prescriptions réglémentaires de l'université et des principes fondamentaux de la science. Mémoire couronné etc. 999.

James Byres, Hypogaei, or sepulchral caverns

of Tarquinia, the capital of ancient Etruria. Edited by Frank Howard. 5 Parts. 2065.

de Candolle, Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis. Editore et pro parte auctore Alph. de Candolle. Pars octava 1436.

Alph. de Candolle, ſ. de Candolle.

Th. E. Cantor, sketches of two undescribed venomous Serpents with fangs behind the maxillar teeth (292).

Capefigue, les diplomates européens 1632.

Visconde da Carreira, ſ. de Azurara.

Carl Guſt. Carus, Atlas der Cranioſcopie. Heft 1. 714.

Marquis de Castelnaut, Mémoires, ſ. Duc de la Force.

Proby T. Cautley, on the structure of the Seválik Hills and the Organic Remains found in them (782); — and H. Falconer, notices on the remains of a Fossil Monkey from the Tertiary Strata of the Sewalik Hills in the North of Hindoostan (786).

Chevreul, recherches physico-chimiques sur la teinture (662).

Graf Alfred Chriſtalnigg, ſ. von Jabornegg-Altenfels.

Will. Branwhite Clarke, extracts from a memoir on the geological structure and phaenomena of the County of Suffolk and its physical relations with Norfolk and Essex (784).

Bruder Clauſens Dankſchreiben, ſ. Amiet.

Knut Jungbohn Clement, die Lex Salica und die Text-Gloſſen in der Saliſchen Geſetzſammlung germaniſch, nicht keltiſch ꝛc. 302.

Closener, Chronik (657).
J. Payne Collier, s. Shakespeare.
Archibald Colquhoun, case of extensive liver abscess successfully opened (292).
J. W. H. Conradi, über die in des Hippokrates Büchern von epidem. Krankheiten geschilderten Fieber mit bes. Rücksicht auf die von Littré geäußerte Meinung von denselben 41.
Hr. O. Coxe, s. Roger.
Frd. Creuzer, zum auswärtigen Mitgliede der K. Gesellsch. der Wissensch. gewählt 1922.
Florent Cunier, s. Sammlung ophthalmol. Preisschriften.
Ern. Curtius, Anecdota Delphica 121. 144.
Confessio Cyrilli Lucaris (913).

Al. Daguet, Biographie de François Guillimann 434.
Charles Darwin, on the formation of Mould (786); on the connexion of certain Volcanic Phaenomena in South America, and on the formation of Mountain Chains and Volcanos, as the effect of the same power by which Continents are elevated (790).
J. Decaisne, Plantes de l'Arabie heureuse, recueillies par P. E. Botta (662).
Aloys von Deschwanden, s. Luffer.
Didron, Iconographie chrétienne. Histoire de Dieu, s. Collection de documents inédits sur l'hist. de France.
Dietrich, commentationis de quibusdam consonae v in lingua latina affectionibus particula (453).
G. Dindorf, s. Aeschylus.
Confessio Dosithei (917).

E. F. J. Dronke, ſ. Traditiones Fuldenses.
Jos. Droz, histoire du règne de Louis XVI. pendant les années ou l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française. T. 1. 2. 3. 1561.
Fréd. Dubois, ſ. du Bois.
Ducreſt, über eine Knochenbildung am Schädel der Wöchnerinnen (1959).
F. Dujardin, nouveau manuel complet de l'observateur au microscope. Avec un atlas. 1457.

Al. Ecker, phyſiologiſche Unterſuchungen über die Bewegungen des Gehirns und Rückenmarks, insbeſondere den Einfluß der Cerebroſpinalflüſſigkeit auf dieſelben 355.
F. A. Eckſtein, die tugendliche Geſellſchaft (166).
Milne Edwards, ſ. Audouin.
Sir Philip Grey Egerton, on certain peculiarities in the Cervical Vertebrae of the Ichthyosaurus, hitherto unnoticed (779).
Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orléans an die Raugräfin Louiſe. Herausgegeben von Wolfgang Menzel 1309.
Mountstuart Elphinstone, the history of India. Second edition. Vol. 1. 2. 1193.
C. L. Elſäſſer, der weiche Hinterkopf. Mit Unterſuchungen über die Entwickelung des Säuglingsſchädels überh., über die Rhachitis dieſes Alters und über den Tetanus apnoicus periodicus infantum 25.
Fr. Leon. Enderlein, de Bambergensi codice institutionum Quintiliani Manuscripto 1719.
J. G. F. Estré, Horatianae Prosopographiae capita duo 1275.

A. Fabroni, storia degli antichi vasi fittili Aretini 1091.

H. Falconer, ſ. P. T. Cautley.

Jordan Fantosme, chronique de la guerre entre Henri II et son fils ainé en 1173 et 1174 (1919).

Fauriels Vorleſungen über den Urſprung der Heldengedichte des Mittelalters (166).

Fauvel, über Bronchitis (bronchite capillaire suffocante) (1959).

Fickert, Bruchſtücke eines latein. Gloſſarium (452).

Chr. Eberh. Finckhii in Zenobii proverbia annotationes 79.

A. Floquet, histoire du Parlement de Normandie. T. IV. V. VI. VII. 241.

P. Flourens, recherches sur le développement des os et des dents (663); anatomie générale de la peau et des membranes muqueuses 835; mémoires d'anatomie et de physiologie comparées contenant des recherches sur 1° les lois de la symétrie dans le règne animal, 2° le mécanisme de la rumination, 3° le mécanisme de la respiration des poissons, 4° les rapports des extrémités antérieures et postérieures dans l'homme, les quadrupèdes et les oiseaux 1768.

Facſimile eines von Nicolaus von der Flüe im J. 1482 an den Stand Bern gerichteten Schreiben mit Bemerkgg. von Gerold von Meyer von Knonau (1560); ſ. Claus.

E. G. Förſtemann, über die alten Taufbecken (168); die Geſetzſammlungen d. St. Nordhauſen (167); noch etwas über Idiſi (429).

K. Ed. Förſtemann, ſ. Neue Mittheilungen aus dem Gebiete hiſtor. antiquar. Forſchun-

gen; s. die Statuten d. St. Stollberg am Harz; s. Willkür u. Statuten der St. Wittenberg; die Entrichtung der Freyzinsen zu Erfurt u. die Klage bey Versäumnis ihrer Entrichtung (168); s. Handwerksordn. der Maurer ꝛc.

Mémoires authentiques de Jacques Nompar de Caumont Duc de la Force et de ses deux fils les Marquis de Montpouillan et de Castelnaut publiés par le Marquis de la Grange. T. 1. 2. 3. 4. 557.

Foville, traité complet de l'anatomie, de la physiologie et de la pathologie du système nerveux cérébro-spinal. 1re partie. Anatomie 1852.

Notice of a letter from Rob. Were Fox to Sir Ch. Lemon relative to the origin of mineral veins (786).

W. Francke, zum Professor u. Hofrath ernannt 489.

G. Frantz, die Philosophie der Mathematik 1033.

(John Hookham Frere) s. Theognis.

G. W. Freytag, s. Arabum proverbia.

J. Friedländer, s. M. Pinder.

Galvani, Mémoires sur les événements qui ont précédé la mort de Joachim-Napoléon, roi de Deux-Siciles 464.

Ch. Gaudichaud, Recherches générales sur l'organographie, la physiologie et l'organogénie des végétaux 1015.

Paul Gauger, der Ritterorden des heil. Johannes von Jerusalem oder die Malteser 797.

Heinr. Gelzer, die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich von 1839. 561.

Confessio Gennadii (912).

Ed. Gerhard, Phrixos der Herold 93; die Hei-

lung des Telephos 502; M. E. Meiero . . semisaecularia semiperfecta gratulatur 502; drei Vorlesungen über Gyps-Abgüsse 1685.

E. Gervais, Gesch. der Pfalzgrafen von Sachsen (167).

Joh. Carl Lud. Gieseler, zum ordentl. Mitgliede der k. Gesellsch. d. Wissenschaften gewählt 1922.

Baron Fr. de Gingins-La-Sarraz, développement de l'indépendance du Haut-Vallais et conquête du Bas-Vallais (1362); Urkunden und Beilagen dazu (1365).

Ernst Fr. von Glocker, über den Jurakalk von Kurowitz in Mähren u. über den darin vorkommenden Aptychus imbricatus 381.

Glöckler, Lebensbeschreibung des Kanzlers Hr. Husan (608).

Carl Wilh. Göttling, Thusnelda, Arminius Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Eine archäol. histor. Abhandlung 1225.

H. H. Goodeve, memoir of the late W. Twining Esq. (289).

Marq. de la Grange, s. Duc de la Force.

C. W. Grant, Memoir to illustrate a geological map of Cutch (782).

Cardinal de Granvella, s. Collect. de docum. inédits sur l'hist. de France.

J. L. C. Gravenhorst, vergleichende Zoologie 359.

Woldemar Lud. Grenser, Progr. Corporis positionem in genibus ulnisque in praxi obstetricia non esse negligendam 649.

Wolfg. Rob. Griepenkerl, s. Sophokles.

Rich. Griffith, on the Syenite Veins which traverse Mica Slate and Chalk at Goodland

Cliff and Torr Eskert, to the south of Fair Head, in the County of Antrim (779).

Will. Griffith, on the family of Rhizophoreae (289).

Jac. Grimm, deutsche Mythologie. Zweite Ausgabe. B. 1. 2. 1733.

C. L. Grotefend, Verzeichnis der Handschriften und Incunabeln der Stadt-Bibliothek zu Hannover 1184.

Wenzel Gruber, Anatomie eines Monstrum bicorporeum (eigenthümlicher Thoraco-Gastro-Didymus) 2080.

Jos. Seb. Grüner, Beiträge zur Gesch. der königl. Stadt Eger und des Egerschen Gebiets. Aus Urkunden 317.

Günther, plattdeutsche Redensarten u. Sprichwörter (608).

G. B. Günther, die Verrenkung des ersten Daumengliedes nach der Rückenfläche 1749.

H. E. F. Guerike, die rechte Union. Eine offene Erklärung 1355.

Fr. Hr. von der Hagen, s. Germania; die deutsche Sprache in der Königl. Acad. der Wissenschaften (430); Erinnerung an E. G. Graff (431); altdeutsche Baukunst und Bildwerke (432); das Heldenlied von Walther u. Hildegunde (432); Anastasius Grün (433); Göthe (434).

Halbsuters Lied von dem Strit ze Sempach 1386. (1558).

E. Hallmann, die Geschichte des Ursprungs der belgischen Beghinen nebst einer authent. Berichtigung der im 17. Jahrh. durch Verfälschung

von Urkunden in derſ. angeſtifteten Verwirrung 2062.

Will. J. Hamilton, on the Geology of part of Asia Minor, between the Salt Lake of Kodjhissar and Caesarea of Cappadocia, including a brief description of Mount Argaeus (789).

Guſtav Hartenſtein, ſ. J. F. Herbart.

Otto Ernſt Hartmann, Beantwortung der Preisaufgabe: de onere probandi in causis criminum erhält den Preis 1089.

F. R. Haſſe, Anſelm von Canterbury. Th. 1. Das Leben Anſelms 2016.

K. F. W. Haſſelbach, ſ. Codex Pomeraniae diplomaticus.

Wilh. Havemann, Handbuch der neueren Geſchichte. Th. 1. 2. 3. 644.

Alphons. Hecker, commentatio crit. de Anthologia Graeca 1801.

Hefſter, Gauenkunde des Sorbenlandes (165).

C. G. Heiland, Quaestionum de dialecto Xenophontea capita selecta 1198.

J. Heine, über ſpontane u. congenitale Luxationen, ſo wie über einen neuen Schenkelhalsbruch-Apparat 1321.

Henricus de Merica, ſ. Collect. de Chron. belges inédites.

Recueil des lettres missives de Henry IV. publié par Berger de Xivrey 833.

J. F. Herbarts kleinere philoſophiſche Schriften u. Abhandlungen, nebſt deſſen wiſſenſchaftl. Nachlaſſe. Herausgegb. von Guſtav Hartenſtein B. 1. 2. 3. 802.

Guſtav Herbſt, das Lymphgefäßſyſtem und ſeine Verrichtung 1005.

S. H. A. Herling, Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik 721.

C. F. Hermann, Progr. de anno Delphico 161; Vorlesung: über griech. Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen 201; Vorlesung: Zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero u. M. Brutus 1921. 1934; Progr. über die Hypäthraltempel des Alterthums 2041.

Joh. Jac. Herzog, das Leben Johannes Oekolampads u. die Reformation der Kirche zu Basel. B. 1. 2. 612.

Jo. Ad. Car. van Heusde, epistola ad Car. Frd. Hermann de C. Lucilio 1838.

Lud. Eduard Heydemann, die Elemente der Joachimischen Constitution vom J. 1527. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Deutschen Rechts 1348.

F. W. Hildebrandt, Predigten für Unbefangene 1265.

C. A. W. Himly, s. Karl Himly.

Karl Himly, die Krankheiten und Mißbildungen des menschlichen Auges u. deren Heilung. Nach den hinterlassenen Papieren desselben hsggb. u. mit Zusätzen versehen von C. A. W. Himly. Thl. 1. 2. 1452.

A. Höfer, ein plattdeutscher Reim durch einen englischen erklärt (433).

Frd. Gottlob Hofmann, Lebensbeschreibung des Ablaßpredigers D. Joh. Tezel 1638.

L. Holstein, s. W. J. Erasmus Wilson.

Sir W. J. Hooker, Icones plantarum or figures with brief descriptive characters and remarks of new or rare plants, selected from the author's herbarium. Vol. 2—6. 1427.

G. A. Hoskins, visit to the great oasis of the Libyan desert 1155.
Frank Howard, s. James Byres.
V. A. Huber, s. Chronica del f. c. Cid.
E. A. L. Hübner, die Lehre von der Ansteckung mit besonderer Beziehung auf die sanitätspolizeiliche Seite derselben 401.
Gustav Wilh. Hugo, das Gebiet der deutschen Reichsstädte 1279.
T. Hugues, Unionsgedanken. Ein Friedensruf an beide evangel. Kirchen 1145.
J. Ch. Hundeshagen, forstliche Gewerbslehre. 4. verb. Aufl. von J. C. Klauprecht 579.
Louis Hunton, remarks on a section of the Upper Lias and Marlstone of Yorkshire, showing the limited vertical range of the Species of Ammonites and other Testacea, with their value as Geological Tests (780).
Gu. Hupfeld, Exercitationum Herodotearum Spec. I. s. de rebus Assyriorum. — Spec. II. s. de vetere Medorum regno 228.

M. F. von Jabornegg-Altenfels u. Graf Alfred Christalnigg, Kärntens römische Alterthümer in Abbildungen. Heft 1. 652.
Jacob, Andenken an J. G. Grävius u. J. A. Ernesti (445).
Jacobi I., Probe einer leichten u. einfachen Behandlungsweise der Kegelschnitte (444).
Jacobi II., analyt. Behandlung eines Satzes aus der Lehre des geradlinigen Dreyeckes (444).
Otto Jahn, s. Persius.
Johannis Saresberiensis Entheticus de dogmate philosophorum nunc primum editus et comm. instructus a Chrn. Petersen 369.

Johannes Victoriensis (285).

J. C. de Jonge, Geschiedenis van het Nederlandsche Zeewezen. T. 1. 2. 3. 4. 5. 753.

Ludw. Jordan, über den Begriff und die Strafe des Kindsmordes nach der peinlichen Gerichtsordnung Karls V. mit Rücksicht auf das römische und altgerm. Recht 1678.

Vita Karoli IV. Imp. ab ipso Karolo conscripta (285).

Ch. Keferstein, über die Halloren als eine wahrsch. keltische Colonie, den Ursprung des Hallesch. Salzwerkes und dessen technische Sprache 303.

Keil, scholion Arateum (453).

Henr. Keil, Observationes criticae in Propertium 725.

Adalbert Keller, Romvart. Beiträge zur Kunde mittelalterl. Dichtung aus ital. Bibliotheken 639; s. Volkslieder aus der Bretagne.

Ferd. Keller, althelvetische Waffen und Geräthschaften aus der Sammlung des Alt-Landammann Lohner in Thun (1555).

Ern. Jul. Kimmel, s. Libri symbol. eccles. orient.

C. Kirchner, scholae Portensis sollemnia saecularia celebranda indicit 441; die Landesschule Pforta in ihrer geschichtl. Entwickelung von dem Anfange des 19. Jahrh. bis auf die Gegenwart (442).

E. Kläden, über den Eingang zu Eschenbachs Parzival (433).

Frd. Barthol. Klaindinst, triplex ratio, qua fratres praedicatores sui ordinis provinciam

superioris Germaniae facile et optime reformare valeant (878).
J. C. Klauprecht, s. J. Ch. Hundeshagen.
Th. Kliefoth, das Zeugniß der Seele. Zwanzig Predigten 985; Predigten. Zweite Sammlung 985; Predigten: der Weg des Glaubens 995; ein Wort der Kirche an ihres Bischofs Grabe 995; die Werke der Barmherzigkeit 995.
J. W. Knight, account of the fin of the Balista (292).
W. Knop, chemisch-physiolog. Untersuchung über die Flechten 9.
Koberstein, über die Betonung mehrsylbiger Wörter in Suchenwirts Versen (445).
Alb. Kölliker, Entwickelungsgeschichte der Cephalopoden 1176.
Ed. Köllner, Symbolik aller christl. Confessionen Thl. 2. Symbolik der heil. apost. katholischen römischen Kirche 761.
Jacob von Königshoven, Chronik (657).
Frd. Kohlrausch, s. Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser ꝛc.
Karl Koppe, ein neuer Lehrsatz der Stereometrie (879).
J. G. F. Kosegarten, s. Codex Pomeraniae diplomat.
Jo. Godofr. Lud. Kosegarten, de acad. Pomerana ab doctrina Rom. ad Evangelium traducta 717.
W. Kosegarten, Betrachtungen über die Veräußerlichkeit u. Theilbarkeit des Grundbesitzes 98.
G. Kramer, s. Strabonis fragm.
Krug von Nidda, Bericht über ein altgerman. Doppelgrab (168).
F. Kugler, Bemerkungen über die Kirche von Paulinzelle (165).

A. Kuhn, Proben niederdeutscher Mundarten (433); über Göthes Nachtlied (434); s. Märkische Sagen.

von Lebebur, das Münsterſche Sachſenland (168).

Le Glay, Maximilien I. empereur d'Allemagne et Marguerite d'Autriche, sa fille, gouvernante des Pays-Bas. Esquisses biographiques 1623.

Godofr. Wilh. Leibnitii Annales imperii occidentis Brunsvicenses ex codd. bibl. Hannover. edidit Ge. Hr. Pertz. T. 1. Auch unter d. Titel: Leibnizens gesammelte Werke. Erste Folge. Geschichte. B. 1. 511.

Heinr. Leo, die malbergiſche gloſſe, ein reſt keltiſcher ſprache und rechtsauffaſſung. Heft 1. 302.

Michaelis de Leone annotata historica (285).

Guſtav Leonhard, Handwörterbuch der topogr. Mineralogie 486.

Lepſius, ſphragiſtiſche Aphorismen (168); der Dom zu Magdeburg, deſſen Geſch. u. Architectur nach Anleitung der Quellen entwickelt (168).

Leſſingiana, ſ. Gottl. Mohnike.

René-Primevère Lesson, histoire naturelle des Zoophytes. Acalèphes. 1401.

Theodor Alb. Liebner, Predigten gehalten in der Univ. Kirche zu Göttingen 1062.

A. K. Lindesay, case of ulcerated stricture of the Oesophagus communicating with the Trachea (290).

G. C. F. Liſch, ſ. Jahrbücher ꝛc. des Vereins für Meklenburg. Geſch. ꝛc.; über die Stiftung der Klöſter und Kirchen zu Bützow und Rühn (608); Geſch. des biſchöfl. Schwerinſchen

Wappens (608); Bericht über die evangel. Visitation der Meklenb. Gotteshäuser (608); über die Rostocker Chroniken des 16. Jahrh. (608).

Chr. Aug. Lobeck, pathologiae sermonis graeci prolegomena 921. Nachtrag 1087; de mutandae terminationis nominum causis (925); de nominibus quorum characteristica est lambda (931); de nominibus quorum character est my (931); de nominibus in N exeuntibus (931); nomina in ϱ exeuntia (932); nomina quorum character est gutturalis (932); nomina quorum character est labialis (932); nomina quorum character est dentalis (932); de nominibus quorum character est sigma (932); de vicissitudine terminatt. ας, ις, ιας, ιζω, ιαζω (933); nomina primae declinationis in ᾱς purum exeuntia (933).

F. A. Longet, anatomie et physiologie du système nerveux de l'homme et des animaux vertébrés. T. 1. 2. 681.

Will. Lonsdale, notes on the age of the Limestones of South-Devonshire (792).

Johannis de Los chronicon rerum gestarum ab a. 1455 ad a. 1514. Edidit P. E. X. de Ram 1260.

Hermann Lotze, zum ordentl. Professor in der philos. Facultät ernannt 489.

P. C. A. Louis, recherches anatomiques pathologiques et thérapeutiques sur la Phthisie. 2 édit. 553; über das gelbe Fieber, welches im Sommer 1828 zu Gibraltar herrschte (1959).

Ludwigs des Baiern Briefe (285).

Lütcke, der Wiener Meerfahrt (432).

Luffer, Aloys von Reding, Aloys von Deschwanden, die alten Panner der Schweizerischen Urcantone (1557).

Henri Lutteroth, Gesch. der Insel Tahiti u. ihre Besitznahme durch die Franzosen. A. d. Franz. mit Anm. u. Zusätzen von Th. Bruns 120.

Charles Lyell, on the cretaceous and tertiary Strata of the Danish Islands of Seeland and Möen (781).

Henry Maclauchlan, notes to accompany a geological map of the forest of Dean Coalfield (780).

D. Macnab, an account of Scurvy as it appeared at Nusserabad (291).

J. O. Mc William, medical history of the expedition to the Niger during the y. 1841—42 comprising an account of the fever which led to its abrupt termination 2055.

C. D. von Madai, s. Sammlung der Rechtsquellen Liv- Esth- und Curlands.

Lord Mahon, s. Alex. Stanhope.

Malaguti, s. Al. Brongniart.

J. G. Malcolmson, case of Ranula in which the left submaxillary gland was exstirpated with remarks (289); on the fossils of the eastern portion of the Great Basaltic District in India (787).

Reichsfreiherr Albr. Maltzan, Beitrag zur Gesch. der Ostenschen Güter in Vorpommern, aus Urkunden zusammen gestellt 648.

Gideon Mantell, on the bones of birds discovered in the strata of Tilgate Forest, in Sussex (779).

Ph. Marheinecke, die Reform der Kirche durch den Staat 1510.

H. Martenſen, die chriſtliche Taufe und die baptiſtiſche Frage 959.

Martini, einige Mittheilungen über die nach dem vorgängigen methodiſchen Gebrauche der Kaltwaßer-Cur in der Anſtalt beobachteten Wirkungen (515).

C. F. H. Marx, Akeſios. Blicke in die ethiſchen Beziehungen der Medicin 1841; — and R. Willis, on the decrease of diseases effected by the progress of civilization 1841.

Charles Masson, Narrative of various Journeys in Balochistan, Afghanistan and the Panjab including a residence in those countries from 1826 to 1838. 3 Vols. 151.

G. A. Matile, ſ. Miroir de Souabe.

Karl Matthes, Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken, aus den Quellen dargeſtellt 269.

A. Mayer, die Krankheiten des Zwölffingerdarms. Mit einer Vorrede von Fr. Naſſe 1022.

Frd. Baron von Medem, ſ. Codex Pomeraniae diplomat.

Proverbiorum a Meidanio collectorum Pars prior et posterior (86).

Frd. Ludw. Meißner, die Frauenzimmerkrankheiten B. 1. Abth. 1. 2. 918.

H. M. Melford, engliſches Leſebuch. Mit einem Vorwort von K. F. Ch. Wagner. (Auch unter dem Titel: The English Reader) 3 verm. u. verb. Aufl. 983.

A. Menge, über die Lebensweiſe der Spinnen (1621).

Wolfgang Menzel, ſ. Eliſabeth Charlotte von Orléans.

Henrici de Merica historiae, ſ. Collection de chroniques belges inédites.

Gerold Meyer von Knonau, Schweizer Literatur von 1841 (1367); ſ. Nicolaus von der Flüe.

Francisque Michel, ſ. Collection de docum. inédits sur l'hist. de France.

E. Miller, ſ. Éloge de la Chevelure.

Otto von Mirbach, Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jacob. Thl. 1. 2. 1239.

C. J. A. Mittermaier, Italieniſche Zuſtände 1961.

J. H. Möller, urkundliche Geſch. des Kloſters Reinhardsbrunn. Reinhardsbrunn als Amt u. Luſtſchloß 37.

Petr. Mogilas, confessio orthodoxa (916).

Leſſingiana von Dr Gottlieb Mohnike. Nach dem Tode des Verfs geſammelt und hsggb. von ſeinem Sohne 953.

Th. von Mohr, ſ. Carl von Reding.

Th. Mommsen, de collegiis et sodalitiis Romanorum. Accedit inscriptio Lanuvina 1132.

Marquis de Montpouillan, Mémoires, ſ. Duc de la Force.

E. F. Mooyer, fernere Mittheilungen über das calendarium Merseburgense (167).

C. Morehead, Obss. on dracunculus. Part II. (290).

Carl Morgenſtern, ſ. Erklärungsverſuch ꝛc.

Moſig von Aehrenfeldt, ſ. Schafarik.

J. Mouat, cases of disease of the veins with observations (290).

A. Mühry, über die hiſtoriſche Unwandelbarkeit der Natur und der Krankheiten 1878.

Karl Otfr. Müller, Geſchichte helleniſcher Stämme und Städte. Zweyte, nach den Papieren des Verfs berichtigte u. vermehrte Ausg. von F. W. Schneidewin. B. 1. Orchomenos und die

Minyer. B. 2. 3. Die Dorier. Abthl. 1. 2. 1881.

Wilh. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion 2046.

Roderick Impey Murchison, s. Sedgwick; — and H. E. Strickland, on the upper formations of the New Red Sandstone System in Gloucestershire, Worcestershire and Warwickshire (783).

Albertini Mussati Ludovicus Bavarus (285).

Fr. Nasse, s. A. Mayer.

Aug. Neander, Züge aus dem Leben des heil. Nilus ꝛc. 1408.

Rich. J. Nelson, on the geology of the Bermudas (776).

Ch. Gotth. Neudecker, Gesch. der deutschen Reformation von 1517—1532. 286.

Nicolai, episcopi Botrontinensis, relatio de Henrici VII. itinere italico (284).

Nicolaus von der Flüe, s. von der Flüe.

Chrstn. Niemeyer, die Westerburg (167).

Niese, Aussicht auf Pforta 443.

K. W. Nitzsch, Polybios. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie 1788.

F. W. Nolte, Atlas der Hautkrankheiten nach dem Systeme des Prof. Fuchs dargestellt 161.

Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orléans, Briefe an die Raugräfin Louise. Herausgegb. von Wolfg. Menzel 1309.

Heinr. Otte, über die Deutung der Thiergestalten an den Kirchengebäuden des Mittelalters (166); kurzer Abriß einer kirchl. Kunst-Archäologie des

Mittelalters (167); der Text der zehn Gebote vor der Reformation (168).

Rich. Owen, note on the dislocation of the Tail at a certain point observable in the Skeleton of many Ichthyosauri (787); a description of a specimen of the Plesiosaurus macrocephalus, Coneybeare, in the collection of Viscount Cole (787).

Camille Paganel, histoire de Joseph II. 1158.

Frd. Pauli, Unterſuchungen u. Erfahrungen im Gebiete der Chirurgie (665).

Theodorici Pauli historiae de cladibus Leodiensium, ſ. Collect. de chroniques belges inédites.

Jonathan Pereira, the elements of Materia medica and Therapeutics. 2 edit. T. 1. 2. 636.

A. Persii Flacci satirarum liber. Cum scholiis antiquis edidit Otto Jahn 793.

Ge. Hr. Pertz, ſ. Leibniz.

Chrn. Petersen, ſ. Johannes Saresberiensis.

W. Pfeil, die Forſtwirthſchaft nach rein practiſcher Anſicht. 3. verm. u. verb. Aufl. 881; die Forſttaxation in ihrem ganzen Umfange. 2. durchaus umgearb. Aufl. 1241; Anleitung zur Ablöſung der Wald Servituten ſo wie zur Theilung u. Zuſammenlegung gemeinſchaftlicher Wälder, mit beſ. Rückſicht auf die Preuß. Geſetzgebung 1905.

Philoxeni, Timothei, Telestis dithyrambographorum reliquiae. De eorum vita et arte commentatus est, carminum fragmenta collegit et explicuit Ge. Bippart 1371.

M. Pinder u. J. Friedländer, die Münzen Justinians 759.

Pischon, über einen alten Kelch und eine Patere der Nicolaikirche in Berlin (433).

J. P. Pointe, histoire topographique et médicale du grand Hôtel-Dieu de Lyon 1613.

Jos. Prestwich jun., on the structure of the neighbourhood of Gamrie, Banffshire particularly on the deposit containing Ichthyolithes (778); on the geology of Coalbrook Dale (786).

G. Groen van Prinsterer, kort overzigt van de geschiedenis des vaderlands 902; handboek der geschiedenis van het vaderland. Aflever. 1. 2. 3. 902.

A. Quiquerez, notice historique sur quelques monumens de l'ancien évêché de Bâle, réuni au canton de Berne (1559).

J. Rabanis, recherches sur les Dendrophores et sur les corporations romaines en général 1142.

Graf Raczynski, s. Chronicon Wigandi Marburg.

P. E. X. de Ram, s. Collection de chroniques belges inédites.

Leop. Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. B. 4. 5. 1041.

Rud. Rauchenstein, zur Einleitung in Pindars Siegeslieder 345.

Felix Ravaisson, Rapports au ministre de l'instruction publique sur les bibliothèques des départements de l'Ouest 74.

Freyherr Friedr. Wilh. von Reden, allgem.

vergleichende Handels- u. Gewerbs-Geographie u. Statiſtik 1581.

Aloys von Reding, ſ. Luſſer.

Carl von Reding, Regeſten des Archives der Stadt Baden im Aargau. Umgearbeitet und herausgegb. durch Th. von Mohr (1364).

Baron von Reiffenberg, zum Correſpondenten der K. Geſellſch. d. Wiſſenſch. ernannt 1922.

Frz. Xaver Remling, die Maxburg bei Hambach 1088.

Ge. Frd. Hr. Rheinwald, ſ. Jo. Val. Andreae.

Georg Jul. Ribbentrop, zum Hofrath ernannt 489.

H. Riley, on the Squaloraia (775); — and Sam. Stutchbury, a description of various Fossil Remains of three distinct Saurian Animals, recently discovered in the Magnesian Conglomerate near Bristol (784).

Carl Ritter, ſ. Guſtav Peter Blom.

Heinr. Ritter, Geſchichte der Philoſophie. Thl. 7. Auch unter d. Titel: Geſchichte der chriſtl. Philoſophie. Thl. 3. 1761.

J. Roſe jun., Observations on the geological structure on the neighbourhood of Reading (777).

Rogeri de Wendower chronica s. flores historiarum nunc primum edidit Henr. O. Coxe. T. 1. 2. 3. 4. 1717.

The seven sages in scotish metre. By John Rolland of Dalkeith 530.

Chrph. von Rommel, Geſch. von Heſſen. B. 8. Auch unter d. Titel: Neuere Geſch. von Heſſen B. 4. 420.

Wilh. Roſcher, zum ordentl. Profeſſor in der philoſ. Facultät ernannt 489.

Jul. Rosenbaum, ſ. Curt Sprengel.
T. Ross, an account of the Scurvy which appeared in the 4th regt. Lt. Cavalry at Nuserabad (291).
Frz. Roth, nochmals Nibelungen (433).
J. E. G. Roulez, Mémoire pour servir à expliquer les peintures d'une coupe de Vulci, représentant des exercices gymnastiques 66; zum Correſpondenten der K. Geſellſch. d. Wiſſenſch. ernannt 1922.
J. Rupp, der Symbolzwang u. die proteſtant. Lehr- und Gewiſſensfreyheit 1999.
E. Ruth, Geſchichte der italieniſchen Poeſie. Thl. 1. 1995.

Amand Saintes, histoire de la vie et de la philosophie de Kant 1388.
Vicomte de Santarem, recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Améric Vespuce et ses voyages 1121; recherches sur la priorité de la découverte des pays situés sur la côte occidentale d'Afrique au-delà du Cap Bojador et sur les progrès de la science géographique après les navigations des Portugais au 15. siècle etc. 1641; ſ. de Azurara.
Schafarik, ſlawiſche Alterthümer. Deutſch von Moſig von Ährenfeldt. Herausgegb. von H. Wuttke 361.
A. F. H. Schaumann, Geſchichte des zweiten Pariſer Friedens für Deutſchland, aus Actenſtücken 1001.
Hr. Wilh. Lud. Schmelzkopf, erhält den Preis für die beſte Predigt 1089.
C. Schmidt, über das Limon 1218; Beobachtungen über das Aſaron 1441; zur Characteri-

stik der wirbellosen Thiere vom physiologisch-chemischen Standpuncte aus 2001.

Heinr. Schmid, die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche dargestellt u. aus den Quellen belegt 408.

Schnebermann, s. Wöhler; s. Winckler.

Heinrich Schneider, s. Bildnisse der deutschen Könige u. Kaiser ꝛc.

F. W. Schneidewin, s. Karl Otfr. Müller.

G. F. Schoemann, s. Aeschylos.

O. A. Schomburgk, s. Rob. Schomburgk.

Rob. Schomburgks Reisen in Guiana u. am Orinoko. Herausgegb. von O. A. Schomburgk 745.

Schrant, kort overzigt van de geschiedenis der Nederlanden (905).

A. Schultze, Fürwahr, er trug unsere Krankheit! — Das Kreutz. — Zwei Reihen Fastenandachten 1954.

E. von Seckendorf, s. Volkslieder aus der Bretagne.

Adam Sedgwick and Roderick Impey Murchison; description of a raised Beach in Barnstaple or Bideford Bay on the North-west Coast of Devonshire (782); on the physical structure of Devonshire, and of the subdivisions and geological relations of its older stratified deposits (790).

Joh. Carl Seidemann, die Leipziger Disputation im J. 1519. Aus bisher unbenutzten Quellen histor. dargestellt u. durch Urkunden erläutert 839.

Heinr. Sengelmann, s. das Buch von den sieben weisen Meistern.

Sextus Empiricus ex rec. Imm. Bekkeri 6.

The works of Will. Shakespeare. The text

formed from an entirely new collation of the old editions, with the various readings, notes etc. by J. Payne Collier. T. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 733.

Walter Smee, ſ. W. H. Sykes.

T. J. Smith, case of snakebite successfully treated by venesection (291).

Sophokles Antigone, griech. u. deutſch, herausggb. von Aug. Böckh. Nebſt zwei Abhandlungen über dieſe Tragödie im Ganzen u. über einzelne Stellen derſelben 945. — Deutſch von Wolfg. Rob. Griepenkerl 2035.

Letter from Mr. James de Carle Sowerby, on the Genus Crioceratites and on Scaphites Gigas (785).

Curtii Sprengelii Opuscula academica collegit, edid. vitamque auctoris breviter enarravit Jul. Rosenbaum 1223; Prolegomena zu einer dynamiſchen Grundlage der Noſologie (1224); über das Alterthum der Getreidearten, beſ. des Roggens (1224); zur Geſchichte des Queckſilbers (1224); über das älteſte Weihgeſchenk des Aegypt. Königs Pheron (1224); über die Anfänge der chemiſchen Kunſt (1224); über den Aberglauben vorzüglich der Gelehrten u. Ärzte (1224); über die homöopathiſche Lehre (1224); über die Vorſtellungen des Empedokles von der Protogaea (1224); was haben die geheimen Verbrüderungen zur Beförderung der Medicin beygetragen? (1224); über die rohe und doch ſchwache und unvollſtändige Chirurgie im Mittelalter (1224); über die im Mittelalter häufig vorkommende Krankheit des St. Anton-Feuers (1224); über Alter u. Herkunft des Hippokrat. Büchleins von der Natur der Knochen (1224); über eine neue Ausg. des Dioskorides

(1224); Ehrenrettung des Avicenna (1224); über den Bithyniſchen Pferdearzt Apſyrtus (1224); über den Matthäus Sylvaticus, Arzt des 16. Jahrhunderts (1224); über die verſchiedenen Formen der ſyphilit. Krankheiten (1224); über die Hundswuth (1224); über den Einfluß der Carteſianiſchen Philoſophie auf die Umgeſtaltung der Medicin (1224); über die Bedeutung des Arztes (1224); über das menſchliche Sprachorgan (1224).

Joh. Jac. Staffler, Tirol u. Vorarlberg, ſtatiſtiſch u. topographiſch, mit geſchichtl. Bemerkungen. Thl. 2. B. 1. Auch unter d. Titel: Tirol u. Vorarlberg, topographiſch, mit geſchichtl. Bemerkungen. B. 1. 505.

Spain under Charles the second; or extracts from the correspondence of the Hon. Alex. Stanhope. Selected from the originals at Chevening by Lord Mahon. Second edition, enlarged 1439.

Steinhart, symbolae criticae (446).

J. Steininger, geognoſtiſche Beſchreibung des Landes zwiſchen der untern Saar u. dem Rheine. Nachträge 601.

F. Stephan, zur Geſch. der Voigtey Dorla vor dem Hainich (167); neue Römerfeldzüge in Deutſchland z. B. thüringiſche Jeſuiten im Sturm auf die preuß. Stadt Mühlhauſen 1318.

Ludolf Stephani, Reiſe durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands 1337.

D. Stewart, obss. on some diseases of European seamen in Bengal (292).

Gerh. Chryno Herm. Stip, Beleuchtung der Geſangbuchsbeßerung, insbeſ. aus dem Geſichtspuncte des Cultus. In zwei Abthl. 1409.

Charles Stokes, notice respecting a piece of

recent wood partly petrified by Carbonate of Lime with some remarks of fossil woods (780); on some species of Orthocerata (792).
Fragmenta libri VII. Geographicorum Strabonis. Primus edid. G. Kramer. 263.
Frd. Straß, Handbuch der Weltgeschichte, fortgesetzt von Wilh. Havemann. Auch u. d. Titel: Handbuch der neuern Geschichte von Wilh. Havemann. Thl. 1. 2. 3. 644.
Hercule Straus-Dürkheim, traité pratique et théorique d'anatomie comparative. 2 Tom. 850.
Victor Strauß, Lieder aus der Gemeine für das christl. Kirchenjahr 1625.
Phil. d' Ormieux von Streng, Tagebuch während des Feldzuges in Afghanistan 1838—39. Aus der engl. Originalhandschr. von Wilhelm Tetschke u. Ernst Zober 744.
Hugh Edwin Strickland, s. R. J. Murchison; on the geology of the Thracian Bosphorus (785); on the geology of the neighbourhood of Smyrna (785); on the geology of the Island of Zante (785); on some remarkable Dikes of Calcareous Grit at Ethie in Rossshire (790).
Sam. Stutchbury, s. Henry Riley.
W. H. Sykes, a notice respecting some fossils collected in Cutch by Capt. Walter Smee (792).

John Taylor, observations on the strata penetrated in sinking a Well at Diss, in Norfolk (778).
Telestes, s. Philoxenus.
Telle, Nachrichten zur Gesch. der kirchl. Reformation in der Stadt Jüterbog (167).

J. Louis Tellkampf, über die Besserungsgefängnisse in Nordamerika u. England. Nebst Bemerkungen über den Gesundheitszustand der Sträflinge in den obigen Anstalten von Th. Tellkampf 377.
Th. Tellkampf, s. J. Louis Tellkampf.
Wilh. Tetschke, s. Phil. d'Ormieux von Streng.
Theognis restitutus. The personal history of the poet Theognis deduced from an analysis of his existing fragments (by John Hookham Frere) 622.
Frd. Tiedemann, von der Verengerung und Schließung der Pulsadern in Krankheiten 609.
Timm, Turnrede, gehalten bey der Wiedereröffnung des Turnplatzes zu Parchim (1960).
Timotheus, s. Philoxenus.
Tostmann, zum jüngeren Titurel (431).
Gabr. Tourdes, hist. de l'epidémie de Meningite cérébro-spinale observée à Strasbourg en 1840 et 184 1518.
J. E. van der Trappen, specimen historico-medicum de Coffea 2064.
Frèd. Troyon, über antike Armbänder und Agraffen, die im Canton Waadt aufgegraben wurden (1556).

C. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden B. 1. — Auch unter dem Titel: Joh. von Goch u. Joh. von Wesel nebst den reformator. Männern ihrer Umgebung. B. 2. Auch u. d. Titel: Joh. Wessel ꝛc. nebst den Brüdern vom gemeinsamen Leben u. den deutschen Mystikern 465.

A. Valenciennes, nouvelles recherches

sur l'organe électrique du Malaptérure électrique (661); nouv. recherches sur le Nautile flambé (Nautilus Pompil. Lam.) (662).
Valleix, über die Frequenz des Pulses und der Respiration der Kinder von der Geburt bis zu einem Alter von 7 Jahren (1959).
Pierre Varin, s. Collection de docum. inédits sur l'hist. de France.
Archdeacon Vershoyle, notices on the geology of the North Coast of the Counties of Mayo and Sligo in Ireland (778).
Johannes Victoriensis (285).
Th. de la Villemarqué, s. Chants populaires de la Brétagne etc.
Vischer, Beschreibung von drey Grabhügeln in der Hardt bey Basel (1547).
C. Vogt, Embryologie des Salmones, s. L. Agassiz.
J. Voigt, s. Chronicon Wigandi Marburg.

K. F. Ch. Wagner, s. H. M. Melford.
K. Wallich, notes on the drugs called Mishme Teeta and Puchá Pát (290); notes on Cassia lanceolata or the Plant, which yields the true Senna leaves of the Calcutta Bazars (292).
F. C. E. Walter, Todesfeyer des Fürsten Paul Friedrich, Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin 995.
J. E. Wappäus, die Republiken von Südamerika geograph. statistisch . . . dargestellt. Abth. 1. 169.
Andr. Ignaz Wawruch, pract. Monographie der Bandwurmkrankheit durch 206 Krankheitsfälle erläutert. Mit e. Vorworte von J. R. Bischoff Edlem von Altenstern 1236.

Th. Weaver, on the geological relations of the South of Ireland (774).

G. W. Freiherr von Wedekind, die Fachwerksmethoden der Betriebsregulirung und Holzertragsschätzung der Forste mit Nachweisung ihrer Quellen kritisch zusammen gestellt u. beleuchtet 294.

Aug. Weichert, lectionum Venusinarum libellus 1273.

Ch. Weiss, l'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu' à l'avénement des Bourbons. T. 1. 2. 1822; s. Collection de documents inédits sur l'hist. de France.

J. Heinr. Weiß, die Kirchenverfassung der Piemontesischen Waldensergemeinden 1919.

Roger de Wendower, s. Roger.

Joh. Wendt, über das Ehedem und Jetzt im Gebiete der Medicin (516); das Selbstbewußtseyn forensisch aufgefaßt 1883.

Nath. Th. Wetherell, observations on a Well dug on the South Side of Hampstead Heath (777).

Frd. Wieseler, die Ara Casali. Eine archäologische Abhandlung 1071; Vortrag über die hauptsächlichsten Stücke des hiesigen academ. Kunstmuseum 2041.

Chronicon Wigandi Marburgensis. Primum ediderunt J. Voigt et E. Comes Raczynski 462.

Frd. Wiggert, zur Beantwortung der Frage: Wie spät wurde im Mansfeldischen das Christenthum allgemein? (165); Fortsetzung der histor. Wanderungen durch Kirchen des Reg. Bez. Magdeburg (167); sphragist. Zugaben (167).

Dav. Williams, extract from a Letter on the Raised Beaches in Barnstaple or Bidford (782).

W. C. Williamson, on the distribution of Fossil Remains on the Yorkshire Coast from the Lower Lias to the Bath Oolite inclusive (780).

Williams Verdeutschung des Hohen Liedes. Von v. d. Hagen (433).

Rob. Willis, zum Correspondenten der K. Gesellschaft der Wissensch. ernannt 1922; s. C. F. H. Marx.

H. H. Wilson, s. The Vishńu Puráńa.

W. J. Erasmus Wilson, Compendium der Anatomie des Menschen. Bearbeitet und herausggb. von L. Holstein. Liefer. 1—4. 1080.

Winckler und Schnedermann, über das Athamantin (1201).

Ed. Wippermann, Beiträge zum Staatsrechte. Erster Beitrag: über die Natur des Staates 1721.

Wöhler, Auszug aus der von dem Studirenden Knop angestellten chemisch-physiolog. Untersuchung über die Flechten 9; kurzer Bericht einer Vorlesung: Untersuchungen über das Narcotin und seine Zersetzungsproducte 490; Mittheilung über eine im acad. Laboratorio von Knop und Schnedermann ausgeführte Untersuchung über den Mannit 1081; Vorlesung: Untersuchungen über das Chinon 1161; Bericht über mehrere im acad. Laboratorium vorgenommene Untersuchungen 1209; Analyse einer thierischen Concretion 1221; Resultate einer Untersuchung über einen von Bödeker entdeckten neuen organischen Stoff, das Idryl 1681.

G. A. B. Wolff, Commentar zu Plautus Aulular. III. 5. (443).

Joh. Wilh. Wolf, s. Niederländische Sagen.

Romley Wright, notes on the geology of the Brown Clee Hill in the county of Salop (777).

Th. Wright, biographia Britannica literaria etc. Anglo-Saxon Period. 521.
Hr. Wuttke, ſ. Schafarik.

Zelle, Bedeutung und Unterſchied der Beſtimmungswörter: Groß, Klein; Hoch, Tief, Nieder; Ober, Unter (431).
A. Zeune, älteſte altdeutſche heidniſche Gedichte (429).
F. Zinnow, die abgeſtorbenen Wortformen der deutſchen Sprache 4; über die Sage von Biterolf und Dietleib (430).
Ernſt Zober, ſ. Phil. d'Ormieux von Streng.

Zweyte Abtheilung.

Register

namenloſer Schriften, vermiſchter Sammlungen oder geſammelter Schriften mehrerer Verfaſſer, auch einiger literariſchen Nachrichten in dem Jahre 1844.

Analecta Leodiensia (1264).

Archiv für Schweizeriſche Geſchichte herausgegeben auf Veranſtaltung der allgem. geſchichtforſchenden Geſellſchaft der Schweiz. B. 2. 1361.

Archives du Muséum d'histoire naturelle, publiés par les Professeurs-administrateurs de cet établissement. T. 2. Livr. 1—3. 661. — administr. de la ville de Reims. ſ. Collection de docum. inédits sur l'hist. de France.

Barzas-Breiz, ſ. Chants populaires de la Bretagne etc.

La bataille de Liège en 1468 (1264).

Ge. Frd. Benecke, Anzeige ſeines Todes 1425. 1922.

Beyträge zur Geſchichte des letzten Decenniums der alten Eidgenoſſenſchaft (1367).

Bildniſſe der deutſchen Könige und Kaiſer . . gezeichnet von Heinrich Schneider nebſt charakteriſtiſch. Lebensbeſchreibungen von Frd. Kohlrauſch. Heft 1. 641.

Nouv. Suites à Buffon, ſ. Lesson.

Chants populaires de la Bretagne recueillis et publiés avec une traduction française, des éclaircissements, des notes et les mélodies originales par Th. de la Villemarqué. T. 1. 2. 235. Volkslieder aus der Bretagne, ins Deutsche übertragen v. A. Keller u. E. v. Seckendorff 235.

Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico literaria por V. A. Huber. 1844.

Chronicon monachi Fürstenfeldensis (284); — de ducibus Bavariae (1311—1372) (284).

Chronique d'Alsace 655.

Code hist. et diplomat. de la ville de Strasbourg. T. 1. Partie 1. Chronique d'Alsace. 655.

Codex diplomaticus Lubecensis. Lübeckisches Urkundenbuch. Abthl. 1. = Urkundenbuch der Stadt Lübeck, hsggb. von dem Vereine für Lübeckische Geschichte. Thl. 1. 866. — Pomeraniae diplomaticus oder Sammlung der die Geschichte Pommerns und Rügens betreffenden Urkunden. Hsggb. von K. F. W. Hasselbach, J. G. F. Kosegarten, und Frd. Baron von Medem. B. 1. Liefr. 1. 1185.

Collection de chroniques belges inédites, publiée par ordre du gouvernement. Johannis de Los chronicon. Acced. Henr. de Merica et Theodorici Pauli historiae de cladibus Leodiensium... edidit P. E. X. de Ram 1260. — de documents inédits sur l'histoire de France. Première Série. Histoire politique. I. Papiers d'état du Card. de Granvella publiés sous la direction de Ch. Weiss. 823. II. Archives administratives de la ville de Reims. Collection de

pièces inédites etc. par Pierre Varin 831. III. Recueil des lettres missives de Henry IV. publié par Berger de Xivrey. T. 1. 2. 833. IV. Chronique des ducs de Normandie par Benoit, trouvère anglo-normand du 12. siècle, publiée par Franc. Michel. T. 2. 1918. — Troisième Série. Archéologie. Iconographie chrétienne. Histoire de Dieu par Didron 1916.

La correxion des Liègois (1264).

Auszug eines Berichtes über Klima u. Krankheiten von van Diemensland (293).

Vier Documente aus römischen Archiven 876.

Éloge de la Chevelure. Discours inédit d'un auteur grec anonyme publié par E. Miller 481.

Erklärungsversuch einer noch nicht bekannt gemachten Abraxas-Gemme (von Carl Morgenstern) 1357.

Fontes rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands, herausgegb. von Joh. Fr. Böhmer. Band 1. 281.

Germania. Enthalt. sprachwiss. u. geschichtl. Abhandlungen ꝛc. Von der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache u. Alterthumskunde. Hsggb. durch Friedr. Hr. von der Hagen. Bd. 5. — Auch unter dem Titel: Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde 428.

Evangelisches Gesangbuch für Schule und

Haus. Herausgegb. von Wilh. Herm. Blume 409.

Gelehrte Gesellschaften, Göttingische, s. Göttingen, K. Gesellsch. der Wissenschaften. — Thüringisch-Sächsischer Verein 165. — Medical and physical Society of Calcutta 289. — Berlinische Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde 428. — Schlesische Gesellschaft für vaterländ. Cultur 514. — Verein für Mecklenburgische Geschichte und Alterthümer 607. — Muséum d'histoire naturelle 661. — Geological Society of London 774. — Verein für Lübeckische Geschichte 866. — Akademie der Wissenschaften in Paris 1014. — Literarischer Verein in Stuttgart 1309. — Antiquarische Gesellschaft in Zürich 1546. — Naturforschende Gesellschaft in Danzig 1621. — Société médicale d'observation de Paris 1956. — Historische Gesellschaft zu Basel 2040.

Die Gesetzsammlungen der Stadt Nordhausen im 15. u. 16. Jahrhundert, hsggb. von K. Ed. Förstemann (167).

Bruchstücke eines lateinischen Glossarium, hsggb. von Fickert (452).

Göttingen. 1) Königl. Gesellschaft der Wissenschaften: A. Feyer des 92. Stiftungstages 1921. B. Jahresbericht erstattet vom Hofrath Hausmann 1921. a. Das Directorium war Michaelis von dem Hofrath Ritter auf den Obermedicinalrath Langenbeck übergegangen 1921. b. Verzeichnis der im Jahre 1844 verstorbenen hiesigen und auswärtigen Mitglieder und Correspondenten 1921. 1922. c. Verzeichnis der neu erwählten hiesigen und auswärtigen Mitglieder und Correspondenten 1922. C. Verzeichnis der in den Versammlungen der

Societät gehaltenen oder derselben überreichten Vorlesungen: Conradi, über die in des Hippokrates Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die von Littré geäußerte Meinung von denselben 41; Hermann, über griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen 201; Wöhler, Untersuchungen über das Narcotin und seine Zersetzungsproducte 490; Berthold, über das Gesetz der Schwangerschaftsdauer 841; Wöhler, Untersuchungen über das Chinon 1161; Hermann, zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero u. M. Brutus 1934. D. Vorgelegt wurden von Wöhler, eine von dem Studierenden W. Knop im academischen Laboratorium angestellte chemisch-physiologische Untersuchung über die Flechten 9; von Wöhler, Mittheilung über eine im academischen Laboratorio von Knop und Schnedermann ausgeführte Untersuchung über den Mannit 1081; von Wöhler, die Resultate mehrerer in dem academ. Laboratorium vorgenommenen Untersuchungen 1201; von Wöhler, Beobachtungen über das Asaron von Dr. Schmidt aus Kurland 1441; von Wöhler, die Resultate einer Untersuchung über einen im acad. Laboratorium von Bödeker entdeckten neuen organischen Stoff, das Idryl, 1681; von Wöhler, Untersuchungen zur Charakteristik der wirbellosen Thiere vom physiologisch-chemischen Standpuncte aus, von Dr. C. Schmidt aus Kurland 2001. E. Haupt-Preisaufgaben. Für den November 1844, von der historisch-philologischen Classe, eine genaue Untersuchung, welche Männer und welche Ursachen besonders bewirkt haben, daß

vom dritten Jahrhunderte nach Chr. G. an allmählich die Aristotelische Philosophie der Platonischen den Rang abgelaufen habe, — ist unbeantwortet geblieben 1923. Für den November 1845, von der physicalischen Classe: Welche Stellung läßt sich dem sympathischen Nervensysteme durch anatomische, mikroskopische und durch pathologische Untersuchungen anweisen? 1929. Für den November 1846, von der mathematischen Classe, eine den hinlänglich bekannten Anforderungen, welche der gegenwärtige Stand der Wissenschaft an derartige Untersuchungen macht, genügende neue Bearbeitung der Theorie der Uranusbewegungen, — die Darlegung der Hauptmomente in einer angemessenen Ausführlichkeit 1931. Für den November 1847, von der historisch-philologischen Classe, eine critische und quellenmäßige Geschichte der staatsrechtlichen Stellung der Juden unter römischer Herrschaft sowohl innerhalb als außerhalb Palästinas, von Pompejus dem Großen bis auf den Untergang des weströmischen Reichs 1932. F. Ökonomische Preisaufgaben. Für den November 1844: Worin ist die hohe Fruchtbarkeit des Marschbodens an der Mündung der Ströme des nordwestlichen Deutschlands begründet? — ist nicht genügend beantwortet worden 1923. Für den November 1845, eine möglichst umfassende Erörterung des Einflusses, den die verschiedenen Beschaffenheiten des Bodens auf das Leben der den Culturgewächsen nachtheiligen Insecten und Würmer haben, nebst der Angabe des Nutzens, der aus der genaueren Kenntnis dieses Verhältnisses für Land- und Forstwirthschaft zu ziehen seyn dürfte 1933. Für den November 1846

von neuem: Worin ist die hohe Fruchtbarkeit des Marschbodens an der Mündung der Ströme des nordwestlichen Deutschlands begründet? 1933.

Göttingen. 2) Universität. A. Das von dem Geh. Justizrathe Dr. Bergmann geführte Prorectorat ging auf den Professor Dr. Wagner über 161. B. Bekanntmachung der Immatriculations-Commission 545. 1545. C. Verzeichnis der Vorlesungen für den Sommer 1844. 385; — für den Winter $18^{44}/_{45}$ 1465. D. Feyerlichkeiten: Preisvertheilung an die Studierenden, eingeleitet mit einer Rede des Prof. Hermann und Ankündigung der neuen Aufgaben für den 4. Junius 1845: 1089; Feyer des Geburtstages Winkelmanns 2041. E. Oeffentliche gelehrte Anstalten: a) Königl. academ. Museum, zoologische Abtheilung; Geschenk an dasselbe, durch die Munificenz Seiner Majestät des Königs 801. b. Academisches Kunstmuseum, Eröffnung desselben 2041.

Handwerksordnung der Maurer und Steinmetzen in Querfurt v. 1574, hsggb. von K. Ed. Förstemann (168).

Topographischer u. statistischer Bericht über St. Helena (293).

Der Hoftag zu Coblenz (285).

Gustav Hugo, Anzeige seines Todes 1569.

Inventaire analytique des chartes des Comtes de Flandre ... publié par ordre du Conseil provincial de la Flandre orientale. Premier cahier. 957.

Ludw. Jacobſon, Anzeige ſeines Todes 1922.

Neues Jahrbuch der Berliniſchen Geſellſchaft für Deutſche Sprache und Alterthumskunde, ſ. Germania.

Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für Mecklenburgiſche Geſchichte u. Alterthümer, hsggb. von G. C. F. Liſch u. A. Bartſch. Jahrg. 8. 607.

Juliens Nachlaß von der Verfaßerin von Juliens Briefen 1542.

Barthol. Kopitar, Anzeige ſeines Todes 1922.

Leſſingiana, ſ. G. Mohnicke.

Libri symbolici ecclesiae orientalis. Nunc primum in unum corpus collegit, varr. lectt. ad fidem opt. exemplor. adnotavit etc. Ern. Jul. Kimmel 910.

La correxion des Liègois (1264).

Das Buch von den ſieben weiſen Meiſtern ... überſ. u. mit literarhiſtor. Vorbemerkungen verſehen von Hr. Sengelmann 538.

Mémoires de la Société médicale d' observation de Paris T. 2. 1956.

Miroir de Souabe, d' après le Mscr. franç. de la bibl. de la ville de Berne, publié par G. A. Matile 1114.

Neue Mittheilungen aus dem Gebiete hiſtor. antiquar. Forſchungen. Im Namen des Thü-

ring. Sächſ. Vereins herausggb. von K. Ed. Förſtemann. B. 6. 165.

De monacho in flumine periclitato meritis beate Marie ad vitam revocato (1919).

Nibelungen. Ein u. zwanzigſte Handſchrift. Von v. d. Hagen. (429); Nochmals Nibelungen (433).

Notae historicae ex cod. coenobii servorum b. Mariae Virg. de la Scala Veronae (285).

Notices and Extracts from the Minute-Book of the Geological Society of London (782).

Ordnungen des Raths der Stadt Reval, ſ. Sammlung der Rechtsquellen Liv- Eſth- u. Curlands.

Scholae Portensis . . sollemnia saecularia 441.

Proceedings of the monthly meetings of the medical and physical Society of Calcutta (294).

Processus contra haereticos de opinione dampnata etc. (877).

Arabum Proverbia vocalibus instruxit, lat. vertit, comm. illustravit et edidit G. W. Freytag. T. 1—3. 86.

The Vishńu Puráńa, a system of Hindu mythology and tradition, translated from the original Sanscrit, and illustrated by notes derived chiefly from other Puráńas, by H. H. Wilson 1105.

Die Quellen des Revaler Stadtrechts s. Sammlung der Rechtsquellen Liv- Esth- u. Curlands.

Das alte und neuere Lübische Recht, s. Sammlung der Rechtsquellen Liv- Esth- und Curlands.

Relation de ce qui s'est passé en Suisse depuis la résidence de Mr. Miron, à scavoir depuis le 17. Nov. 1617 jusqu' au 2 Mars 1624 et continuée jusqu' en Décembre 1627. (1367).

Relazione d'un vescove romano, che trattava gli affari di religione in Germania nel tempo della riformazione sullo stato corrotto della chiesa cattolica (878).

Märkische Sagen und Mährchen nebst e. Anhange von Gebräuchen u. Aberglauben gesammelt u. herausggb. von Adalbert Kuhn. 625. Niederländische Sagen. Gesammelt u. mit Anmerkungen begleitet herausggb. von Joh. Wilh. Wolf. 625.

The seven sages in scotish metre. By John Rolland of Dalkeith 530.

Steph. Geoffroi St. Hilaire, Anzeige seines Todes 1922.

Sammlung ophthalmologischer Preisschriften hsggb. von Florent Cunier. Abthl. 1. Das Blutauge von Dr. Beger. 961; — der Rechtsquellen Liv- Esth- und Curlands. Her-

ausgegeben von F. G. von Bunge u. C. D. von Madai. Abthl. 1. 873. 1359.
Die Schlacht bey St. Jacob in den Berichten der Zeitgenossen. Säcularschrift der historischen Gesellschaft zu Basel 2040.
Eidgenössische Schlachtlieder (1558).
Scholiorum Theocriteorum pars inedita quam ad cod. Genev. fidem edid. T. Adert 678.
Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. B. 4. H. 1. 1621.
Les sentences de Liège (1264).
Die alten Statuten der Stadt Stollberg am Harz, hsggb. v. K. Ed. Förstemann (166).
Der Streit zu Mühlhausen (284).

Lebensbeschreibung des h. Thomas von Canterbury (1919).
Traditiones et antiquitates Fuldenses. Herausggb. von E. F. J. Dronke. 1913.
Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Vol. 5. 774; — of the medical and physical Society of Calcutta. Vol. VIII. Part. 1. 289.

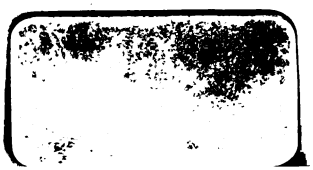
Übersicht der Arbeiten und Veränderungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur im J. 1842. 514.
Lübeckisches Urkundenbuch, s. Codex dipl. Lubec.

Vita Ludovici IV imperatoris (284); — Karoli IV (285).

The Vishńu Puráńa, ſ. Puráńa.

Volkslieder aus der Bretagne, ins Deutſche übertragen von A. Keller u. E. von Seckendorf, ſ. Chants populaires de la Bretagne.

Die Willkür und Statuten der Stadt Wittenberg herausgegb. von K. Ed. Förſtemann (167).

Ferd. Wurzer, Anzeige ſeines Todes 1922.

Zeitſchrift für vaterländiſche Alterthumskunde, herausgegb. von der antiquar. Geſellſchaft in Zürich 1546.